Die Grenzboten


Dei
Sub Numine
Viget



Die
Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.



46. Jahrgang.

Viertes Vierteljahr.

Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1887.

Inhaltsverzeichnis.

Jahrgang 1887. Viertes Vierteljahr.

Kleinere Mitteilungen.

Besprochene Bücher.

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größeren Aufsätzen behandelt worden.)



Die soziale Frage im Reichslande.

1.



ei uns giebt es keine Sozialdemokratie. Die Humanität der oberelsässer Arbeitgeber hat die Arbeiter zufriedengestellt. Die wirksamste Bekämpfung des Sozialismus liegt in der Nachahmung der Mülhäuser Institutionen." So ließ sich 1878 Herr Johann Dollfuß, Fabrikant und Protestler, im deutschen Reichstage vernehmen, als hier von den Parteien das Sozialistengesetz erörtert wurde. Es war eine stolze Behauptung, die Bewunderung und Neid erwecken konnte, wenn sie begründet war. Sie wurde jedoch sehr bald durch Thatsachen widerlegt, indem bei den Wahlen 1881 Liebknecht 462 Stimmen erhielt, und indem schon drei Jahre nachher im Lande der angeblich gelösten sozialen Frage 3111 sozialdemokratische Wahlzettel abgegeben wurden, obwohl die Agitation auf polizeilichen Widerstand gestoßen war und nur wenige Tage gewährt hatte. Also doch, sagte man sich. Trotz der humanen Arbeitgeber, trotz der musterhaften „Institutionen" Unzufriedenheit! Wie kommt das? Wäre es bloß Undankbarkeit, bloß Verblendung durch Vorspiegelungen von Wühlern, wenn Tausende von Arbeitern lieber einen von ihrer Klasse, als dem menschenfreundlichen Herrn Dollfuß die Vertretung ihrer Interessen übertragen wollen? Lassen wir uns das Rätsel von der Schrift Heinrich Herkners: Die oberelsässische Baumwollenindustrie und ihre Arbeiter lösen, welche vor kurzem (Straßburg, bei Trübner) erschienen ist und welche die nicht bloß von Dollfuß, sondern auch von andrer Seite gerühmten Mülhäuser Einrichtungen und Zustände einmal mit der Fackel der Wahrheit beleuchtet. Der Verfasser ist ein Schüler Brentanos, sein Buch bildet das vierte Heft der „Abhandlungen aus dem staatswissenschaftlichen

Seminar der Straßburger Universität," die Abschnitte derselben, welche die Gegenwart behandeln, beruhen fast durchgehends und in allen Hauptsachen auf eigner Beobachtung oder zuverlässigen Mitteilungen solcher, welche der Sache nahe stehen, und nichts läßt vermuten, daß der Sammler und Bearbeiter dieses Materials irgendwelchen Grund gehabt haben könnte, einseitig zu verfahren, das Gute zu verschweigen, das Schlimme zu übertreiben und überhaupt Parteizwecke zu verfolgen. Er macht vielmehr allenthalben den Eindruck, gewissenhaft gesucht und geprüft und sorgfältig gewogen und gezeichnet zu haben. Und nun geben wir in möglichst ausführlicher Weise die Hauptzüge des Bildes wieder, das er uns von der Lage der Arbeiter im Oberelsaß und zunächst in Mülhausen entwirft.

Mülhausen ist mit seinen 70 000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt im Reichslande und mit seinen 23 000 Arbeiter beschäftigenden 86 größern industriellen Unternehmungen nach Berlin, Chemnitz und Elberfeld-Barmen die bedeutendste Fabrikstadt Deutschlands. Neben der Baumwollenindustrie sind jetzt auch die Kammgarnspinnerei, die Tuchmacherei, die chemische und die Metallindustrie hier zu hoher Entwicklung gelangt. 120 hochragende Schlote hüllen die Stadt an Werktagen in schwarzen Steinkohlenqualm. Manche von den Fabriken sind wahre Riesenanlagen. Die Maschinenbaugesellschaft beschäftigt 3027, die Firma Dollfuß-Mieg 2900, Schlumberger Söhne 1460, Tournier und Glück 949, Karl Mieg 869, Köchlin und Schwarz 846 Arbeiter. Gehen wir mit dem Verfasser zunächst in die Arbeitsräume dieser Fabriken. In den meisten sind jetzt infolge des Unfallversicherungsgesetzes die Maschinen so aufgestellt, daß der Durchgang zwischen ihnen gefahrlos ist, und die Zahnräder sowie die Transmissionen sind mit Schutzvorrichtungen versehen. Dagegen läßt die Temperatur und Ventilation vielfach zu wünschen übrig, und so ist selbst in den am besten eingerichteten Spinnereien die Luft stark mit Baumwollenfäserchen geschwängert, die sowohl der Lunge als dem Magen schaden. Da ferner eine warme und zugleich feuchte Luft den Spinnprozeß vorteilhaft beeinflußt, so wird Dampf in die Arbeitssäle gepumpt, und dies steigert die Temperatur darin bis zu dreißig, ja zuweilen bis auf fünfundvierzig Grad Celsius. Die Folge ist, daß die Arbeiter häufig an Rheumatismus erkranken. In den Druckereien entwickeln die hier verwendeten Chemikalien, besonders die Anilinfarben, atembeklemmende Gase, und in den Trockenkammern herrscht eine Hitze von fünfzig Grad Celsius. In den mechanischen Webereien wütet infolge des Auf- und Abschießens der Schützen ein geradezu betäubender Lärm. Schon der bloße Aufenthalt in den Fabriken muß auf Geist und Körper höchst nachteilig wirken; dazu kommt aber noch eine zu lange Arbeitszeit, sowie das beständige Stehen und die ununterbrochene geistige Aufmerksamkeit der Arbeiter während derselben. In der Regel arbeiten sie täglich 12½ Stunden, indem sie zunächst von 6½ Uhr morgens bis Mittag thätig sind. In dieser ganzen Zeit giebt es nur von 8 bis 8 Uhr 10 Minuten

eine Pause zu einem Imbiß, wobei aber die Maschinen im Gange bleiben, sodaß von einer eigentlichen Ruhe nicht die Rede sein kann. Die Mittagspause dauert von 12 bis 1 Uhr, dann wird ohne Unterbrechung bis 7 Uhr abends fortgearbeitet. Das ist die Regel, aber es kommen Ausnahmen im guten wie im schlechten Sinne vor. Häufig wird die Arbeitszeit an Sonnabenden bis 10 Uhr verlängert, namentlich in den Druckereien von Oktober bis April, und bei gutem Geschäftsgange wird des Sonntags sogar die ganze Nacht hindurch gearbeitet und so die Erholung der Tagesstunden wieder zu nichte gemacht. Überdies kürzt man in solchen Fällen auch die Ruhepausen ab. Ein sehr angesehenes Etablissement bei Mülhausen beschränkt dann die Mittagspause auf eine Viertelstunde. Die Spinnereien und Webereien arbeiten hie und da gewöhnlich nur 11½, aber bei zahlreichen Bestellungen auch 12½ bis 13½ Stunden. Viele von den Leuten können dann wegen zu weit vorgerückter Zeit den Heimweg nicht mehr antreten, und so schlafen sie in den Arbeitssälen. Die Fabriken beschäftigen eine große Anzahl von Kindern unter vierzehn, jungen Burschen von vierzehn bis sechzehn Jahren und weiblichen Arbeitskräften. Mit Ausnahme der Kinder, welche eine bis zwei Stunden weniger arbeiten, werden alle gleich lange beschäftigt wie die Männer und wie diese zur Nachtarbeit herangezogen. Strenges Einhalten der Arbeitszeit wird durch scharfe Geldstrafen erzwungen. Eine Verspätung um fünf Minuten wird mit 12 bis 40 Pfennigen gebüßt. In einigen Etablissements straft man erst die Versäumnis, welche fünfzehn oder zwanzig Minuten übersteigt, dann aber mit 60 Pfennigen, ja einem halben Tagelohn. Daneben bestehen noch viele andre Strafen, die zu steter Aufmerksamkeit und Anspannung nötigen. Ein Fabrikherr nimmt seinen Leuten schon, wenn sie während der Arbeit miteinander sprechen, 20 bis 40 Pfennige ab. Daß dem Akkordarbeiter für fehlerhafte Leistungen Lohnabzüge gemacht werden, ist ganz in der Ordnung, wenn ihn selbst die Schuld dabei trifft; sehr oft aber hat er Mängel zu büßen, die in der Beschaffenheit des ihm gelieferten Rohmaterials ihre Ursache haben oder von der Unvollkommenheit einer Maschine herrühren. Sehr geklagt wird über die grobe Behandlung der Arbeiter durch ihre Chefs, Direktoren und Werkmeister, namentlich aber über die schmachvolle Art und Weise, wie letztere ihre Macht über die Arbeiterinnen benutzen, um sie zu Opfern ihrer Lüste zu machen. In manchen Fabriken verkehrt der Chef mit seinen Arbeitern gar nicht. In andern können sie ihm zwar ihre Beschwerden vortragen, aber Erfolg hat dies niemals. So sind sie der Willkür der Beamten preisgegeben, welche, um sich die Gunst ihres Herrn zu erwerben, dessen Vorteil rücksichtslos verfolgen, auch vielfach durch Tantiemebesoldung interessirt sind. Die Fabrikordnungen werden einseitig vom Arbeitgeber festgestellt, und obwohl der Arbeiter nach den Bedingungen derselben zu arbeiten hat, giebt man ihm kein Exemplar davon in die Hand, das er mit Bedacht lesen könnte. Indes legt er wenig Wert darauf, da die Bestimmungen, unklar und dehnbar wie sie sind, ihn zu

nichts berechtigen und nur im Interesse des Fabrikanten abgefaßt sind. In einer dieser Fabrikordnungen z. B. heißt es in Artikel 10: „Die Tarife der Akkordlöhne werden nach den Umständen festgesetzt und in den Werkstätten angeschlagen. Jeder Arbeiter ist gehalten, sich denselben zu unterwerfen."

Damit sind wir bei den Lohnverhältnissen angelangt. Die von Herkner mitgeteilten Lohnsätze lassen sich ungefähr dahin zusammenfassen, daß ein tüchtiger Arbeiter erster Klasse jährlich 1050, ein gewöhnlicher Hilfsarbeiter 750, eine erwachsene Arbeiterin 600, männliche jugendliche Personen 420, weibliche 360, Kinder endlich 300 Mark verdienen, wobei arbeitslose Zeiten und Abzüge wegen Fehlern u. a. nicht berücksichtigt sind. Stellt man dem das Budget gegenüber, welches den Bedarf einer Familie, bestehend aus Mann, Frau und drei noch nicht arbeitsfähigen Kindern darstellt und für Nahrung, Kleidung, Wohnung, Heizung, Beleuchtung, Krankenkasse, Steuern und Schulgeld, endlich für verschiednes, wie Getränke, Tabak und unvorhergesehene Ausgaben, in Summa 1620 Mark ansetzt, so ergiebt sich sofort, daß auch die am besten bezahlten Mülhäuser Arbeiter ihre Familien von ihrem Lohne allein nicht in der Weise erhalten können, welche nach den hier verbreiteten Begriffen für erträglich gilt. Um den Fehlbetrag zu decken, muß die Frau mitarbeiten, oder die öffentliche Armenpflege Zuschüsse liefern, oder der Bedarf auf den Betrag des Lohnes herabgedrängt werden. Ist die Frau den Tag über wie der Mann vom Hause abwesend, in der Fabrik thätig, so kann sie nicht kochen, waschen und die Kinder pflegen, sie muß dafür fremde Hilfe haben, und das erhöht wieder den Bedarf. Die vorhandenen Kinderasyle lindern das Übel, beseitigen es aber nicht. Sie nehmen die Kleinen erst von ihrem dritten Lebensjahre und nur bis zum Eintritte der Schulpflichtigkeit auf, und sie gewähren ihnen nicht schon so zeitig am Morgen und nicht so spät am Abend noch, wie die Mutter sich ihnen entziehen muß, Unterkunft und Aufsicht. So kann man sich nicht wundern, wenn man in den Arbeitervierteln Mülhausens massenhaft schulpflichtige Kinder in einem Zustande unbeschreiblicher Verwahrlosung antrifft, und wenn die Sterblichkeit der dortigen Arbeiterkinder im ersten Lebensjahre früher achtunddreißig bis vierzig Prozent betrug. Als der Chef des Hauses Dollfuß-Mieg 1862 bestimmte, daß in seiner Fabrik beschäftigte Wöchnerinnen sechs Wochen den vollen Lohn erhalten sollten, falls sie sich während dieser Zeit nur dem Haushalte und der Pflege des Kindes widmeten, sank die Sterblichkeit der Kinder seiner Fabrikarbeiterinnen rasch auf vierundzwanzig bis achtundzwanzig Prozent. Später kam ein Wöchnerinnenverein zu stande, von welchem Arbeiterinnen (gegen einen Beitrag von fünfzehn Centimes für vierzehn Tage) nach ihrer Niederkunft vierundfünfzig Franks erhalten, doch nur unter der Bedingung, sich sechs Wochen der Fabrikarbeit zu enthalten. Neuerdings trat noch das Krankenkassengesetz hinzu, welches ihnen drei Wochen lang Unterstützung gewährt. Seitdem zeigen die statistischen Tabellen ein langsames Herabgehen der Sterblichkeitsziffern.

Der verderbliche Einfluß der Fabrikarbeit auf den weiblichen Organismus giebt sich vornehmlich in der Anzahl der Totgeburten kund. In den Kantonen mit Landwirtschaft treibender Bevölkerung betragen sie drei bis vier, in Mülhausen fast sechs, in den Industriedörfern des Amarinthales fast sieben und im Kanton Schnierlach über acht Prozent der Geburten. Vor der Annexion verbesserte der Arbeiter sein Einkommen vielfach dadurch, daß er seine Kinder schon im zartesten Alter in die Fabrik schickte. Das deutsche Unterrichtsgesetz verbietet ihm das jetzt; denn er darf sie nach demselben erst der Schule entziehen, wenn sie das zwölfte Lebensjahr überschritten haben. Der Speisezettel des Arbeiters lautet: früh Milchkaffee und Brot, mittags ein wenig Fleisch mit Kartoffeln oder anderm Gemüse, abends wieder Milchkaffee und Kartoffeln. Die Beschaffenheit dieser Kost kann kaum verringert werden. Höchstens kann statt Kuhfleisch Pferdefleisch für das Mittagsmahl in Ansatz gebracht werden. Eine Minderung des Postens im Budget ist nur hinsichtlich der Menge zu erreichen, und dazu giebt es ein billiges Mittel: man täuscht sich über das Bedürfnis nach hinlänglicher Nahrung durch Genuß von Schnaps hinweg, da Bier und Landwein zu teuer sind. Hinsichtlich des Bezuges der Lebensmittel ist der Arbeiter an die Kleinkrämer gewiesen, die fast alle Bedarfsartikel führen. Alles wird auf ein Buch geholt, am Zahltage der Fabrik wird ein Teil der Schuld getilgt, der größere bleibt stehen, und das giebt ein Abhängigkeitsverhältnis, bei dem der Schuldner in Bezug auf Maß, Güte und Preis der Waare nicht mäkeln darf. Viel haben dazu die in Elsässer Fabriken noch üblichen langen Zahlungsfristen beigetragen. Tritt der Arbeiter ein, so muß er dem Arbeitgeber eine zwei- bis vierwöchentliche Arbeitsleistung vorschießen. Meist mittellos, ist er dazu nur imstande, wenn ihm der „Epicier" borgt, und so ergiebt sich gleich von Anfang an ein Schuldverhältnis, das man schwer wieder los wird. Nun haben sich allerdings in der letzten Zeit zu Mülhausen und in dessen Umgebung mehrere Konsumvereine gebildet, die gut gediehen sind und die Einlage mit zwölf bis siebzehn Prozent verzinsen. Diese beträgt aber vierzig Mark, das übersteigt die Mittel der Fabrikarbeiter, und so beteiligen sich diese nur ausnahmsweise an solchen Anstalten, ihre Mitglieder gehören viel mehr dem Stande der kleinen Handwerker an.

Das Aussehen der Fabrikbevölkerung ist nach dem Vorhergehenden selbstverständlich im großen und ganzen kein erfreuliches, und es fällt um so mehr auf, wenn der Beobachter vor seinem Eintritte in die industriellen Gebiete des Elsaß in denen gewesen ist, welche Landwirtschaft treiben. Man erkennt dann deutlich, daß es nicht an dem alemannischen Stamme liegt, wenn die oberelsässischen Arbeiter, namentlich die Spinner, Weber und Drucker, der großen Mehrzahl nach einen sehr kümmerlichen Eindruck machen. Von der frischen, gesunden Gesichtsfarbe, dem kräftigen, oft herkulischen Körperbau und der Wohlgenährtheit der Landleute, denen man dort begegnete, ist unter den Fabrik-

sklaven der Städte und der ländlichen Etablissements nichts zu entdecken, und ebenso wenig trifft man hier das muntere, vergnügte Wesen an, welches den Stamm, wenn er unverdorben durch Überanstrengung und Entbehrung ist, bezeichnet. Bleiche Farbe, magere, eingefallene, verdrossene Gesichter, vorgebeugte Haltung und schlaffer Gang finden sich häufig schon bei jungen Männern. Nicht selten zeigen sich die Folgen des langen Stehens bei den Maschinen in Verkrümmungen der Beine und in Plattfüßen. Die physische Entartung des Stammes gewinnt einen deutlichen Ausdruck in den Ergebnissen des Ersatzgeschäfts, welche die auf Seite 325 unsrer Schrift mitgeteilte Tabelle enthält. Die Unterschiede zwischen den Ausmusterungen in dem ländlichen Kreise Altkirch, in welchem auf 1000 Zivilpersonen nur 28 Fabrikarbeiter kommen, und dem Kreise Thann, wo deren auf die gleiche Zahl Zivilpersonen 222 fallen, springen sogleich in die Augen. Die Berichte der Kreis- und Kantonalärzte sind voll von Klagen über die Entartung der Bevölkerung in den Industriegegenden. Nicht nur daß Skrophulose und Lungenschwindsucht unter ihr verbreitet sind und daß diese Leiden geradezu als die „Geißel der Fabrikbevölkerung" bezeichnet werden, auch die ansteckenden Krankheiten wie Typhus, Scharlach, Masern und Diphteritis richten unter ihr weit mehr Verheerungen an, als unter den übrigen Klassen. Jene Ärzte verdienen wegen ihrer unermüdlichen und unerschrockenen Darlegung dieser Verhältnisse und ihrer Hauptursachen volle Anerkennung. Aber obwohl sie immer von neuem auf die gesundheitsschädlichen Einflüsse der Art und Weise, wie in den Fabriken verfahren wird, hingewiesen haben, und der Ruf nach Einführung einer Fabrikinspektion, wie sie im übrigen Deutschland besteht, wiederholt ergangen ist, hat der Staat bisher in dieser Richtung noch nichts gethan. Besser als die Männer sehen die Mädchen aus, die in Fabriken beschäftigt werden. Man darf sie sich nicht als häßliche, nach Maschinenöl duftende, schmutzig und zerlumpt gekleidete Geschöpfe vorstellen. Sie sind durchweg reinlich angezogen. Besondre Sorgfalt verwenden sie auf ihre Frisur. Ein kokett aufgestülptes Häubchen schützt die Haare während der Arbeit vor den herumfliegenden Baumwollenfasern. Bei denen, deren Familien schon jahrelang dem Fabrikarbeiterstande angehören, machen sich allerdings Zeichen der physischen Entartung bemerkbar, welche zu lange Anspannung in schlechter Luft und zu geringe Nahrung hervorrufen müssen. Aber weniger ist dies der Fall bei solchen, die ihre erste Jugend noch draußen auf dem Lande verlebt haben, als ihre Eltern noch hinter dem Pfluge hergingen und den Dreschflegel schwangen. Ihnen hat die Hitze und der Dunst der Fabriksäle noch keine Blässe angekränkelt, sondern nur einen zarteren Teint gegeben, und das lange Stehen und der Mangel an Schlaf und sonstiger Erholung haben in Betreff ihrer körperlichen Entwicklung noch nicht zu Schlaffheit und gebeugter Haltung geführt, sondern dem ehemaligen Landmädchen nur schlankere und zierlichere Formen gegeben. Einen sehr widerlichen Anblick gewähren die Kinder.

Ihre gelblich graue, ins Grüne schimmernde Gesichtsfarbe, ihr ungeordnetes Haar, in welchem die schwarzen Finger sich in verdächtiger Weise zu schaffen machen, die geflickten oder auch nicht geflickten Blusen und Hosen von Baumwollenzeug erregen tiefes Mitleid. Aber schlimmer ist die geistige Vernachlässigung, die dem Mangel an jeder Beaufsichtigung entspringt. Die größeren laufen und graben stumpf im Staube oder Schmutze der Straßen herum. Das kleinste liegt in einem Korbwägelchen und ist zur Besorgung einem Schwesterchen überlassen, das selbst erst seit nicht langer Zeit ordentlich gehen gelernt hat. In den vorwiegend von Arbeitern bewohnten Gegenden Mülhausens wimmeln die Gassen von solchen Kindern. „Als ich — erzählt Herkner — das Waisenhaus besuchte, war ich erstaunt, wie vorteilhaft die hier untergebrachten elternlosen Geschöpfe in ihrem ganzen körperlichen und geistigen Wesen sich von der Mehrzahl jener unterschieden, deren Eltern zwar noch leben, aber nicht für ihre Kinder, sondern für die Fabrik.“

Von Gelegenheit für die Arbeiter, die Abspannung, welche lange eintönige Beschäftigung in übler Luft herbeiführt, durch sonntäglichen Aufenthalt im Freien und unter schattigen Bäumen einigermaßen zu beseitigen, ist in Mülhausen wenig die Rede. Die Stadt besitzt nur eine einzige öffentliche Anlage, den sogenannten „Tannwald,“ und der ist von den Quartieren, wo die Arbeiter wohnen, drei bis vier Kilometer entfernt, weshalb sie nicht oft dahin kommen. Nur einen verhältnismäßig kleinen Teil des Volkes der Proletarierstadt sieht man an Sonntagsnachmittagen durch das Villenquartier des Rebbergs zu ihm hinaufpilgern. Halbreife Burschen, schon mit einem „Schätzle“ versehen, Ehepaare, bei welchen man den schwächlichen, verkümmerten Mann eher für den Sohn oder den jüngeren Bruder als für den Gatten der Frau halten möchte, er ein Kind auf dem Arme, sie eins unter dem Herzen, ein andres im Wagen hinter sich herziehend, so wandern sie weiter, um sich einmal für einige Stunden als Menschen zu fühlen, nachdem sie sechs Tage lang nicht viel mehr als die Maschinen gewesen sind, mit denen um die Wette sie sich keuchend und schwitzend abhasteten, um den Luxus der Kapitalisten, die ihnen Arbeit geben, und daneben ihr und der Ihrigen kärgliches Brot zu verdienen. Fürwahr, es ist ihnen nicht zu verübeln, wenn sie mit Neid und Bitterkeit auf die stattlichen Häuser und Gärten und auf die stolzen Equipagen jener Glücklichen blicken. Wenn sich auch der Unterschied zwischen Reich und Arm niemals völlig ausgleichen läßt, darf man ihnen wohl von Herzen wünschen, daß in dieser Richtung vonseiten der Regierung bald das geschehe, was im übrigen Deutschland möglich gewesen ist, um den Unterschied weniger fühlbar, die Last der Arbeiter leichter und ungefährlicher und ihre Zukunft sicherer und heller zu machen.

Überproduktion.



Die wirtschaftlichen Übelstände der Gegenwart werden von vielen Berufenen und Unberufenen der Überproduktion zur Last gelegt. Bald ist von allgemeiner, bald von Überproduktion auf einzelnen Wirtschaftsgebieten die Rede. Die allgemeine Überproduktion wird von vielen für unmöglich erklärt, weil die Bedürfnisse der Konsumenten dehnbar und ins Unendliche erweiterungsfähig seien. Wenn von allen Verbrauchsgegenständen mehr erzeugt werde, so sei vermehrter Austausch die Folge und dementsprechend auch vermehrter Gebrauch.

Es ist gewiß von großer Bedeutung, über diesen hochwichtigen Gegenstand zu voller Klarheit zu gelangen. Denn nur, wenn der Sitz des Übels völlig erkannt ist, können die zweckmäßigsten Mittel zur Heilung angewandt werden. Die Hauptfrage ist die: Kann eine allgemeine Überproduktion eintreten, und wenn dies der Fall ist, welche Mittel müssen angewandt werden, um Abhilfe zu schaffen?

Wenn man bei der Erörterung dieses Gegenstandes noch viel Unklarheit findet, so liegt dies daran, daß man sich über den Begriff der Überproduktion noch nicht geeinigt hat. Während einige unter Überproduktion diejenige Produktion verstehen, welche über das vorhandene Bedürfnis der Konsumenten hinausgeht, erkennen andre eine Überproduktion als vorhanden an, wenn die Kaufkraft der Konsumenten, also die Befähigung, das Bedürfnis zu befriedigen, hinter der Produktion zurückbleibt. Es ist leicht einzusehen, daß diese Auffassungen weit auseinandergehen. Das Bedürfnis ist dehnbar, erweiterungsfähig, vielleicht unbegrenzt. Es braucht nicht bewiesen zu werden, daß von den meisten Gegenständen der Produktion viel mehr verbraucht werden könnte, wenn diejenigen, welche das Bedürfnis empfinden, es auch befriedigen könnten. Man klagt über Überproduktion an Kohle, Getreide, Zucker, und doch leidet es nicht den mindesten Zweifel, daß Hunderttausende, vielleicht Millionen von Menschen im Winter ihre Räume nur unzureichend erwärmen können, daß sie, anstatt Roggen- und Weizenbrot zu essen, sich Tag für Tag mit Kartoffeln begnügen müssen, und daß sie ihren dünnen Kaffee nicht mit Zucker zu versüßen imstande sind. In Deutschland kommen nur acht bis neun Kilo Zucker jährlich auf den Kopf der Bevölkerung, während in den Vereinigten Staaten etwa die dreifache Menge Verwendung findet. Stiege der Verbrauch des Zuckers in Deutschland auf das Doppelte, so würden etwa 375 Millionen Kilo Zucker mehr verbraucht werden, und von einer Überproduktion wäre fürs erste keine Rede.

Wenn diese Menge nicht verbraucht wird, so liegt das nicht daran, daß das Bedürfnis nicht vorhanden wäre. Es würden diese Millionen Kilo Zucker mit Leichtigkeit verbraucht werden können, und die Ernährung der Nation würde dadurch wesentlich aufgebessert werden. Wenn es trotzdem nicht geschieht, so liegt der Grund einzig und allein darin, daß diejenigen, welche den Zucker verzehren möchten, nicht in der Lage sind, ihn zu bezahlen.

Ganz anders als mit dem Bedürfnis steht es mit der Kaufkraft. Sie ist eine gegebene Größe, ist nicht erweiterungsfähig, geschweige denn unbegrenzt. Auf die einzelnen Gegenstände des Verbrauchs wird von den vorhandnen Mitteln der Bevölkerung soviel verwandt, als die Notwendigkeit der Erlangung derselben vorschreibt und bei einer kleinern Zahl von Konsumenten, die sich in besserer Lage befinden, durch Geschmack und Liebhaberei bestimmt wird.

Ist aber das Bedürfnis dehnbar und unbegrenzt, so kann von einer allgemeinen Überproduktion über das Bedürfnis hinaus nicht die Rede sein. Wohl könnten bestimmte Verbrauchsgegenstände vorübergehend in zu großer Masse hervorgebracht werden. So könnte man sich denken, daß in einem Gemeinwesen, in welchem alle Bedürfnisse vollauf Befriedigung finden, mehr Hüte gefertigt worden wären, als erforderlich sind. Denn der Bedarf wäre ja befriedigt, wenn jedermann mit einem neuen guten Hute versehen wäre. Aber man könnte sich kaum eine Vorstellung davon machen, daß auch bei den Gegenständen des Luxus, des Geschmacks, des Vergnügens eine Produktion über das Bedürfnis hinaus eintreten könnte. Mithin kann man auch eine allgemeine Überproduktion gegenüber dem Bedürfnis nicht für möglich halten.

Ganz anders verhält es sich, wenn man die Kaufkraft der Produktion gegenüberstellt. Die Kaufkraft ist beschränkt und nicht beliebig erweiterungsfähig; die Möglichkeit der Produktion aber muß in gegenwärtiger Zeit als unbegrenzt gelten. Die Hilfsmittel, welche der Produktion zu Gebote stehen, sind von solcher Ausdehnung, daß man kaum sagen kann, daß irgend ein Zweig derselben über einen bestimmten Punkt hinaus nicht mehr erweiterungsfähig wäre. Wenn am Anfang des Jahrhunderts Malthus behauptet hat, daß die Zahl der Menschen rascher wachse als die Möglichkeit, sie zu ernähren, so hat die Geschichte der Volkswirtschaft seitdem den Beweis geliefert, daß seine Behauptung vor der Hand keine Giltigkeit beanspruchen kann. Auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit hat eine riesige Erweiterung der Produktion stattgefunden. Es fragt sich nur, ob eine kaufkräftige Nachfrage stattfindet; in diesem Falle wird das Begehrte auch sicherlich hergestellt. Man kann sogar noch weiter gehen und kann dreist behaupten, daß die Spekulation die Nachfrage gar nicht abwartet, vielmehr schon, ehe sie sich geltend macht, vorarbeitet, um stets das Geforderte schnell liefern zu können. Das ist ja gerade typisch für die gegenwärtige Zeit, daß auf allen Gebieten das Angebot der Nachfrage weit voraus ist. Nach Absatz schreit die ganze Welt, um Absatz zu gewinnen, werden alle

möglichen zulässigen und verwerflichen Mittel der Reklame angewendet. Man braucht sich gar nicht zu bemühen, einen Gegenstand zu erlangen, wenn man zahlungsfähig ist; man hat vielmehr Plage, die Masse der Anerbietungen abzuwehren.

In diesem Zustande der Dinge liegt aber eben die Überproduktion, und zwar eine allgemeine Überproduktion. Es wird zu viel Korn, zu viel Zucker, Spiritus, Eisen, Silber, Kohle produzirt. Es giebt kein Gebiet, auf dem nicht mehr produzirt würde, als gekauft werden kann.

Der Grund liegt darin, daß die Produktion durch die Verbesserungen der Technik, durch Erschließung neuer Reichtumsquellen so sehr vervollkommnet und erweitert worden ist, daß nicht mehr zehn Menschen erforderlich sind, um zehn Menschen zu ernähren, sondern daß dazu vielleicht schon fünf ausreichen. Wir sagen: ernähren, und verstehen darunter die ganze Unterhaltung des Menschen in der Weise, wie sie jetzt im Durchschnitt stattfindet. Wenn aber diese Behauptung richtig sein sollte, daß jetzt fünf Menschen ausreichen, um alles das zu erzeugen, was zehn Menschen verbrauchen, so leidet es ja gar keinen Zweifel, daß zu viel produzirt wird, wenn trotzdem alle zehn Menschen sich bei der Produktion beteiligen. Und gerade dies ist der Zustand, in dem wir uns befinden: die Überproduktion, die über die vorhandne Kaufkraft weit hinausgeht.

Malthus machte in seinen Grundsätzen der Nationalökonomie darauf aufmerksam, daß es von der größten Wichtigkeit sei, daß die Konsumtion zur Produktion in richtigem Verhältnis bleibe. Er behauptete, daß durchaus unproduktive Konsumenten vorhanden sein müßten, um das Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsumtion aufrecht zu erhalten. Ihm trat J. B. Say mit großer Lebhaftigkeit im Jahre 1820 entgegen und entwickelte, daß, wenn eine bedauernswerte Stockung in dem Absatz vieler Waaren sich bemerkbar mache, das seinen Grund nur darin habe, daß von andern Waaren nicht genug erzeugt würde. Wenn die italienischen Häfen mit englischen Waaren überfüllt seien, so liege dies darin, daß die Italiener nicht genug Öl, Wein und Südfrüchte erzeugten, um die englischen Waaren kaufen zu können. Nur mit dem Produzirten könne man das Produzirte kaufen, und fehle es an Absatz, so sei daran Schuld, daß nicht genug produzirt werde, um das auf andrer Seite Produzirte zu erwerben. Eine allgemeine Überproduktion sei nicht denkbar; erzeugten die Landwirte die doppelte Menge Korn und die Gewerbtreibenden die doppelte Menge Kleidungsstoffe, so könnten wohl die Preise auf die Hälfte heruntergehen, aber nach wie vor könnte das Korn mit den Stoffen, der Stoff mit dem Korn gekauft werden. Say sagt vorsichtigerweise: sie können gekauft werden, aber nicht: sie werden gekauft werden. Gerade hierin aber liegt das wesentliche der Sache. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß diejenigen, welche sich im Besitz der großen, schwer verkäuflichen Massen von Zucker befinden, mit dieser Waare von denjenigen, welche einen Überfluß von Kohle oder Eisen be-

sitzen, diese Gebrauchsgegenstände kaufen können. Wenn sie es dennoch unterlassen, so liegt der Grund darin, daß sie keinen Bedarf dafür haben. Es deckt sich also nicht Bedarf und Kaufkraft. Die eben genannten Personen haben durch die Waaren, die sie besitzen, wohl die Kaufkraft, aber sie haben nicht das Bedürfnis, zu kaufen; denjenigen aber, die von den Waaren Gebrauch machen könnten, fehlt die Kaufkraft, die Möglichkeit, die Waaren zu erwerben. Es sind wohl alle Produzenten auch Konsumenten, aber darum sind Produzenten und Konsumenten doch nicht Größen, welche sich decken. Man kann nicht sagen: diejenigen, welche Kleiderstoffe verfertigen, werden mit diesen Stoffen den Weizen kaufen, welchen die Landwirte erzeugen, und die Landleute werden mit dem Weizen die Kleiderstoffe erwerben. Gewiß werden die Leinen- und Baumwollenverfertiger von den Landwirten Weizen kaufen und die Landwirte von ersteren Kleiderstoffe; aber ob sie alles kaufen, was angeboten wird, ist doch sehr fraglich. Es hängt das nicht von dem Bedarf ab, sondern von der Kaufkraft, und auch nicht von der Kaufkraft der gesamten Klassen, sondern der Einzelnen. Die Spinner und Weber möchten vielleicht viel Weizen für sich und ihre Familien kaufen, aber ihre Mittel sind beschränkt, und sie können daher ihren Bedarf nicht völlig befriedigen. Die Fabrikanten aber befinden sich zwar in der Lage, viel mehr Weizen zu kaufen, als sie mit ihren Familien verzehren, sie unterlassen es aber, weil kein Bedürfnis dafür vorhanden ist. Ebenso kaufen die Tagelöhner auf dem Lande nur so viel Kleiderstoffe, als sie bezahlen können, mögen ihre Kinder auch noch so dürftig bekleidet sein. Der Gutsbesitzer dagegen kauft so viel Kleiderstoffe, als er mit den Seinigen braucht, bei ihm bildet das Bedürfnis die Grenze. Wie man sieht, decken sich also Bedürfnis und Kaufkraft durchaus nicht. Es kommt bei der Überproduktion nicht darauf an, ob noch viel Bedarf unbefriedigt ist; Überproduktion ist vorhanden, wenn die Kaufkraft der Konsumenten nicht ausreicht, um das Erzeugte zu erwerben und zu verbrauchen.

Woher kommt es nun aber, daß die Kaufkraft mit der Produktion nicht gleichen Schritt hält? Darin hat Say ja völlig Recht, wenn er behauptet, daß durch die Produktion die Mittel gewonnen werden, das Produzirte oder von dem Produzirten zu kaufen. Man sollte daher annehmen, daß auch die Kaufkraft in dem Maße zunehmen müßte, als die Produktion sich erweitert. Je mehr Zucker die Fabrikanten mit den Rübenbauern und den beim Rübenbau beschäftigten Arbeitern hervorbringen, desto mehr müßten sie in der Lage sein, andre Erzeugnisse und Fabrikate zu erwerben. Wir sehen aber, daß dies keineswegs der Fall ist. Durch das Übermaß der Produktion ist ihre Lage nicht verbessert, sondern zurückgegangen, ihre Kaufkraft andern Bedürfnissen gegenüber ist gesunken.

Die Produktion soll dem Bedürfnis dienen, eine Produktion, die keinem Bedürfnis dient, ist wertlos, mithin auch die Produktion, welche über das Be-

dürfnis hinausgeht. Aber auch diejenige Produktion ist nutzlos, welche über die Kaufkraft hinausgeht. Ein Bedürfnis, welches nicht befriedigt werden kann, hat für die Produktion keinen Wert.

Das Bestreben aller Produzenten ist darauf gerichtet, möglichst viel und möglichst billig, d. h. mit dem geringsten Kostenaufwande, Gebrauchsgegenstände zu erzeugen. Es hat sich gezeigt, daß die Anwendung der Naturkräfte, insbesondre des Dampfes, die teurere Arbeit der Menschenhände ersetzen kann. Hierdurch ist die Möglichkeit gegeben, das Kapital an die Stelle der Arbeit treten zu lassen: die Maschine arbeitet statt der Menschenhand. Dadurch ist ein Wettbewerb entstanden, bei dem die menschliche Arbeitskraft immer mehr zurückgedrängt wird. Sie kann sich nur zu immer schlechteren Bedingungen noch bei der Produktion beteiligen, das Kapital schreibt ihr diese Bedingungen vor, weil der Wettbewerb unter den ihre Arbeit anbietenden Arbeitern es ihm ermöglicht. Auf diese Weise ist der Anteil des Kapitals an der Produktion seit einem Jahrhundert stetig gewachsen, der Anteil der Arbeit vermindert worden, und dem entsprechend ist denn auch die Kaufkraft der Arbeiter stetig gesunken, die Kaufkraft der Kapitalisten aber weit über das Bedürfnis gestiegen.

Nun ist aber der Endzweck aller Produktion das menschliche Bedürfnis. Das Produzirte soll von den Menschen verbraucht werden. Wird mehr produzirt, als die Menschen verbrauchen können, so wird der Preis des Produzirten fallen. Denn der Preis muß heruntergehen, sobald die Konsumtion hinter der Produktion zurückbleibt, das Angebot die Nachfrage übersteigt. Wenn nun bei der jetzigen Produktionsweise das Bedürfnis herrscht, menschliche Arbeitskraft überflüssig zu machen, Maschinenkraft an die Stelle zu setzen, und wenn dieses Bestreben von dem Erfolge begleitet ist, daß menschliche Arbeitskraft aus der Produktion hinausgedrängt wird, so muß notwendig gleichzeitig die Konsumtionsfähigkeit der Menschen, welche auf ihre Arbeitskraft zu ihrem Lebensunterhalte angewiesen sind, fort und fort sinken. Das Kapital macht sich von den Inhabern menschlicher Arbeitskraft immer mehr unabhängig, indem es unter Vervollkommnung der Technik die Naturkräfte an die Stelle treten läßt. Gewaltige Ergebnisse sind in dieser Richtung gewonnen worden. Die Produktion ist erweitert, vereinfacht und vervollkommnet worden, wie es früher nicht für möglich gehalten worden ist, ihre Leistungsfähigkeit ist unbegrenzt. Indem sie sich aber von den mitarbeitenden Menschen immer mehr losgemacht hat, ist die fernere Folge eingetreten, daß die Konsumtion mit der Produktion nicht gleichen Schritt gehalten hat, vielmehr weit hinter derselben zurückgeblieben ist. Sofern dieses aber eine Erscheinung auf dem ganzen wirtschaftlichen Gebiete ist, kann man wohl sagen, daß eine allgemeine Überproduktion stattfinde.

Man hatte und hat noch immer viel Bewunderung für die ungeheure Entwickelung der Produktion (welche man die kapitalistische nennt, weil das Kapital die Arbeitskraft aus ihrer Stellung verdrängt); man vergaß dabei nur, daß die

Aufgabe der Produktion darin besteht, dem menschlichen Bedürfnis zu genügen, und daß diese Aufgabe nicht mehr erfüllt wird, wenn die großen Massen, welche stets die Hauptkonsumenten der Massenartikel bleiben werden, nicht mehr imstande sind, diejenigen Gegenstände zu bezahlen, deren sie bedürfen. Diese Art der Produktion bewährt sich auf die Länge nicht, weil durch sie das Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsumtion gestört wird. Die wirtschaftlichen Übelstände, unten denen wir leiden, bestehen der Hauptsache nach lediglich hierin. Die großen Kulturstaaten Europas haben jetzt seit siebzehn Jahren Frieden, und nichts hat ihre Bevölkerungen gehindert, zu produziren und den Reichtum zu vermehren. Es ist überall ein Überfluß an Kräften und Waaren vorhanden, wie man ihn früher nicht gekannt hat. Die Befürchtung von Malthus, daß die Bevölkerung rascher wachsen möchte, als die Mittel zu ihrer Ernährung, hat sich nicht verwirklicht; trotz riesiger Zunahme der Menschenzahl fehlt es nirgends an dem Notwendigen; nicht Mangel oder Teurung drückt die Länder, sondern der Überfluß von Gebrauchsgegenständen, die nicht an den Mann zu bringen sind, und niedrige Preise treten vielfach als ein von den Produzenten schmerzlich empfundenes Übel auf. Aber nicht nur alle Waaren sind in mehr als genügender Menge vorhanden, auch an Kapital ist ein so großer Überfluß, daß der Zinsfuß in ganz Europa erheblich heruntergegangen ist. Es fehlt an Verwendung für das Kapital, weil die bereits vorhandenen Produktionsmittel vollständig genügen, um zu erzeugen, was die Menschheit bedarf, d. h. bezahlen kann. Oder möchte man wohl Kapitalien aufwenden, um neue Kohlengruben oder Eisenhütten anzulegen, Zuckerfabriken zu bauen oder landwirtschaftliche Verbesserungen ins Leben zu rufen? Haben wir nicht durch die jetzigen Anstalten schon Kohle, Eisen, Zucker und Korn genug? Aber das Kapital ist einmal da, und es muß irgend eine Verwendung finden, um einen Ertrag zu geben. Denn unbeschäftigtes Kapital bringt keine Zinsen. Es wird also irgend eine Anlage gesucht, bei welcher auf Absatz des Produzirten gerechnet werden kann, und da die Rentabilität in der Regel von der Größe der Anlage abhängt, so geht das Streben dahin, die Anlage möglichst groß zu machen. Sind dann die übrigen Vorbedingungen günstig und kann die Anlage billiger als andre produziren, so wird der nötige Absatz wohl gefunden. Ältere Anlagen, welche unter weniger günstigen Bedingungen arbeiten, gehen alsdann zu Grunde und müssen das Feld räumen. Dabei wird zwar Kapital zerstört und Arbeitskraft frei. Aber der Nutzen der menschlichen Gesellschaft war bei dem ganzen Unternehmen überhaupt nicht maßgebend, sondern lediglich das Bedürfnis der Kapitalisten, Kapital nutzbringend anzulegen. Bekanntlich sind Milliarden deutschen Kapitals in ausländischen Staatspapieren angelegt. Sie haben in diesem Falle in der Regel der Produktion nicht gedient, sondern sind in unproduktiver Weise für Kriege, Rüstungen rc. aufgewandt worden. Man denke sich, daß diese Milliarden, anstatt ins Ausland zu gehen, im Inlande in

produktiver Weise angelegt wären. Müßte dann die Überproduktion nicht in noch höherm Maße hervortreten? So wahr es nun ist, daß die Vermehrung des produktiven Kapitals als ein Gewinn für das wirtschaftliche Leben der Nationen zu betrachten ist, so hat doch auch dies wieder seine Grenze und seine Bedenken. Denn in der gegenwärtigen Zeit, wo das Kapital in solcher Fülle sich darbietet, daß seine nutzbare Verwendung mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, wäre es für das Gemeinwohl viel besser, wenn von diesem Kapital ein ansehnlicher Teil in unproduktiver Weise verbraucht würde, z. B. es wäre erwünschter, wenn die Bevölkerung alljährlich zehn Millionen Mark mehr für Zucker ausgäbe, als daß diese zehn Millionen auf die Einrichtung neuer Zuckerfabriken verwendet würden. Denn durch den Verbrauch würde neue Nachfrage nach Zucker entstehen, während durch die Errichtung neuer Fabriken die ohnehin schon zu umfangreiche Produktion noch weiter gesteigert werden würde. Es ist eben alles daran gelegen, daß Konsumtion und Produktion miteinander Schritt halten. Die Produktion, die über die Konsumtion, über die Kaufkraft der Bevölkerung hinausgeht, ist keine nützliche, wirtschaftliche Arbeit mehr. Ob dies letztere der Fall ist, zeigt sich an dem Sinken des Preises; wenn der Preis die Kosten der Produktion nicht mehr deckt, so wäre es besser gewesen, die Produktion zu unterlassen.

An sich ist das stetige Steigen der Produktion ein im höchsten Grade erwünschter Vorgang. Denn wenn die menschlichen Bedürfnisse in ausgiebiger Weise Befriedigung finden sollen, so muß eine reichliche Menge von Gebrauchsgegenständen erzeugt werden. Es könnte daher die Behauptung gewagt erscheinen, daß eine zu starke Ausdehnung der Produktion nachteilige Folgen haben könne. Wird doch das Erzeugte so oder so, auf die eine oder die andre Art, früher oder später wirklich verbraucht. Man hört ja nicht davon, daß erzeugte Güter oder Waaren verderben, weil sie nicht an den Mann gebracht werden können. Das ist freilich nicht der Fall; die Überproduktion zeigt sich aber in dem schleppenden Geschäft, in den sinkenden Preisen, und die letzteren haben alsbald die Wirkung, daß, wer nur irgend in der Lage ist, die Produktion einschränkt, um nicht unter den Produktionskosten arbeiten zu müssen. So entsteht ein ewiges Hin- und Herschwanken, Unsicherheit in allen Unternehmungen, bezeichnend für die chronische Krisis, in welcher wir uns schon so lange befinden, und aus welcher herauszukommen vor der Hand keine Aussicht vorhanden ist.

(Schluß folgt.)



Karl Friedrich Bahrdt.

Ein literarisches Charakterbild von Waldemar Kawerau.



Am 28. Mai 1779 kehrte im „Kronprinzen“ zu Halle ein Reisender ein, der mit Weib und Kindern und geringem Gepäck von Dürkheim an der Haardt kam. Er war ein Mann von achtunddreißig Jahren, ein Doktor der Theologie, dessen Name allenthalben so bekannt wie berüchtigt war. Auch in Halle hatte es sich rasch wie ein Lauffeuer verbreitet, der Doktor Bahrdt sei angekommen, und wo sich dieser auf der Straße sehen ließ, da zeigten die Leute mit Fingern auf ihn oder gingen ihm scheu aus dem Wege.

Er war nicht zum ersten male in der alten Musenstadt an der Saale; schon im Jahre 1768 hatte der junge Leipziger Magister, der wegen eines höchst unsauberen Handels Elternhaus und Amt hatte verlassen müssen, ein paar Wochen bei seinem Freunde, dem Professor Klotz, zugebracht, durch dessen Begünstigung ihm dann eine Professur in Erfurt zugefallen war. Nun war er nach elf Jahren, schiffbrüchig, hierher zurückgekehrt, wie „ein Bettler, ohne Amt, ohne Aussicht,“ nur im Vertrauen auf den duldsamen Philosophen auf dem preußischen Königsthrone, von dem der innerlich und äußerlich gebrochene Mann eine letzte Zuflucht hoffte.

Ein wirres und abenteuerliches, durch eigne Schuld verwüstetes Leben lag hinter ihm. Er stammte gleich dem drei Jahre älteren Klotz aus Bischofswerda in der Oberlausitz, wo er am 25. August 1741 geboren war. Wenige Jahre nach seiner Geburt war sein Vater, der sich einst als junger Kandidat durch eine improvisirte Strohkranzrede die Gunst des Grafen von Hohendorf, des Präsidenten des Dresdner Oberkonsistoriums, erworben hatte, als Prediger und Professor nach Leipzig versetzt worden, und hier hatte sein Sohn, der von den Leipzigern als eine Art Wunderkind angestaunt wurde, bereits mit fünfzehn Jahren die Universität bezogen, war rasch nach einander Doktor der Philosophie und Magister geworden, trug schon als Neunzehnjähriger Dogmatik vor und predigte unter großem Beifall in der Peterskirche, an der ihm eine der vielbegehrten Katechetenstellen zu Teil geworden war. Er war damals durchaus rechtgläubig, orthodox schlechtweg; er hielt rechtgläubige Predigten, betete fleißig und hütete sich ängstlich vor jedem Luftzuge der Kritik, sodaß gar der Hauptpastor Goeze in Hamburg ihn mit Wohlgefallen betrachtete und zu einer Wahlpredigt einlud. Aber wenn etwas, so beweist gerade die Schilderung, die wir von ihm selbst über sein damaliges Leben und Treiben und über das seiner

nicht minder rechtgläubigen Umgebung besitzen, wie die altersschwache Orthodoxie jede Fähigkeit verloren hatte, die Heilsthatsachen des Christentums zu lebendiger innerer Aneignung zu bringen, wie sie jedes religiöse Leben aufgesogen, wie sie als sittliche Macht, die im Volksleben wirksam sein sollte, völlig bankerott gemacht hatte. All der rechtgläubige Eifer des jungen Magisters war nichts als angelernter orthodoxer Jargon ohne jedes religiöse Pathos, ödeste Scholastik, die ein feineres religiöses Empfinden nicht aufkommen ließ. Das bischen Phantasie und Mystik bethätigte sich lediglich darin, daß der so orthodoxe wie lüderliche Student als betrogener Betrüger mit dem Zauberbuche „Fausts Höllenzwang" experimentirte,*) und auch das nicht etwa aus faustischem Durst nach Erkenntnis, sondern nur in der unklaren Hoffnung, vielleicht Schätze dadurch gewinnen und reichlicher von den verbotenen Früchten genießen zu können, die dem vom Vater sehr knapp gehaltenen Jüngling zu seinem Kummer versagt waren. Denn weder seine bewußte Rechtgläubigkeit noch die Würde des allzu früh erlangten Amtes vermochten ihm einen sittlichen Halt zu geben; ja er gab sogar schließlich durch einen in die Öffentlichkeit gedrungenen schmutzigen Vorfall derartig Ärgernis, daß er fortan in Leipzig unmöglich war.

Da bot der Geheimrat Klotz in Halle dem Flüchtling die rettende Hand dar. Er hatte mindestens ein ebenso weites Gewissen wie sein Schützling und erfreute mit besondrer Vorliebe sittlich brüchige Naturen mit seinem Wohlwollen. Er war gerade dabei, die neu hergestellte Universität zu Erfurt mit seinen Kreaturen zu besetzen, und was dem leichtfertigen Riedel recht war, das war dem nicht minder leichtfertigen Bahrdt billig. Er wurde — nicht zu seinem Glücke — als Professor der biblischen Altertümer an die kurmainzische Hochschule**) berufen, wo sich Riedel freundschaftlichst seiner annahm und ihn in den dort herrschenden Genieton einweihte. Denn ein gut Teil der dortigen Gesellschaft trug alles Fratzenhafte des Genietums an sich, nur ohne die idealen Züge jener bewegten Strebezeit, ja in den Kreisen, in denen die jungen Professoren zu verkehren pflegten, war ein so unglaublich gemeiner Ton gäng und gäbe, daß selbst Bahrdt anfänglich eine Art Schamgefühl empfand und von dem abgehärteten Riedel wie ein blöder Schäfer verspottet wurde. Doch da er gelehrig war, so hatte er diese Anwandlung von Prüderie rasch wieder abgeschüttelt und schwamm nun lustig mit in dem trüben Gewässer dieser Erfurter Geselligkeit. Er verpuffte seinen Witz hinterm Glase Wein, sprach mit den Damen im Tone eines Fuhrmannes und machte es als Dozent, trotz seiner äußeren Vielgeschäftigkeit, gerade wie die Klotz und Riedel, da ja auch das Faulenzen zum Genieton gehörte. In all seinem Thun und Treiben herrscht dieselbe Verwirrung aller sittlichen Begriffe, wie sie dem ganzen Sturm und Drang eigen war; kommt aber bei

*) Goethe-Jahrbuch II, S. 67.

**) Über die zerfahrenen Zustände an dieser Universität vergl. Erhard, Überlieferungen zur vaterländischen Geschichte, zweites Heft (Magdeburg, 1827), S. 73 ff.

den jungen Dichtern dieser Genieperiode immer wieder ein idealer Grundzug zum Durchbruch, sind sie in ihrem dunkeln Drange sich schließlich doch des rechten Weges bewußt und wissen sie aus allen Wirren und Irrungen wenigstens reichen poetischen Gewinn zu ziehen, so ist bei dem Theologen alles ins Kleine und Gemeine verzerrt, alles ungesittet, rüde, geist- und gemütlos.

In seinem ganzen Leben ist nie und nirgends von Herzenskämpfen die Rede, da ist nichts von echter Leidenschaft, nichts von Langen und Bangen zu spüren; alles ist roheste Sinnlichkeit auf der einen und kühle Berechnung auf der andern Seite. Für den Menschen Bahrdt ist nichts charakteristischer als die Vorgeschichte seiner Ehe und dann die Geschichte dieser Ehe selbst, die uns in die in weiten Kreisen jener Tage herrschende sittliche Stumpfheit einen geradezu erschreckenden Einblick gewähren. Der junge Doktor der Theologie — Bahrdt hatte sich, um theologische Vorlesungen halten zu können, diese Würde in Erlangen gekauft — fühlte sich in den knappen Verhältnissen bedrückt und beengt, seine Einnahmen reichten für seine Bedürfnisse bei weitem nicht aus, und um dieser Misere ein Ende zu machen und aus seinen Schulden herauszukommen, spähte er eifrig nach einer reichen Heirat aus, wobei ihm geschäftige Freunde hilfreiche Hand leisteten. Bald wird ihm diese, bald jene wohlhabende Witwe empfohlen, und mit einem Cynismus ohne gleichen zieht er von einer Brautschau zur andern. Schließlich muß auch Herr Geheimrat Klotz sich einen Kuppelpelz verdienen wollen; er hat in Halle eine vermögende Witwe ausgekundschaftet, und Bahrdt eilt schleunigst dorthin, um am Schlusse einer widerlichen Schäferstunde zu erfahren, daß leider das Vermögen der Dame im Monde liege. Die Szene, da „Signor" Klotz als Heiratsvermittler und der Erfurter Professor der Theologie als Heiratskandidat bei einer Punschbowle über dies Geschäft verhandeln, ist von grotesker Wirkung nnd charakterisirt die beiden dunkeln Ehrenmänner aufs schlagendste.

Auch sonst hatte Bahrdt seinem Gönner mancherlei abgelernt. Mit Riedel zusammen „sudelte" er fleißig in den Klotzischen Blättern und in der Filiale jener Hallischen Rezensiranstalten, der „Erfurter Gelehrten-Zeitung"; er ging Riedel bei den unverschämten „scurrilischen Briefen" zur Hand und verschmähte kein Mittel, um sich zu Ruf und Ansehen emporzuschreien. Und dazu mußten ihm auch seine theologischen Vorlesungen dienen, zu denen er sich gegen den Widerspruch der Fakultät die Erlaubnis vom Statthalter ertrotzt hatte. Er las hier wie in Leipzig Dogmatik, die allerdings von jener frühern gründlich verschieden war. Er, der sich mittlerweile mit den landläufigen Gemeinplätzen der Aufklärung von der kirchlichen Autorität befreit zu haben glaubte, trug nun den Genieton auch in den theologischen Hörsaal; er witzelte über die Erbsünde, baute sich seine eigne Dreieinigkeit und seine eigne Lehre von der Rechtfertigung auf und ließ sich keine Gelegenheit entgehen, durch Spöttereien und frivoles Witzeln die Erfurter Theologen zu reizen. Alles war unreif, leicht-

fertig und in der Form würdelos, wie er denn selbst später zugab, daß vor allem sein „dreister Ton" die Theologen empört habe. Das, was er an Kritik vortrug, war ja in der That noch höchst zahm und bescheiden; noch fiel es ihm nicht ein, an der Echtheit der göttlichen Offenbarung zu rütteln, nur an den Außenwerken begann er abzubröckeln, einzelne Dogmen abzuschwächen und umzudeuten. Vielmehr war das, was den Kampf hervorrufen mußte, in erster Linie das Wie dieser Vorlesungen, der gänzliche Mangel an Ernst und Würde, der dreiste, bramarbasirende Ton und der leichtfertige Spott, mit dem sie ehrwürdige Dinge behandelten war die ganze Persönlichkeit des Professors, der alle seine Würde von sich geworfen hatte und sich nicht einmal die Mühe nahm, sie, ehe er vor seine Studenten trat, wieder aufzuheben. Es ist gewiß eine tragische, unzählige male dagewesene und unzählige male wiederkehrende Erscheinung, daß jemand durch Druck und durch Zerren, durch Hetzen und Entstellen zu rückhaltloser Bekenntnisablegung gezwungen wird, während er selbst sich hätte dabei beruhigen können, die Wahrheit in der Form der dogmatischen Hülle zu reichen und die Wahrheit ohne Hülle esoterisch für sich zu behalten, und es ist schon mehr als einer durch solches Zerren und Pressen von außen weiter nach links gedrängt worden, als er selbst wollte. Von Bahrdt aber war es eitel Flunkerei, wenn er sich später in seiner Selbstbiographie (II, S. 53 ff.) zu dem „schnöden" Geständnis fortreißen ließ: er glaube, daß er lebenslang der Orthodoxie treu geblieben sein würde, wenn er nicht so viel Feindseligkeit von den Theologen zu erleiden gehabt hätte. „Aber — fährt er fort — die Vorsehung wollte einmal einen Bestürmer derjenigen Theologie aus mir machen, welche die europäische Menschheit durch so viel Jahrhunderte hindurch verhunzt hat. Ich mußte unaufhörlich von Ketzermachern gereizt, von Ort zu Ort verfolgt werden, bis mir die Augen ganz aufgingen, und die Zerstörung der Quelle aller Verfolgungssucht — ich meine die positive Religion — der bleibende Zweck meines Lebens wurde." Daß schließlich die Erfurter Theologen nicht eben glimpflich mit ihm umgingen, ist bekannt, und es war nichts weniger als klug, wie sie einem solchen Gegner gegenüber verfuhren, aber stellte Bahrdt sich später als den Verfolgten und Angegriffenen dar, so war das eine dreiste Fälschung der Thatsachen, durch die er zudem seine theologische wie religiöse Stellung in eigentümlicher Weise beleuchtete.

So war seine Erfurter Stellung auf die Dauer unhaltbar, und er begrüßte einen im Jahre 1771 an ihn ergangenen Ruf nach Gießen als vierter Professor der Theologie und Prediger an St. Pankratius wie eine Erlösung. Und da der Ruf seiner Freigeisterei ihm vorausgeeilt war und ihm dort von vornherein eine Wirksamkeit unmöglich zu machen schien, so beschloß er, den guten Gießenern zunächst einmal orthodox zu kommen und sie durch eine Komödie zu überrumpeln. Auch dieses Geschichtchen, das er selbst später mit Behagen zum Besten gab, enthüllt uns die ganze Charakterlosigkeit des Mannes,

der seine theologischen Überzeugungen wechselte wie einen Handschuh, der sich gern als Märtyrer der Aufklärung ausschrie, und dabei dem schmerzlichen Ringen der theologischen Wissenschaft kühlen Herzens gegenüberstand. Sein Kollege Bechtold, so erzählt er,*) habe ihm zu verstehen gegeben, daß seine Orthodoxie unter der Gemeinde verdächtig sei. „Dies bewog mich, dieser Predigt einen Anstrich zu geben, der diesen Verdacht vernichten konnte. Und man weiß ja wohl, was zu diesem Anstriche gehört. Man darf ja nur à la Lavater den Namen Jesu recht oft ertönen lassen, so ist der große Haufe schon überzeugt, daß man echtes Christentum lehre." Gedacht, gethan; er machte eine „recht christliche, d. h. christusvolle Predigt, welche laute und untadelhafte Bekenntnisse der Hauptlehre des Luthertums enthielt, und übrigens durch Inhalt und Ausdruck so rührend war, daß sie unwiderstehlich von Herzen zu Herzen gehen mußte." Und nun berichtet er wie ein Schauspieler über den Erfolg dieser Antrittsrolle auf der Kanzel zu St. Pankratius: „Da ich mein Gebet in langsamem und feierlichem Tone begann und hohe Andacht aus meinen Augen strahlte und in meiner bebenden Stimme hörbar ward, siehe, da entstund eine Stille unter dieser gepreßten Menge, und eine Aufmerksamkeit und Unbeweglichkeit, als wenn alles versteinert wäre. Kein Fuß rührte sich. Kein Mensch räusperte sich. Kein Auge verwandte sich. Manchen entfiel sogar eine Thräne." Und er fügt diesem merkwürdigen Berichte den Seufzer hinzu: „O möchten doch junge Kandidaten, die dieses lesen, dieses merkwürdige Beispiel zu Herzen nehmen und hier lernen, was für Wunder die äußerliche Beredsamkeit thut." Schlosser, der seinen Mann kannte, hat später (1776) die äußerliche Beredsamkeit Bahrdts in seinem dritten Schreiben über die Philanthropine**) drastisch genug charakterisirt: „Wenn Bahrdt aufsteht und Stillschweigen gebietet und die Hände emporhebt und ein laues Gebet hersagt, so ist zehn gegen eins zu wetten, der Junge antwortet ihm auf seine Frage, was habe ich gemacht: Du hast eine Komödie gespielt."

Das kleine Landstädtchen Gießen war damals ein armseliges Nest, eine Festung, „eng genug, um zu drücken, nicht fest genug, um zu schützen."***) Die Universität galt als die rüdeste Deutschlands und recht eigentlich als die Hochschule des Saufens und Raufens. Was der Magister Laukhardt über das dortige Studentenleben zu berichten weiß, klingt zum Teil ganz unglaublich. Der junge Goethe warnte von Leipzig aus seine Gießener Freunde vor den dortigen „akademischen Sitten," und der achtungswerte Höpfner seufzte in einem Briefe an Boie über den Ort, wo „kaum zwei Leute von Geschmack zu finden seien." Bahrdt benahm sich auch hier wie ein formloser Kraftmensch, der durch

*) Lebensbeschreibung II, S. 146 ff.

**) Kleine Schriften I, S. 48 ff.

***) Herbst, Goethe in Wetzlar (Gotha 1881), S. 130, und Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode (Darmstadt, 1880), S. 28.

seine lockern Sitten überall anstieß, und sorgte auch hier bald durch seine renommistisch zur Schau getragene Freigeisterei für den nötigen Lärm. Über seinen unwürdigen Lebenswandel liefen rasch wieder üble Geschichten um; in Frankfurt war er als Trinker bekannt, und bei den Worten: „Hab' so viel Durst als wie Hanswurst," welche Goethe im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" dem Lichtputzer in den Mund legte, wiesen die dortigen Kreise mit Fingern auf den Gießener Professor*) hin, der am liebsten bei der Flasche seinem Lebenszwecke oblag, die positive Religion zu zerstören. Nicht minder beweist Goethes Anzeige von Bahrdts „Eden, das ist Betrachtungen über das Paradies" in den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom 19. Juni 1772,**) wie man dort die sittliche Persönlichkeit des professionsmäßigen Aufklärers betrachtete. Spöttisch heißt es im Eingange, es gehöre die Bahrdtsche Schrift „zu den neuern menschenfreundlichen Bemühungen der erleuchteten Reformatoren, die auf einmal die Welt von dem Überreste des Sauerteigs säubern und unserm Zeitalter die mathematische Linie zwischen nötigem und unnötigem Glauben vorzeichnen wollen." Dann fährt Goethe fort: „Wenn diese Herren so viele oder so wenige Philosophie haben, sich das Menschenlehren zu erlauben, so sollte ihnen ihr Herz sagen, wie viel unzweideutiger Genius, unzweideutiger Wandel und nicht gemeine Talente zum Beruf des neuen Propheten gehören." Wir wissen auch, daß, als Goethe im August 1772 von Wetzlar aus die Gießener Freunde besuchte, er Bahrdt nicht gesehen und nicht gesprochen hat, und daß auch Höpfner von dem zuchtlosen Theologen sich geflissentlich fernhielt.

Gerade diese Zurückhaltung Goethes ist umso vielsagender, als auch der Gießener Professor zu den Mitarbeitern an den Frankfurter gelehrten Anzeigen gehörte.***) Wenn er selbst später prahlte, er habe mit Hilfe seines Famulus Heres die „Zeitungsbude Deinets im ersten Jahre fast ganz allein furnirt," so ist das allerdings für den glänzenden Jahrgang 1772 nicht richtig. Merck, den er bisweilen in Darmstadt besuchte und dessen „Protektion ihn gegen viele Kabalen schützte,"†) hatte ihn in einem Briefe vom 18. Januar 1775 zu Beiträgen aufgefordert, doch wurde er durch seine „anzügliche, beißende und spöttische Schreibart" dem Blatte bald unbequem und zog ihm sogar durch eine hämische Rezension über Goeze ernste Ungelegenheiten zu. Gleichwohl bekam er im folgenden Jahre, als die übrigen Mitarbeiter sich mehr und mehr zurückzogen, die „allgewaltige" Zeitung fast ganz in seine Hand und kann thatsächlich als der eigentliche Leiter dieses Jahrganges betrachtet werden. Für das Blatt

*) Scherer, Aus Goethes Frühzeit (Straßburg, 1879), S. 34.

**) Frankfurter gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772 (Neudruck). Heilbronn 1883, S. 319 ff.

***) Vergl. Scherers Einleitung zu dem Neudruck der Frankf. gel. Anz. S. XLVIII ff. u. LXXIV ff.

†) Lebensbeschreibung II, S. 183.

war seine Leitung nicht zum Vorteil; er war nicht umsonst in die Klotzische Schule gegangen und wußte die Klotzischen Praktiken auch sofort hier anzuwenden. In jedem Betracht fiel der Jahrgang 1773 gründlich gegen seinen Vorgänger ab; verschwunden war, um mit Scherer zu sprechen, der freie, humane Geist und hatte von vornherein dem akademischen Zunfttreiben Platz gemacht. „Wie sich da alles um Bahrdt dreht, wie seine Freunde gelobt, seine Feinde getadelt werden! Da wird der Jurist Koch in Gießen über den grünen Klee gelobt: er war Bahrdts Kollege und Freund und es wurde auf Rezensionen von ihm gerechnet, die vermutlich auch vorhanden sind. Im zweiten Blatte geht es über den Professor Schulz in Gießen her: kollegialische Liebenswürdigkeit! Im dritten Blatte über den Prediger Schwarz in Gießen: ebenso. Im vierten Blatte über den Professor Ouvrier: desgleichen. Und welche Mühe hat die Redaktion, ihre Nummern zu füllen! Wie merkt man überall die klägliche Armut! Wie eng ist der Gesichtskreis geworden!" In jedem Winkel dieses Hauses wehte in der That eine andre Luft, und es war für das Blatt ein Glück, daß Bahrdt im nächsten Jahre durch seine Allgemeine theologische Bibliothek, für welche er aufs ungenirteste Nicolais Bibliothek plünderte, so in Anspruch genommen war, daß er seine weitere Mitarbeit einstellte.

In dieselbe Zeit fällt die Entstehung von Bahrdts berüchtigtstem Buche, seiner Übersetzung des Neuen Testaments, welche unter dem Titel: „Die neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen" von 1772 bis 1775 herauskam und rasch in mehreren Auflagen Verbreitung fand. „Mein Zweck war — heißt es in der Vorrede —, den Freunden der liebenswürdigsten Religion eine solche Übersetzung in die Hände zu geben, welche sie ohne Kommentar verstehen könnten. . . . Der Leser, der den Grundtext nicht versteht und gern ohne weiteres Nachschlagen und Forschen den Sinn der heiligen Schriften gerade vor Augen haben möchte . . ., will nicht genötigt sein, über einen Ausdruck seitenlange Anmerkungen zu lesen oder Kommentare zu Rate zu ziehen. . . . Es ist ihm zu seinem Zwecke gleichgiltig, was im Original eigentlich für eine Wortfügung stehe, wenn er nur in einem gleichgeltenden reinen deutschen*) Ausdrucke den wahren Gedanken des Schriftstellers findet." In diesen „Neuesten Offenbarungen" nun war das Neue Testament geradezu unter Wasser gesetzt, war sein Inhalt mit so dreister wie seichter Geschwätzigkeit echt Bahrdtisch verfälscht worden. Bahrdt übersetzt das Wort Christi: Selig sind, die da Leid tragen: „Wohl denen, welche die süßen Melancholien der Tugend den rauschenden Freuden des Lasters vorziehen"; er „über-

*) Im Widerspruch mit diesem Grundsatze übersetzt Bahrdt den Anfang des Johannes-Evangeliums: „Der Logus war schon beim Entstehen dieser Welt. . . . Denn es war nur Gott und der Logus," läßt also zweimal das sonderbar latinisirte Fremdwort stehen. Auf einen möglichen Zusammenhang dieser Bahrdtischen Nicht-Übersetzung mit der λόγος-Übersetzung im „Faust" hat Biedermann im Goethe-Jahrbuch IV, S. 345 hingewiesen.

setzt" Matth. 10, 17: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen: „Die Zeit ist da, wo Gott eine neue Religionssozietät zu errichten beschlossen hat, in welcher die Tugend ewigen Belohnungen entgegen sehen darf"; er „übersetzt" Römer 7, 18: Denn ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, wohnet nichts Gutes. Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht: „Denn es ist bekannt, daß in dem Menschen, das heißt in demjenigen Teile des Menschen, der aus tierischen und sinnlichen Trieben besteht, jenes zum Guten antreibende Gesetz der gesunden Vernunft seinen Sitz nicht hat, so, daß es sich desselben bemächtigen könnte. Neben dem tierischen Menschen wohnt gleichsam der vernünftige. Dieser will das Gute. Jener hindert aber oft die Vollbringung desselben"; er „übersetzt" Römer 8, 5: Denn die da fleischlich sind, die sind fleischlich gesinnet u. s. w.: „Denn der verderbte sinnliche Mensch gehorcht den Trieben der Natur, dadurch er unvermeidlich unglücklich wird. Der Aufgeklärte hingegen denkt und handelt dem Geiste der Religion gemäß, und sein Weg ist der Weg zur wahren Glückseligkeit." Eine solche Verflachung und Verfälschung des biblischen Wortes mußte natürlich nicht nur bei den Theologen Ärgernis erregen, sondern diese „Offenbarungen" mußten auch durch ihren gänzlichen Mangel an Wärme und Poesie, durch ihre hausbackene Trivialität und Geschmacklosigkeit und durch den schreienden Widerspruch zwischen der kraftvollen dichterischen Sprache des Originals und einem blassen, abstrakten Verstandesstil einen rein ästhetischen Widerwillen hervorrufen. Für die Theologen nahm zunächst Goeze das Wort, der in seiner derben Polemik die angebliche Übersetzung des Neuen Testaments als eine „vorsätzliche Fälschung und frevelhafte Schändung" des Wortes Gottes brandmarkte, während im Namen des guten Geschmacks Goethe das Bahrdtsche Machwerk durch seinen „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes" kurz und drastisch, im behaglichen Meistersängerstil abthat. Goethe, der mit der deutschen Bibel aufgewachsen war, Vers und Prosa der Jugendzeit mit biblischer Rede und Vorstellungsweise durchtränkt hatte und für seinen Ausdruck auch später noch aus der lutherischen Bibel Leben und Kraft zog,*) konnte diese arme, farb- und blutlose Sprache seichtester Aufklärung nur mit Widerwillen hören und mußte auch in dieser sogenannten Bibelübersetzung ein Anzeichen der beginnenden Verödung des Volksgeistes erkennen. Nicht treffender konnte er jenes Machwerk charakterisiren, als mit den paar Worten des an seinem Pulte sitzenden Doktors Bahrdt: „Da kam mir ein Einfall von ohngefähr, so redt' ich, wenn ich Christus wär."**)

*) Vergl. die feinen Betrachtungen Viktor Hehns im Goethe-Jahrbuch VIII, S. 187—202.

**) Den gleichen Gedanken hatte in den „Freiwilligen Beiträgen" III, 416 ein Rezensent ausgesprochen: „Herr Bahrdt scheint gewünscht zu haben, daß der Heiland ihm gestattet hätte, ihm guten Rat zu erteilen, was für Ausdrücke er seinen Aposteln vorschreiben sollte." Vergl. Röpe, Johann Melchior Goeze, Hamburg, 1860; S. 86. — Im dritten Buche von Dichtung und Wahrheit erzählt Goethe: „Doktor Bahrdt, damals in Gießen, besuchte mich, scheinbar

Auch in Gießen selbst erregten die „Offenbarungen" großen Lärm, und dem Verfasser drohten ernste Unannehmlichkeiten, denen er lieber aus dem Wege ging. So nahm er denn 1775 mit Freuden den Ruf eines Herrn von Salis an, der in Marschlins in Graubünden ein Philanthropin errichtet hatte und ihm die Leitung desselben antrug.*) Aber auch diese Herrlichkeit währte nicht lange. Jener Herr von Salis scheint ein unbequemer Vorgesetzter gewesen zu sein, und Bahrdt seinerseits war ganz der Mann, auch das beste Institut im Handumdrehen zu verpfuschen. Nachdem er in den ersten Wochen und Monaten für die Erziehungsanstalt marktschreierisch Reklame gemacht hatte, begann er endlich, nach seinem eignen Geständnis,**) „über die Art und Weise nachzudenken, wie wenigstens etwas von dem Plane, den er der Welt vorgelogen hatte, realisirt werden könnte." Aber mittlerweile war das gegenseitige Mißtrauen und die Spannung zwischen ihm und Salis bereits so weit gediehen, daß an einen Erfolg des Instituts nicht mehr zu denken war, und so teilte dann das Bahrdtsche Philanthropin, wie Schummel im „Spitzbart" spottete, das Schicksal der gar zu klugen Kinder und ging in seiner schönsten Blüte den Weg alles Fleisches. Aber noch kurz vor Eintritt der Katastrophe konnte Bahrdt sich selbst in Sicherheit bringen, indem er einer Berufung des Grafen zu Leiningen-Dachsburg zur Generalsuperintendentur zu Dürkheim an der Haardt Folge leistete.

Auch hier dieselbe Geschichte: rasch war er auch hier durch Leben und Lehre gründlich anrüchig geworden. Ein Dogma nach dem andern hatte er abgestreift, den ganzen „positiven Kram," um seinen eignen Ausdruck zu gebrauchen, von sich geworfen, und da es dem reklamesüchtigen Generalsuperintendenten Lebensbedürfnis war, Aufsehen zu erregen und von sich reden zu machen, so geberdete er sich immer lärmender, suchte immer geflissentlicher herauszufordern und zu reizen. Auch durch seine pädagogischen Erfahrungen war er nicht klüger geworden. An dem Zusammenbruche des Philanthropins zu Marschlins war natürlich nur der selbstherrliche und knickerige Herr von Salis Schuld gewesen; hätte Bahrdt nur einmal freie Hand, so wollte er schon der Welt zeigen, wie eigentlich ein richtiges Musterphilanthropin aussehe. Der Graf war anfänglich dem Plane geneigt und bewilligte seinem Generalsuperintendenten das unweit Dürkheim gelegene Schloß Heidesheim, in welchem dieser alsbald seine Residenz aufschlug. Mittel waren nicht vorhanden, und so wurden frischweg Schulden gemacht, um das Schloß als Erziehungsanstalt herzustellen, Lehrer und Köche zu mieten und alles auf einen großen Fuß einzurichten. Alles war bereit, nur die erhofften Zöglinge wollten nicht kommen. Mit Mühe und Not und mit

höflich und zutraulich; er scherzte über den Prolog und wünschte ein freundliches Verhältnis." Bahrdt seinerseits zog es vor, in seiner Selbstbiographie seine Beziehungen zu Goethe völlig zu verschweigen.

*) Über Bahrdts pädagogische Thätigkeit vergl. Leyser, K. Fr. Bahrdt. Neustadt, 1867.

**) Lebensbeschreibung III, S. 6.

allen Mitteln der Reklame gelang es endlich, eine Hand voll Schüler zusammenzutrommeln, und nun konnte mit großem Pomp und vielen schönen Reden das Bahrdtsche Philanthropin eingeweiht werden. Aber innerlich und äußerlich wollte die Sache nicht gedeihen: die Lehrer erwiesen sich zum größten Teile als unbrauchbar, bei den Schülern wollte die Bahrdtsche Erziehungsmethode nicht recht anschlagen, und vor allem wurden die finanziellen Nöte immer drückender. Da entschloß sich Bahrdt, persönlich im Auslande die Werbetrommel zu rühren und namentlich zu versuchen, wohlhabende junge Engländer für sein Institut zu gewinnen. Mit zwei Gulden und fünfzig Kreuzern in der Tasche trat er seine abenteuerliche Fahrt nach Holland und England*) an, bettelte und pumpte sich von Station zu Station durch, beschwatzte auch hie und da jemanden, ihm seinen Sohn anzuvertrauen, um sofort einen Vorschuß auf die Erziehungsgelder einzukassiren und dann am nächsten Orte das gleiche Manöver zu wiederholen.

Daheim waren inzwischen seine Gegner nicht müßig gewesen, und als er nach beinahe Jahresfrist von seiner Reise zurückkehrte, fand er einen Beschluß des Reichshofrats vom 27. März 1779 vor, durch welchen ihm „alles einigen Bezug auf die Religion habende Bücherschreiben, Lehren und Predigen ein- für allemal bei Vermeidung schärferer Strafe nicht nur gänzlich untersagt, sondern auch fernerweit ernst gemessenst befohlen“ wurde, seine „großes Aufsehen und Ärgernis erweckende“ Neuesten Offenbarungen durch ein „deutliches Bekenntnis von der wahren Gottheit Christi sowohl, als von der heiligen Dreieinigkeit“ zu widerrufen, widrigenfalls er „auf Lebenslang außer den Grenzen des römischen Reiches ohnnachsichtlich verwiesen werden soll.“ Zugleich wurde dem Grafen zu Leiningen-Dachsburg „ex officio zu dessen schuldiger Nachachtung“ eröffnet: „nicht nur den Dr. Bahrdt nunmehr seines bisherigen Lehr- und Predigtamts zu entlassen, sondern auch die in seinem Gebiete bereits vorgefundene oder noch weiter vorfindliche Exemplarien der Bahrdtschen neuesten Offenbarungen sowohl, als der so betitelten Lehre von der Person und dem Amte unsers Erlösers in Predigten, ohnverweilt an die Kaiserliche Bücherkommission im Reiche einzusenden, und wie es geschehen in termino duorum mensium bei Kaiserlicher Majestät alleruntertänigst anzuzeigen.“

Bahrdt antwortete umgehend mit seinem „Glaubensbekenntnisse“**) (1779), dessen Druck ihm Berliner Freunde besorgten und das im November dem Regensburger Reichstage überreicht wurde. Er erklärte, allerdings verschiedne kirchliche Lehrsätze, gegen welche die gesunde Vernunft sich empöre, nicht zu

*) Über Bahrdts Aufenthalt in London vergl. Wendeborn, Erinnerungen aus seinem Leben (Hamburg, 1813), S. 266 ff. Diese Mitteilungen beweisen am schlagendsten die Verlogenheit von Bahrdts eigner Lebensbeschreibung, die kaum in einem Punkte als zuverlässige Quelle gelten kann.

**) Wieder abgedruckt bei Leyser a. a. O. S. 151 bis 159 und in der Bibliothek der deutschen Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts I, Leipzig, 1846, S. 26 bis 34.

glauben, versicherte jedoch, daß er, wie es einem Doktor der Theologie Augsburgischer Konfession gezieme, niemals gegen diese Lehrsätze vor dem Volke, weder im Predigen noch Katechisiren, direkt gelehrt habe, folglich auch nie von den eigentlichen Verpflichtungen eines protestantischen Lehrers abgewichen sei, sondern allezeit „mit Klugheit und Vorsicht" die Gesetze des Staates mit der Gewissensfreiheit zu vereinigen gesucht habe. Er könne aber unmöglich der Kirche das Recht zugestehen, ihm aus den Sätzen der Schrift künstlich gefolgerte Lehren und Begriffe aufzudringen, könne sich unmöglich sein gut protestantisches Recht, alles zu prüfen und nur das zu behalten, wovon er sich aus Gottes Wort überzeugt fühle, verkümmern lassen. Sein Glaubensbekenntnis — so schloß er — sei das eines sehr großen und ansehnlichen Teiles der deutschen Nation; tausend und aber tausend dächten so wie er, nur daß ihnen Gelegenheit oder Freimütigkeit fehle, es laut zu sagen, tausend und aber tausend flehten mit ihm um die Rechte der Menschheit und des Gewissens.

(Schluß folgt.)



Hegel in seinen Briefen.

Von Karl Borinski.

och einmal, über ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, tritt der damals berühmteste und einflußreichste der Philosophen aller Zeiten und Völker lebendig vor eine weitere Öffentlichkeit.*) Und wie einen Lebenden begrüßt ihn die Tagespresse bis in ihre dunkelsten Provinzialwinkel hinein. Ist das wirklich nur die Wirkung der Pietät, welche auch die flache Alltäglichkeit dem Bedeutenden, dem Hervorragenden wenigstens äußerlich schuldet? Man pflegt es sonst leider in Deutschland damit nicht allzu genau zu nehmen; statt aller sich ungesucht aufdrängenden Vergleiche verfolge man nur den nächstliegenden, wie sich in ähnlichem Falle das große Publikum etwa gegen Kant verhalten würde. Oder welchen Eindruck hat es gemacht, als vor noch gar nicht zu langer Zeit, noch ganz nahe der frischen Erinnerung von seinem Ableben, das Lebensbild von Hegels großem Landsmanne und Gegenfüßler, von Schelling, in Briefen vor die Öffentlichkeit trat? Man achtet beider nicht mehr viel, das ist richtig, und die beiden

*) Briefe von und an Hegel. Herausgegeben von Karl Hegel. In zwei Teilen. Leipzig, Duncker und Humblot, 1887.

„Helden des Gedankens," die die Rufer im Streit waren für zwei zum erstenmale so nahe, so nackt und so hart aufeinander platzende geistige Grundgegensätze, für die ganze Geschlechter in unerhörter Ausdehnung leidenschaftlich Partei nahmen, die sich als Entscheider der Geistesgeschichte ansahen und ansehen durften: sie dienen schon seit geraumer Zeit nur dazu, um in Wissenschaft, Kunst und Leben Schlagworte zu bilden für gewisse ganz gräßliche, ganz unverzeihliche und beschämende Irrtümer und überwundene Standpunkte, über die man weit hinaus zu sein, in die man nie, niemals mehr verfallen zu können glaubt. Man spreche dem Naturforscher, dem gebildeten Mediziner von Schelling, und er wird alsbald dunkle Vorstellungen entwickeln von einer undurchdringlichen geistigen Nacht, die über Deutschland lag, in der die „Naturphilosophie" herrschte und es zum Grausen des Auslandes machte, Vorstellungen, die an Brentanos finstern wilden Wald mit den darin hausenden naturphilosophischen Petschierstechern erinnern, welchen dann erst die wackern, exakten Gockels von heute mit ihren lichtbringenden „Naturforscherversammlungen" den Garaus machen. Man rede dem Historiker, dem Staatsmanne, dem Kunstgelehrten von Hegel, und er wird sich mehr oder minder wegwerfend äußern über abstrakte Überhebung, leeren Schematismus, grundlose Systematisirerei, wenn er sich nicht gleich im Kraftstil Schopenhauers bis zu „Wischiwaschi" und dialektischem Veitstanz versteigt. Woher gleichwohl dies allgemeine Interesse für diesen gerade auf den der Tagespresse näherliegenden Gebieten so verrufenen Mann? An ein Wiedererwachen des spekulativen Sinnes — was ja aus solchen allgemeinen Anzeichen immerhin zu schließen wäre — vermögen wir noch immer nicht recht zu glauben, obwohl der akademische Neuling auf den Universitäten nicht mehr mit so durchgreifenden philosophischen Teufelaustreibungen empfangen wird wie noch vor wenigen Jahren. Gerade die Natur und Verbreitung der heutigen Popularphilosophen spricht gegen eine solche Deutung. Nein, es ist der durchaus nicht bedeutungslose, etwa rein klangliche Zauber eines für die jüngste Vergangenheit, und nicht bloß die rein geistige Vergangenheit, unendlich wichtigen Namens. Mit diesem Namen verknüpfen sich noch immer für viele — und gerade für die vielen — Vorstellungsreihen, die von der Philosophie weit, weit abführen. Hegel — das bedeutete einmal die „Emanzipation des Geistes," und zwar des Geistes in so umfassender Bedeutung, daß die dem Geiste sonst entgegengesetztesten Elemente sich um dies heilige Panier sammeln konnten; das bedeutete die „absolute Freiheit als Ziel des Weltprozesses," das bedeutete die Erhebung des „Selbstbewußtseins zur Gottgleichheit des Absoluten." In den seltsamsten Formen und Verbrämungen findet der Erforscher der Staats-, Gesellschafts- und Geistesgeschichte des letzten halben Jahrhunderts die Grundsätze des Jenenser Privatdozenten und Nürnberger Schulrektors immer wieder. Sie erklingen an den Thronen der Fürsten und in den Baracken der Arbeiter, in den Hörsälen der Universitäten und in den

Redaktionen der Zeitungen, auf der Tribüne der Parlamente und auf der Bühne der Theater. Sie durchfluten in breiten Strömen die Literaturen der Kulturvölker bis zum flüchtigen Eisenbahnroman und Eintagsfeuilleton hinab. Wie wenig in diesem Meere von Wirkungen mag auf die Quelle selbst zurückzuführen sein! Aber diese Quelle war bekannt, sie dient noch in zehnfacher Ableitung dem Schöpfer ihres geistigen Heiltranks als letzte Autorität, und sie gilt — ihm und seinem Publikum meist gleich dunkel und unbekannt — als unerschöpflicher, unvergleichlicher Bronnen ewiger Weisheit. Das hält alles noch vor, trotz der Ernüchterung, des Widerwillens und im Gefolge davon des allmählichen Vergessens, welches inzwischen an die Stelle jener allgemeinen Geltung getreten ist. Es erklärt die Wirkungen, die dieser Name auch fern von seinem eigentlichen Kreise noch immer hervorruft.

Wunderlicher Gegensatz des Geistigen, den er selbst so tief gefühlt hat, daß er ihn zum System erhob: der scheu verehrte, dunkeltiefe Weise, der Herrscher im Reiche des Absoluten, das mächtige Schulen- und Parteienhaupt und zugleich der preußische Staatsphilosoph — als schlichter, freundlicher, anspruchs- und sehr lange aussichtsloser deutscher Gelehrter tritt er jetzt hier vor die nunmehr von seinem Geiste so tief berührte Welt. Der deutschen Nation wird vor den andern oft das stolze Gefühl zu Teil, auf weltbewegende Geistesthaten ihrer Söhne hinweisen zu können, die bei Lebzeiten, durch nichts ausgezeichnet, als schlichte, ja ärmliche Bürger unter ihr weilten, unbeachtet, wenig gefördert, desto mehr gehindert, durch nichts aufgemuntert als durch den Genius im eignen Busen. Auch Hegel zählt für den größten Teil seines Lebens zu ihnen. Und man könnte trotz der Wehmut und Bitterkeit, die sich in jenes stolze Gefühl mischt, gerade heute fast wünschen, daß dem so bliebe. Eine erquickende Lektüre sind diese Briefe des Geistvollsten unter all den Edeln, die jemals kleine Jungen in die Geheimnisse der lateinischen Grammatik eingeführt und auf dem Katheder Noten und Rügen ausgeteilt haben! Ganz besonders erquickend, wenn man sie mit den Erlassen jener früh verwöhnten Kinder des Glückes vergleicht, die nicht wie jene hehre Ausnahme unter ihnen „früh das strenge Wort gelesen hatten, das dem Leiden und dem Tod vertraut"; vornehmlich mit den hier am nächsten liegenden unwirschen Selbstbespiegelungen Schellings, der eigentlich nur in den Briefen an seine Familie liebenswürdig ist. In all diesen traurigen, engen, gedrückten Verhältnissen nicht ein Ton der Klage, des Selbstbedauerns, des sich unglücklich und verkannt Fühlens. In dieser Hinsicht verdienen die Hegelschen Briefe ein leuchtendes Beispiel zu werden in der gesamten Weltliteratur. Ein wahrhaft philosophisches Werk, das sich würdig dem schönen Denkmal philosophischer Persönlichkeit an die Seite stellt, welches die Welt bereits in dem erhabenen Briefwechsel Spinozas besitzt. Wir empfehlen es aufs angelegentlichste all den „verkannten Genies," an denen unsre Zeit — leider — so reich ist. Wo sich wirklich einmal Unmut zu regen wagt, da gilt er der Zerfahren-

heit, der Unangemessenheit der Sachen, nicht den Wünschen und Beschwerden der Person. Ein überlegener Humor erhebt aber auch diesen edeln, stets berechtigten Groll in die Kreise einer heiteren, sich selbst gleichen Geistesfreiheit. Hegel verstand zu warten — das war ein Teil seines Genies, das bildet eine Grundlage seiner Philosophie. Der Wert einer solchen Natur ist unschätzbar selbst in den gewöhnlichsten menschlichen Verhältnissen, aber unter dem nervös erregten Treiben geistig hervorragender Gesellschaftsschichten berührt sie stets wie ein halbes Wunder. Und sicher ist auch bei dieser seltenen Erscheinung das Verdienst nicht geringer als die Anlage. Hölderlin, Hegels sowie Schellings Jugendfreund, mußte mit seinem ganz entgegengesetzten Wesen die Vorzüge des ersteren ganz besonders empfinden. Er erklärt die „wohlthätigen Wirkungen seines Umgangs" (in Frankfurt a. M., wo beide Hauslehrer waren) aus der Eigentümlichkeit der „ruhigen Verstandesmenschen, bei denen man sich so gut orientiren kann, wenn man nicht recht weiß, in welchem Falle man mit sich und der Welt begriffen ist." Allein Hegel war doch nicht so ganz der „ruhige Verstandesmensch," als welchen ihn Hölderlin hier hinstellt. Es konnte in ihm brausen und stürmen, er setzte sich nicht so ohne weiteres auseinander mit der Wirklichkeit, er nahm das Gegebene nicht so selbstverständlich an. „Der ich viele Jahre lang auf dem freyen Felsen bey dem Adler nistete," so schreibt der bald Vierzigjährige als Redakteur der Bamberger Zeitung auf das Gerücht, daß eine gewöhnliche Schullogik von ihm erscheine, „und reine Gebirgsluft zu atmen gewohnt war, sollte itzt lernen von den Leichnamen verstorbener oder totgebohrener Gedanken zehren und in der Bleyluft des leeren Geschwätzes vegetiren!" Die genialische Gährung, die Signatur seiner Zeit, hat ihn nicht unberührt gelassen. Wer seine in ihr empfangenen Grundwerke, die „Phänomenologie des Geistes" und die „Wissenschaft der Logik" nicht bloß aus den Geschichten der Philosophie kennt, wird wissen, wie sie da mitunter sehr stürmisch, wenn nicht absurd zum Durchbruch kommt; die „Phänomenologie des Geistes" ist nicht bloß in ihren Grundgedanken eines der revolutionärsten Werke aller Zeiten. Und noch in der letzten, abgeklärten Periode seines Lebens weiß der einzige Zeuge seiner innersten Persönlichkeit, seine ausgezeichnete Gattin, von Ausbrüchen zu berichten, in denen er das Dasein des Philosophen in dieser Welt verfluchte. Aber es scheint eben, daß ein zweites Selbst dazu gehörte, um zu diesen geheimsten Regionen seines Wesens Zutritt zu erlangen. Der Welt gegenüber ist Hegel von Anfang an in seinem Charakter der Fertige, Abgeschlossene, Reife, von nichts Menschlichem berührt und wie von Natur befähigt, aequam servare mentem rebus in arduis. Seine „feierlich gravitätische Gegenwart" in der Gesellschaft bemerkt schon in seinen dreißiger Jahren sein Nürnberger Freund, der Theologe Paulus. „Was muß entstehen, wenn deine Reife sich noch Zeit nimmt, ihre Früchte zu reifen," schreibt Schelling (Aus Schellings Leben in Briefen II, S. 112) schon etwas höflich, aber offenbar in ehrlicher

Meinung vor dem Erscheinen von Hegels erstem größeren Werke an den damals noch eng verbundenen Jugendfreund. Der im Vollbesitz des Verkehrs mit Schiller mehr als jemals exklusive Goethe sehnt sich schon 1803 nach den „interessanten Unterhaltungen" des Jenenser Privatdozenten; unter dem Geschützdonner der Schlacht bei Jena wurde bekanntlich sein Hauptwerk, die „Phänomenologie des Geistes," vollendet. Er selbst pflegte später mit bedeutungsvollem Scherze auf das Zeitbezügliche, Prophetische darin (gelegentlich des Sturzes Napoleons!) hinzuweisen. Es dürfte schwer sein, unter den damaligen furchtbaren Verhältnissen, in dem das ganze Sein und, was für den Philosophen schlimmer, die ganze Arbeit, der Ertrag des Lebens, vernichtet zu werden drohte, ruhigere, klarere, haltungsvollere Briefe zu schreiben.

Dieser Eindruck des Fertigen, von vornherein Abgeschlossenen, welcher einen solchen Gegensatz bildet gegen das sonst in den berühmten Briefwechseln so nackt hervortretende ewige Werden alles Menschlichen, wird in diesen Briefen (jetzt zugleich der vollständigsten Lebensbeschreibung) Hegels erhöht durch die auffallend geringe Ausbeute, welche sie über Jugend, Familie und Bildungsgang des Philosophen gewähren. Wie fordert hier gerade wieder der von weitem Familienanhang vergötterte, von Vater und Mutter verhätschelte und mit Liebesgaben überschüttete Schelling zum Vergleiche heraus! Hegel steht ganz allein. Hätte der in den nächsten menschlichen Beziehungen zu ihm befindliche Herausgeber nicht die bekannten biographischen Daten vorausgeschickt, aus diesen Briefen würde man nichts darüber entnehmen können. Eine Schwester, Christiane, taucht in später Zeit, als Hegel selbst sich noch spät eine Familie gegründet hatte, einmal als Pate flüchtig auf. Aber auch da erst fällt es dem Leser auf, daß er bis dahin so gar nichts von Hegels Familie gehört hat. Diese Beziehungslosigkeit, diese sozusagen auch persönliche Abstraktheit stimmt so genau zu Hegels Wesen, daß nur das Gegenteil auffällig wäre. Ist doch auch in seinen Werken diese Abgezogenheit von allen weltlichen Einzelheiten, am deutlichsten ausgeprägt in dem oft geradezu absichtlichen Umgehen sinnlicher und geschichtlicher Erklärungen, eine unter allen Philosophien hervorstechende Eigentümlichkeit, welche nicht zum geringsten die Schwierigkeit ihres Studiums und Verständnisses verschuldet. Einen Jugendbrief hat der glückliche Zufall erhalten, aber es ist kein Familienbrief, sondern er ist an einen Schulfreund gerichtet und betrifft keine persönlichen Angelegenheiten, nicht einmal die dem jungen Geiste um diese Zeit oft so komisch wichtigen Verhältnisse der Schule, sondern rein geistige, naturwissenschaftliche und literarische Gegenstände. Wie er die Handschrift des vierzehnjährigen Gymnasiasten bereits vollkommen ausgebildet zeigt, so in den Grundzügen, wie es scheint, auch seinen Geist. „Mathematikhausen" ist der Brief überschrieben, eine Beziehung, über die man sich vergeblich erkundigt hat. Wie bedeutsam leitet er die Sammlung ein!

Die spätere, ungeahnt glänzende Entfaltung seiner äußern Lebensverhältnisse,

wohl auch schon vordem der leise, aber stetige Einfluß des ewig Weiblichen in seiner Frau, „der Gewinn einer Liebe, auf den er sich kaum noch Hoffnungen in der Welt machte,“ haben jedoch erfreulicherweise verhütet, eine solche Natur in das ihr drohende Extrem der Pedanterie und Herzensdürre verfallen zu lassen. Die Briefe an seine Frau, wie sie jetzt getreu nach den Originalen, ohne Auslassungen und vollzählig vorliegen, sind am ehesten geeignet, die aschgrauen Vorstellungen von Hegels Persönlichkeit, auf die man gerade in neuester Zeit unter den Einwirkungen seines gehässigen Gegners Schopenhauer so oft stoßen kann, zu berichtigen. Man wird kaum von dem Philosophen und am wenigsten von diesem Philosophen jene herkömmlichen Formen des „süßen Wahns,“ und sei es in noch so absonderlicher Gestaltung, erwarten, in denen jeder Philister einmal in seinem Leben mit dem Dichter zu wetteifern sich gemüssigt fühlt. Schelling freilich, der sich hier wie überall zum gegensätzlichen Vergleich anbietet, liebte es auch da, etwas vom blauen Dunste der Magie einfließen zu lassen. Aber es berührt nicht gerade natürlich, ihn, den Witwer aus der Ehemannsschule Karolinens, noch im zweiten Bräutigamsstande mit „Maiblümchen,“ „mädchenhaftem Mädchen“ u. dergl. um sich werfen zu hören, besonders wenn man dagegen die sehr nüchtern-verständige ärztliche Untersuchung hält, welche er vor der Verlobung das „Maiblümchen“ zu unterwerfen für zweckmäßig erachtete. Hegel ist in diesem Verhältnis, das durch seine Besonderheit doch auch das allzu Menschliche adeln mag, vielleicht ein wenig zu sehr er selbst gewesen. Es kann so einem Philosophenbräutchen eigentlich gar nicht verdacht werden, daß sie gelegentlich den Kopf oder wohl auch die Lippe hängen läßt, wenn sie von dem geliebten Zukünftigen statt mit Canzonen und Sonetten, mit weisen Betrachtungen über die Relativität und Unwirklichkeit des — Glückes bedacht wird. Gleichwohl sind die diesen Gegenstand betreffenden wunderlichsten aller Liebesbriefe der nicht unliebenswürdige Ausdruck einer gleichmäßigen klaren und dabei doch hochsinnigen und genialen Natur, jedenfalls haben noch nie Liebesbriefe mehr gehalten als diese, die so wenig versprachen. Es bedarf nicht der aus dem tiefsten Herzen kommenden Bestätigung der edeln Frau selbst an den treuesten Lebensfreund des verewigten Gatten am Schlusse der Sammlung; die Briefe selbst belegen es auf Schritt und Tritt durch die mannichfachsten Züge, wie viel er ihr und seiner Familie rein menschlich gewesen ist. Auf großen Ferienreisen nach den Niederlanden, nach Wien und Paris, die er sich als Berliner Professor gönnen konnte, läßt er kaum einen Tag verstreichen, ohne ihn mit einem Bericht an sie zu beginnen oder zu beschließen. Hier zeigt sich die seinen Geist auszeichnende tiefe Vielseitigkeit in ihrer greifbarsten, ursprünglichsten Gestalt. Sie machte er darnach zur ersten Vertrauten seiner reichhaltigen Eindrücke in Kunst, Literatur und Leben. Und man darf wohl die von dem Herausgeber dieser Briefe, seinem ältesten Sohne, schon in der Einleitung zu den Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte hervorgehobene

Thatsache über die größere Lebendigkeit und damit Popularität seiner spätern Vorlesungen auf Rechnung dieses schönen Verhältnisses setzen. Von einer Pose, einer berechneten Auswahl und Anordnung ist in diesen Berichten keine Rede, wie sie überhaupt nicht den Charakter eines zur Veröffentlichung bestimmten Briefwechsels tragen und daher auch in Stil und Gedanken keine ungerechten Vergleiche — etwa mit Goethes Reisebriefen — dulden. Alles, was gesehen wird, wird mitgeteilt, ja oft macht es den ganz unbefangen humoristischen Eindruck, schon auf die Mitteilung hin gesehen worden zu sein. Wiener, Pariser und niederländische Küche, Pariser Moden — die ungeheuern Strohhüte der zwanziger Jahre, eine „Institution," die ja gerade diesen Herbst wieder ihre schrecklichen Schatten vorauszuwerfen beginnt —, sogar das Pariser Schlachthaus — „in welcher andern Stadt der Welt würde ich ins Schlachthaus fahren!" schreibt Hegel —, Städte- und Landschaftsbilder, Begegnungen auf der Postkutsche und der Fahrgelegenheit, reisende Engländer und bummelnde Studenten, alles kunterbunt abwechselnd mit den Eindrücken der Architektur, der Gemäldegalerien, der Musik, des Theaters.

Hegels Geschmack war, wie dem Kenner seiner Ästhetik schon aufgefallen sein wird, sehr weit. Das hängt zusammen mit dem ganzen objektiven Charakter, wenn auch, wie uns wenigstens dünkt, nicht mit dem Grunde seiner Philosophie. Er begab sich willig und anstandslos in den Bann der seine Zeit beherrschenden italienischen Opernarie, die italienische Oper ist in Wien sein Entzücken, seine Leidenschaft, in Wien, wo sie zu derselben Zeit im abgelegenen Stübchen dem letzten großen Meister der klassischen deutschen Musik seine letzten Tage verbitterte. Scribes Stücken sagt er „tiefe Wirkungen" nach und begreift nicht, „wie das kritische Gesindel bey uns ewig über Scribe, den Verfasser der Valerie, schimpfen kann." Grillparzer, der ihn um diese Zeit besuchte, macht auf ihn gar keinen Eindruck. Ihn interessirte jedes geistige Können vornehmlich durch die Art seines „in Erscheinung tretens." War dies fesselnd, und vornehmlich war es etwas Besondres, ein Typus, so war es ihm zugleich bedeutend. In das Innere, oder besser hier, in das Seelische der Erscheinung einzutreten, war seine Sache nicht. Das ist der Blick des Naturforschers, des Anthropologen und in dessen Sinne auch des Historikers. Weniger schon wird er dem eigentlichen Geschichtsforscher, am allerwenigsten dem künstlerischen Geschichtschreiber, gar dem Kunstforscher und Künstler eigen sein. Das ist für Hegels Wirkungen im allgemeinsten wichtig geworden, und manche Wirrnis, manche Wunderlichkeit und Verschrobenheit darin, aber auch manche ganz eigentümliche, ganz unbeabsichtigte und unbewußte Formwirkung (z. B. die Beziehung Hegels zum Materialismus) wird dadurch erklärt oder aufgedeckt. Goethe, der ihn persönlich ungemein hochschätzte und im Verkehr Schelling immer mehr vorzog, konnte daher seiner Philosophie nichts abgewinnen, während er Schellings oft krauses philosophisches Treiben von Anfang an mit einer Art olympischer Neugier ver-

folgte und noch an seinem Streite mit Jakobi lebhaften Anteil nahm. An Hegel aber schreibt er: „Ich halte meinen Sinn möglichst offen für die Gaben des Philosophen und freue mich jedesmal, wenn ich mir zueignen kann, was auf eine Weise erforscht wird, welche die Natur mir nicht hat zugestehen wollen.“ Und dies in einer Zeit, nachdem er sogar dem anfänglich ignorirten Kant „mit großem Nutzen“ nahe getreten zu sein bekennt. Das gemeinsame Band im höheren Geistigen bildete für sie die Farbenlehre, zu deren eifrigstem Anhänger und Vorfechter sich Hegel gleich von ihrem Erscheinen an gemacht hatte. Aus wie verschiedenartigen Gründen, zeigt die Behandlung dieses Gegenstandes in der „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften“ (§ 320), wo Hegel an der Newtonschen Theorie „vors erste“ mißfällt, „daß auch beim Lichte nach der schlechtesten Reflexionsform, der Zusammensetzung, gegriffen worden ist.“ „Über die Barbarei dieser Vorstellung — sagt er — kann man sich nicht stark genug ausdrücken.“ Trotz dieser wenig sachgemäßen Behandlung hat Goethe den bloßen Beitritt des einflußreichen Mannes sehr zu schätzen gewußt, wie er bei der Aufführung des Hegelschen brieflichen Gutachtens in der Farbenlehre ziemlich offen bekennt. Die beißende Verwendung der Newtonschen Theorie in Hegels Vorlesungen als Beleg für den Zahlenaberglauben der Menge im Gegensatze gegen die unverstandenen hohen Gedanken eines Kepler (Encyklopädie § 280) wird jedenfalls ihre Wirkung nicht verfehlt haben.

Der Verkehr mit Goethe muß an die Spitze gestellt werden, wenn die Rede auf die persönlichen Beziehungen Hegels kommt. Er befand sich durchaus auf dem Stande geistiger Ebenbürtigkeit, „als von alten treuen Freunden ohnehin nicht auf dem Fuße der Beobachtung — wie er sich zeige oder was er gesprochen, sondern kordat zusammen, und nicht um des Ruhmes und der Ehre willen, daß von ihm gesehen und gehört zu haben u. s. f.“ Wie Hegel „den alten, d. h. immer jungen“ Goethe schildert, „etwas stiller — ein solches ehrwürdiges, gutes, fideles Haupt, daß man den hohen Mann von Genie und unversiegbarer Energie des Talents darüber vergißt,“ so steht er leider immer noch nicht vor der Phantasie der meisten Deuschen. Sein Zeugnis vom alt-Goethischen Weimar, dem ganzen, unbefangen liebenswerten, traulich patriarchalischen Verhältnis, dem „guten, alten, etwas tauben Herrn,“ dem Großherzog, der auf ein paar Stündchen zur abendlichen Plauderei zu Goethe kommt und Hegel „angenagelt auf dem Sopha neben sich“ festhält, um sich „über Paris“ berichten zu lassen, während sich „Zelter und Riemer klüglicherweise [d. h. wohl des politischen Gesprächs wegen] in das daranstoßende Zimmer setzen“ — alles dies ist darum denen doppelt zu empfehlen, welche den „Riemer, Eckermann und andern Goethischen Kreaturen“ noch immer hartnäckig ihren Glauben versagen. Durch Goethes Vermittlung wohl wurde in Berlin Zelter der Hausfreund von Hegels Familie. In Heidelberg waren es Kreuzer und der von seiner Philosophie, wie der Theologe weiß, geradezu berückte Daub.

Die treuen Schützer und Berater von Hegels langer Junggesellenzeit waren der durch sein philosophisches Journal und seine Verdienste um das bairische Unterrichtswesen bekannte Niethammer und seine Frau, „die beste Frau," wie Hegel sie nannte. Sie waren mit Goethe die rettenden Engel in Hegels damaligen, bei persönlicher Mittellosigkeit, einem Gehalte von hundert Thalern und den tollen Zeitläuften sehr erklärlichen chronischen Geldverlegenheiten. Die Briefe an Niethammer sind übrigens wegen der Einblicke in die damaligen Experimente der bairischen Schulverwaltung wichtig, sie haben dadurch, daß sie mitunter sehr stark von heutigen Verhältnissen abstechen, Aufsehen erregt, noch mehr aber verdienen sie es wegen der den ganzen Charakter der Zeit spiegelnden philosophischen Wagehalsigkeit jener Experimente. Da giebt es „Rechts- und Pflichtenlehre" in der Untersekunda, „Kosmologie und natürliche (!) Theologie" in der Obersekunda, „wobei zu gebrauchen die Kantischen Kritiken der Beweise für das Dasein Gottes"; für die Primen „Psychologie" nebst „den ethischen und rechtlichen Begriffen, für welchen letztern Lehrkursus die Kantischen Schriften vorläufig (!) ausreichen," und „Zusammenfassung der zuvor einzeln behandelten Objekte in einer philosophischen Encyklopädie." Diese „politisch-naturwissenschaftliche Aufklärung" im Jugendunterricht scheint (Br. 110) selbst dem Nürnberger philosophischen Rektor ein bischen zu reich gewesen zu sein. Ob die aus diesem Unterricht hervorgegangenen Baiern dem Ideale unsrer Zeitungen entsprochen haben, bleibt dunkel; zum mindesten nennt nicht gar zu lange darnach Schelling die Münchner Gymnasien „wahre geistige und moralische Mördergruben" (Aus Schellings Leben III, S. 3). Man sieht eben, der Schulplan macht es nicht allein.

Ferner ist das Verhältnis Hegels zu Paulus bemerkenswert. Der berühmte Theologe hat seinen beiden philosophischen Landsleuten in ihrer gemeinsamen naturphilosophischen Periode in Jena sehr nahe gestanden, sich aber sehr bald mit Schelling vollständig und mit Hegel später aus politischen Gründen verfeindet (1817 bei Gelegenheit des württembergischen Verfassungsstreites, in welchem Hegel mit einem viel beredeten Erlaß in den Heidelberger Jahrbüchern gegen die allerdings ganz plan- und haltlosen Stände für die staatliche Selbständigkeit Württembergs auftrat). Hegel übte schon früh an ihm seinen überlegenen Witz, ohne jedoch jemals öffentlich gegen ihn aufzutreten, wie Schelling, der die Zwistigkeiten bis zu einem tobenden Kampfe anfachte. Die Frau von Paulus, das Urbild eines weiblichen Professors, wie sie sich in Universitätskreisen mitunter zu entwickeln pflegen, hätte Hegel sehr gern auf diplomatische Weise an den Heerbann ihres streitbaren Herrn Gemahls gefesselt. Seine bedeutende und eigenartige Tochter Emmi war Hegel bestimmt, dieselbe, welche dann, tragisch genug, dem letzten Liebesversuch des alternden Gecken August Wilhelm von Schlegel zum Opfer fiel. Hegel ging — vielleicht hauptsächlich aus jenen Gründen — dem Verhältnis aus dem Wege, was vielleicht schon die innere Veranlassung

zum Bruch war. Bedeutsam bleibt es immerhin, daß schließlich Hegels Lehre sich gerade so innig mit der Richtung von Paulus vereinigte und so die Pläne der Frau Paulus sich wenigstens im rein geistigen Sinne erfüllten.

Am meisten lenkt unter den persönlichen Beziehungen natürlich das Verhältnis zu Schelling die Aufmerksamkeit auf sich, und in enger Verbindung damit das zu ihrem gemeinsamen französischen Apostel Viktor Cousin. Hier wird nun allerdings der philosophische Eindruck mitunter stark geschwächt, und man darf nicht verhehlen, zuletzt auch vonseiten Hegels, der im Anfange Schelling gegenüber eine würdige, ja liebenswürdige Haltung einnimmt. Freilich liefen ihre philosophischen Bahnen stark auseinander, aber ihre persönlichen folgten diesem Zuge mehr, als nötig erscheint, und mehr, als bei Philosophen billig ist, richteten sich gerade letztere nun auch gegen einander. Schelling, der den produktiven Geist des Jugendfreundes wohl zu würdigen und — zu nützen verstand, hätte sich wohl selbst sagen können, daß Hegel das undankbare Amt eines journalistischen Schildknappen seiner Philosophie, der mit seiner Gründlichkeit die genialen Blößen des ungestümen Herrn decken sollte, nicht für immer verwalten würde. Ihre Geister und Charaktere gingen in den Grundanlagen auseinander. Über Schellings Magnetismus und Spiritismus, seine Quellen- und Metallriecherei machte Hegel sich schon in der Zeit ihres gemeinsamen Arbeitens Goethe und Seebeck gegenüber lustig und aus seiner Ungläubigkeit auch Schelling gegenüber wohl kein Hehl. Gleichwohl genügte das Erscheinen von Hegels erstem selbständigen Werke, dessen Vorrede freilich den Gegensatz gegen Schelling in nicht mißzuverstehender Weise betont, Schelling zum sofortigen Bruche. Noch bevor er es gelesen hat — wie er behauptet —, antwortet er dem freundschaftlich und verehrungsvoll Überreichenden nur, um alsbald gänzlich darüber abzusprechen. Dieser Brief ist zugleich der letzte in der Korrespondenz der einander so eng verbundenen Freunde.*) Gegen seinen Schüler Windischmann entblödet sich Schelling, die ganze Hegelsche Philosophie zu derselben Zeit alsbald als „unentwirrbaren Weichselzopf" (Aus Schellings Leben II, S. 128), den man

*) Hegel traf noch einmal zwei Jahre vor seinem Tode (wohl auf Betreiben seiner Gattin, vergl. diese Briefe II, S. 378) mit Schelling in Karlsbad zusammen. Es verlohnt wohl, den Bericht hierherzusetzen, den Schelling seiner Frau (Aus Schellings Leben III, S. 47) von diesem als Ereignis behandelten Zusammentreffen giebt: „... Stell dir vor, gestern sitz ich im Bade, höre eine etwas unangenehme, halb bekannte Stimme nach mir fragen. Dann nennt der Unbekannte seinen Namen, es war Hegel aus Berlin, der mit einigen Verwandten aus Prag hierher gekommen ist und sich ein paar Tage auf der Durchreise hier aufhalten wird. Nachmittags kam er zum zweitenmale sehr empressirt und ungemein freundschaftlich, als wäre zwischen uns nichts in der Mitte; da es aber bis jetzt zu einem wissenschaftlichen Gespräch nicht gekommen ist, auf das ich mich nicht einlassen werde (!), und er übrigens ein sehr gescheiter Mensch ist (!), so hab ich mich die paar Abendstunden gut mit ihm unterhalten (!). Noch habe ich ihn nicht wieder besucht, es ist mir etwas zu weit in den goldenen Löwen."

nur komisch zu nehmen habe, in Verruf zu bringen. Allein Schelling wußte sehr wohl, was es mit dem Weichselzopfe auf sich hatte, und die freilich von dieser Seite am leichtesten „anzugreifende“ Lehre des Philosophen, den (nach der bekannten Anekdote von seinem Sterbebette) „nur einer seiner Schüler verstanden hat — und auch der nicht richtig,“ war seinem gerade in dieser Hinsicht so genialen, durchdringenden Blicke wohl am wenigsten schwer zu deuten. Wie er in jenem Absagebriefe an Hegel gleichsam im philosophischen Hausrock, in dem man unter sich ist und die Dinge bei ihrem rechten Namen nennt, ihm gleich so treffend das Wort, worauf es ankommt, an den Kopf schleudert, das wohlgemerkt in jenem ersten Werke, der „Phänomenologie,“ äußerlich noch durchaus nicht die spätere Rolle spielt und an dem doch schon damals die ganze Hegelsche Philosophie hängt: nämlich das Wort „Begriff“ — das ist in so hervorragender Weise, man darf zugleich sagen so entzückend Schellingisch, daß man ihm ob dieser letzten Offenbarung beider Seiten seiner eigentümlichen göttlichen Deutlichkeit fast nachsehen möchte, wie ihm von nun an die eine, die hauptsächliche, nämlich die wissenschaftliche, so ganz abhanden kommt und nur die andre, die persönliche, sich immer gewaltiger entwickelt. Einen ganzen Band philosophischer Geschichte enthält dieser Brief. Es scheint eigentlich viel zu wenig beachtet, wie die ganze Weiterentwicklung der Schellingschen Philosophie nun auf Schritt und Tritt den Gegensatz gegen Hegel an der Stirn trägt. Es kann dies auch nirgends so scharf hervortreten, als hier in dem für den letzten Teil der Hegelschen Briefe so charakteristischen Kampfe um Cousin, um den für die Weltwirkung einer Philosophie damals so wichtigen Franzosen. Die beiden philosophischen Messiasse wußten sehr wohl, was sie an diesem Apostel besaßen, und der Apostel wußte es vor allem selbst. Den aufsässigen Schelling läßt er es damals recht deutlich fühlen, daß Paris die Welt sei. Hegel siegte auch hier, er war überall der unfehlbar sichere Berechner, als den er sich schon in der Wahl des Grundthemas seines Systems zeigt, der Diplomat unter den Philosophen, der würdige metaphysische Zeitgenosse Talleyrands und Metternichs. Aber er gleicht ihnen auch darin, daß seine Wirkungen mit ihren Mitteln und, da dieselben durchaus zeitliche sind, schließlich mit seiner Persönlichkeit aufhören, daß sie nichts in sich selbst Beruhendes haben, nicht auf das Ewige gebaut sind, ja diesem bewußt entgegentreten. Es giebt fundamentale und tendenziöse Philosophien, Hegel ist wohl der bedeutendste, zugleich der einflußreichste unter den Vertretern der letzteren. Darum fiel aber auch sein System, wie jene diplomatischen, mit der Zeit zusammen, die es getragen hatte, leicht wie ein Kartenhaus. Hegel starb aber auch zur rechten Zeit, wie er zur rechten Zeit gelebt hatte, ein Glück, das nicht immer solchen Naturen wird; fast wäre man versucht, es mit den berührten Eigenschaften dieser besondern in Verbindung zu bringen, wenn nicht — trotz Goethe — an dieser Grenze Berechnung und Diplomatie aufhörten. So aber blieb immerhin die gewaltige Autorität seines

Namens gewahrt, wenn auch sein Werk thatsächlich zu nichte war lange vor den Hallischen Jahrbüchern und dem feierlichen Schisma der „Schule." Deutlich sieht man es gerade wieder an Cousin, der als echter Franzose für die Zeit einen feinen Geruch hatte und sich nun ebenso begeistert dem transsubstanzialisirten Schelling in die Arme warf, welcher auf den Hegelschen Trümmern noch rasch seinen romantischen Thron errichten durfte, wie früher der absoluten Vernunft des Katholikenfressers Hegel. Es wurde ihm allerdings bald schwül dabei, und er zog sich auf das neutrale literarhistorische Gebiet zurück, das noch gegenwärtig die Zeit beherrscht, auch hierin wieder — ich sage das im Gegensatz zum Herausgeber dieser Briefe — eine feine Voraussicht und sich als echten Schüler des verewigten Meisters bewährend. Vergessen darf es Hegel nicht werden, daß gerade er es war, der diesen wichtigen Mann dem Deutschtum zuführte. Er bezeichnet den deutlichen Merkpunkt für das endlich erlangte Übergewicht des deutschen über den französischen Geist, zu dem freilich das Vorausgehen von Lessing, Kant und Goethe gehörte und das zu seinem Bestehen nicht minder des blutigen Siegels von Sedan bedurfte. Noch heute inmitten des krampfhaften Auflehnens des ehrgeizigsten Nationalitätsbewußtseins gegen die Anerkennung dieses Übergewichts predigt Cousins eigenstes Werk, die école normale in Paris, wahrhaft philosophisch die versöhnlichen Tendenzen ihres Begründers.

Ein Blick auf Hegels „Schule," soweit sie in den Briefen am Schlusse auftritt, möge auch den Bericht über sie beschließen. Spät genug tritt sie auf. Hegel machte aus seiner Abneigung gegen die Romantik keinen Hehl. Moi qui ne suis pas trop indigène dans ces brouillards — nämlich du monde romantique, schreibt er ironisch Cousin gelegentlich des jungen Literarhistorikers Ampère. Das entfremdete ihm das romantische Geschlecht. Gabler ist unter den namhafteren Schülern der einzige, der ihn bereits in Jena hörte; er machte aus seinen damaligen Nachschriften später ein Geheimnis. Andre, besonders Windischmann, den Hegel Schellingen nicht entfremden konnte, beschuldigte er später des Plagiates (an seiner Geschichtsphilosophie) und brach höchst feindselig mit ihm. Erst mit jenem neuen, unruhigen, reformlustigen Geschlechte, welches etwa die zwanziger Jahre brachten, das sich mit politisch-historischen Idealen und vorwiegender Verstandesthätigkeit gegen das „Herz und Gefühl" der poetisch-romantischen Zeit ganz im Hegelschen Sinne wandte, und vornehmlich erst in Berlin, dessen genius loci er in mannichfacher Hinsicht genannt werden kann: erst da konnte seine eigentliche Wirksamkeit beginnen. Dann aber entfaltet sie sich gleich in jenem für den Philosophen so ungewöhnlichem Maßstabe, welcher sie noch dazu bei ihren starken Ansprüchen an Fleiß, Aufmerksamkeit und Geist der Schüler so auffallend macht. Schon 1822 erzählt ein „Leutnant Eichler von Berlin" Goethen (Notirtes und Gesammeltes auf der Reise vom 16. Juni bis zum 29. August 1822) von dieser neuen Berliner

Stoa. Im folgenden Jahre erscheint Eduard Gans im Briefwechsel als ehrfurchtsvoll nahender Schüler mit der ersten Frucht des Hegelschen Geistes auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft, dem ersten Bande seines „Erbrechts in historischer Entwicklung." Bald bevorzugter Schüler und Freund, ist er die eigentliche Seele der journalistischen Vertretung, welche sich Hegel in Berlin im Gegensatz zur Akademie, ja sogar als Sammelpunkt einer Art Gegenakademie eigens für seine Philosophie schuf: der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik." Ihre nicht ganz leichte Geburt vergegenwärtigen die „Bülletins" des dafür in Deutschland „reisenden" Gans. In seiner Begleitung befindet sich sein Freund in Hegel, der Ästhetiker Hotho. In rascher Folge sammelt sich nun die ältere Garde der Hegelianer, im Briefwechsel teils selbständig auftretend, teils nach allen Richtungen (oft nicht eben schmeichelhaft, z. B. Michelet von Cousin als très formaliste) erwähnt. Schon ist das Ausland mannichfach vertreten: nicht nur Frankreich durch den freilich ganz besonders hervorstechenden Cousin, auch die Niederlande durch van Ghert, die skandinavischen Länder durch den bekannteren, für die Entwicklung des geistigen Lebens dort sehr wichtigen Heiberg. Die zutrauliche Annäherung des liebenswürdigen philosophischen Hutfabrikanten Eduard Duboc in Hamburg deutet auf die beginnende Wirksamkeit im größern Publikum. Mit einem weiten Ausblicke in die eingangs gekennzeichneten mannichfachen Machtkreise der Hegelschen Philosophie entläßt so das ihren innersten, von jenen großenteils so verschiednen Beziehungen geweihte Buch seinen Leser.

Die Hegelsche Philosophie ist für uns heute eine vollendete historische Erscheinung geworden. Konnte das vorige Jahrzehnt noch allerorten, sogar in dem seiner Geistesart so wenig entsprechenden Italien (Augusto Vera) bemerkenswerte, in Hegels Geiste wirkende Kräfte aufweisen, so erinnert das gegenwärtige höchstens gelegentlich durch das Abscheiden eines überdauernden Veteranen an seine Lehre. Der Geist derselben wird uns aber noch gar oft in Erinnerung gebracht; und wie kürzlich der Tod Katkows zu nachdenklichen Betrachtungen über Bildungen und Verbildungen deutschen philosophischen Flugsamens anregte, so könnte ein literarischer Weltumsegler von einiger Findigkeit noch gar manche seltsame Exemplare aller Gattungen aus der zeitgenössischen Weltliteratur zusammenlesen, in deren exotischen Gestaltungen man mit Verwunderung schließlich heimische Pflanzen wiedererkennen würde. So billig es nun ist, sich auch der Rückwirkung einmal als irrig erkannter Meinungen zu entschlagen, so sehr es vor allem not thut, endlich einmal mit allen noch so versteckten Maskirungen von Hegels mißratenem Kinde, dem wahrhaften enfant terrible des Jahrhunderts, nämlich seiner, gelind gesagt, rücksichtslosen Ethik ebenso rücksichtslos zu brechen; so ungerecht ist es namentlich von gewissen Seiten, vornehm über einen Mann hin zu urteilen, der leicht als Urheber gerade der Phrasen nachzuweisen wäre, mit denen jene urteilen und verurteilen.

Mit der Autorität, aber leider nicht mit dem Geiste Schopenhauers hat sich in manchen der Philosophie sehr abgekehrten Kreisen, vornehmlich aber in der „Gesellschaft," nach und nach eine Art freien Lästerkomments gegen Hegel herausgebildet, an dem sich sogar die grünende Jugend (man kann ja im trauernden Hinblick auf unsre „Lyceen" fast sagen: beiderlei Geschlechts) zu üben berechtigt glaubt. Treffend könnte sich hier an ihm selbst ein Wort aus diesen Briefen bewähren, das Hegel in früher Zeit an Schelling schrieb: „Später hat die Menge, die nur mit dem Strome ihrer Zeit fortschwimmt, mit Verwunderung gefunden, daß die Werke, die sie in der Polemik vom Hörensagen als längst widerlegte Irrtümer enthaltend kennen lernte, wenn sie zufälligerweise selbst ein solches zu Gesicht bekommen — das herrschende System ihrer Zeit enthalten."



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

6. Etwas vom Sterben.



Da beim letzten male die Rede am Ende aufs Sterben kam, nicht in düsterm Sinne, denke ich, denn die Schönheit, die höchste Menschenschönheit, führte von selbst darauf, so mag gleich noch etwas vom Sterben folgen, aber auch nichts Finsteres, eher etwas Heiteres, wenigstens Helles.

1. Vom Denken ans Sterben.

Wenn es heutzutage ein ausgeprägter Zug im Charakter des Zeitgeistes ist, daß man den Gedanken an das Sterben möglichst aus dem Wege geht, so darf man darin an und für sich einen unzweifelhaften Fortschritt erkennen gegen vorige Zeiten, wo man geneigt war oder aufgefordert wurde, die Gedanken an den eignen Tod sich fortwährend gegenwärtig zu halten. Die verschiednen Zeitgeister (wenn die Form erlaubt ist) verhalten sich nämlich sehr verschieden zu jenen Gedanken, mit Meiden oder Suchen, auch mit Fürchten oder mutigem und selbst trotzigem Anschauen der Vorstellung des Todes, der allen sicherer bevorsteht als irgend etwas. Die tiefern Ursachen dieses verschiednen Verhaltens zu erörtern und auf diesem Wege das Rechte zu finden, das wäre schon wichtig genug, es spinnt sich darin ein Grundfaden ab, der in seiner Art für den Einzelnen wie für das Ganze so wichtig ist wie der Faden der politischen, litera-

rischen, socialen Geschichte im Gewebe des Ganzen. Es handelt sich bei dem Wechsel im Grunde wohl immer darum, was einer Zeit und den Zeitgenossen das Leben gewährt oder was sie ihm abzugewinnen wissen, aber auch darum, was sie in sich für einen Begriff vom Leben haben und von ihm in Anspruch nehmen, und eben darin findet eine stetig wechselnde Verschiebung statt, die sich um eine aufzufindende rechte Mitte bewegt. Die Stimmung des heutigen Zeitgeistes darf auf der einen Seite als ein Zeugnis gelten, daß er entschlossen ist, all seine Kräfte und all sein Streben ungeteilt auf die gegebene Welt zu richten, in dem gegebenen Leben seine volle Genüge zu suchen, und das ist gewiß richtig und gut. Aber dem steht gegenüber eine andre Seite dieser Stimmung, daß nämlich der Zeitgeist sich immer mehr gewöhnen will, hinter diesem Leben und dieser Welt, die er wieder in ihr volles Recht einsetzen will, ein Nichts zu denken, und das ist weder richtig noch gut. Eben davon soll kurz die Rede sein, nicht vom religiösen oder philosophischen Standpunkte, die ich dabei voll und herzlich gelten lasse, sondern vom Standpunkte eignen Erlebens, das für sich selbst redet.

Wenn man sonst im gesunden, frischen Leben und Streben die Gedanken an sein Sterben von sich hält als lähmend, wie denn, wenn sie doch auch gerade mitten in der Freude von selbst auftreten und der Freude erst die Krone aufsetzen? Und das kommt vor.

Wir fuhren einmal, eine kleine Gesellschaft, eines Morgens im südöstlichen Thüringen auf einem offenen Jagdwagen, der einem von der Gegend gar nichts raubt, dem Frankenwalde zu und kamen da plötzlich aus einem langen Walde auf einer Höhe heraus, am Rande einer offenen Hochfläche, die mit einem male einen weiten Blick gab in das schöne Land nach Süden hinein und darüber hin, daß die heitern Gespräche verstummten und sich alles dem überraschenden Blicke hingab. Es war ein rechtes Musterstück mitteldeutscher Berglandschaft, langgestreckte waldige Höhenzüge einer hinter dem andern mit gesehenen und geahnten grünen Thälern voller Leben dazwischen, alles zusammen gerade weit genug, um das Gefühl eines in sich geschlossenen Ganzen zu geben, dessen Ende man nicht absah und das man doch mit Auge und Sinn und der ergänzenden Ahnung umspannen konnte, ein großes Stück herrlichstes deutsches Leben, wie ein rein faßbares Bild des schönsten deutschen Ganzen. Mir zumal war es, als ob ich von Franken, Mainland, Schwaben, Breisgau u. s. w., die ich vor Jahren als Student einmal durchwandert hatte, all die landschaftliche Schönheit dieser Gaue, wie sie sich als Schlußergebnis der Reise im innern Sinne zu einem Ganzen halb traumhaft gesammelt hatte, hier auf einmal wieder mit Augen vor mir sähe in einem Probestück, das für das Ganze eintreten konnte, sodaß mich auf einmal auch die Freude und Wonne, die damals sich als Summe der Wanderung in der Seele niedergelegt hatte, wieder nach langen Jahren lebendig durchzuckte. Da leuchtete es in mir, auf vom Gefühl des vollsten schönen Lebens, das

möglich ist, und mit dem Gefühl kam zugleich der Einfall, nicht aus den Gedanken, die den Vorgang nur beobachteten, sondern aus dem Grunde der Seele, die bei aller großen Bewegung zugleich tief in sich still und klar war, wie es uns nur die Silberblicke dieses Lebens bringen: in so einem Augenblicke ist es einem, als möchte man sterben.

Der Tag, der dann folgte, hielt den Versprechungen, die jener Ausblick gegeben hatte, ganz trefflich Wort, wir genossen eins von den Thälern, die Langenau genannt, mit aller Freude, die ein solches Stückchen Erde bei solcher Stimmung und schönstem Sommerwetter geben kann, gefärbt durch den Hauch süddeutschen Wesens, das den Norddeutschen besonders im Frankenlande so wohlig und noch leicht zugänglich anweht. Der Grundklang der Stimmung blieb eine große reine, ich möchte sagen breite Freude wie über eine köstliche Entdeckung, auch Spaß und Scherz aller Art blieb nicht aus, als heitere Verbrämung der Grundstimmung. Anlaß zu köstlichem Scherz und Necken zwischen Männlein und Weiblein gab z. B. ein Eintrag im Fremdenbuche des Forsthauses:

Ri ra rum,
Die Madln mögn die Bubm,
Rum ri ra,
Die Bubm die Madln a.

Die Oberhand aber behielt jener Eindruck vom Morgen an der bairischen Grenze vor Nordhalben, und als ich am Abend mit meiner Tochter die Gedanken austauschte, hörte ich zu meiner Überraschung, daß es ihr dort mit dem Gedanken ans Sterben ebenso gegangen war. Ich wünschte jetzt, ich hätte auch bei andern Teilnehmern darnach gefragt, aber man trägt ja Scheu, solche zarte Dinge aus sich hinauszugeben, sie gehen leichter noch aus der Feder, als über die Lippen. Daß es aber keine bloße Anwandlung persönlicher Laune ohne allgemeineren Wert war, dafür bürgt mir außer jenem zweiten Zeugnis auch das Bekenntnis andrer, recht gesunder Naturen, daß sie gleiches erfahren haben, während es mir vorher und nachher nie mehr vorgekommen ist. Besonders bürgt aber dafür, daß in Italien die Erfahrung in einem Sprichwort ausgeprägt ist, an das ich damals mit keiner Silbe dachte, denn alle gelehrten Gedanken waren da einmal wie ausgefegt aus der Seele, ein Sprichwort zum Preis der Schönheit von Neapel: vedere Napoli e poi morire.

Da liegt denn eine Erfahrung vor, die den Wert einer natürlichen Erscheinung im Leben der menschlichen Seele hat und, da sie nur aus der innersten Tiefe (und darum wohl eben selten) zu Tage tritt, wohl zu verwenden ist als Wegweiser, um das Seelenleben eben in seine geheime Tiefe zu verfolgen, in welcher sein eigentlicher Zusammenhang, unmittelbarer, nicht bloß vermittelter, mit der innersten Tiefe und dem großen Zusammenhange des Weltganzen selbst zu suchen ist. Man möchte sterben — gerade mitten im vollsten, schönsten

Eigenleben drin! offenbar eben nicht, um zu sterben, wie man das sonst kennt, sondern um damit erst recht zu leben, um in dem einmal geschmeckten vollen schönen Leben zu bleiben. Denn jener seltsame Wunsch geht doch nicht auf eine Veränderung, sondern auf ein Verharren, er sagt genau besehen nichts andres als: ich wollte, es bliebe so! oder: ich wollte, ich bliebe, wo ich jetzt bin!

Ich mag jetzt nicht weiter in diese Tiefe graben oder grübeln, zumal dazu weiter ausgeholt werden müßte und wir überhaupt berufen sind, im Lichte des Tages zu arbeiten. Aber daß dies Tageslicht, das oft trübe und bewölkt genug ist, manchmal verstärkt werde aus der Tiefe oder Höhe, wo das ewige Licht wohnt, das ist dem sauer arbeitenden Menschenkinde und unsrer vielfach trüb gährenden Zeit nicht am wenigsten zu gönnen oder gar wohl zu wünschen. Jener Lichtschein aus der Tiefe (und doch auch aus der Höhe) hat aber für mich, warum soll ich es verhehlen, die ganze Kraft eines Erfahrungsbeweises, also von den besten, die es giebt, dafür, daß mit dem Ende unsers leiblichen Lebens nicht das Ende unsers Lebens überhaupt gesetzt ist. Die Seele weiß in dem Augenblicke, wo jener an sich seltsame oder unmögliche Wunsch durch sie hinhuscht wie ein höherer Schein, in einem Augenblicke, wo sie einmal so still in sich gesammelt und ganz in ihr natürliches Gefüge gerückt ist und eben damit zugleich in das Gefüge des großen Ganzen genau einrückt, da weiß sie am besten, wie es mit ihr selber steht in dem Augenblicke des Sterbens, sie weiß es besser, als es alle kunstgerechten Gedanken zuwege bringen können, ja, wissen ist gar nicht der genaue Ausdruck für dies Verhältnis, das Wissen ist da ein unmittelbares Haben, ein augenblickliches Besitzen, ja ein Sein; sie fühlt in dem Augenblicke ihr Weiterleben über den Leib hinaus so sicher gegenwärtig, wie sie in dem Leibe Hunger oder Durst fühlt, die sich auch nur selbst beweisen und dem Andern nicht bewiesen werden können, der es etwa nicht zu glauben Grund hätte. Ist dies nicht etwas Helles über das Sterben, wie versprochen war?

Und noch ein selbsterlebtes Geschichtchen wird hier an seiner Stelle sein, das dem gelehrten oder gebildeten Bewußtsein noch ferner, ja ganz fern steht, mitten aus dem sogenannten Volke heraus, als helles und heiteres Zeugnis in gleicher Richtung. Es war einmal zu Pfingsten in einer Gartenwirtschaft, wo viele Leute aus der nahen Stadt seit Jahren damals ihr Pfingstfest feierten, mit dem frühesten Morgen beginnend. Der Morgen war so pfingstlich, wie es nur vorkommt, und wenn am Pfingstfeste nach seiner volksmäßig weltlichen Seite aus alter Zeit her der Begriff hängt, daß man da einmal fürs Jahr das Leben mitten in der Schönheit der blühenden Natur in ganzer Vollkommenheit empfinde und dies Leben des Lebens im Kreise der Angehörigen, der Genossen, der Gemeinde verdoppelt oder vervielfacht genieße, so gelang das an dem Tage dort vollkommen. Der Garten mit seinen einfachen ländlichen Tischen und Bänken war wie ein großer natürlicher Festsaal für ein rechtes Volksfest, beschattet von alten, hohen Bäumen mit stolzen Wipfeln, da der Garten vordem

ein herrschaftlicher Park gewesen war, und an einer Seite begleitet vom Flusse mit offenem, hohem Ufer, der gerade dort ziemlich breit und lebhaft ist und von Kähnen belebt war, die Festgäste ab- und zuführten. Da geschah es, als ich dem bunten Treiben beim kleinen Hafen zusah und eine Gesellschaft einen Kahn bestieg in lebhaft lustigem Gebahren, daß ein junger Mann aus dem Kahne her einem älteren Manne, der gleich neben mir auf dem Ufer stand, die Worte zurief: „Vater, du kannst 's Haus verkaufen, wir brauchens nicht mehr, wir sind im Himmel.“ Es waren wohlhabende Leute aus einem nahen Dorfe, das sah und hörte man, der junge Mann sprach auch in voller Mundart, die mit dem hochgegriffenen Inhalte einen merkwürdigen Gegensatz bildete, also: „Vater, de kannsts Haus verkofen, mr brauchens nich mehr, mr sin in Himmel.“ Man hätte gleich näher nachfragen sollen nach den Verhältnissen, die da vorlagen, und den Vater hatte ich ja zur Hand, war aber mit dem Inhalt des merkwürdigen Ausrufs gleich so in mir beschäftigt, daß es unterblieb. Nur so viel hatte ich bemerkt, daß die dörfliche Gesellschaft aus dem Tanzsaale kam, als welcher der Hauptsaal des alten Herrenhauses nun diente, und erraten ließ sich, daß da bei Spiel und Tanz zwei Herzen sich gefunden hatten, deren Freude im Gefühl eines neuen, ungeahnt schönen Lebens eben zu vollster Blüte ausgebrochen war. Das war denn auch so ein Silberblick, den man in der Erinnerung nachher so leicht erbleichen läßt oder vom Schutt des Lebens überschütten. Aber die Aufforderung, das Haus zu verkaufen, weil man nun im Himmel Haus habe, das Haus im Dorfe, das beide doch nun erst recht brauchen konnten und der Vater auf alle Fälle (er mußte wohl aber nun auch mit in dem himmlischen Hause gedacht sein), das ist doch der Ausdruck eines — Idealismus, nach dem man bei Städtern in gleicher Lage umsonst suchen würde. Es ist aber gar nicht „ideal,“ was wir Städter so nennen, es ist einfach kindlich im höchsten Sinne, wie denn die reinste, höchste Freude immer ins Kindliche zurückführt. Der Grundgedanke oder die Grundempfindung aber, aus denen das vorbrach, sind doch dieselben, wie dort bei dem Sterbenmögen im Besitz der höchsten weiten Seelenfreude, nur daß hier, fröhlicher gefärbt, das Sterben übersprungen wird und das neue hohe Leben, der Himmel, gleich mit in dieses Leben gesetzt ist, „der Himmel auf Erden,“ wie es die Sprache benennt.

2. Vom Sterben selber, nichts Düsteres.

Das Sterben selber: meidet man sonst mit Recht, ohne Not daran zu denken, so muß doch der Sterbliche mit Gedanken Stellung dazu nehmen, da es nun einmal sicher heranrückt, mit jedem Tage ein bestimmtes Stückchen näher. Fangen doch die Kinder ziemlich früh damit an, wenn sie eine Zeit lang gern von Tod und Sterben reden und darum Fragen thun, mit Bezug auf Menschen und Tiere, die ihnen innerlich nahe treten; es ist ungefähr die

Zeit, schon mehrere Jahre vor der Schulzeit, wo sie so gern von Gott und Himmel reden und davon so wunderliche, oft spaßhaft geistreiche Fragen und Aussprüche thun: die jugendliche Seele lernt eben kaum die rasch wachsenden Flügel regen, so will sie auch gleich alles umspannen und ausfliegen, bis sie vom Ernst der Nähe davon zurückgeholt wird. Dieser Ernst der Nähe wächst nachher so an, in Fülle, Härte und Weite, daß jene allgemeinen vorausfliegenden Fragen und Gedanken der Kinderseele aus dem Gesichtskreise wie hinausgedrückt werden: das Leben nimmt die Manneskraft so ganz in Anspruch, in ihm liegt alle Entscheidung, auch für jene Weite, daß der Tod, das Abbrechen dieses Lebens, in dem Gedanken keine Stelle findet vor lauter Leben, das mit seinen endlos nachquellenden Anforderungen dafür sorgt, die Manneskraft immer neu wachzurufen, zu schulen und zu steigern. Und dabei reißt doch der Tod fortwährend Lücken in den Kreis, um so mehr, je mehr er sich erweitert, wie er fortwährend thut, holt wohl Gegner und damit Hindernisse heraus, aber auch Freunde und unentbehrliche Helfer. Der Mann in der Arbeit des Lebens gleicht dem Krieger auf dem Schlachtfelde, welchem das Leben bei aller Gemütlichkeit des geselligen Gebahrens so vielfältig ähnlich ist: was auch fällt von Genossen und Plänen oder Wünschen, die unentbehrlich schienen, er muß daran vorbei oder darüber hin vorwärts streben dem entscheidenden Punkte zu, und behält auch für fallende Freunde im Augenblick nicht Zeit und Raum in der Seele, um ihnen in getreuem Gedächtnis mit entsprechender Fülle der Empfindung ihre Stelle zu bereiten; dazu wird erst am Abend nach der Schlacht Zeit, wie am Abend des Lebens, wo für den äußern Lebenskampf die Entscheidung so oder so hinter uns liegt und der Drang sich einstellt, die Lieben alle innerlich recht lebendig um sich zu sammeln, als den wahren Gewinn dieses Lebens, als die wahre Welt, in der man eigentlich lebt, die Gebliebenen wie die Überlebenden, zwischen denen da kein eigentlicher Unterschied besteht, denn beide zusammen bilden die Schar, in deren Mitte man sich innerlich so sicher fühlt, so ruhig, wie es auf der Höhe des Lebens im vollen Kampfe nicht leicht zu haben ist — ruhig und doch dem eignen Tode um so viel näher? sicher und froh im Besitz treuer Seelen, deren Gestalten dem Tode verfallen sind, die man also nach gewöhnlicher Rede nicht mehr hat? Und doch ist es so, ist eine Thatsache des Seelenlebens, wo dessen natürlichem stillem Weben freier Lauf gelassen und keine Gewalt angethan wird, und giebt so allein schon Zeugnis, aus dem oben angedeuteten tiefen Grunde der Seele heraus, daß dies Leben bei allem Sterben in seiner Tiefe doch vom Sterben unabhängig ist oder sein kann.

Auch der Tod selber kann davon ein Zeugnis geben. Er ist uns ja an sich finster und kalt, das Finsterste, was es für uns giebt, unvergleichbar finsterer, als was das Leben selbst uns an Düsterm bringen kann. Aber hinter der Finsternis läßt der Furchtbare doch zugleich einen Schein leuchten, der über

ihn oder mit dem er selber über sich hinausweist. Ich meine den friedlich schönen Ausdruck, der die Gesichtszüge eines eben Verschiedenen überzieht und schon letzthin geschildert wurde. Ich weiß nicht, ob die wunderbare Erscheinung in allen Fällen auftritt und in welchen sie etwa ausbleibt und unter welchen erkennbaren Bedingungen das geschieht, habe aber den Fall selbst mehr als einmal in ausgeprägtester Form erlebt und bei Befragen von Andern es mehrfach bestätigen hören, allemal mit einer eigentümlichen begeisterten Wärme und Bewunderung, die der Vorgang unwillkürlich einflößt, zumal man gewöhnlich nur teure Angehörige selber sterben sieht. Der Gegensatz zwischen den Gesichtszügen während des Todeskampfes und dann mit jenem Frieden ist aber auch der grellste Gegensatz, den es im Leben geben kann, er stellt sich geradezu als etwas Unbegreifliches dar und wirkt wunderbar auf die am Sterbelager stehenden Angehörigen, die denkbar größte mitgefühlte Angst und der größte Trost dicht hintereinander.

Wenn aber der Kampf selber den Eindruck macht, ja aufzwingt, daß da zwei Mächte miteinander ringen, so kommt von der Haltung der Gesichtszüge nachher der Eindruck, daß beide im Augenblicke der Entscheidung, die sie trennt, Friede gemacht haben, einen Frieden, der auch dem unterliegenden Teil als Abschiedsgabe zu Gute kommt, den er aber aus sich selbst allein nicht hätte zuwege bringen können. Denn Verzerrung und grauser Kampf aller Muskeln war das letzte Thun des Körperlichen, wie soll das aus solchem Zustande plötzlich in den Zustand solcher Ruhe übertreten können, die nicht bloß eine äußerliche Muskelruhe ist, sondern zugleich den tiefsten seelischen Ausdruck zeigt, den man auf denselben Gesichtszügen je gesehen hat?

Auf ein wirkliches Begreifen des wunderbaren Vorganges wird man wohl für immer verzichten müssen, auch die sogenannte exacte Wissenschaft wird gewiß nie die Mittel finden, ihm auf ihrem Wege, d. h. von außen begreifend beizukommen. Aber das sieht man mit Augen, und doch zugleich von innen, daß da mit dem Körper zuletzt etwas geschehen ist, das aus ihm allein nicht begriffen werden kann. Man sah vorher die andre Macht mit ihm ringen, nun auf einmal zeigt er in den Gesichtszügen, dem Spiegel der Seele, eine Befriedigung mit einem Ausdrucke, wie nie im Leben vorher, außer annähernd in tiefem gesundem Schlafe, also im vollsten Frieden zwischen Leib und Seele. Dieser Friede zwischen beiden muß denn auch der Schlußakt des Sterbens sein. Was aber an jenem Ausdrucke mehr ist, als das Leben es bieten konnte, das kann doch nur von der andern Macht, also von der Seele, kommen, die in dem Augenblicke der Trennung ihrem Genossen, den sie bisher lenkte oder zu lenken bemüht war, noch einmal, zum letzten male, diese Lenkung gewährt, aber nun mit der ganzen unverkümmerten Macht ihrer Wesenheit; sie ist nun ganz zu sich selbst gekommen, ganz in sich befriedigt, und hinterläßt den Abschein dieser Befriedigung in dem Gebiete des Leibes, in dem sie bisher sich auszusprechen

bemüht war. Man muß es freilich gesehen haben, um diese Auffassung nicht etwa mystisch zu finden im schlimmen Sinne dieses Wortes, sondern als einzig beruhigenden Bescheid auf die Frage, die der Vorgang so dringlich aufwirft, gelten zu lassen, wenigstens als Bescheid auf die Hauptfrage. Denn es laufen noch manche andre Fragen daneben her oder hängen sich daran, die aber an der Hauptsache nichts ändern können.

Nur eine kurze Betrachtung noch, die der Sache ein gewisses weiteres Licht geben kann. In dem fraglichen Gesichtsausdrucke ist neben der eigenartigen Schönheit eine tiefe Ruhe der hervorstechende Zug, gepaart mit Milde und Güte, das alles zusammen fließend in dem Gesamteindrucke befriedigter Bedürfnislosigkeit, ein Eindruck nicht von dieser Welt, wie man das nennt, aber noch mit den Mitteln dieser Welt hergestellt. Nun aber, Ruhe, Milde, Güte oder Wohlwollen sind ja die Charakterzüge, die schon im Leben sich einstellen mit den zunehmenden Jahren, wo nur die Entwicklung in gesunder, ungestörter Weise vor sich geht. Die Ruhe wächst, gerade dem eignen Sterben entgegen, mit dem wachsenden Einblick und Weitblick in den großen Zusammenhang der Weltdinge, in dem die einzelnen Störungen sich doch auflösen, wie die Disharmonien der Musik in der Harmonie des Ganzen. Milde und Güte den Irrungen der Menschen gegenüber wachsen mit der zunehmenden Kunst, hinter die Erscheinung auf das Wesen zu sehen, über dem einzelnen Äußern des Augenblicks das Ganze nicht zu vergessen, es stellt sich ein allgemeines Wohlwollen gegen alles Lebendige ein, dessen Werden man tiefer und weiter fassen und auch lenken lernt. Solche Ruhe, Milde und nachsichtige Güte als Grundzug des Verhaltens im Leben findet sich bei Alten in allen Ständen, von der sogenannten Bildung ganz unabhängig, auch bei solchen, die von Haus aus und in der Jugend heftige, hitzige Naturen waren; das Leben selbst von außen und innen erzieht sie aus jugendlicher Hitze heraus zu dieser überhöhenden Ruhe über die Welt und sich selber; man darf diese Erscheinung von so hohem, höchstem sittlichen Werte zugleich als Wirkung eines Naturgesetzes in Anspruch nehmen. Wie verschieden behandeln z. B. in der Familie die Unarten der Kinder Mütter und Großmütter, und es geht im großen Leben nicht anders, immer vorausgesetzt freilich eine im ganzen ungestörte gesunde Entwicklung. Nun und diese Ruhe, Milde und Güte kommen im Antlitz des Verscheidenden endlich zu ihrem vollkommenen Ausdrucke, in dem sich jene im Leben erworbenen Eigenschaften wie in künstlerischem Abschluß zusammenfassen, der im Leben doch meist noch irgendwie gehemmt war, zu voller Reinheit zu kommen. Und da sich die Ruhe, Milde und Güte von innen auch im Leben schon in den Mienen und Muskeln ausdrücken lernten und diese an den entsprechenden Ausdruck gewöhnten, so begreift sich leichter, wie sie auch im letzten Augenblicke diesen Ausdruck so vollkommen plötzlich wieder annehmen können, indem sie dem vom Leben erzogenen Innern, das da zuletzt in vollster Kraft in sich gesammelt auftritt,

noch einmal so ganz zu Willen sind, daß jener hehre Schein dicht hinter der Finsternis des Todes aus ihnen schimmern kann, der Zeugnis giebt, daß unser Leben damit nicht abgeschlossen ist, sondern eine Bewegungslinie darstellt, auf der eine Kraft auch da nach oben strebt, in der Richtung, die sie schon hier begonnen hat. Das alte Wort, daß der Tod mit seinen Wehen eine neue Geburt sei, stimmt genau zu dem, was man an einem Sterbelager zu sehen bekommt, wenn man nicht von vorgefaßten Meinungen und Theorien in Beschlag genommen ist, die doch da von dem übergewaltigen Eindrucke des Vorganges leicht weggeblasen werden.

3. Goethe und das Sterben.

Wenn man sich nun in der gebildeten Welt immer mehr gewöhnt, bei Fragen über Menschliches an Goethe zu denken und bei ihm nachzufragen wegen seiner Meinung und Erfahrung, so ist das an sich ganz gut und begreiflich, obwohl mir ein gewisser Vorbehalt eigner Freiheit dabei nützlich scheint. Man fühlt sich bei ihm so sicher, daß da der Erfahrung, dem unmittelbarsten Erleben sein ganzes Recht gegeben wird, ungefärbt von Theorien und Systemen, die doch so leicht in ein Zurechtbiegen der Wirklichkeit hineingeraten. Was nun in seinen Äußerungen über das Sterben zu finden ist und welche Erfahrungen für ihn daran hängen, das ergäbe wohl ein ganzes Kapitel für sich. Daraus hier nur etwas, das in den eingehaltenen Gedankengang einschlägt und ihm auch zu einem Abschluß verhelfen kann. Man weiß, wie sehr er an sich den Gedanken an den Tod abgeneigt war, während Ahnungen und Gefühle eignen frühen Todes ihn von der Leipziger Zeit her lange, z. B. noch in Italien, begleitet haben. Aber Leben war ihm das Stichwort, um das sich seine ganze Welt aufbaute, er war auch darin ein rechter Stimmführer der neuen Zeitströmung. Noch spät, einmal in den Sprüchen in Prosa Nr. 479, die von der Todesstrafe und ihrer Abschaffung spricht, meint er: „Wenn man den Tod abschaffen könnte, dagegen hätten wir nichts," wobei freilich nicht eigentlich an das Leben, wie es ist, sondern an das Leben im biblischen Paradiese ohne Tod gedacht ist, vielleicht ein Nachklang aus Klopstocks Messias im ersten Gesange. Auch Lavater hat ihm einmal vorgehalten, daß er bei seinem Treiben des Sterbens oder der Fortsetzung im Jenseits vergäße, wie man aus dem Briefe an jenen vom 24. Juli 1780 erfährt: „Du hast recht, ich treibe die Sachen, als wenn wir ewig auf Erden leben sollten." Aber im neuen Jahrhundert, besonders vielleicht seit Schillers Tode, gewöhnt er sich doch, auch an das eigne Sterben zu denken und sich damit abzufinden. Erklingt doch da das bittere Wort in den Sprüchen in Prosa Nr. 607: „Was ist das für eine Zeit, wo man die Begrabenen beneiden muß!" Dagegen wie von heiterer überlegener Höhe, die offenbar aus einem öfter forschenden Denken darüber gewonnen war, ebenda Nr. 341:

„Madame Roland, auf dem Blutgerüste, verlangte Schreibzeug, um die ganz besondern Gedanken aufzuschreiben, die ihr auf dem letzten Wege vorgeschwebt. Schade, daß mans ihr versagte, denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen." Er hatte offenbar nun auch solche Gedanken und empfand es als einen Verlust für sich, daß die großen Todesgedanken der Roland so verloren gingen. Die auch ihm bisher undenkbaren Gedanken, die nun kamen, wie gern wüßte man sie aus dem Geiste eines Goethe, der so tief und weit in die Geheimnisse der Welt und des Lebens zu blicken angelegt und geschult war. Doch ist da noch an keine Fortsetzung über den Tod hinaus gedacht, nur an das abgeschlossene Leben, das aber nun einer hochgebirgigen Abendlandschaft gleich auf den Höhen glänzt von höherem seligem Lichte und in aller Schönheit, nicht bloß irdischer, vor dem Auge des Geistes liegt, der Standpunkt, der ja für seine eigne Lebensbeschreibung schon als bestimmend oder darin verborgen wohl zu erkennen ist. Aber die Fortsetzung erscheint doch auch, schon im Divan öfter, am merkwürdigsten in dem Gedicht „Selige Sehnsucht" am Ende des ersten Buches. Es handelt, tief mystisch, vom Lebendigen, „das nach Flammentod sich sehnet," und hat, da ihn der Gedanke offenbar auch nach dem ersten Niederschreiben noch öfter tief beschäftigte, zwei oder drei Nachträge, die an leichter Abweichung des Strophenbaues zu erkennen sind. Der zweite Nachtrag lautet:

Und so lang du das nicht hast,
Dieses Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde.

Ein dritter Nachtrag aus seinem letzten Lebensjahre, obwohl ungedruckt (wenigstens nicht in den Werken), lautet:

Lange hab ich mich gesträubt,
Endlich gab ich nach:
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach.

Da ist denn, für sein sonstiges Denken überraschend genug, das Sterben in den Begriff des Lebens förmlich mit hereingenommen, selbst als ein notwendiger Bestandteil, der dem Leben auf dieser Erde allein sein Helles sichert. Und auch das, dessen ist man sicher, nicht irgend einer Theorie oder Lehre zu Gefallen, sondern aus eigenstem innern Erleben und Erfahren. Sträubt sich aber in uns etwas dagegen, als wäre damit das Leben doch zu sehr in ein fortgehendes Sterben umgesetzt und diesem der Vorrang gegeben, so muß man bedenken, daß das Sterben da nicht von außen gefaßt ist, wie es am Sterbebette sich

darstellt für die Überlebenden, sondern von innen, ja tief innerlich, als freie That, fast wie dort bei dem Sterbenmögen im Augenblick höchsten Lebensgefühls, das von allem Schmerz und Verlustgefühl der gerade Gegensatz ist. „Stirb und werde,“ es ist eigentlich der Gedanke des Stoffwechsels, der ja genau besehen im Kleinen ein fortgesetztes Sterben und Werden darstellt, die einander getreulich in die Hand arbeiten, hier nur ins Größte gefaßt und auf seine höchste Spitze getrieben, die ins Innerste unsers Lebens hineinreicht. Auch das Werden ist dabei mit der Spitze seines Begriffes genommen (die er auch im gemeinen Sprachgebrauch schon hat), wie in Mignons Worten „So laßt mich scheinen, bis ich werde,“ d. h. von der Stelle einer suchenden Bewegungslinie, wo sie in ihr Ziel einschlägt, wie im gemeinen Leben z. B. in dem frohen Ausrufe „jetzt wirds!“, wenn man sich mit einer Schwierigkeit lange abgemüht hat. Dies Ziel ist das Sein, in seinem vollsten und ganzen Sinne, wie in Klopstocks tiefen Worten von Liebenden, die „ganz fühlen, wie sehr sie sind“ (Ode an Cidli vom Jahre 1752).

Was aber an dem allen die Hauptsache ist, namentlich für den Gedankengang hier, das spricht der letzte Spruch klarer aus: mitten in dem Zerstäuben des alten Menschen (es ist an Stäubchen für Atom gedacht) erwacht der neue, aus dem vergehenden alten Leben erwächst von selbst das neue. Da steht einmal wieder der Stoffwechsel dahinter, klar gedacht oder nicht, das ist einerlei, zugleich aber: das Diesseits und das Jenseits, um die alten guten Begriffe auch endlich zu brauchen, sind gar nicht so getrennt, gleichsam aus einander geschnitten, wie man sich das gewöhnlich denkt, sondern das eine reicht in das andre untrennbar hinein, eins aufs andre wirkend, eins dem andern dienend. Das ist denn eine nützliche Vorstellung, die näher besehen zur Erklärung der Erscheinungen des Lebens und der Menschenwelt überhaupt von weitest reichender Tragweite ist, und auch dem hier Vorgetragenen liegt sie still zu Grunde als Erklärungsgrund, auch den vorgetragenen Geschichtchen vom Sterbenmögen im Glück, wo jene Vorstellung sich in der dunkeln Seele geahnt von selber geltend machte, am deutlichsten aber erscheint es doch wohl in den Gesichtszügen eines eben Verschiedenen. Ist das nicht etwas Helles vom Sterben?





Eine Fahrt in den Orient.

Von Adam von Festenberg.

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.
Er, der einzige Gerechte,
Will für jedermann das Rechte;
Sei von seinen hundert Namen
Dieser hochgelobet! Amen.

West-östlicher Divan.



chon das Wort „Orient“ ist ein Zauberschlüssel, der uns plötzlich die geheimsten Kammern unsrer Erinnerungen erschließt und alle die Eindrücke zurückruft, die wir in Kindheit und Jugend von seiner Pracht und seiner Wunderwelt, von seinen Märchen und seinen Helden in uns aufgenommen haben. So bedarf es wohl nicht erst des Hinweises auf die von Gentz erfundene question d'orient, um sich die Aufmerksamkeit des geneigten Lesers für eine kurze Fahrt in eine Welt zu erbitten, die, so alt und reich an Geschichte und Schicksal, dem modernen Weltkind stets neu erscheinen wird.*) Der Verfasser beabsichtigt dabei keineswegs, einen soundsovielten Beitrag zur Lösung der vielverschlungenen orientalischen Frage zu bieten, er will auch nicht einen neuen Plan für die Teilung der Erbschaft des kranken Mannes entwerfen, der nach Art der chronisch Kranken durchaus nicht sterben mag; er will endlich auch nicht die Phantasie mit neuen Märchen aus Tausend und einer Nacht erhitzen. Es sind schlichte Tagebuchblätter, die von einem Manne, der sich redlich Mühe gab, zu sehen und zu hören, den Freunden nach Hause gesandt wurden, die aber, eben wegen der Unmittelbarkeit, aus der sie geschöpft sind, und wegen der Hingebung, mit der sich der Schreiber

*) Unternommen unmittelbar vor der Entthronung des Fürsten Alexander von Bulgarien.

in die neue Umgebung hineinzuleben suchte, geeignet sein dürften, den engen Kreis, für den sie bestimmt waren, zu überschreiten. Ohne weitere Zuthaten sollen deshalb im nachstehenden diese Blätter zum Abdruck gelangen.

1. Von Berlin über Wien nach Pest.

Unsre raschlebende Zeit kennt keine vermittelnden Übergänge, und die Tage sind gewiß nicht mehr fern, wo Siemens oder Edison jenes Märchen verwirklicht, in welchem man nur zu wünschen braucht, um seinen Standort um hunderte von Meilen zu verändern. Wie anders jene einzige, ewig anregende Reise, welche dereinst von unserm großen Dichter „von Karlsbad über den Brenner nach Verona“ und dem heiligen Lande Italien angetreten wurde! Nicht bloß, daß die Reisevorbereitung größer und gründlicher war, auch das Ziel trat dem Reisenden vermittelter entgegen; der Übergang des Klimas vollzog sich bewußter, die wechselnde Vegetation blieb in harmonischer Verbindung, die Menschen mit ihren Sitten und Trachten entwickelten sich allmählich. Heute drückt man sich nicht bloß des Abends in die Ecke des Eisenbahnwagens, um am andern Morgen in weiter Ferne von der Heimat unter ganz fremden Verhältnissen zu erwachen, heute vollzieht sich dieser Wandel schon auf dem Bahnhofe, wo der „direkte,“ für das weiteste Ziel bestimmte Wagen den Abreisenden sofort seiner bisherigen Atmosphäre entrückt.

Ihr wißt, daß ich mich noch um vier Uhr in voller Thätigkeit befand, wenngleich von jenem Reisefieber ergriffen, dessen Heilung mit der Droschkenfahrt nach der Anhalter Bahn anfing. Dort in den Wiener Wagen befördert, fand ich, der einzige Norddeutsche, mich in einer ungemischt österreichisch-ungarischen Gesellschaft und konnte sofort erproben, ob der Wiener Dialekt noch ungewohnt mein Ohr traf. Wir waren bald in ein so gemütliches Plaudern geraten, daß die Ankündigung der Station „Jüterbogk“ mir wie ein fremdartiger Klang erschien. In dem Wagen befanden sich Wiener und Pester, welche auf der Heimkehr von einer Vergnügungsfahrt nach Berlin begriffen waren. Es ist leider nur zu wahr, daß erst im Auslande der Patriotismus wächst, und so machte mich schon auf der Strecke bis Dresden in dieser fremden Gesellschaft das Lob stolz, welches sie in überschwänglichen Worten einstimmig und uneingeschränkt der Schönheit und Großartigkeit unsrer Reichshauptstadt spendete. Sie erkannten — was ich mir selbst schon oft gesagt hatte — bereitwilligst an, daß Wien von dem rasch emporstrebenden Berlin längst überflügelt sei, und da gerade in den Zeitungen davon die Rede war, daß in Wien den Fremden auf alle mögliche Weise das Leben verteuert werde, so konnte von unsern Gästen nicht genug die Ordnung auf den Straßen und in Bezug auf Taxen und Preise bei uns gelobt werden. Ich sollte bald Gelegenheit finden, diese Gegensätze zu erproben.

Als wir die Grenze bei Tetschen überschritten hatten, senkte sich bald der Schlaf auf die müden Lider, und als wir erwachten, befanden wir uns bereits

bei verschiednen tschechisch-mährischen Stationsnamen und zuletzt in Znaim. Von dort ging es durch anmutige Strecken an Rebenhügeln vorüber durch Gänserndorf, von wo im Jahre 1866 preußische Soldaten nach dem Stephansdom schauen konnten, nach der Stadt, welche einst allein in Deutschland den Rang einer kaiserlichen in Anspruch nehmen durfte. Wollt ihr den Gegensatz zwischen norddeutschem und österreichischem Wesen sofort erkennen, so genügt die Erwähnung, daß unser Schnellzug mit der landesüblichen Verspätung von einer halben Stunde in Wien anlangte.

In Wien, wo mich mein Reisebegleiter erwartete, sollte nur eine Tagesrast gemacht werden, um diesem wenigstens einen oberflächlichen Einblick in die österreichische Hauptstadt zu gewähren. Wir nutzten daher unsern Tag tüchtig aus, und es kam uns dabei sehr zu statten, daß ich in Wien, wie die Italiener sagen, pratico bin, und weder eines Studiums von Plan und Bädeker noch sonstiger Befragung bedurfte. Wenn es auch vom staatspolitischen Standpunkte aus richtig ist, was Mäcenas dem Augustus bemerkte, daß nicht Häuser und Straßen die Städte ausmachen, sondern die Menschen, so ließen wir doch diesen Satz für unsern minder politischen Zweck nicht Richtschnur sein. Von dem inwendigen Wien sahen wir nur die Bildergalerie im Belvedere, die wiederzusehen ich nicht unterlassen konnte, St. Stephan und die zierliche Votivkirche. Übrigens ist uns Wien, wenn ich noch einmal von hier aus Berlinerisch reden kann, nicht bloß in Bezug auf letztere „über," die wir es immer noch zu keiner sehenswürdigen Kirche gebracht haben, es hat uns auch — und hier teilen wir das Schicksal mit Paris — durch seine Ringstraße weit übertroffen. Seit meiner letzten Anwesenheit sind die Prachtbauten auf ihr teils in ihrem Rohbau vollendet, teils schon von ihren Gerüsten befreit oder gar ihrer Bestimmung übergeben. Ich muß aber freilich bekennen, daß die Anwendung der verschiedensten Baustile auf mich befremdend wirkte und daß sie sicherlich dazu beiträgt, daß nicht jedem einzelnen Gebäude die volle Aufmerksamkeit zugewendet wird. Betrachtet man die klassischen Museumsbauten, so schweift schon das Auge über den Renaissancebau des Parlaments und das neue gotische Rathaus; vertieft man sich in die einfachere Frührenaissance der Universität, so ziehen die durchbrochenen Türme und Spitzen der gotischen Votivkirche die Aufmerksamkeit auf sich. Es war mir, wie wenn man Bücher mit ganz verschiednem Inhalt auf einmal liest, indem man von dem Blatt des einen auf das Blatt des andern überspringt, wie es, wenn ich nicht irre, Philine im Wilhelm Meister einmal im Übermute thut. Soll man also von dem Nachbarbau nicht gestört werden, so müßte man jene Isolirstühle haben, wie sie in den Kirchen der Zellengefängnisse üblich sind, die die Blicke des Sitzenden lediglich nach der Kanzel richten und von Abschweifungen nach rechts und links fernhalten. Wie dem aber auch sei, der lange Zug breiter Straßen mit monumentalen Bauten, von Zeit zu Zeit durch breite Plätze durchbrochen, die im Hintergrunde mit hohen grünen

Bergen abschließen, wird immer ein herzerfreuender Anblick sein. Wir waren vom Gehen und Sehen allmählich müde geworden und nach den reichen Genüssen von Malerei und Architektur für weitere Kunstnahrung nicht mehr empfänglich. Aber ihr wißt, daß man in den ersten Tagen der Freiheit nicht immer einen maßvollen und weisen Gebrauch von ihr macht. So gingen wir noch in das prächtige Opernhaus, wo man Robert den Teufel gab. Unsre Sinne neu zu beleben, hätte es aber mindestens einiger Wagnerscher Trompetenstöße und Weckmotive bedurft; die weiten, allzu bequemen Lehnsessel trugen den Sieg über die von uns ohnehin nicht geliebte Meyerbeersche Musik davon. Wir fanden uns nach dem zweiten Akte völlig überflüssig in dem Hause, und auch die dunkeln Augen der schönen Wienerinnen fesselten uns nicht.

* * *

Wir haben Wien in aller Frühe und ohne Trennungsschmerz verlassen; denn es regnete schon seit dem verflossenen Abend unaufhörlich und wir glaubten durch eine sofortige Abreise auch dem schlechten Wetter entgehen zu können. So schnell erreichten wir freilich unsern Zweck nicht. Das Marchfeld und die ganze weite fruchtbare Ebene bis Preßburg konnten wir kaum durch die vom Regen undurchsichtig gewordenen Fenster betrachten, und wir wären gewiß über den Beginn unsrer Orientfahrt in melancholische Gedanken versunken, hätte nicht die ungarische Reisegesellschaft die Unterhaltung belebt — lauter angeblich echte Magyaren, die aber alle vortrefflich Deutsch sprachen und bei ihren deutschen Namen wohl selbst nicht recht an ihr unverfälschtes Ungartum glaubten. Später heiterte sich aber auch der Himmel auf, die Donau mit ihren schönen, hier an den Rhein erinnernden Ufern wurde sichtbar; Gran mit seiner neuen Kuppelkathedrale, Vischegrad mit seinen Ruinen zeigten sich von der einen Seite, von der andern strotzten die Hügel von Weinstöcken, von denen wir um ein Geringes bereits reife, dunkle Trauben erwarben. Schneller, als wir glaubten, hielten wir in der zweiten Hauptstadt der österreichisch-ungarischen Monarchie unsern Einzug.

Aus dem Nationalitätenprinzip unsrer Zeit hat sich alsbald als Ausschreitung eine Nationalitäteneifersucht entwickelt, und es ist eigentümlich, daß, während der Erfindungsgeist der Menschen sich abmüht, neue Mittel zu entdecken, welche die Völker einander näher bringen, sich diese möglichst von einander zu trennen suchen. Bei den großen kulturtragenden Nationen enthält dieser Zug ein berechtigtes Selbstbewußtsein, bei den kleinen wird er zur Lächerlichkeit und übertrifft die Grenz-, Zoll- und Postschererei des früheren Absolutismus um ein bedeutendes. Denn was nützt es, daß in Pest auf der Straße fast nur Deutsch gesprochen wird? Alle Straßennamen und Kaufmannsschilder, alle Droschken- und Schiffstaxen, alle Eisenbahnpläne sind magyarisch. Die deutschen Reisehandbücher reichen deshalb nicht aus, und es wäre nötig, daß

man sich, wie im Orient, einen Dragoman annähme, um sich in diesem Magyarentum zurechtzufinden. Es ist sehr unbequem, wenn der Fremde fortwährend die Vorübergehenden fragen muß, um sich die Straßennamen übersetzen zu lassen. Schon die große Menge der deutschen Bewohner, die sich gerade am deutlichsten aus den magyarisirten Firmen ergiebt, und der innige Verkehr mit Österreich und Deutschland, auf den Ungarn angewiesen ist, hätten die Rücksicht begründet, sich der doppelten Sprache zu bedienen. Beruhte das Blühen der ungarischen Nationalität auf der ausschließlichen Benutzung dieser Sprache für die Bezeichnungen des Verkehrs, dann würde der erstern keine lange Dauer zu versprechen sein. Klagt man aber, daß der Fremdenzufluß nach Pest im Abnehmen begriffen ist, dann mache man es dem Fremden leichter, dort zu leben. Denn so bedeutend ist doch die ungarische Kultur und Literatur noch nicht, um den Fremden zu zwingen, vor dem Eintritt in das Land Ungarisch zu lernen. Diese Art der Magyarisirung ist kein natürlicher Prozeß; er ist eine Zwangsbrüteanstalt der am Ruder befindlichen Majorität und erzeugt nur Gegendruck und Unwillen. Die lange Zusammengehörigkeit zu Deutschösterreich war das Ergebnis jahrhundertelanger geschichtlicher Ereignisse, welche sich nicht durch den Beschluß eines magyarischen Magistrats wegdekretiren lassen. Wer für die Vergangenheit Pietät und Verständnis hat, muß das einsehen, schon wenn er bedenkt, daß der ungarische König — die Bezeichnung Kaiser ist verpönt — von echtem deutschen Stamme ist. Unsern Erörterungen hierüber begegnete ein ungarischer Advokat, den wir kennen lernten, mit dem Hinweis auf — Bismarck. Was einst König Heinrich V. von dem Stande des Königs sagen konnte:

Nur auf den König! Legen wir dem König
Leib, Seele, Schulden, bange Weiber, Kinder
Und Sünden auf — wir müssen alles tragen.
O herber Stand, der Größe Zwillingsbruder,
Dem Odem jedes Narren unterthan —

das gilt heute in erhöhtem Maße noch von dem deutschen Kanzler. Dieser, meinte der Advokat, wolle die deutschen Provinzen Österreichs, das demnächst auseinanderfallen müsse, annektiren, und so müsse sich Ungarn durch strenge Magyarisirung vor der Annexion durch Preußen schützen. Ob dieser Schutz durch die ungarischen Straßennamen vergrößert wird? Die Gesichter der Leute freilich sprechen deutlicher dafür, daß wir uns in der Fremde befinden. Und aufrichtig gesagt, flößen sie uns wenig Vertrauen ein — was die Männer betrifft. Wenn man diese wilden Gestalten sieht, wie sie an den Kais in schwerer Mühe die Lasten von und zu den Schiffen tragen, so hat man das Gefühl, daß man nicht gern mit ihnen allein sein möchte. Ich will aber gleich bekennen, daß dies nur eine subjektive Empfindung ist, die dem Deutschen viel mehr als jedem andern Volksstamme eigentümlich ist und ihn zu vielen Vorurteilen verleitet. Ich will mich bemühen, dieses Gefühls Herr zu werden, denn wenn ich mich schon hier abgestoßen fühle, wie wird es mir

erst weiter unten gehen! Anders ist es mit den Frauen bestellt, und wenn wir alle die schönen Frauengestalten der verschiedensten Typen bewundern, so finden wir es natürlich, daß man hier eine Schönheitsausstellung veranstaltet hat und daß Pest einen so leichtsinnigen Ruf hat. Mein poetischer Reisebegleiter wurde durch den Anblick hoch begeistert, und an dem ersten Morgen las er mir ein Gedicht vor, von dem ich euch nur einige Strophen anführen will:

Dunkle, Blonde,
Ernst und Lachen,
Griechinnen aus Trepisonde,
Magyarinnen, Walachen,

Starke Töchter der Hanaken,
Die des Sultans Harem zieren,
Raitzen, Serben, Bosniaken,
Welche soll ich zu dir führen?

Dann dichtet er sich in mehreren Strophen durch die verschiedensten Nationalitäten durch, wie sie an den gesegneten Donauufern so zahlreich sind, bis er einer Ungarin den Preis zuerkennt:

Denn ich sah aus ihren dunkeln
Augen Liebesblitze leuchten,
Wie sich ein elektrisch Funkeln
Nachts dem Meer enthebt, dem feuchten.

Ich bestritt ihm freilich die Fähigkeit, alle Nationalitäten so genau zu unterscheiden, er ließ sich aber nicht irre machen. Hoffentlich hat diese Begeisterung keine schweren Folgen für ihn.

Nachdem wir uns politisch geärgert und ethnographisch erfreut hatten, gaben wir uns während unsers ganzen Aufenthaltes ganz dem Genuß der schönen Natur hin, die hier verschwenderisch ihre Gaben ausgestreut hat. Von dem Garten der Ofener Königsburg, von wo aus man den mächtigen Strom mit seinen grünen Inseln und das stattliche Pest vor sich ausgebreitet sieht, konnten wir uns kaum trennen. Aber wir vergaßen doch unsern Touristenzweck nicht, und so besuchten wir getreulich alle Merkwürdigkeiten, wie sie das Reisebuch vorzeichnet, auch wenn wir uns eingestanden, daß es gar keine wären. So gingen wir denn auch in die Ezterhazysche Gemäldegalerie, die, obgleich mein Begleiter von gemalten Schönheiten nichts wissen wollte, herrliche Madonnen von Murillo, Raffael und Rubens enthält. Auch erfüllte es unser chauvinistisches Herz mit besondrer Genugthuung, daß das Gebäude nach Stülerschen Plänen erbaut ist, wie sich ja ebenfalls — man verzeihe den Gegensatz — die modernen Magyaren ihr neues Schlachthaus von unserm Landsmann Hennicke haben errichten lassen. Einen großen Teil des Tagesprogramms füllte der Besuch der Bäder aus, an denen die Ungarnhauptstadt überreich ist. Das ist umso verwunderlicher, als die Ungarn bekanntlich im Auslande nicht gerade wegen ihrer Reinlichkeit berühmt sind; auch, was ich in dem Ungarnlande selbst sah und oft schaudernd miterlebte, ist nicht geeignet, einen solchen Ruhm zu begründen. Die Entstehung dieser Anstalten mag wohl auf die vielen heißen Schwefelquellen

zurückzuführen sein, welche ausreichen würden, sämtliche Donauvölker von ihrem Rheumatismus zu kuriren. Die innere Einrichtung dieser Bäder ist geeignet, eine lebendige Vorstellung von den antiken Thermen zu geben mit ihren verschiednen Kalt-, Warm- und Schwitzstuben. Wir beschränkten aber unsre Exkursionen nicht auf die Oberfläche — und dabei ist ein Gang durch die Pester Ringstraße, welche mit der Wiener wetteifern will, besonders hervorzuheben —, sondern drangen auch in das unterirdische Pest ein, nicht jedoch, um wie in Paris eine Reise durch die Kloaken zu machen, oder wie in Rom und Neapel in den Katakomben die Wiege des Christentums aufzusuchen, sondern um den edeln Ungarwein an der Quelle kennen zu lernen. Wir waren nämlich unsern ungarischen Reisefreunden wieder begegnet, und diese waren gütig genug, uns in eine große Kellerei ihres Geschäftsfreundes mitzunehmen. So gingen wir denn, nachdem wir in die Tiefe gestiegen waren, wie in einem Labyrinth kreuz und quer durch ganze Straßen, in denen Abkömmlinge des Heidelberger Fasses aufgespeichert lagen. Auf einen Zecher muß dieser Anblick wie auf den Bücherfreund der Besuch einer an unschätzbaren Inkunabeln reichen Bibliothek wirken, und in der That, für geistigen Genuß war ausreichend gesorgt. Die Gastfreiheit des Besitzers ließ uns verschiedne Sorten proben, darunter auch von einer solchen, wie sie eben für den Gebrauch unsers Kaisers abgesandt war. Im allgemeinen ziehe ich aber doch einen andern Ort zum trinken vor, und wenn auch der Dichter den „kühlen Keller bei einem Faß voll Reben" lobt, so vermag ich nicht in dieses Lob einzustimmen. Die Luft ist betäubend, und ich war froh, als wir mittels eines sogenannten Lifts, wie sie in den großen Hotels üblich sind, wieder auf die Oberfläche befördert wurden.

Auch an Gesang, d. h. an Zigeunermusik, fehlte es nicht, und wir konnten uns von Budapest mit dem Bewußtsein trennen, daß, wenn der bekannte Luthersche Spruch sich bewahrheitet, die Bewohner der ungarischen Hauptstadt sicherlich keine Narren, sondern sehr weise Leute sein müssen. Am Abend begaben wir uns auf den „Ferdinand Max," den großen Dampfer der Donauschifffahrts-Gesellschaft, der mit Reisenden dicht besetzt war. (Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Thematisches Verzeichnis der bisher im Druck erschienenen Werke von Johannes Brahms. Nebst systematischem Verzeichnis und Registern. N. Simrock in Berlin, 1887.

Mit der Herausgabe dieses thematischen Verzeichnisses hat sich die Simrocksche Verlagshandlung ein großes Verdienst erworben. Brahms ist auch insofern der unmittelbare Nachfolger Beethovens und Schumanns, als für seine Musik keine

Reklame gemacht wird (wie für Lißt, Wagner und — Neßler) und keine gemacht werden kann; denn sie braucht und sie verträgt keine Reklame. Um Brahms steht, wie einst um Beethoven und um Schumann, eine „Gemeinde." Sie war anfangs klein, aber sie wächst von Jahr zu Jahr, ganz geräuschlos, nur durch die Begeisterung, die sich von Mund zu Munde fortpflanzt. Unsre großen Konzertinstitute, die doch die Aufgabe hätten, weiteren Kreisen die Bekanntschaft mit einer so großartigen Künstlererscheinung wie Brahms zu erleichtern, tragen wenig dazu bei. Am besten sieht man das an den Liedern. Brahms hat bis jetzt an die 200 Lieder veröffentlicht, der Brahmsverehrer kennt sie, singt sie und — kauft sie! Ja, er kauft sie sogar! Das ist nämlich auch einer von den Unterschieden zwischen den angeblichen Wagnerschwärmern und den Brahmsfreunden, daß die Brahmsfreunde für ihren Liebling Geld übrig haben, die Wagnerschwärmer nicht. Die Wagnerverleger, die Wagnerdenkmalkomitees können davon erzählen. Aber was bekommt man in Konzerten von Brahmsschen Liedern zu hören? Kaum fünf oder sechs. Selbst die gefeierte Altistin, die als die Hauptverbreiterin Brahmsscher Lieder gilt, wartet doch nur mit einer sehr beschränkten Auswahl auf — und aus welchem Grunde eigentlich? Sind ihr die andern zu schwer? oder „liegen" sie ihr nicht? oder glaubt sie, im Konzertsaal keine Wirkung damit zu erzielen, nichts damit zu „machen"?

Kurz, es ist so, wie wir sagen: das Meiste und Beste ist bei Brahms dem ernsten, liebevollen Suchen, Entgegenkommen und Sichversenken des Einzelnen überlassen. Das war aber bisher nicht ganz leicht, da es an jeder Uebersicht über seine Werke fehlte, die doch (seit 1853) bei verschiedenen Verlegern erschienen sind. Diesem Mangel ist nun durch das vorliegende musterhaft gearbeitete und schön ausgestattete thematische Verzeichnis abgeholfen. Es hat nur einen Fehler: daß es doch gar zu teuer ist (fünfzehn Mark). Dieses Verzeichnis ist berufen, von nun an die Bekanntschaft mit dem ganzen Brahms zu vermitteln. Je leichtere Verbreitung es fände, desto schneller würde sich die Brahmsgemeinde vermehren, desto größeren Vorteil würden auch die Verleger davon haben. Wir meinen, die Verleger hätten die Sache nicht Simrock allein überlassen, sie hätten sich zusammenthun, das Verzeichnis auf gemeinschaftliche Kosten herstellen und so billig als nur irgend möglich — für eine Mark! — unter die Leute bringen sollen. Nun, vielleicht kommt eine billige Ausgabe nach; wir hoffen darauf, und wir bitten darum.



Zur Beachtung.

Mit dem vorliegenden Hefte beginnt diese Zeitschrift das 4. Vierteljahr ihres 46. Jahrganges, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten um schleunige Erneuerung des Abonnements.

Leipzig, im September 1887. **Die Verlagshandlung.**

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Ein Jubiläum.

1.


m 8. Oktober werden wir einen weltgeschichtlichen Gedenktag feiern: es wird dann ein Vierteljahrhundert seit dem Tage verflossen sein, an welchem Bismarck definitiv zum Ministerpräsidenten ernannt und zugleich mit der obersten Leitung der auswärtigen Angelegenheiten des preußischen Staates betraut wurde, nachdem er bereits am 23. September provisorisch an die erstgenannte Stelle berufen worden war. Auseinanderzusetzen, weshalb wir diese Tage als weltgeschichtliche begehen, aufzuzählen, was mit ihnen begann und bis heute sich entwickelte, hieße Wasser ins Meer tragen und die Deutschen für ein Volk ohne Gedächtnis und ohne Dankbarkeit halten. Dagegen wird es nicht überflüssig und in verschiedner Beziehung von Nutzen sein, wenn im folgenden daran erinnert wird, wie die Zeit, welche die Historiker einst nach Bismarck benennen werden, sich vorbereitete, und wie ihre Anfänge sich gestalteten, wie es kam, daß der damalige Gesandte Preußens am Pariser Hofe von König Wilhelm an das Staatsruder gestellt wurde, wie ihn die Parteien empfingen, wie sie ihn lange verkannten, und welche Denkart, welche Begabung er in Wahrheit zu seinem Werke mitbrachte. Es ist gerade hier manches in Vergessenheit geraten, was von Bedeutung ist, und wenn eine Auffrischung des Verblichenen dem einen und dem andern dabei beteiligt gewesenen Politiker unerwünscht sein muß, so fordert doch die Wahrheit ihr Recht; und das steht sehr viel höher in unsrer Achtung als der etwaige Anspruch jener auf schonendes Verschweigen ihrer Thorheiten und Sünden in vergangenen Tagen. Zumal da die Folgen derselben nicht durch sie selbst zum Bessern gewendet wurden.

Auf die Revolutionsjahre war die Reaktionszeit unter dem Ministerium Manteuffel gefolgt, die ihrerseits in den ersten Tagen des November 1858 der sogenannten „neuen Ära“ Platz machte. Schon früher, bald nachdem es Manteuffel gelungen war, die Ordnung wieder herzustellen, hatte man versucht, dieses Ministerium zum Rücktritte zu bewegen und es durch ein „volksfreundlicheres“ aus den Reihen der „Gothaer“ zu ersetzen. Jetzt wiederholte sich das, und der Erfolg war auf dem Gebiete der innern Politik, daß die mühsam zurückgedrängten Elemente der demokratischen Opposition alsbald wieder hervortraten. Man hatte sie, die sich nach Einführung der revidirten Verfassung in den Schmollwinkel zurückgezogen und auf „passiven Widerstand“ beschränkt hatten, sodaß die Demokratie in der neugewählten Kammer unvertreten war, für endgiltig beseitigt angesehen und gemeint, es nur noch mit dem mattherzigen Altliberalismus zu thun zu haben, und so war man nicht wenig überrascht, als die ersten Wahlen unter der „neuen Ära“ die Vertreter dieser Partei auf die Zahl der neun Kegel verminderte und die Demokratie unter dem Namen „Jung Litauen“ so stark und so anspruchsvoll wie früher ihren Einzug ins Abgeordnetenhaus hielt. Beginn und Verlauf der „neuen Ära“ begreifen sich nur, wenn man sich die verschiednen Momente klar macht, aus denen sich dieses Fazit schließlich bildete. Das erste derselben war die weitverbreitete und tiefgehende Verstimmung über den Stand der preußischen Politik zur Zeit der Erkrankung König Friedrich Wilhelms IV. Preußen hatte sich unter Manteuffel in Olmütz demütigen müssen, und es war dann bei den Pariser Konferenzen, welche nach dem Krimkriege den Frieden vermittelten, als fünftes Rad am Wagen behandelt worden. Beides war gewiß eine bittere Demütigung, aber es wurde dabei meist übersehen, daß der „saure Gang nach Olmütz“ angetreten werden mußte, weil Preußen mit der Revolution Wege nach damals phantastischen Zielen eingeschlagen hatte, und weil es ohne jenen Gang in einen von der Frankfurter Nationalversammlung bereits angebahnten Bürgerkrieg getrieben worden wäre, für den es ganz ungenügend gerüstet war, und in den sich zuletzt Rußland gemischt und dadurch eine Machtstellung gewonnen hätte, welche seine bisherige weit überragt haben würde. Ein zweites Moment war eine gerechtfertigte Entrüstung des Prinzen von Preußen gegen gewisse Führer der Konservativen, die ihn in den letzten Jahren wegen liberaler Gesinnung wenig respektvoll behandelt hatten (u. a. hing die Frau v. Gerlachs in Koblenz ihre Wäsche so vor den Fenstern des prinzlichen Paares auf, daß ihm alle Aussicht versperrt wurde) und die jetzt aus ihren Stellungen verschwanden. Noch mehr aber fiel drittens ins Gewicht, daß man sich mit der Hinwendung zu den Liberalen auf eine abschüssige Bahn begab, welche zuletzt, wenn nicht zu rechter Zeit Halt gemacht wurde, zum Parlamentarismus, d. h. zur Unterwerfung der Krone unter den Willen des Abgeordnetenhauses führen mußte. Die „neue Ära,“ d. h. das Ministerium Auerswald —

Hohenzollern und Hohenlohe waren nicht viel mehr als Dekorationen — bewegte sich von Anfang an mit ihrer inneren Politik in einem verhängnisvollen Widerspruche: sie wies mit tiefer Entrüstung den Pseudoliberalismus Manteuffels von sich, weigerte sich aber anderseits, den wiederholt mit großer Stimmenmehrheit gefaßten Beschlüssen der Wahlkammer Folge zu leisten. Was dann die auswärtige Politik betrifft, so war sie unter der liberalen Ära um nichts besser als unter dem Regime Manteuffels, vielmehr noch kurzsichtiger und mutloser, und es kam dahin, daß ihr Leiter, v. Schleinitz, zuletzt ganz im Fahrwasser Österreichs segelte. Die Unklarheit, mit welcher die liberalen Minister gegenüber der von ihnen galvanisirten Demokratie die Geschäfte betrieben, führte bald zum Konflikte. Die nächste Veranlassung desselben war eine Lebensfrage des preußischen Staates, die Armeereform. Sie war schon längst der Lieblingsgedanke des nunmehrigen Regenten gewesen und von ihm in ihren Grundzügen bereits vor Jahren schriftlich behandelt worden. Die Mobilmachung von 1859 hatte frühere Wahrnehmungen, nach denen das Heer einer Umgestaltung und Verstärkung dringend bedurfte, bestätigt, und so hielt es der Prinz, als er Regent wurde, für seine nächste Pflicht, hier Abhilfe zu schaffen. 1858 wurde v. Roon, damals Kommandeur der 14. Division, veranlaßt, den Gegenstand in einer Denkschrift zu bearbeiten, auf Grund deren dann im Kriegsministerium zu Berlin ein Reorganisationsplan entworfen wurde. v Roon, zur Prüfung desselben berufen, berichtete günstig darüber. Er nahm darauf an den kommissarischen Verhandlungen teil, welche den wichtigen Gegenstand betrafen, worauf ihm mit seiner Ernennung zum Kriegsminister die Aufgabe zufiel, den Reformplan im Abgeordnetenhause einzubringen und zu rechtfertigen. Bei der Einbringung der betreffenden Vorlagen, am 10. Februar 1860, bezeichnete er die Reform als Ergebnis reiflicher und ernster Prüfung, als Erfüllung des Bedürfnisses, das Ansehen nicht allein der Regierung, sondern auch der Nation zu steigern, und als im Interesse der letzteren unerläßlich. Auf diese Worte folgten nach wenigen Monaten entscheidende Thaten. Eine Kabinetsordre vom 5. Mai verfügte die Bildung neuer Regimenter aus den vorhandenen Landwehr-Stammbataillonen, und zu gleicher Zeit brachte die Regierung, weil auf rechtzeitige Erledigung der ursprünglichen Vorlage nicht zu rechnen war, im Landtage einen Gesetzentwurf ein, durch welchen der Kriegsminister ermächtigt wurde, die Maßregeln aufrechtzuerhalten und zu vervollständigen, die für die fernere Kriegsbereitschaft und erhöhte Streitbarkeit des Heeres erforderlich und auf den bisherigen Grundlagen thunlich sein würden. Zu diesem Zwecke wurden für die Zeit vom 1. Mai 1860 bis zum 30. April des nächsten Jahres neun Millionen Thaler verlangt. Der Landtag bewilligte die Summe und sanktionirte damit die thatsächlich bereits begonnene Heeresreorganisation, da der Kriegsminister vor der Bewilligung der Gelder angedeutet hatte, die getroffenen Maßregeln müßten nach der Natur der Sache dauernde sein

und könnten folglich nicht rückgängig gemacht werden. Als der Landtag im Jahre 1861 den Militäretat beriet, war die Heeresreform im wesentlichen vollendet. Das Abgeordnetenhaus glaubte jedoch diese Thatsache nicht berücksichtigen zu dürfen. Die Mehrheit desselben erkannte zwar an, daß die Regierung in der Angelegenheit bisher innerhalb der Gesetze verfahren sei, hielt aber dafür, daß einer dauernden Durchführung der Reform einer Abänderung des Gesetzes vom 3. September 1814 über die Verpflichtung zum Kriegsdienste vorangehen müsse. Das Haus bewilligte daher die Mittel zur weitern Aufrechthaltung der Reorganisation auch diesmal nur im Extraordinarium. Ein Definitivum wurde von der Vorlage eines neuen Militärgesetzes und dessen Gutheißung von seiten der Kammer abhängig gemacht, deren Mehrheit aus Demokraten bestand, denen die Landwehr als Volksheer oder Parlamentsheer vorschwebte, und die eine starke stehende Armee als nicht ihrem Interesse entsprechend ansahen. Der Kriegsminister hatte im Jahre vorher ein Militärgesetz vorgelegt, es war aber gescheitert, und wenn er jetzt ein neues einzubringen versprach, so hatte es der Majorität der Kammer gegenüber von vornherein sehr wenig Aussicht auf Annahme. In der Session von 1862 spielte die demokratische Mehrheit ihre höchsten Trümpfe gegen die Heeresreform aus. Am 6. März wurde von der Kammer der Hagensche Antrag auf Spezialisirung des Staatshaushaltsetats angenommen, der von der Regierung als Eingriff in die Exekutive bezeichnet wurde. Das Ministerium Auerswald löste darauf zunächst das Abgeordnetenhaus auf und trat dann selbst zurück. Die Neuwahlen änderten den Charakter der Volksvertretung nicht, und die Regierung, an deren Spitze jetzt interimistisch v. d. Heydt gestellt war, sah, als am 19. Mai der Landtag wieder einberufen worden war, im Abgeordnetenhause dieselbe oppositionelle Mehrheit erscheinen. Obgleich der Kriegsminister bestimmt zusagte, bis zum Jahre 1863 den Entwurf des neuen Militärgesetzes vorzulegen, obwohl er sich damit einverstanden erklärte, daß die Kosten der Reorganisation statt im Ordinarium abermals nur im Extraordinarium bewilligt würden, und obschon er anerkannte, daß die seit Beginn des Jahres 1862 von der Regierung geleisteten Ausgaben der nachträglichen Genehmigung des Landtages bedürften, sagte die fortschrittliche Mehrheit der Kammer dem Ministerium doch sofort offene Fehde bis aufs äußerste an, indem sie alle Ausgaben der Reorganisation auch für 1862 ablehnte, wogegen das Herrenhaus den von der Regierung vorgelegten Staatshaushaltsetat ohne Veränderung annahm. Damit war der Konflikt auf die Spitze getrieben, und die Partei, welche die Parlamentsherrschaft erstrebte, glaubte jetzt dicht vor ihrem Ziele angelangt zu sein. Unzweifelhaft hatte auch die Regierung zu dieser Verwicklung beigetragen, indem sie bei der Forderung der Mittel für die „Kriegsbereitschaft," d. h. die Verwandlung der 1859 mobil gemachten Landwehrregimenter in Friedensregimenter der Linie, auf ein Provisorium eingegangen war, statt mit vollkommener Deutlichkeit und Bestimmtheit auszusprechen, daß es

sich um eine vollständige Umgestaltung des Heerwesens für die Dauer handelte. Unstreitig auch war man formell nicht berechtigt, die nach dem Gesetze von 1814 auf zwei Jahre begrenzte Dienstpflicht in der Reserve thatsächlich auf vier Jahre zu erweitern. Aber alles das entschuldigt die ungeheuerliche Forderung der Mehrheit des Abgeordnetenhauses nicht, alle neuen Formationen der Armee einfach aufzulösen und den Militäretat auf diejenige Summe zu beschränken, welche er vor 1859 beansprucht hatte. Der größte Teil der betreffenden Gelder war bereits ausgegeben, und so war eine Erfüllung jener Forderung buchstäblich unmöglich. Das Budget kam nicht zu stande, und was sollte nun geschehen? Nach der Ansicht des Abgeordnetenhauses war die Regierung infolge dessen zu keinerlei Ausgaben mehr befugt, und entweder sollte die Staatsmaschine still gestellt werden oder die Krone sich bequemen, Minister zu ernennen, welche bereit waren, der Majorität ihren Willen zu thun.

In diesen kritischen Tagen übernahm Bismarck die oberste Leitung der Regierungsgeschäfte und damit zunächst die Aufgabe, den Knoten, welchen die Unfähigkeit und Charakterschwäche der halbliberalen Minister und der doktrinäre Starrsinn der radikalen Mehrheit des Abgeordnetenhauses während der „neuen Ära" geschürzt hatte, zu lösen. Der König kannte seine Begabung, seine Energie und seine Auffassung der Lage. Der damalige preußische Gesandte bei Napoleon war schon als Vertreter Preußens am Bundestage häufig bei wichtigen Fragen zu Rate gezogen worden (in dem einen Jahre hatte man ihn zu diesem Zwecke nicht weniger als dreizehnmal von Frankreich nach Berlin gerufen), und was unter Manteuffel auf dem Gebiete auswärtiger Politik zu loben gewesen war, hatte man größtenteils diesem Rate zu danken gehabt. 1852 hatte ihn Friedrich Wilhelm IV. mit einem wichtigen Auftrage nach Wien geschickt. In zahlreichen Berichten und Denkschriften hatte er während seiner Frankfurter Zeit seine Meinung über die Politik ausgesprochen. Mehrmals war es schon damals sehr nahe daran gewesen, daß er Minister wurde. Dem neuen Könige war das ohne Zweifel bekannt, und wenn er ihn 1858 von Schleinitz „an der Newa kaltstellen ließ," so mußte er, je mehr es mit der „neuen Ära" bergab ging, je weniger sie im Inneren und Äußeren Erfolge zu verzeichnen hatte, erkennen, daß hier eine Kraft vorhanden war, die nach beiden Richtungen hin auf den rechten Weg zu verhelfen befähigt erschien. Nach einer Unterredung, die Bismarck im Sommer 1861 zu Baden-Baden mit König Wilhelm gehabt hatte, wurde er von diesem beauftragt, den Inhalt seiner Auseinandersetzungen über die preußische Politik zu Papier zu bringen, und bald nachher überreichte er eine Denkschrift über den Gegenstand. Noch scheinen eine Zeit lang Bedenken gegen seine Ernennung obgewaltet zu haben, und noch hatte er selbst keine rechte Neigung, die Leitung der Geschäfte zu übernehmen. „Vor dem Ministerium — schreibt er im Januar 1862 aus Petersburg an seine Schwester — habe ich Furcht wie vor einem kalten Bade," und

in einem Schreiben an dieselbe Dame, das vom 7. März datirt ist, begegnen wir der Stelle: „Prinzliche Briefe sprachen von Schleinitzens Rücktritt und meiner Nachfolge. Ich glaube nicht, daß es die Absicht ist, würde aber ablehnen, wenn's wäre. Abgesehen von allen politischen Unzuträglichkeiten, fühle ich mich nicht wohl genug für so viel Aufregung und Arbeit." Indes reiste Bismarck schon einige Wochen darauf nach Berlin ab, wo mit ihm über seine Übernahme der Ministerpräsidentschaft verhandelt wurde. Noch immer war es jedoch nicht so weit, und erst am 15. September wurde ihm, der inzwischen als Gesandter nach Paris gegangen war, ein Telegramm aus dem Kabinet des Königs übergeben, das ihn nach Berlin berief. Am 20. traf er hier ein, um das ihm jetzt in aller Form angebotene Amt bedingungslos anzunehmen, worauf ihm am 23. der Vorsitz im Staatsministerium durch Kabinetsorde interimistisch übertragen wurde. Seine Bereitwilligkeit hatte nicht gewöhnlichen Mut erfordert. Seine Hingebung an den König, sein Vertrauen auf die Gerechtigkeit von dessen Sache, der Gedanke an das, was er, Bismarck, für Preußen und die ganze deutsche Nation vor hatte und in solcher Stellung ausführen konnte, zuletzt, aber nicht am wenigsten, sein Kraftgefühl, das Bewußtsein, auch großen Schwierigkeiten gewachsen zu sein, gab ihm diesen Mut. Er hatte so gut wie keine Partei für sich, weder in der Volksvertretung noch im Beamtentum, das in seinen obern Sphären noch dem Glauben der „neuen Ära," in seinen niederen meist der Fortschrittspartei angehörte. Diese trat im Hinblick auf ihre starke Anhängerschaft und auf ihre bisherigen Erfolge in der Opposition mit größter Siegesgewißheit, Anmaßung und Unbeugsamkeit auf, zumal da sie den neuen Mann am Steuer nur als „burschikosen Junker" und „hohlen Renommisten" ansehen und folglich gering achten zu dürfen meinte. Die Altliberalen waren durch ihre große Wahlniederlage in der Kammer zu einem so geringen Häuflein zusammengeschmolzen, daß ihre Unterstützung hier wenig bedeutet hätte; diese Unterstützung war aber nicht einmal zu erwarten, da sie die Geringschätzung, welche „Jung-Litauen" vor dem neuen Ministerpräsidenten empfand, teilten und überdies in wichtigen Beziehungen mit den Radikalen an einem Strange zogen. Endlich war auch auf die Konservativen nicht recht zu bauen; denn sie waren durch den Wind der „neuen Ära" wie weggeblasen aus der zweiten Kammer und nur noch im Herrenhause und durch die Kreuzzeitung mächtig und zerfielen in zwei Gruppen, von welchen die eine, an Staatsstreich und Verfassungsbruch denkend und Österreich eifrig zugethan, Bismarck nur zur Niederwerfung der Opposition und als eine Art Brecheisen gegenüber dem konstitutionellen System verwenden, dann aber als halben Ketzer beseitigt sehen wollte. Als ein sehr komisches Beispiel für die Art, wie die Altliberalen über Bismarck damals urteilten, mag eine Charakteristik desselben folgen, die etwa acht Tage vor seiner Ernennung in der „Berliner Allgemeinen Zeitung," dem Organ dieser verwelkten Partei, zu lesen war und folgende Weisheit erfließen ließ: „Im Vorder-

grunde der Ministerkombination spielt sich wieder die Figur des Herrn von Bismarck auf. Wer ist dieser Herr von Bismarck? Er war, als er seine Laufbahn begann, ein Landedelmann von mäßiger politischer Bildung, dem mit der büreaukratischen Pedanterie auch die büreaukratische Routine fehlte, dessen Einsicht und Kenntnisse sich nicht über das erhoben, was das Gemeingut aller Gebildeten ist. Den Höhepunkt seines parlamentarischen Ruhmes erreichte er in der Revisionskammer von 1849 und im Unionsparlamente von 1850. Aber welche seiner Reden hätte einen Hauch aufzuweisen von der dialektischen Schärfe eines Stahl, von dem Feuereifer Kleist-Retzows, von dem Reichtum an geistreichen Einfällen eines Gerlach, von der doktrinären Gründlichkeit eines Wagener? Er trat schroff und rücksichtslos auf, nonchalant bis zur Frivolität, mitunter witzig bis zur Derbheit, aber wann hätte er einen politischen Gedanken geäußert! Er hat sich in Frankfurt Kenntnis in der diplomatischen Zeremonie erworben und in St. Petersburg und Paris intriguirenden Prinzessinnen ihre Geheimnisse abgelauscht; aber die saure Arbeit der täglichen Verwaltungsgeschäfte ist ihm fremd, den klaren Einblick in das Getriebe des Staates in allen seinen Einzelheiten hat er sich nirgendwo erwerben können. Ihm gegenüber wird sich das Wort des Herrn von Schleinitz bewähren, daß die Politik eine sehr positive Kunst ist." Wer lächelte jetzt nicht über diese Urteile und Weissagungen. Aber auch gescheitere Leute als der kleine Bogenschütze, der für Herrn von Vincke solche kritische Fitschepfeile verschoß, berühmte „Volkspolitiker," Parlamentarier erster Güte, solche, die sogar nebenher Professoren und große Lichter der Wissenschaft waren, dachten noch geraume Zeit sehr gering von dem Ministerpräsidenten, und erst das Jahr 1866 riß ihnen das Bret von der Stirn — nicht doch, die Binde oder die trübe Parteibrille von den Augen. 1863, als im Abgeordnetenhause von der auswärtigen Politik der Regierung in der hessischen Frage und von dem Delegirtenprojekt die Rede war, kam über den Volksboten Schulze-Delitzsch der Geist der Prophezeiung und er sagte: „Wenn das jetzige Ministerium den Ruf erschallen ließe — es wird es nicht thun, es befindet sich gar nicht in der Möglichkeit dazu, ich gebe hier nur die hypothetische Annahme —, so würde sich bei dem von ihm berufenen deutschen Parlamente niemand einfinden." Collega von Sybel ließ sich bei derselben Gelegenheit vernehmen: „Eine preußische Regierung, die den geschichtlichen Aufgaben ihres Staates im neunzehnten Jahrhundert gewachsen sein soll, muß es verstehen, allen realen Bedürfnissen und Wünschen des preußischen Volkes zu genügen und zu gleicher Zeit mit Initiative und vorausschauender Energie die Wünsche des Volkes durch Aufstecken großer und idealer Ziele um ihr eignes Banner zu versammeln. Ich weiß wohl, man soll solche Anforderungen nicht zum Maßstabe von einzelnen Ministerien machen; denn es giebt keinen Sterblichen, der sie vollständig erfüllte. Aber das können wir erwarten, das begehren, daß nicht gerade das Gegenteil von solchen Tendenzen unsre Regierung erfülle." Der Abgeordnete von Carlowitz

erklärte: „Ich bin der Meinung, daß, was dieses Ministerium auf dem Gebiete der auswärtigen Politik auch unternehmen möge, jede seiner Unternehmungen von vornherein mit Unfruchtbarkeit werde geschlagen sein." Bei der Verhandlung über die Konvention, die 1863 mit Rußland abgeschlossen worden war, sagte der Abgeordnete Simson, nachdem er den Ministerpräsidenten mit Don Quixote verglichen hatte: „Ich verlange nicht, daß eine Regierung allezeit den kühnen Flug des Genies einzuhalten imstande sei. Mehr gerechtfertigt wäre schon die mildere Forderung, daß sie den ruhigen, sicheren Gang des Talents und der Erfahrung zu gehen verstünde. Aber in jedem Falle wird die Bewunderung dafür, daß jemand nicht fällt, die, welche man ja jedem Seiltänzer hätte zuwenden müssen, eine Bewunderung sein, nach der nicht jedermanns Gaumen und Appetit stünde." Sybel meinte bei dieser Debatte, nachdem er „am Ministertische einen Mann von weitblickender Einsicht und einem Herzen für die Gerechtigkeit" vermißt und angedeutet hatte, das Ministerium hätte den Polen die Hand zur Wiederherstellung ihres Reiches bieten müssen: „Aber wen Gott verderben will, den verblendet er. Das Herz unsers Ministeriums scheint leider nur an Bildern der Unfreiheit und Unterdrückung zu hängen, und so schrumpft denn auch ihre Staats- und Kriegskunst wie ihr Verfassungsleben zur Glorie der polizeilichen Chikane zusammen." Weiterhin gab der Redner wieder ein paar Prophezeiungen von sich, z. B. „die Überzeugung, daß dieses Ministerium an keiner Stelle Lorber ernten werde," und sein „Durchdrungensein von der Wahrheit, daß unter diesen Führern die Niederlage überall die unvermeidliche Folge sein müsse." Bei einer Debatte, die im Januar 1864 über die Politik Preußens in der schleswig-holsteinischen Frage stattfand, äußerte der Berichterstatter Aßmann über Bismarck: „Unsre Ansicht von seiner Gesinnung sowohl wie von seiner Befähigung giebt uns keinen Anhalt, der weitern Entwicklung einer Aktion mit Zuversicht entgegenzusehen, die wir in ihren bisherigen Schritten als verderblich erkennen müssen... Soll durch die Bismarckſche Politik die deutsche Großmacht Preußen zum Feinde Deutschlands gemacht werden, soll ein deutscher Bruderkrieg entbrennen, bloß weil Preußen das Schicksal hat, von Herrn von Bismarck regiert zu werden, dann muß auch die letzte Rücksicht schwinden, die wir gegen dieses Ministerium zu nehmen etwa verpflichtet wären. Wir wissen ja schon längst, daß Preußen in den Händen dieses Ministeriums zur Ohnmacht oder zum Selbstmord verurteilt ist." Noch als 1865 in Schleswig-Holstein ein bedeutender Erfolg errungen war, hielt der Abgeordnete Virchow den Ministerpräsidenten für einen ungeschickten, unsteten und ängstlichen Politiker, der nur Glück gehabt hätte. Am 2. Juni erklärte er, „aus dem Studium der Dokumente die Überzeugung gewonnen zu haben, daß selten in einer großen Krisis ein leitender Staatsmann solche Sprünge gemacht habe, wie er, und daß, wenn es ihm gelungen sei, ein gewisses anerkennenswertes Resultat zu erreichen, er, der Herr

Professor, nicht imstande sei, es als sein Verdienst anzuerkennen, sondern es für einen Zufall halte." Wieder ein prophetischer Volksvertreter, Herr Duncker, perorirte damals: „Die heutige Periode wird ungefähr so in der Geschichte verzeichnet stehen: Ja es war eine Zeit der Zersetzung, die Mission des Ministerpräsidenten war wohl vorzugsweise, die Unhaltbarkeit der deutschen Verhältnisse in dem glänzendsten und schneidendsten Lichte zu zeigen. Aber ich glaube nicht, daß die Geschichte ihn unter die wahrhaften Förderer des preußischen Staates in der fortschreitenden Entwicklung seiner wirklichen historischen Mission einzeichnen wird. Dazu gehen ihm jene Eigenschaften ab, welche ich mir vorhin zu schildern erlaubt habe," und welche der Redner in die Worte: „Macht der Begeisterung, welche die Gemüter leitet und selbst eine widerwillige Volksvertretung sich unterthänig macht," zusammenfaßte.

Wir könnten diese Blumenlese noch mit mancher verwunderlichen Phrasenblüte vervollständigen. Aber das Mitgeteilte wird hinreichen, zu zeigen, daß man den Politiker, der am 8. Oktober 1862 definitiv zum Leiter der Staatsgeschäfte Preußens ernannt wurde, von seiten der liberalen Parteien sowohl nach seiner Begabung als nach seiner Denkweise und seinen Zielen lange Zeit verkannt hat. Das erleidet indes eine Einschränkung. Hesekiel hatte damals noch nicht die Briefe Bismarcks aus seiner Frankfurter und Petersburger Periode veröffentlicht, und ebensowenig lagen die durch Poschinger herausgegebenen Depeschen und Privatschreiben schon vor. Dennoch war in der Konfliktszeit bereits in parlamentarischen Kreisen mancherlei über die Anschauungen und Absichten Bismarcks in Betreff der deutschen Politik bekannt geworden, und nur Parteimänner konnten sich dagegen verblenden. Die Enthüllungen des Herrn von Unruh lassen darüber keinen Zweifel. Bis zu deren Erscheinen hatte die Fortschrittspartei ihre unpatriotische Opposition gegen die Militärreform mit der Ausrede entschuldigt, sie habe nicht wissen können, daß der Ministerpräsident das verstärkte Heer so energisch zum Ruhme Preußens und zur Herstellung der deutschen Einheit zu verwenden vorhabe, sonst hätte sie alle Forderungen der Regierung mit Freuden bewilligt. Selbst Bismarck hat diese Entschuldigung einmal großmütig gelten lassen. Es ist ihm aber von der Partei kein Dank dafür zu Teil geworden. 1876 im April äußerte er in einer Auseinandersetzung mit dem Abgeordneten Virchow: „Ich glaube, daß ich Objektivität genug besitze, um mich in den Ideengang des Abgeordnetenhauses von 1862 bis 1866 vollständig einleben zu können. Ich habe volle Achtung vor der Entschlossenheit, mit der die damaligen preußischen Volksvertreter das, was sie für Recht hielten, vertreten haben. Daraus mache ich niemand einen Vorwurf. Sie konnten nicht wissen, und ich konnte Ihnen auch nicht sagen, worauf meiner Ansicht nach die Politik schließlich hinausgehen würde, und Sie hätten auch das Recht gehabt, falls ich es Ihnen hätte sagen können, mir immer noch zu antworten: Uns steht das Verfassungsrecht des Landes höher

als seine auswärtige Politik." Nun aber kam einige Jahre später Herr von Unruh, der alte Parlamentarier, der, nachdem er 1848 Präsident der demokratischen Nationalversammlung gewesen war, auch in den Reihen der Opposition von 1862 bis 1866 eine Rolle gespielt hatte, und verriet der Welt, er habe Bismarcks Ansichten von den Zielen der auswärtigen Politik Preußens, namentlich über dessen Aufgabe Österreich gegenüber, schon seit 1859, ja seit 1854 gekannt, und er habe darüber bei Bismarcks Amtsantritte seinen politischen Freunden Mitteilungen gemacht; indes sei es zweifelhaft geblieben, ob er jene Ansichten und Pläne noch habe, und ob er sie gegen die reaktionär und österreichisch gesinnte Hofpartei durchsetzen könne. Der eigne Parteigenosse erhob hiermit die schwere Anklage gegen die damalige Mehrheit, Bismarcks ihr mitgeteilte Pläne ignorirt zu haben, weil sie kein Minister aus ihrer Mitte, sondern „der Junker aus dem Vereinigten Landtage" ausführen wollte, das heißt, weil sie die Sache der Partei über die des Vaterlandes stellte. Es war nicht wahr, wenn behauptet wurde, das Land habe „keine Aussicht oder nicht die mindeste Sicherheit gehabt, daß die verdoppelte Armee zur Grundlage einer kräftigen äußern Politik dienen" würde. Wenigstens lag die Aussicht darauf und die Sicherheit, soweit eine solche gegeben werden konnte, in den Worten des Königs, die er schon als Prinz-Regent ausgesprochen hatte, Preußens Heer müsse mächtig und angesehen sein, um, wenn es gälte, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können, und zu denen sich seine Ankündigung eines festen, konsequenten und, wenn es sein müsse, energischen Verhaltens in der Politik gesellte. Dazu kam endlich noch, daß die Reorganisation des Heeres der Landesvertretung mit dem Bemerken vorgelegt wurde, noch nie sei ihr eine Maßregel von so hoher Bedeutung für die Größe und Macht des Vaterlandes zugegangen. Eine weitere Unwahrheit war es, wenn man that, als ob man bezweifelte, daß Bismarck jetzt als Minister noch dieselben Pläne für die Stellung Preußens zu Österreich und in Betreff der übrigen Glieder des deutschen Bundes habe, die er als Gesandter bei dem Zentrum des letzteren wiederholt gegen Privatpersonen und darunter gegen den Fortschrittsmann von Unruh selbst ausgesprochen hatte. Natürlich konnte er sie in seiner jetzigen Stellung nicht an die große Glocke hängen, nicht von der Ministerbank aus den Herren von der Opposition, den Zeitungen und damit ganz Europa verkündigen, aber was sich der Welt darüber andeuten ließ, wurde von ihm so verständlich angedeutet, daß Leute, die irgend hören und verstehen wollten, über den Sinn der betreffenden Worte nicht unklar und unsicher sein konnten. Die Sprache, die er bei seinem ersten Erscheinen in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses führte, mußte jedermann die Gewißheit geben, daß die „große aktive Politik," die er Jahre zuvor für nötig erklärt hatte, von ihm noch immer ins Auge gefaßt sei. Er sagte damals u. a.: „Wir haben die Vorliebe, eine zu große Rüstung für unsern schmalen Leib zu tragen; nur sollten wir sie auch

nützen. Nicht auf Preußens Liberalismus sieht Deutschland, sondern auf seine Macht. ... Preußen muß seine Kraft zusammenhalten für den günstigen Augenblick, der schon einige male [er spielte auf 1849 und 1859 an] verpaßt worden ist. Preußens Grenzen sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, ... sondern durch Eisen und Blut."

Das klang doch wahrlich nicht wie Abwendung von der „großen aktiven Politik." Abgewendet von dieser hatten sich nur die Fortschrittsleute, die sie von den liberalen Ministern der „neuen Ära" dringend verlangt hatten, sie aber jetzt, wo der „reaktionäre Junker" sie angekündigt hatte, schmählich aufgaben und mit allen Mitteln zu hindern suchten.

In einem zweiten und letzten Artikel werden wir nach dem, was seit 1870 bekannt geworden ist, weiter zeigen, was der Bismarck, der im September 1862 die oberste Leitung der Geschäfte Preußens übernahm, in politischer Beziehung wirklich war und wollte, und dann einen Blick auf die Anfänge und das Ende seines fast vierjährigen Kampfes mit der Fortschrittspartei werfen.



Überproduktion.

(Schluß.)



Von vielen Seiten ist darauf hingewiesen worden, daß die Beschränkung der Produktion das einzige Mittel sei, der Überproduktion entgegen zu wirken. Es wäre wahrlich traurig, wenn es nur dieses und kein andres Mittel gäbe. Denn was wäre dem Menschengeschlecht mit der Vervollkommnung der Technik, durch welche eine unbegrenzte Produktion ermöglicht worden ist, gedient, wenn es sich herausstellte, daß man sich freiwillig wieder Schranken auflegen müßte, um den Übelständen zu entgehen, welche die erweiterte Produktion mit sich führt? Hoffentlich werden sich bessere und wirksamere Mittel auffinden lassen. Es haben ja in der That Verabredungen zwischen Fabrikanten stattgefunden, um die Produktion zu beschränken; unsers Wissens sind sie aber nicht lange in Wirksamkeit geblieben. Einesteils pflegt die Rentabilität der Unternehmungen von der Größe derselben abzuhängen: eine Beschränkung der Produktion verteuert die Waaren, weil die allgemeinen Kosten über eine geringe Menge derselben zu verteilen sind. Andernteils führt die Einschränkung der Produktion

dazu, daß das Kapital teilweise unproduktiv wird, teilweise aber (das Betriebskapital) frei und zu anderweitiger Verwendung verfügbar wird. Auch werden Arbeitskräfte entbehrlich, die Konsumtionsfähigkeit der Entlassenen schrumpft auf ein Geringes zusammen, und indem sie durch das Anerbieten ihrer Arbeitskraft den übrigen Arbeitern Konkurrenz machen, tragen sie dazu bei, daß der Lohn heruntergeht und also auch die Kaufkraft der noch beschäftigten Arbeiter abnimmt. Wenn aber der Preis der Waare infolge der Beschränkung der Produktion wirklich steigen sollte, so wird der Verbrauch derselben alsbald abnehmen, und dadurch der Vorteil des höheren Preises ausgeglichen oder auch durch die Beschränkung des Verbrauches die bezweckte Steigerung des Preises wieder rückgängig gemacht werden.

Die Überproduktion — das zeigt sich am deutlichsten hierin — liegt nicht in einer zu umfangreichen Produktion, sondern in einer zu wenig umfangreichen Konsumtion. Hier ist also der Hebel anzusetzen, wenn es sich um Beseitigung des Übels handelt. Es kommt darauf an, daß die Konsumtion der jeweiligen Produktion zu folgen vermöge, und es kommt ferner darauf an, zu bewirken, daß da, wo das Bedürfnis hervortritt, auch die nötige Kaufkraft nicht fehle.

Es könnte eingewandt werden, daß doch alles Kapital bei seiner Verwendung in Arbeitskraft umgesetzt werde, und daß es gleichgiltig sei, ob es in unproduktiver Weise oder zu fernerer Produktion verwandt werde, und es ist ja richtig, daß das Ersparte — das Produzirte — schließlich immer zum Unterhalt von Menschen dient. Ob ich meinen Anteil an der Produktion zu Zigarren, Teppichen, Theater verwende, oder ob ich eine Drainage machen lasse, eine Werkstätte einrichte oder eine Fabrik gründe, immer zahle ich Arbeitslohn, der zur menschlichen Ernährung im weitern Sinne dient. Aber in dem einen Falle ist mein Kapital mehr oder weniger rasch vernichtet, in dem andern Falle tritt etwas an die Stelle, was bei der Produktion mitwirkt: die Drainage, die Werkstätte, die Fabrik. Diese letztere Art der Verwendung tritt in den Vordergrund, wenn es Leute giebt, deren Einkommen so groß ist, daß sie es auf ihren und der Ihrigen Lebensunterhalt nicht verwenden können. Je mehr solche Leute vorhanden sind und je größer ihr Einkommen ist, desto mehr produktive Anlagen werden gemacht werden. Wenn aber nicht gleichzeitig die Zahl derjenigen wächst, welche das Ergebnis der neuen Anlagen kaufen können, oder wenn nicht die Kaufkraft der schon dagewesenen zunimmt, so ist die Zunahme der Produktion kein Gewinn für das Gemeinwesen; es wäre besser gewesen, wenn nicht das Einkommen der besser Gestellten Überschüsse ergeben hätte, sondern statt dessen das Einkommen derjenigen, die ihre Lebensbedürfnisse nur unvollkommen befriedigen können, zugenommen hätte. Denn der Verbrauch der letzteren schafft Raum für neue Produktion, während die produktiv angelegten Ersparnisse der reichen Leute die Masse des Produzirten vermehren, ohne gleichzeitig ausgedehnteren Verbrauch herbeizuführen.

Wie notwendig es ist, daß die Konsumtion mit der Produktion gleichen Schritt halte, kann man sich am anschaulichsten vergegenwärtigen, wenn man sich vorstellt, daß einmal eine ganze Bevölkerung von einem heftigen Drange, Ersparnisse zu machen, (mithin die unproduktive Konsumtion einzuschränken) ergriffen würde. Es wird wohl nicht nötig sein, uns dagegen zu verwahren, daß wir die Sparsamkeit nicht für eine sehr löbliche Eigenschaft hielten. Wer in der Lage ist, Ersparnisse zu machen und dadurch für seine noch nicht gesicherte Zukunft zu sorgen, und es doch versäumt, handelt gewiß thöricht und tadelnswert. Es liegt uns hier nur daran, die Wirkung des Sparens für die Volkswirtschaft zu zeigen. Wenn sich also in einer Stadt oder einem Lande alle Bewohner einmal bemühten, ihren Verbrauch aufs äußerste einzuschränken, so würde ja an der Kleidung, namentlich der Frauen, auch an Nahrungsmitteln viel gespart werden. Seidenstoffe würden nicht mehr verlangt werden, Wild und feinere Fische nähme niemand den Verkäufern ab; sehr viele würden Zimmer zu vermieten haben, die sie jetzt selbst bewohnen. Zigarrenhändler und Photographen wären unbeschäftigt, die Theater stünden leer, auf Wein und Bier würde zu Gunsten des Wassers verzichtet werden.

Würde ein solches Verhalten auch nur einige Wochen durchgesetzt, so würde die Hälfte der Bevölkerung verarmt sein, und auch diejenigen, welche noch in der Lage wären, von vorhandenen Vorräten zu leben, würden ihren Zweck, Ersparnisse zu machen, nicht erreichen. Denn alle die Tabakshändler und Photographen, die Weinhändler, Wirte und Bierbrauer, Musiker, Schauspieler und unzählige andre Mitbürger würden in Ermangelung des Verdienstes weder Miete noch Zinsen bezahlen können, die Eisenbahnen würden keine Dividende geben, und bei der allgemeinen Verarmung würde selbst der Staat nicht mehr in der Lage sein, seine Schulden zu verzinsen. Das allgemeinste Elend wäre eine unausbleibliche Folge! Wir sind einmal darauf angewiesen, einer vom andern zu leben. Auch hier heißt es: Leben und leben lassen. Nur wer in seinem Gewerbe produzirt, kann das zum Gebrauche Erforderliche erwerben, und wenn niemand das Produzirte haben, eintauschen will, so hört der Erwerb auf.

Selbstverständlich ist es unzulässig, die Sache nach der andern Seite auf die Spitze zu treiben, als wenn es besonders verdienstlich wäre, möglichst viel unproduktiv zu verzehren und vom Kapitalisiren abzusehen. Noch ist das Bestreben, Vermögen zu erwerben, der Bevölkerung tief eingepflanzt. Alle Welt trachtet darnach, sowohl um mehr Genüsse zu erlangen und den Zwang der Arbeit zu vermeiden, als auch um sich gegen die Unfälle und Entbehrungen, die die Zukunft bringen kann, zu sichern. Und doch könnte man sich wohl ein Gemeinwesen denken, in welchem das Bestreben, Vermögen zu erwerben, in den Hintergrund träte. Scheinen wir doch auf dem Wege zu sein, daß die auf dem Einkommen beruhende Wohlhabenheit sich der auf Reichtum begründeten mehr

und mehr gleichstellt. Wie viele Beamte, Offiziere und im Privatdienste angestellte giebt es nicht, welche mit ihrem Anteil an Bedürfnisbefriedigung und Genuß völlig zufrieden sein können, ohne Vermögen zu besitzen. Die sozialpolitischen Maßregeln und Pläne im deutschen Reiche gehen ja auch nur darauf hinaus, den Arbeitern Einkommen zu sichern, zunächst gegen Krankheit und Unfälle, demnächst gegen Alter und Invalidität. Wird dieses Ziel erreicht sein, so wird für den Fall der Arbeitslosigkeit Fürsorge getroffen werden, und schließlich wird auch wohl Bedacht genommen, abgesehen von allen Widerwärtigkeiten des Lebens eine reichlichere Befriedigung berechtigter Ansprüche herbeizuführen. Aber schwerlich wird man jemals darauf ausgehen, den Arbeitern Vermögen zuzuwenden. Was ihnen not thut, ist gesicherter Lebensunterhalt für sich und die Ihrigen, und als Regel kann man hinstellen, daß alle auf Kapitalzahlung gerichtete Versicherung nicht das rechte Mittel ist, dauernde Hilfe zu leisten. Wenn aber auch demnach die Ansammlung von Vermögen durchaus nicht unter allen Umständen erforderlich ist, so versteht es sich doch ganz von selbst, daß auch größere und große Vermögen vorhanden sein müssen, weil ja das Kapital bei aller Produktion unentbehrlich ist. Wenn die Entwicklung der Industrie in vielen Staaten so sehr zurückgeblieben ist, so kann Mangel an Kenntnissen, an Interesse der Bevölkerung, es können vielfache sonstige Hindernisse die Ursache sein. Wenn aber alle sonstigen Voraussetzungen bei zwei Nationen in gleichem Maße vorhanden sind, so wird diejenige, welche der andern an Kapitalbesitz überlegen ist, bei dem Wettbewerb den Sieg davontragen. Deutschland hat lange Zeit England gegenüber aus Mangel an Kapital einen schweren Stand gehabt. Jetzt aber fehlt es in Deutschland durchaus nicht an dem erforderlichen Kapital, und wenn man noch hin und wieder Klagen in dieser Richtung hört, so kann man sie nicht mehr als berechtigt anerkennen. Einesteils ist in den letzten Jahrzehnten viel Kapital in Deutschland erworben und erspart worden, andernteils ist das Kapital, je mehr in der gebildeten Welt die Rechtspflege sich gehoben und redliche Geschäftsgewohnheiten sich festgesetzt haben, immer beweglicher und internationaler geworden, und da die Besitzer des Kapitals eine feine Witterung dafür haben, wo sich mit Vorteil arbeiten läßt, auch die Geldinstitute, deren Aufgabe es ist, Kapital zu beschäftigen, über alle Länder verbreitet sind, so kann es nicht leicht irgendwo an Kapital fehlen, wenn nicht eben besondre Hindernisse im Wege stehen. Nichts wäre unbegründeter, als wenn man die angeblichen oder wirklichen Stockungen im Verkehr, das Darniederliegen des Erwerbes, auf Mangel an Kapital zurückführen wollte. Dennoch ist und bleibt eine ausreichende Menge verfügbaren Kapitals eine unerläßliche Vorbedingung einer blühenden Produktion, und wenn die Nation sich hinreißen ließe, die angemessene Sparsamkeit aus den Augen zu setzen, in üppiger Weise nicht nur den Erwerb, sondern auch das Mittel zum Erwerbe, das Kapital, zu verzehren, so würden sich die verderblichen Folgen bald geltend machen.

Trotzdem bleiben wir dabei, daß jetzt zu viel kapitalisirt, zu viel Kapital zu produktiven Zwecken zurückgelegt wird, und daß es besser wäre, wenn ein erheblicher Teil desselben in unproduktiver Weise verbraucht würde. Die Anlegung großer Kapitalien im Auslande beweist schon, daß die inländische Produktion derselben nicht bedarf. Zwar wird das Einkommen der Nation durch Verwendung der Kapitalien im Auslande vergrößert, aber dieser Zuwachs fällt zum größten Teile denen zu, welche ohnehin mehr Einkommen haben, als zur Befriedigung selbst weitgehender Bedürfnisse erforderlich ist. Diejenigen, welche von großem Grundbesitz oder von beweglichem Kapital erhebliche Überschüsse gewinnen, sind in gegenwärtiger Zeit in Verlegenheit, sie unterzubringen, weil deutsche Industrie und Landwirtschaft nicht in der Lage sind, sie nutzbar zu verwenden. Werden nun die Überschüsse im Auslande für Grundbesitz oder Anleihen verwandt, so steigt abermals das Einkommen derer, die schon den Überschuß hatten, die nationale Wirtschaft hat aber von diesem Vorgange nicht den geringsten Nutzen. Flössen dagegen die Überschüsse in kleineren Beträgen denen zu, welche ihre Bedürfnisse in Ermangelung des nötigen Einkommens nur ungenügend befriedigen können, so würde die Konsumtion vermehrt werden und dadurch erweiterte Nachfrage entstehen. Die halbe Million, welche der Bankier von seinen Überschüssen in russischen Papieren anlegt, nützt keinem Menschen etwas. Die halbe Million aber, um welche das Einkommen von 10 000 Arbeitern sich erhöht, sodaß jedem 50 Mark zufallen, wirkt befruchtend auf Landwirtschaft und Industrie, Handel und Verkehr. Denn diejenigen, welche mit den Ihrigen nur dürftig wohnen, sich dürftig kleiden und ernähren, werden, sobald ihr Einkommen sich vermehrt, in Wohnung, Kleidung und Nahrung ihren Aufwand ausdehnen, und die vermehrte Nachfrage nach Wohnungsraum, Milch und Butter, Bier und Branntwein, Kleiderstoffen und Bettzeug kommt allen Gewerbtreibenden zu Gute. Es ist deshalb für das Gemeinwohl in hohem Grade nachteilig, daß in unserm wirtschaftlichen Leben immer mehr die Neigung hervortritt, daß eine kleine Zahl von Menschen von der nationalen Produktion einen Löwenanteil vorwegnimmt, unbekümmert darum, was für alle andern übrig bleiben mag. Die Anhäufung großer Vermögen ist ein Schade für die Gesamtheit und alle Einzelnen. Niemand soll sagen: „Was kümmert es mich, wenn dieser oder jener Millionen besitzt oder erwirbt oder jährlich einnimmt? leide ich doch nicht darunter"; es muß sich die Überzeugung verbreiten, daß wir alle darunter leiden; nicht nur die Arbeiter, die im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot verdienen, sondern auch die Gewerbe- und Handeltreibenden, die Beamten und Offiziere, die Ärzte und die Künstler, sie alle würden von dem Ergebnis der Produktion einen bessern Anteil haben, wenn die kolossalen Vermögen nicht da wären. Denn gerade sie verursachen es, daß zu viel kapitalisirt, zu viel auf neue Produktion verwandt und zu wenig in unproduktiver Weise verbraucht wird; sie verursachen mithin vor allen andern die Überproduktion.

Fassen wir unsre gesamte Wirtschaft ins Auge, so drängt sich uns das Bild auf, daß wir wie der Geizhals wirtschaften, der Schätze auf Schätze häuft und dabei Hunger und Frost erduldet. Während unser Reichtum wächst, fühlen sich alle unbefriedigt, weil Landwirtschaft und Gewerbe, Handel und Verkehr, die Arbeit und das Kapital mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, als da sind: Überproduktion, Mangel an Absatz, schärfste Konkurrenz unter Anwendung aller möglichen, vielfach sogar der verwerflichsten Mittel.

Es geht uns wie einem Landwirte, der, auf einem ganz alleinliegenden Hofe wirtschaftend, von Jahr zu Jahr größere Flächen Landes mit Brotkorn bestellt, für seinen und der Seinigen Unterhalt aber so wenig zurücklegt, daß seine Familie und seine Knechte Hunger leiden müssen. Er wird zwar immer reicher an Produktionsmitteln werden, inzwischen aber müssen diejenigen verderben, welche von dem gewonnenen Korn hätten leben sollen. Das ist im Kleinen das Bild unsrer gegenwärtigen Zustände, bei denen zwar die Produktion sich beständig steigert, die Konsumtion aber nicht Schritt hält, und bei denen schließlich weder Produzenten noch Konsumenten ihre Rechnung finden.

Das einzige Heilmittel dafür besteht darin, die Kaufkraft der Massen zu heben, damit die Konsumtion in demselben Maße sich erweitere, wie die Produktion zunimmt. In einem ferneren Aufsatz sind wir bereit, näher nachzuweisen, durch welche Maßnahmen sich dieses Ziel erreichen läßt.



Karl Friedrich Bahrdt.

Ein literarisches Charakterbild von Waldemar Kawerau.

(Schluß.)



In Dürkheim war seines Bleibens nicht mehr; bei Nacht und Nebel entwich er, um seinen Gläubigern zu entgehen, und wandte sich nach Halle, wo er fast von allem entblößt und mit Schulden überlastet am 28. Mai 1779 eintraf. Hier war er wenigstens vor Reichshofratsbeschlüssen gesichert, denn mit Friedrich dem Großen konnte man nicht umspringen, wie mit einem Grafen von Leiningen-Dachsburg. Und der Minister von Zedlitz war in der That anfänglich geneigt, dem Falle Bahrdt eine prinzipielle Bedeutung beizulegen, die Sache Bahrdts als die Sache der protestantischen Gewissensfreiheit zu betrachten. „Glauben Sie, schrieb er ihm, daß ich Gewissensfreiheit anerkenne und schätze, aber sie

zugleich zu hoch schätze, um je Unruhe und bloße Zanksucht unter ihrem Namen durchschlüpfen zu lassen; Ihr eigner guter Verstand sagt Ihnen gewiß mehr, als meine Bitte Ihnen sagen kann, daß Sie äußerst vorsichtig in Ihrem Wandel sein müssen, um nicht glauben zu machen, daß die freie Denkungsart mehr aus den Begierden des Herzens als aus der Überzeugung des Verstandes entsprossen sei." Unter solcher Voraussetzung gab er ihm die Erlaubnis, als Privatdozent an der Hallischen Universität Vorlesungen zu halten, und Bahrdt machte von dieser Erlaubnis den weitesten Gebrauch, indem er über alles mögliche, über Philosophie und Philologie, über Moral und Theorie der Deklamation zu lesen begann, wobei es ihm auch an Zulauf nicht fehlte. Aber nur zu bald erwiesen sich die gutherzigen Voraussetzungen des Ministers als irrig; er mußte mehr und mehr einsehen, daß die Bahrdtsche Gewissensfreiheit in der That nur ein Deckmantel war und daß er seine Ermahnungen zur Vorsicht im Lebenswandel in den Wind gesprochen hatte. Dazu lag ihm Bahrdt unaufhörlich mit unerfüllbaren Anliegen in den Ohren, sodaß er dem Querulanten endlich den nicht mißzuverstehenden Denkzettel geben mußte: „Es übertrifft alle Vorstellung, wie Sie mich quälen. Ich glaube durch eine ernstliche Eröffnung meiner Meinung mir Sie vom Leibe halten zu müssen; denn fast darf vom Stallmeister bis zum Professor der Mathematik oder der Anatomie kein Platz offen werden, den Sie nicht fordern."

In eine überaus schwierige und peinliche Lage brachte Bahrdts Auftreten die Hallischen Theologen, vor allem den ehrwürdigen Semler. Dieser konnte und durfte nicht ruhig mit zusehen, wie durch eine so würdelose agitatorische Thätigkeit, der jeder wissenschaftliche Ernst und jeder religiöse Odem fehlte, die gute Sache der Aufklärung gefährdet wurde, und war sich doch auf der andern Seite völlig klar, daß er, wenn er gegen Bahrdt seine Stimme erhob, bei der gedankenlosen Menge auf kein Verständnis rechnen durfte, und daß ihn der landläufige Liberalismus fortan als einen Abtrünnigen, die Orthodoxen als einen Heuchler betrachten mußten. Schon daß er hartnäckig seine Zustimmung zu den Wolfenbüttler Fragmenten versagt hatte, war den Nicolaiten mit ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben, einer Freiheit, die nach Lessings treffendem Worte einzig und allein darauf hinauslief, gegen die Religion so viele Sottisen auf den Markt zu bringen als man wollte, völlig unverständlich gewesen; seine Antwort auf das Bahrdtsche Glaubensbekenntnis (August 1779) machte sie völlig kopfscheu und ratlos. Und es ist ja gewiß: mit seinen kritischen Anschauungen wich Bahrdt, als er nach Halle kam, nicht allzuweit von Semler ab, wohl aber war er von dessen religiöser Stellung meilenweit entfernt. Semler, dem es völliger und tiefer Ernst war um die heiligsten Dinge, und in dem gründlichste Gelehrsamkeit mit echter Frömmigkeit Hand in Hand ging, hatte zum ersten male den Versuch gewagt, jene zarte Unterscheidung zwischen der wissenschaftlichen und der persönlichen religiösen

Stellung nicht nur wissenschaftlich zu begründen, sondern auch in seiner eignen Person als Möglichkeit zu erweisen; er hatte den Versuch gemacht, zwischen den Vorstellungen und dem Kern der Sache zu unterscheiden, ohne auch nur ein Stück seines persönlich erlebten Christenglaubens preiszugeben. Nun sah er hier seine Gedanken ihrer wissenschaftlichen Form entkleidet und in rohester Gestalt auf den offnen Markt gezerrt, und zwar in einer so wüsten und leichtfertigen Weise, daß schon sein sittliches Gewissen sich dagegen aufbäumte. Auch ihm blieb die leidige Erfahrung nicht erspart, daß ein großer Teil derer, die sich seine Anhänger und Gesinnungsgenossen nannten, nur ein Interesse hatten für die negative Seite seiner gesamten wissenschaftlichen Arbeit, aber nicht das mindeste Verständnis für das Bleibende und Ewige, das der Kritik für immer entrückt ist; sie hatten immer und überall nur das Nein gehört und schrieen nun über Verrat, als er plötzlich durch Betonen des Positiven die Grenze zwischen sich und den Nurneinsagern aufrichtete. Es ist heute nicht schwer, die wissenschaftliche Schwäche, die Unklarheit und Halbheit jener Semlerschen „Antwort" zu erkennen; aber sie war für ihn die Erfüllung der unabweisbaren sittlichen Pflicht, einen Mann von seinen Rockschößen abzuschütteln, der den Namen der Aufklärung und Gewissensfreiheit mißbrauchte, um gegen die Religion „Sottisen" zu sagen und das Christentum an sich zu verunglimpfen. Eben um der Gewissensfreiheit willen nahm er den Schein der Unduldsamkeit auf sich; er scheute vor dem innern tragischen Konflikte nicht zurück, in den er dadurch gedrängt wurde, da es ihm nun klar werden mußte, daß jene von ihm aufgestellte Unterscheidung auf die Dauer vor seinem Gewissen nicht bestehen könne — einem Konflikte, der ihm jedenfalls schmerzlicher ans Herz griff, als das ärgerliche Geschwätz der Allgemeinen deutschen Bibliothek (49. Band, 1. Stück) und Basedows Vorwurf der Zweizüngigkeit.

Von seinen Vorlesungen konnte Bahrdt nicht leben, und seitdem der Minister von Zedlitz seine Hand von ihm abgezogen hatte, war ihm jede Hoffnung auf eine Anstellung abgeschnitten. So war er denn auf den Ertrag seiner Feder angewiesen, und da ihn kein gelehrter Ballast beschwerte und er immer flott darauf losschrieb, so schwoll die Flut seiner Bücher immer riesiger an, und er konnte schließlich selbst als seiner Hände Werk 126 Bände bezeichnen. „Mit der Ausdauer der Allgemeinen Bibliothek und der Schreiblustigkeit eines deutschen Büchermachers" — wie Gervinus treffend sagt — füllte er Bogen auf Bogen: er übersetzte Tacitus und Juvenal, schrieb eine Logik und Metaphysik, gab Gedichte eines Naturalisten, eine Rhetorik für geistliche Redner und ein Sittenbuch fürs Gesinde heraus, verfaßte zwischendurch Pasquille und Pamphlete und verkündigte in immer neuen Büchern sein aufgeklärtes Christentum, dessen Christus schließlich nichts andres mehr war als ein Aufklärer von dem Schlage des Herrn Doktor Bahrdt selber. Er selbst betrachtete die zehn Bände „Ausführung des Planes und Zwecks Jesu in Briefen an Wahrheit

suchende Leser" (Berlin, 1783 bis 1785) als den Abschluß, als Spitze und Krönung seines theologischen Systems*): er wollte darin einen Christus darstellen, der nicht mehr als Gott und Wunderthäter die Vernunft empören sollte; er wollte vielmehr den Mann zeichnen, der sich allein für die Aufklärung der Menschheit als „wohlthätiges Werkzeug der Providenz" aufgeopfert habe. Durch einen Zufall — so erzählt er — wurde in ihm über der Arbeit der Geist der Maurerei erweckt, und dieser führte ihn auf die Hypothese, „daß Christus den Plan gehabt haben müsse, durch Stiftung einer geheimen Gesellschaft die von Priestern und Tempelpfaffen verdrängte Wahrheit unter den Menschen zu erhalten und fortzupflanzen." In zehn Bänden gab er diese Albernheit zum Besten und konstruirte sich schließlich für die Passion eine ganz neue Betrugs- und Schwindeltheorie, welche Hettner**) noch milde als eine geradezu „widerliche Auseinandersetzung" bezeichnet.

Während seine allmählich im seichtesten Geschwätz versandende theologische Schriftstellerei kaum noch ernsthaft genommen wurde, wußte er durch seine giftigen Ausfälle gegen zeitgenössische Theologen wenigstens noch zeitweilig von sich reden zu machen und damit zugleich sein Bedürfnis nach Skandal und Personalklatsch zu befriedigen. Auf seinem „Kirchen- und Ketzer-Almanach aufs Jahr 1781, Häresiopel, im Verlag der Ekklessia pressa," den Frommann in Züllichau gedruckt hatte, ruhte der Geist des seligen Klotz; mit wahrem Behagen stellte hier Bahrdt alle seine persönlichen Widersacher, alle, von denen er sich je gekränkt oder in seinem Fortkommen gehemmt glaubte, an den Pranger, behandelte alle orthodoxen Theologen wie Dummköpfe oder Heuchler, und fällte mit ebenso viel Dreistigkeit wie Unkenntnis über die gesamte theologische Literatur aus zwei Jahrzehnten schnoddrige Urteile. Wir kennen schon aus seiner Mitarbeit an den Frankfurter gelehrten Anzeigen die Liebenswürdigkeit, mit der er andersgesinnte Kollegen zu behandeln pflegte; jetzt fühlte er sich vollends jeder Rücksicht enthoben und rächte sich für alle ihm widerfahrene Unbill durch unartige Witze oder Grobheiten. Da finden wir wieder seine Gießener Kollegen Benner, Schulz, Schwarz und Ouvrier mit hämischen Randglossen bedacht, da bekommt Herr von Salis seinen Denkzettel, und da gehts vor allem über die Hallischen Theologen her, von denen allein Knapp glimpflich davonkommt. Ausführlich rechnet er hier mit Semler ab, an dem neuerdings, seit seinem Auftreten gegen Bahrdt, die ganze Welt irre geworden sei. Mit Unbarmherzigkeit sehe man ihn auf einen Mann losschlagen, der ihn nie beleidigt habe, sehe ihn mit den alten Waffen der Ketzermacher fechten, die er sonst so sehr verabscheut habe, und man stehe vor diesem Wandel wie vor einem Rätsel, das auch er (Bahrdt) nicht zu lösen imstande sei. Nur das könne er behaupten,

*) Lebensbeschreibung IV, S. 125 ff.
**) Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert II, 3. S. 306.

daß es nicht eigentlich „schwarze Bosheit eines heuchlerischen Herzens“ gewesen sei, vielmehr sei die Erklärung wohl in Folgendem zu suchen: Semler, der durch den „Verlust seines Applausus“ in Verlegenheit geraten sei, habe den Plan gefaßt, durch die neu angenommene Maske der Orthodoxie sich wieder Kredit zu verschaffen; in diesem Vorhaben habe ihn Bahrdt gestört und daher komme plötzlich die „schmähsüchtige Intoleranz“ des großen Mannes, der sich nun durch Verdächtigungen und Verfolgungen an dem „unglücklichen“ Bahrdt räche.*) Und es war doch in diesem selben Almanach schwarz auf weiß zu lesen, was eigentlich dieser Bahrdt für ein bedeutender und vortrefflicher Mann sei. Denn er selbst bezeugte sich hier feierlich, daß er „einer unsrer hellsten Köpfe und arbeitsamsten Gelehrten,“ ein „Genie vom ersten Range“ und dazu ein Mann mit einem wohlwollenden und menschenfreundlichen Herzen sei, und schloß mit der Versicherung, ein richtiges Urteil „über diesen in allem Betracht merkwürdigen Menschen“ werde erst die Nachwelt zu fällen imstande sein.

Noch ein zweites Pamphlet erregte über die theologischen Kreise hinaus vorübergehendes Aufsehen. Am 19. Mai 1786 war in Hamburg der Hauptpastor Goeze gestorben, und flugs schrieb Bahrdt seine „Standrede am Sarge des weiland Hochwürdigen und Hochgelahrten Herrn Johann Melchior Goeze, gehalten von dem Kanonikus Ziegra“**) — in welcher er den schon bei Lebzeiten genug verhöhnten streitbaren Mann aufs unwürdigste verspottete. Den bereits 1778 gestorbenen, als Goezes Kampfgenossen und Herausgeber der berüchtigten „Schwarzen Zeitung“ bekannten Kanonikus Ziegra, den er hier aus dem Reiche der Toten zitirte, um seinem Amtsbruder die Leichenrede zu halten, hatte er selbst im Kirchen- und Ketzeralmanach als „anerkannten und gebornen Schafskopf“ charakterisirt, „in dessen Hirnschale man nach seinem Tode nichts als Wasser, in seinem Leibe aber einen außerordentlich großen Magen gefunden habe“; schon dies allein genügt, um Ton und Richtung jenes unsauberen Pamphlets gebührend zu kennzeichnen. Zwar versicherte Bahrdt später, es sei nicht seine Absicht gewesen, den Mann zu beschimpfen, sondern nur, die ganze orthodoxe Partei einmal zu necken und die Lacher gegen sie aufzuregen, und er suchte sogar durch ein paar anerkennende Worte über den persönlichen Charakter und die Gelehrsamkeit Goezes den widrigen Eindruck seiner Schmähschrift abzuschwächen; aber er konnte damit die grobe Takt- und Geschmacklosigkeit nicht ungeschehen machen. Er war mit dem Almanach und der Standrede

*) Trotzdem nahm Bahrdt keinen Anstand, sich später, während seiner Untersuchungshaft, an Semler zu wenden und in einem jammernden Briefe seine Fürsprache beim Minister v. Wöllner zu erbitten. In der Bekümmernis seines Herzens — so schrieb er — nehme er seine Zuflucht zu ihm, quem humanitatis et benignitatis laude celebrat seculum. Semler erfüllte seine Bitte.

**) Hamburg (Berlin), 1786. Seine Verfasserschaft bezeugt Bahrdt in seiner Lebensbeschreibung IV, S. 146.

zum Pasquillanten herabgesunken und war damit, nach Lessings Wort, das Verächtlichste geworden, was ein vernünftiger Mensch werden kann.

Noch größeres Aufsehen jedoch als alle seine Schriften erregte im Jahre 1787 die plötzlich sich verbreitende Nachricht, der Doktor Bahrdt habe seine Vorlesungen eingestellt und sei Schankwirt geworden; auf einem Weinberge bei Halle*) hause und wirtschafte er mit seiner Magd, bediene seine Gäste selbst, trinke mit ihnen und belustige sie mit Anekdoten und Späßen. Und so war es wirklich: im Juli 1787 hatte er, „weil in den preußischen Staaten seine Talente zu nichts brauchbar gefunden wurden," einen Weinberg gekauft und dort ein „Etablissement" eingerichtet, in dem er selbst allem Anscheine nach sein bester Kunde war. Er that sich hier gar keinen Zwang mehr an, sondern führte seinen anstößigen Lebenswandel ganz offenkundig; es schien, als wollte er, nachdem er mit sich und der ganzen Welt zerfallen war, recht geflissentlich Ärgernis erregen, und als empfinde er in diesem Ärgernis eine Art von Genugthuung. Es war der letzte verzweifelte Schritt eines Bankerotteurs, der wie aus Trotz auch den letzten Rest von Würde und Scham von sich geworfen hat, um dann seine eigne Erniedrigung prahlerisch zur Schau zu stellen, in dem Glauben, damit der Welt einen Tort anzuthun.

Aber auch der Schankwirt konnte die Feder nicht ruhen lassen. Am 9. Juli 1788 war Wöllners berüchtigtes Religionsedikt erschienen, und diesem folgte im November ein Lustspiel unter dem gleichen Titel**) von „Nicolai dem Jüngeren," ein mehr grobes als witziges Pamphlet, das sich in den maßlosesten Ausfällen gegen Wöllner und in den heftigsten Angriffen gegen die Hallische Universität erging und zugleich den König selbst aufs gröblichste beleidigte.***) Wöllner hatte — so erzählt Nicolai der Jüngere — den Prediger Blumenthal, seinen alten Universitätsfreund, mit der Anfertigung des Religionsedikts beauftragt. Im Rausche macht sich dieser an die Arbeit, sodaß sein Amtsbruder Kluge entrüstet ausrufen kann: „Gott! ein besoffenes Schwein der Konzipient eines Religionsedikts!" Satz für Satz zerpflückt dieser aufgeklärte Kluge das traurige Machwerk, das dem Könige, in dessen Namen es abgefaßt worden war, wahrlich keine Ehre machen werde. Ganz Europa werde staunen, daß Friedrich Wilhelm II. alle Traditionen seines großen Vorfahren verleugne und die Zeiten der „Brandenburgischen Barbarei" sich zum Muster nehme. Denn der Regent, der die Rechte der Duldung den Sozinianern, Deisten u. s. w. streitig mache,

---

*) Dem Albonikoschen, den er für 3000 Thaler gekauft hatte. Vergl. Bahrdt, Geschichte und Tagebuch meines Gefängnisses (Berlin, 1790), S. 22.

**) Das Religionsedikt. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Eine Skizze. Von Nicolai dem Jüngeren. Thenakel, 1789.

***) Vor allem in der Äußerung des Kammerdieners Rietz: „Der König schlendere seinen Weg mit der Dicken (der späteren Gräfin Lichtenau) fort und lasse ihn machen." Auf diese Stelle gründete sich die Anklage wegen Majestätsbeleidigung.

handle ebenso schändlich, wie diejenigen handelten, welche sie ehedem den Protestanten verweigerten. Mit dem Edikt werde die Epoche Friedrich Wilhelms, dessen Thron „Geisterseher und Heuchler" umlagerten, geradezu geschändet, weil dadurch der „alte Mist, der so lange die Welt angestunken, von neuem privilegirt" werde. Auch ein paar ziemlich ungeschickt gebaute Volksszenen führt der Verfasser vor, um auch Stimmen des gemeinen Mannes über das Edikt zu verzeichnen. Während Meister Bügeleisen es als die Hauptperle in der preußischen Krone bewundert, fährt Meister Kamm auf: „Eine schöne Perle! nun sollen wir gemeinen Leute mit aller Gewalt wieder dumm werden." Und ein andrer: „Das wird eine schöne Religion im Lande werden, die uns die Prediger auf Befehl und bei Strafe der Kassation lehren müssen." Ausdrücklich stehe im Edikt, die Prediger möchten in ihrem Herzen glauben, was sie wollten, sie sollten nur öffentlich nach der Norm lehren. „Bei Gott! da brauchte der König nur Maschinen mit Priesterröcken machen zu lassen, die nach der Norma schwatzen könnten, wie die Maschinen, die nach der Norma Schach spielen, so brauchten wir keine Priester mehr zu besolden."

Diese maßlosen persönlichen Verunglimpfungen mußten in Berlin böses Blut machen, und Wöllner war nicht der Mann, der in solchen Dingen mit sich spaßen ließ. Hatte doch der König erst unlängst eine Kritik des Ediktes, die einen Hamburger, Dr. Würtzer, zum Verfasser hatte, höchst ungnädig aufgenommen und verlangt, daß „an der unverschämten Verwegenheit und dem Mutwillen, mit welchem dieser Mensch solcher unbefugten Kritik eines Landesgesetzes sich anmaßt, ein Exempel statuirt werde." Über den Verfasser des Lustspiels war man nicht lange im Zweifel, und so erging schon am 2. April 1789 an den Großkanzler von Carmer die königliche Kabinetsordre: „Da der berüchtigte Dr. Bahrdt zu Halle nicht aufhöre, allerlei ungebührliche Schriften wider das Christentum und vornehmlich unanständige Sachen gegen das Religionsedikt drucken zu lassen, dabei aber geheime Korrespondenzen führen solle, ergehe der Allerhöchste Befehl, sich sogleich desselben Person und Papiere zu versichern, die strengste fiskalische Untersuchung anzustellen und nach Befinden der Sache darin rechtlich erkennen zu lassen." Jene geheime und verdächtige Korrespondenz bezog sich auf Bahrdts Bestrebungen für die deutsche Union, eine Art maurerischen Geheimbundes der Aufklärer, welcher nach dem Programm „Fanatismus und Despotismus" zu bekämpfen bestimmt war. Bahrdt wurde am 7. April verhaftet und nach langwierigen Untersuchungen zu zwei Jahren Festungsarrest und in die Kosten verurteilt. Ein Jahr wurde ihm durch königliche Gnade erlassen. Am Abend des 5. November 1789 traf er in Magdeburg ein, um hier seine Strafe zu verbüßen. Sowohl der Gouverneur, der General von Kalckstein, als auch der Platzmajor, der Hauptmann von Sander, kamen ihm mit großem Wohlwollen entgegen; Magdeburger Bürger hatten ihm sein Zimmer in der Zitadelle eingerichtet; er hatte eigne Bedienung und eigne Küche.

empfing Besuche, schrieb viel und trug sich sogar mit dem Gedanken, auch hier — moralische Vorlesungen zu halten. Nur die Erwägung, so versicherte er, daß er damit die Großmut des Gouverneurs mißbrauchen würde, ließ diesen ungeheuerlichen Plan scheitern. Nach seiner Rückkehr aus der Magdeburger Zitadelle (im November 1790) setzte er sein Kneipwirtsleben auf seinem Weinberge bei Halle fort, doch war seine Kraft gebrochen, und schon am 23. April 1792 starb er, fünfzig Jahre alt, an einem Übel, das ihm seine Ausschweifung zugezogen hatte.

Die ihm in der Festung vergönnte Muße hatte er zur Abfassung seiner Memoiren benutzt und in vier Bänden seine Lebensgeschichte und außerdem eine Geschichte und ein Tagebuch seines Gefängnisses geschrieben. Seine Selbstbiographie ist ein höchst merkwürdiges, ebenso interessantes wie widerwärtiges Buch; interessant vor allem durch den Einblick, den es uns in die theologischen Zustände jener Tage gewährt, und weil es aufs lebendigste zeigt, wie tief damals die Gegensätze zwischen Orthodoxie und Rationalismus das ganze deutsche Leben bewegten. Schon Gervinus hat auf die nahe Verwandtschaft dieses Buches mit Nicolais „Sebaldus Nothanker“ hingewiesen und hat betont, daß alles, was in diesem Roman anstößig berührt, nur der Wirklichkeit abgeschrieben war und daß Bahrdt dieselben Vorbilder nur noch greller aufgetragen und weit fesselnder geschildert hat. Und in der That: diese beiden Bücher, den „Nothanker“ und Bahrdts Lebensbeschreibung, muß man lesen, wenn man den „Geruch und Geschmack“ jener Zustände gewinnen will; man lernt aus ihnen mehr, als aus allen Schilderungen der Kirchen- und Kulturhistoriker, und man muß diese Zustände kennen, wenn man die Kämpfe Lessings oder die Bedeutung Herders wirklich begreifen will. Aber sich selbst konnte Bahrdt keinen schlimmern Dienst erweisen, als durch Veröffentlichung dieser Selbstschilderung, die ihn ganz in puris naturalibus zeigt, die mit gründlicher Sachkenntnis und schlecht verhehltem Behagen die Verirrungen der Sinnlichkeit schildert und seine grundgemeine Gesinnung prahlerisch zur Schau stellt. Und besonders widerlich wirkt diese Selbstbiographie, weil sie mit dem Anspruch einer Rechtfertigungsschrift auftritt. In manchen Punkten erinnern die Bahrdtschen Bekenntnisse an die des nicht minder berüchtigten Magisters Laukhardt, aber während dieser stets den Mut hat, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und sich nicht besser zu machen, als er war, ist Bahrdt immer bestrebt, an sich selbst eine Mohrenwäsche vorzunehmen, indem er alle Züge seines sittlichen Charakters von kleinen Zufälligkeiten pragmatisch herleitet. Er hat den traurigen Mut, sich in der Rolle des Verführten darzustellen, der von Haus aus nur ein bischen leichtsinnig und unbesonnen gewesen sei; sein Unglück sei erst der lüderliche Riedel in Erfurt und dann vor allem seine Frau gewesen, der er nun mit einer Gemütsrohheit ohne gleichen die ganze Verantwortung für sein verpfuschtes Leben aufbürdet. Nichts erbärmlicher als diese Anklage gegen die eigne Frau, deren Leben an der Seite dieses

Mannes ein unsägliches Martyrium gewesen sein muß; gerade durch dieses Bestreben, die Schande von sich abzuwälzen, hat sich Bahrdt ein Denkmal seiner Schande errichtet.



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

7. Ein nicht anerkannter Vers von Goethe.



Der Vers von Goethe, der zuletzt mit zu benutzen war, weil es der Gedankengang in seinem Geiste mit sich brachte, der aber noch nicht in den Werken steht, verdient oder fordert noch eine weitere Betrachtung, zugleich als Rechtfertigung seiner Benutzung. Es war in der Ilmenauer Landschaft, diesem schönen Stück deutscher Erde, das zugleich wie ein Goethischer Lichtkreis geworden ist, in dem sein bestes Licht am reinsten leuchtet, daß ich ihn vor fünfzehn Jahren kennen lernte. Da ist unweit dem Städtchen ein kurzes, aber besonders schönes Bergthal, das Körnbachthal genannt, an dessen Mündung in die Aue auf einer Seite eine Felspartie ragt, zum Besteigen eingerichtet, von den Leuten dort als Goethefelsen bezeichnet, weil er ihn gern bestiegen habe, und auch in goldnen Buchstaben des Dichters Namen tragend, ihm gegenüber, auf der andern Seite der Thalmündung, eine malerische Mühle, eine sogenannte Massenmühle, worin Schwerspath zu Mehl vermahlen wird. Sie muß schon zur Zeit von Goethes letztem Besuche in Ilmenau im Jahre 1831 gestanden haben, denn in der von Mehlstaub bestiebten niedrigen Stube liegt ein Fremdenbuch aus, das, irre ich nicht, mit den zwanziger Jahren beginnt und im Sommer 1831 mitten unter Besuchern aus Gotha, Rudolstadt u. dergl. den Namen Goethes zeigt, eigenhändig eingetragen, darunter sein Begleiter von Fritsch, mit dem Datum des 28. August.

Man fühlt sich von dem einfachen Eintrage dieses Namens mitten in der Reihe dunkler Ehrenmänner gleich in den Tagen, wo er vor der Unruhe seiner letzten Geburtstagsfeier in Weimar entwichen war in den Kreis hierher, der auch für ihn der schönste und reichste Lichtkreis seines Lebens war, um in diesem gleichsam in sich und für sich sein Testament zu machen, denn so etwas lag doch in seinen Gedanken, selbst als Grundgedanke. Man braucht nur, um ihm das nachzufühlen, an seinen Abschiedsbesuch auf dem Gickelhahn zu denken, wie er da vor der berühmten Bleistiftschrift in dem Bretterhäuschen deren Worte laut ablas unter quellenden Thränen und hinzufügte: „Ja, warte nur, balde

ruhest du auch.“ Das ist am 27. August gewesen, also am Tage vorher, und hat gewiß in ihm nachgeklungen als Grundstimmung, die sich in ihm nach seiner Art weiter ausarbeiten mußte.

Da ist nun in jener Mühle, die er am Tage darauf besuchte, neben dem Blatte mit jener Namenliste ein Blatt eingefügt, das nur die Verse trägt, die hier wiederholt werden müssen, freilich nicht von Goethes Hand, auch nicht von der seines Begleiters:

Lange hab ich mich gesträubt,
Endlich gab ich nach:
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach.

Und so lang du das nicht hast,
Dieses Stirb und werde!
Bist du nur ein müder Gast
Auf der dunkeln Erde.

Ich war nicht wenig überrascht, hatte nie davon gehört oder gelesen, wie denn noch in Düntzers Leben Goethes, wo die sichern Data so sorgfältig gesammelt sind, von dem Besuch in dieser Mühle nichts steht. Verdrießlich war, daß das nicht auch in Goethes Hand dastand. Auf Befragen hörte man in der Mühle, das ursprüngliche Blatt mit des Dichters Handschrift sei einmal gestohlen worden, seitdem werde das Buch nicht mehr aus dem Hause hinausgegeben etwa auf den Rasen draußen, der zum Lagern so einladende Stellen hat, aber der vorige Besitzer der Mühle habe das Blatt so ersetzen lassen. Man sieht es der schönen Handschrift an, daß der Schreiber mit der allerbesten Mühe, mit vollem Gefühl der Wichtigkeit gearbeitet hat. Ein Fälscher hätte sich wohl auch noch vollends die Mühe genommen, des Dichters Handschrift nachzuahmen.

Wie es aber auch mit dem kritischen Verdrusse war, der sich daran klebte, die Verse beschäftigten mich, zumal in der Muße der Sommerfrische, fast Tage lang nachher und ließen mich nicht los. Der zweite Vers kam mir nicht neu vor, er fand sich dann im Divan, der erste aber klang mir durchaus neu. Aber echt wurde er mir mehr und mehr nach Gehalt und Fassung: das konnte nur aus Goethes Geiste kommen! Auch ein Freund urteilte entschieden so, dem ich zuerst davon sagen konnte und der, zwar kein Gelehrter, doch berufsmäßig tief in Goethe lebt. Er wies auch auf das „gab ich,“ nicht „geb ich“ hin als echt goethisch, es entspricht der Richtung, die sich in Goethes Denken etwa von seinem sechzigsten Jahre an geltend machte und immer entschiedner ausbildete, sich selbst, sein Wesen und Thun zugleich im geschichtlichen Gesichtspunkte zu fassen, um es rein zu übersehen. Als ich aber dann Gelegenheit hatte, im Bereich der Goethegemeinde deshalb an einer Thür anzuklopfen, wo man auf die beste Auskunft hoffen durfte, da kam ich gar nicht an damit, es fiel ein Wort von theologischer Fälschung, auch mit Berufung auf eine andre

Stimme von gelehrtestem Klange. Doch hatte ich dabei den Eindruck, daß das nicht aus wirklicher Prüfung kam, sondern aus ganz flüchtiger Kenntnis bei abgeneigter Gesinnung gegen den Inhalt, der zu ungoethisch erschien. So lief die Frage auf das Verhältnis Goethes zu christlichen Gedanken hinaus, genauer zunächst darauf, was man in der sogenannten Goethegemeinde, die doch den Schatz goethischer Gedanken am reinsten und tiefsten heben und verwalten soll, darüber dachte, und gerade das beschäftigte mich ohnehin schon auf das lebhafteste.

Da kam eine neue Wendung hinein, als ich einem theologischen Freunde, einem feinen Goethekenner, davon sagte, der die Verse gar wohl kannte, zwar nicht aus jener Mühle, aber aus zwei theologischen Werken. Sie stehen schon in den dreißiger Jahren gedruckt bei K. A. Rütenick, der christliche Glaube u. s. w. (Berlin, 1834), S. 197, und bei Leonhard Usteri, Entwicklung des paulinischen Lehrbegriffes, vierte Auflage (Zürich, 1832), S. 227, leider ohne Angabe einer Quelle, als wären sie wohlbekannt, aber nur beiläufig in einer Anmerkung beigebracht. Aus jenem Fremdenbuche können sie nicht wohl stammen, weil der zweite Vers eine Abweichung zeigt, für „müder Gast“ dort heißt es hier „trüber Gast,“ d. h. wie im Divan. Volle Verlegenheit vom philologischen Standpunkte, für die ich auch keinen Rat weiß, wenn man sich nicht in den Nebel leicht ausgeklügelter Möglichkeiten wagen mag.

Aber die Fälschungsfrage. Da muß man doch den Möglichkeiten nachgehen, um, da Sicherheit abgeht, der Wahrscheinlichkeit näher zu kommen. Können die Theologen die Fälscher sein oder doch Usteri? Doch nicht auch für das Fremdenbuch? Man müßte da wohl gar zwei Fälscher annehmen, die so wunderbar überein getroffen wären, oder der im Fremdenbuch müßte Usteris Fälschung nur unsicher im Gedächtnis gehabt haben, aber in der Hauptsache, dem ersten Verse, doch wieder so sicher. Aber es schwindelt einem schon in diesem Nebel, wo alles verfließt, es ist höchstens eine nützliche Schulübung, um die Phantasie einmal frei spazieren gehen zu lassen. Aber das ist in dem Nebel doch wohl jeder Phantasie zugänglich: welch wunderlicher Kauz müßte der Fälscher gewesen sein, der sich für seine kleine oder große Teufelei jene versteckte Stelle aufgesucht hätte, wo sie denn auch hübsch versteckt geblieben ist für die Wissenschaft, auf die sie berechnet war! Und anderseits was für ein Genie, das so in Goethes Art zu denken und zu dichten vermochte, und wieder was für ein wirklich infamer Schlaukopf, der einen echten Vers glücklich zur Hand hatte und damit seinen gefälschten so zusammenschweißte, um diesen unter der echten Flagge in die goethische Weltanschauung einzuschmuggeln, auf das Geratewohl hin, daß doch einmal ein Goetheforscher ihn da entdeckte, sich leimen ließe und dem gebildeten Bewußtsein einverleibte, wozu? um dieses um ein klein wenig religiöser zu färben durch Goethes Einfluß! Wer aus diesem Nebel nicht unwillig oder lachend umkehrt, den beneide ich um seine — Gläubigkeit, sein Selbstvertrauen. Und dabei müßte der Fälscher die Leute in der Mühle

so künstlich gestempelt oder bestochen haben, daß sie verschwiegen, was sie merken mußten, und dafür die Mähr von dem Raube annahmen.

Und jener letzte Zweck der Fälschung, doch wohl der einzig denkbare (da einem genialen Spaß die Sache mit ihrem hohen Ernst doch viel zu entfernt steht), wie wunderlich verfehlt wäre er, wie unnütz und gedankenlos der Versuch bei allem Geiste, der da spricht, da der dazu geschweißte echte Vers um vieles mehr dem anzunehmenden Zwecke entspricht. Dieser Vers mit dem „Stirb und werde!“ war dafür gerade genug, wenn es darauf ankam, Goethen so heimlich zu einem Christen zu machen, um damit das deutsche Christentum selbst aufzubessern, d. h. wenn er selbst auch unecht wäre. Aber christlich gedacht im engern Sinne ist das Ganze auch gar nicht, der erste Vers am wenigsten; der kommt aus naturwissenschaftlichem oder naturphilosophischem Denken, oder wie man Goethes Naturdenken sonst bezeichnen will, da man damit in Verlegenheit kommt. Und wenn der Gedanke mit einem paulinischen in der Hauptsache zusammenfällt: „Ob unser äußerlicher Mensch verweset, so wird doch der innerliche von Tag zu Tag erneuert“ (2. Kor. 4, 16), so nimmt das Goethes Äußerung nichts von ihrer Selbständigkeit, auch wenn er an die Bibelstelle oder ihre theologische Verwendung dabei gedacht haben sollte, worauf man das lange Sträuben, zu dem er sich bekennt, wohl deuten kann. Für ihn ist es nun etwas Selbsterfahrenes, Selbsterlebtes und damit erst als gewiß gegeben.

Jenen Möglichkeiten aber, die aus Nebel in nichtige Finsternis führen, steht eine gegenüber, die wohl als Lichtschein gelten kann. Die Inschrift auf dem Gickelhahn ist einmal einem Raubanfalle ausgesetzt gewesen. Davon zeugte ein tiefer Messerschnitt in das Bret, dicht über den Versen, den man noch auf der Photographie sehen kann, die nun von dem dem Feuer verfallenen kostbaren Denkmal allein übrig ist. Der Thäter — wird in der Gegend erzählt — wäre von einem Forstmanne ertappt und auch gleich mit Fäusten gehörig ausgezahlt worden. Da hat man denn einen solchen Sammler mit tigerartiger Sammelwut in der Gegend, der den goethischen Lebenskreis dort doch wohl ordentlich abgegrast hat und das Blatt in der Mühle ohne Schläge erworben haben kann, wo ja von dem Raub erzählt wird.

Und auch für das Erscheinen des Verses bei den genannten Theologen dämmert eine Möglichkeit der Erklärung. Wenn der alte Hofgärtner Sckell auf Dornburg von Goethe erzählte, den er im Jahre 1828 dort Wochen lang bedient und gepflegt hatte, erwähnte er auch wiederholten Besuch von Studenten, darunter auch ausdrücklich von mehreren Theologen, die einmal stundenlang bei dem Dichter gewesen wären. Es war die Blütezeit der Stammbücher, die man auch auf Reisen mitnahm, besonders auch Studenten. Hätte etwa Goethe, der damals mit Stammbüchern genug heimgesucht wurde, bei solcher Gelegenheit einem Theologen die Verse zum Denkmal eingeschrieben? Usteris Buch ist Schleiermacher gewidmet, er hat also wohl in Berlin studirt und kann die Verse

dort in Theologenkreisen erfahren haben, denen das Bekenntnis des Dichters begreiflich von besonderm Werte sein mußte.

Gerade in die Dornburger Zeit würde der erste Vers seiner Stimmung nach ganz wohl passen, denn der Dichter war dorthin entwichen, um sich mit dem plötzlichen Verluste seines Karl August innerlich abzufinden, sich in seiner Erschütterung zurecht zu finden. Sckells schlichte und ungefärbte Erzählungen ließen deutlich sehen und fühlen, wie er da neben den zur Beruhigung getriebenen Naturstudien mit seinem Denken und Empfinden auch in das Jenseits hinübergriff und sein Weiterleben mit Sicherheit dorthin verlegte, wenn er z. B. beim Abschiede den ihm liebgewordenen Mann fragte, ob sie sich denn nicht bald in Weimar einmal wiedersähen, und als Sckell das für unwahrscheinlich erklärte, mit gelüfteter Mütze nach oben blickend gesagt hat: Nun also da oben! Aber der Vers kann älter sein, schon im Divan zeigt sich ein Gedankenkreis, in dem er Platz fände. Steht doch dort der Vers mit dem „Stirb und werde," der mit seiner düstern Färbung weit eher dem Verdachte der Fälschung verfallen müßte, wenn es möglich wäre. Und dort steht auch, unter der Überschrift Talismane im ersten Buche, ein Spruch:

> Ob ich Ird'sches denk' und sinne,
> Das gereicht zu höherem Gewinne.
> Mit dem Staube nicht der Geist zerstoben,
> Dringet in sich selbst gedrängt nach oben.

Goethe sich vor sich selbst rechtfertigend darum, daß er Irdisches dachte und sann, wie ungoethisch! wenn man z. B. nur an die römischen Elegien denkt, um andres in dieser Richtung Gehendes nicht zu erwähnen, mit dessen Aufgeben gar manche den rechten Goethe oder wenigstens ein Stück seines Centrums zu verlieren meinen würden. Und das Irdische ist sicher im Gegensatz zum Oben gedacht, beide wie entgegengesetzte Enden ein und derselben Bewegung, der Bewegung des Ichs zu seinem Ziele. Das Irdische ist dem Zerstieben preisgegeben, was in der Hauptsache eins ist mit dem Zerstäuben dort, im Anschluß an das längst geläufige Stäubchen für Atom oder Staubkorn, wie Herder sagt (Ideen 2, S. 172). Im zweiten Gliede des Verses aber ist das Irdische von der Anwendung auf das Äußere, Weltliche deutlich herübergenommen auf das irdische Nächste, Eigne, auf sein Leibliches, vom Makrokosmus auf den Mikrokosmus, er dachte schon dabei zugleich an sein Sterben, nicht bloß an das höhere Streben im Leben selber. Denn der Geist „in sich gedrängt" ist eigentlich gemeint, wie in der letzthin angeführten Äußerung der Madame Roland, die zum Tode ging (Sprüche in Prosa Nr. 341), der „gefaßte" Geist, d. h. der in sich selbst gefaßte, vom Leibe gelöst oder sich eben lösend. Hier ist er aber zugleich deutlicher in ein Bild gefaßt, wie es Goethe auch für abstracte Dinge brauchte, aus seinem naturphilosophischen Denken heraus oder wie mans nennen

will, d. h. als Flamme, die zugespitzt nach oben dringt aus der Zerstörung heraus.

So also schon im Divan, in den zwanziger Jahren, wie soll da der Vers von 1831 ungoethisch sein können oder müssen? Er muß aber, wie gesagt, älter sein. Die zwei letzten Verse des Gedichtes „Selige Sehnsucht" sind, wie schon bemerkt, Nachträge zu den drei ersten, als solche erkennbar an dem jedesmal andern Strophenbau, und unser Vers ist ein dritter Nachtrag, den er einmal dem mit dem „Stirb und werde!" als andre, näher liegende Unterlage voraus-schickte, wieder mit anderm Bau, während als solche im Divan ein Vers vom Schmetterlinge dient, der die Flamme sucht, wobei eine Art Sprung des Gedankens wohl auffallen kann. Das Divangedicht wuchs so in seinen Gedanken weiter, von verschiednen Gelegenheiten seiner innern Erfahrung veranlaßt.

Wenn sich niemand den Goethe des Lebens wird rauben lassen wollen, der im Gegensatz zu der vorherigen Weltflucht (von der er doch auch noch genug angewandelt wurde) sich mit festen Füßen auf diese Erde stellt, um sie aus dem alten Jammerthal in ein Lebensthal umsetzen zu helfen, so darf man doch darüber den weiter strebenden Goethe nicht wegwerfen wollen, der schon früh aus diesem Thal mit seiner sauern Arbeit von Zeit zu Zeit auf die Höhen stieg, um da in großem Überblick über das Ganze einmal sich selbst und Gott und der ewigen Idee der Menschheit näher zu sein, als es in dem Ringen hienieden möglich ist. Und wenn er sich in alten Jahren immer mehr diese Höhen des heiteren Überblickes noch weiter erhöhte bis in den Äther hinein, so spricht auch da aus ihm der Goethe der eigensten Erfahrung, der zuletzt nur sich selbst und dem eignen Erleben vertraute. Auch das ist keine Lebensflucht, ja keine Weltflucht, wenn man nur die Welt höher faßt, er suchte aber auch im Sterben das Leben, ein höheres, helleres, größeres, das dem erhöhten Ich nun Bedürfnis wurde. Ihm waren das Diesseits und das Jenseits auch nicht auseinandergerissene verschiedne Welten, nur eine Schwelle zwischen beiden, der Tod als Übergang. Aber auch diesen Übergang strebte er in seinem Fühlen schon früh los zu werden, z. B. in dem Leipziger Gedichte „Wahrer Genuß," der da noch ganz in der Liebe gesucht wird, am Schlusse:

Der Tod führt einst von ihrer Seite
Dich auf zum englischen Gesang,
Dich zu des Paradieses Freude,
Und du fühlst keinen Übergang.



Eine Staatsprüfung im Reiche der Mitte.



er Beschluß, in China eine Eisenbahn zu bauen und die Küste mit der Hauptstadt des Himmelssohnes in Verbindung zu bringen, ist wirklich gefaßt worden. Das Ereignis — denn als ein solches ist es zu betrachten — wird in der Hauptsache der Einsicht und Thatkraft des vielgenannten Marquis Tseng zugeschrieben, und es ist nur zu wünschen, daß er auch imstande sei, diesem neuen Unternehmen das Schicksal eines vor längerer Zeit unternommenen ähnlichen zu ersparen. Auch damals baute man eine Bahn, die zwei der verkehrsreichsten Orte der Küste verbinden sollte; es dauerte aber nicht lange, und man sah sich genötigt, aus Mangel an Zuspruch die Schienen als altes Eisen zu verkaufen.

Das neue Unternehmen nimmt das deutsche Interesse umso mehr in Anspruch, als dabei außer englischem auch deutsches Kapital beteiligt ist. Vielleicht führt Ausdauer auch in China endlich zum Ziele; mit einem Gelingen des Planes wäre viel gewonnen, denn man könnte der Hoffnung Raum geben, daß wenigstens das nächste Geschlecht, mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts, einen Schimmer europäischer Zivilisation auch im himmlischen Reiche erlebte.

In einer Zeit, wo Fortschritte in der Verkehrsentwicklung so selbstverständlich und so zum Gemeingut geworden sind wie heute, pflegt man Anfänge wie die obenerwähnten für entscheidend zu halten. Man möchte an ihrer Bedeutung nicht zweifeln, und doch übersieht man nur zu leicht, daß man es hier mit einem Lande zu thun hat, welches an einer mehr als tausendjährigen, fast unwandelbaren Verknöcherung leidet.

In der zwischen dem zehnten und dreizehnten Jahrhundert liegenden Zeit war in China eine Dynastie zur Herrschaft gekommen, die sich durch Liebe zu Wissenschaft und Kunst auszeichnete. Das waren die Kaiser aus dem Geschlechte der Song. Unter ihnen wurde, und zwar schon im Jahre 930, die Buchdruckerkunst in China eingeführt; auch die Freiheit des Denkens und der Verkehr mit fremden Völkern wurde von ihnen gefördert. Aber wenngleich die Herrschaft und der Einfluß dieser aufgeklärten Kaiser einige Jahrhunderte gedauert hat, konnte ihr besserndes Streben doch niemals festen Fuß gewinnen. Sie waren nicht nur fortwährenden Anfeindungen ausgesetzt, sondern es trat auch nach ihrem Verschwinden eine desto heftiger und nachhaltiger wirkende Rückströmung ein. Den Songs folgten die Mongolen Dschindschiskhans. Auch sie leisteten der bisherigen aufgeklärten Richtung — soweit es den Verkehr mit Fremden betraf — noch Vorschub, zu ihrer Zeit kamen sogar noch christliche Bischöfe als Missionare nach China, auch Marco Polo's Reise war unter

ihrer Herrschaft möglich. Diese Herrschaft dauerte aber nicht lange genug, das mongolische Joch wurde im vierzehnten Jahrhundert abgeschüttelt, und nach einer dreihundertjährigen Regierungszeit der Mings kam die Mandschu-Dynastie ans Ruder, die sich noch heute im Besitz derselben befindet.

Die Größe des Reiches mit seinen nahezu vierhundert Millionen Einwohnern ermöglichte jenes System der Abschließung, welches bis heute, und in vollster Ausführung wenigstens bis in die Mitte dieses Jahrhunderts, bewahrt wurde. Seit dritthalb Jahrtausenden ist dieses Staatswesen fast unverändert dasselbe geblieben; mit einer Zähigkeit sonder gleichen hält das Volk an den alten Überlieferungen fest, ohne daß die Pietät dabei auch nur im geringsten eine Rolle spielte, sondern dieses starre Festhalten ist nichts mehr und nichts weniger, als im Laufe der Jahrhunderte planmäßig anerzogenes Verstandeswerk. Es giebt für dieses Volk keinen Begriff und kein Gefühl für Poesie, wenigstens spielt sie nur eine sehr untergeordnete Rolle, ihre Kunstwerke tragen den Stempel des nur auf den Nutzen berechneten Fleißes, niemals den des Strebens nach Edelm und Schönem, ihre Religion ist im niedern Volk eine Summe abergläubischer Gebräuche, im gebildeten Teile ein Erzeugnis kalt berechneter Philosophie uud Nützlichkeitsrücksicht.

Die Regierung ist patriarchalisch, und die Verwaltung des Landes befindet sich in den Händen eines ungeheuern Apparates strebsamer Gelehrten oder, besser gesagt, gelehrter Streber mit einem sogenannten „hohen Staatsrat“ an der Spitze, bei dem der Kaiser selbst den Vorsitz führt, der die Gesetze giebt, Verordnungen erläßt und alles in letzter Instanz entscheidet. Aus demselben Grunde besteht die Aristokratie des Landes nicht aus Geburts- und erblichem Adel, sondern ausschließlich aus der Quintessenz der Gelehrsamkeit; sie liefert die Mandarinen oder Beamten, ist aber darum nicht mit wirklicher Bildung zu verwechseln, sondern sie bedeutet nur eben eine Klasse von Menschen, die eine bestimmte, durch Staatsprüfungen gewährleistete Masse von Wissen in sich aufgenommen haben und deshalb die im Range höchste Klasse des Volkes bilden. Der von ihnen zur Schau getragene Beamtenstolz ist unbegrenzt; alles übrige Volk, namentlich die Gewerbtreibenden, die Kaufleute rc., stehen tief unter ihnen, und daher ist es wohl erklärlich, daß die „hohe Gelehrsamkeit“ das ausschließliche Ziel des Ehrgeizes im himmlischen Reiche bildet.

Nun besteht dort aber alles Lernen und Wissen nur in einer Unsumme von Formenwesen, ist nur auf äußerlichen Nutzen berechnet und ausschließlich Gedächtniswerk. Von ihrem Besitz Zeugnis abzulegen, dazu dienen in ihrer Art großartige Staatsprüfungsanstalten, mit deren Wesen die Leser bekannt zu machen der Zweck dieses Aufsatzes ist.

Der Nutzen der reinen Konkurrenzprüfung ist auch bei uns im „barbarischen“ Westen ein Gegenstand mannichfacher Erörterung, und die Ansichten darüber sind geteilt. Freunde wie Gegner mögen in der nachstehenden Schil-

derung ein Bild des Systems, und zwar in einer Vollkommenheit, erblicken, wie sie sicherlich unerreicht dasteht.

Blackwoods Magazin brachte vor nicht langer Zeit den Bericht eines Reisenden, der die Bildungsanstalten Chinas, soweit sie Fremden zugänglich sind, besichtigt hatte. Seiner Erzählung ist die nachfolgende Darstellung im wesentlichen entnommen.

Schulpflicht giebt es in China seit langen Jahren dem Namen nach; in der Wirklichkeit gehört es zum guten Ton, daß jeder Chinese aus anständiger Familie mit dem sechsten Jahre in die Schule geht und sich darauf vorbereitet, sich einen möglichst großen Schatz von Wissen in der Gelehrsamkeit des Confucius anzueignen. Er beginnt damit seinen wirklichen Beruf, nicht bloß die Vorbereitung zu einem solchen. Auswendiglernen und Schönschreiben sind Hauptzweck der Schule, und ein höheres Ideal als die vollkommene Kenntnis der klassischen Schriften des Confucius giebt es nicht. Daß dieser schon sechshundert Jahre vor Christi Geburt den höchsten Standpunkt alles irdischen Wissens erreicht habe, ist eine unumstößliche Lehre; daran zu zweifeln ist Gotteslästerung, und die Erörterung oder Erfindung neuer Ideen noch schlimmer. Hat ein Schüler gelernt, tausend Wörter zu schreiben, kennt er das Buch der „Oden" auswendig, hat er die Werke des „Mencius," eines confucischen Weisen, studirt, so unterzieht er sich einer Lokalprüfung, die in zwei Abschnitten stattfindet. Hat er diese bestanden, so tritt er in die unterste akademische Würde, die etwa dem Licentiaten unsrer Universitäten entspricht, und sein Name kommt auf die Liste der Provinzialprüfung. Allerdings bedarf es dazu noch eines Zeugnisses über anständige Herkunft.

Die Provinzialprüfung findet aller drei Jahre zweimal statt; nur sechzig Examinanden können oder dürfen sie bestehen, und doch ist die Zahl der Teilnehmer selten unter sechstausend. Daher versucht man, die große Anzahl gleich am ersten Tage durch eine Vorprüfung einzuschränken, und erst, wer diese besteht, kann an der Hauptprüfung teilnehmen. Das Bestehen der letzteren berechtigt zur Anlegung der akademischen Uniform, eines hellblauen Kleides mit schwarzem Besatz und gesticktem Halskragen, sowie einer goldenen Blume auf dem Hute, die vom Kaiser verliehen wird.

Wer auf eine Staatsanstellung rechnet, muß eine weitere Provinzialprüfung bestehen, die aller drei Jahre nur einmal stattfindet, und die einerseits viel schwieriger ist als die vorhergehenden, anderseits im Fall des Nichtbestehens den Verlust des vorher erworbenen Grades zur Folge haben kann. Wer so glücklich ist, sie zu bestehen, erhält einen noch reicher gestickten Halskragen und eine noch größere goldene Blume, wird bei seiner Rückkehr in die Heimat von den städtischen Behörden festlich empfangen und reich beschenkt, man bewirbt sich als um ein Zeichen seiner Gunst um seine Handschrift, und auch die Eltern werden des ausgezeichneten Sohnes halber öffentlich beglückwünscht.

Damit begnügen sich nun die Meisten. Wem es aber um noch höhere Auszeichnung zu thun ist, der muß sich im folgenden Jahre der in Peking stattfindenden Hauptstaatsprüfung unterziehen und sich um dem Rang eines Tsin-tze bewerben. Bei dieser Prüfung sind die ersten Gelehrten des Reiches, darunter der Premierminister und ein Prinz des kaiserlichen Hauses, als Examinatoren thätig; wer sie besteht, wird dem Kaiser in Person vorgestellt, wird mit Ehrenbezeigungen überschüttet, und sein Name wird, auf eine vergoldete Tafel geschrieben, den Eltern mit vielen Geschenken und sonstigen Zeichen der Beglückwünschung feierlich zugestellt.

Die Formen und das Wesen einer solchen Hauptstaatsprüfung näher anzusehen — und wir folgen darin den Darstellungen von Blackwoods Berichterstatter —, ist nicht ohne Interesse. Was die Baulichkeit betrifft, wo die Prüfung stattfindet — erzählt er —, so kann man sich kaum etwas Traurigeres und Ruinenhafteres vorstellen. Bei dieser Anstalt ist, selbst in der günstigsten Zeit, jeder Gedanke an Komfort ausgeschlossen. Da die Prüfungen nur aller drei Jahre abgehalten werden, und innerhalb dieser Zeiträume für die Instandhaltung schlechterdings nichts geschieht, so befindet sich die ganze Anstalt in fortschreitendem Verfall; allerorten wimmelt es von Spinnweben, widerlichem Unkraut und einer großen Menge von Scherben zerbrochener Wasserkrüge.

Die ganze Anstalt besteht aus einem sehr großen, von einer Mauer umgebenen Hofraum, in dessen Mitte ein dreistöckiges Haus steht, in welchem die zehn Examinatoren wohnen. Der ganze übrige Hofraum ist bebaut mit einer großen Zahl langer Zellenreihen; nur in der Mitte führt eine gerade hindurchgehende Straße zu dem in der Ummauerung des ganzen Hofes befindlichen einzigen Thore. Die Zellenreihen bestehen aus langen Mauern mit koulissenartigen Ansätzen an der nach innen sehenden Seite. Da jede Zelle nicht mehr Raum in Anspruch nimmt, als drei Fuß im Geviert, so kann die Zahl derselben natürlich sehr groß sein, und in der That giebt es hier die bedeutende Zahl von zehntausend Zellen für fast ebensoviele Examinanden bei jeder Prüfung.

Jede Zellenreihe hat einen besondern Namen und jede Zelle eine Nummer, sodaß bestimmte Personen leicht zu finden sind. Was die Einrichtung der Zellen betrifft, so sind sie, wie schon aus der Erwähnung der koulissenartigen Ansätze ersichtlich ist, vorn offen. An jedem Ende der Zellenreihe befindet sich auf der Mauer ein turmartiger Aufsatz, und in diesem ein Aufseher, der darauf zu achten hat, daß nicht unerlaubte Hilfsmittel eingeschmuggelt werden. In den Seitenwänden der Zellen befinden sich je zwei Einschnitte für Bretter, von welchen das eine als Sitz, das andre als Tisch zu dienen hat; außerdem in jeder Zelle ein irdener Wasserkrug; darauf beschränkt sich die ganze Ausstattung.

Eine solche Zelle erhält der Examinand für die Dauer der Prüfung, die in drei Abschnitten zu je zwei Tagen stattfindet. Während der beiden Tage,

die je ein Abschnitt der Prüfung in Anspruch nimmt, darf der Examinand seine Zelle nicht verlassen; Nachtruhe kann er sich nur durch Anlehnen an die Rückwand verschaffen; seine Kost erhält er durch den Aufseher und einige dazu angestellte Diener; sie besteht aus etwas Fleisch, Brot, Reis und heißem Thee. Ehe der Examinand in seine Zelle hineingeht, wird er genau von Kopf bis zu Füßen untersucht, ob er nicht unerlaubte Hilfsmittel bei sich führt. Tinte und Schreibepinsel darf er sich selbst mitbringen, aber nicht Papier, dieses erhält er, mit kaiserlichem Stempel versehen, vom Aufseher, muß aber sehr viel dafür bezahlen. Erst nachdem er in der Zelle Platz genommen hat, erhält der Examinand seine Prüfungsaufgaben, die im wesentlichen darin bestehen, daß er aus den Klassikern, insbesondre aus dem Confucius, Aufsätze anzufertigen hat.

Die Werke des Confucius und seiner Jünger sind seit undenklicher Zeit der Hauptgegenstand alles Studiums gewesen und daher auch die Hauptgegenstände der Prüfung. Seine wichtigsten Schriften sind die sogenannten Kings, der Y-King, der Thschuh-King, der Tschi-King, der Li-King und der Tschun-Sien. Ihr Hauptinhalt bezieht sich auf Lehren der Moral und der bürgerlichen Pflichten, sowie auf die ältere Geschichte Chinas. Außer diesen giebt es eine Reihe älterer Werke, welche die kleinen Kings genannt werden, und die sogenannten Reichsannalen, ein chronologisch fortgeführtes Geschichtsbuch, welches die Geschichte des Reiches noch von einer vor Christi Geburt liegenden Zeit bis auf den heutigen Tag umfaßt. In der getreuen Wiedergabe von Abschnitten und Auszügen aus allen diesen Werken besteht nun die hauptsächliche bei den Staatsprüfungen geforderte Leistung.

Zieht man das Maß der von den Examinatoren geleisteten Arbeit in Betracht, so sind sie unzweifelhaft am meisten zu beklagen, da sie sich durch Berge confucischer Weisheit hindurch zu arbeiten haben, denn die Zahl der gelieferten Arbeiten beläuft sich auf Tausende. Der Umfang der einzelnen Arbeit ist beschränkt; er darf nicht über 720 Schriftzeichen und nicht unter 360 umfassen. Dennoch soll es nicht selten vorkommen, daß ein Examinand tot in seiner Zelle gefunden wird.

Für die Stadt Peking ist der Termin dieser Staatsprüfung jedesmal ein Ereignis, denn die Examinanden werden in der Regel von ihren Eltern, Verwandten und Freunden begleitet, die alle das Ergebnis der Prüfung abwarten und die Gelegenheit zu einem Besuch der Hauptstadt benutzen. Eine Blatternepidemie soll zu dieser Zeit in Peking nichts Ungewöhnliches sein, da sich die Zahl der die Stadt besuchenden Fremden auf nicht weniger als 40 000 beläuft.

Die Anstrengung, der sich die Examinatoren zu unterziehen haben, ist, wie man sich leicht vorstellen kann, so außerordentlich, daß sie unter der Bürde der Arbeit nicht selten zusammenbrechen, und daß — wie der Berichterstatter Blackwoods erzählt — Examinatoren vom höchsten Rang, von Schlaganfällen betroffen, in die nächstliegenden Lazarete geschafft werden müssen. Ähnliche

Zufälle treten auch bei den Examinanden ein, bei denen ja diese Prüfung nichts mehr und nichts weniger ist, als der Schlußakt einer langjährigen, ununterbrochenen, geistlosen Gedächtnisarbeit.

Fast sollte man es für unmöglich halten, daß irgend jemand sich freiwillig solcher Buße unterziehe; es ist aber zu berücksichtigen, daß es in diesem seltsamen Lande in der That keinen andern Weg giebt, um den höchsten Ehrgeiz zu befriedigen. Wer diese Prüfung das erste mal nicht besteht, meldet sich fast immer wieder zum nächsten Termin, eine Beschränkung in der Zahl der Wiederholungen giebt es nicht, und so kommt es, daß eine große Zahl einmal und immer wieder Durchgefallener in der Ablegung oder dem Versuch zur Ablegung dieser Prüfung ihren Lebensberuf findet, und sich diesem hingiebt, bis sie entweder Erfolg haben, oder dabei körperlich und geistig zu Grunde gehen.

Es giebt viele, die den Versuch bis in ein hohes Alter fortsetzen, und nicht selten sieht man unter den Examinanden ehrwürdige Graubärte im Alter von siebzig bis achtzig Jahren. Solche Leute werden dann, auch wenn sie — wie gewöhnlich — nicht bestehen, in Anerkennung ihrer Ausdauer vom Kaiser ausgezeichnet; er verleiht ihnen einen der Sache entsprechenden ehrenvollen Titel.

Wie schon erwähnt, kommt es vor, daß Examinanden in ihren Zellen tot gefunden werden. Auch das mit ihnen eingeschlagene Verfahren ist sehr seltsam. Weil es nämlich streng verboten ist, während der Dauer der Prüfung das Thor zu öffnen, so schlägt man in die äußere Umwallungsmauer ein Loch und wirft die Leichname da hinaus, ohne sich weiter um sie zu kümmern.

Wer, nachdem er diese Prüfung bestanden hat, als Tsin-tze oder Obergelehrter seinem Ehrgeiz noch ein weiteres Feld öffnen will, meldet sich zu der „Kanzlerprüfung," die im kaiserlichen Palast, und zwar in dem Saale stattfindet, in welchem angeblich Se. himmlische Majestät selbst den Ministern confucische Weisheit predigt. Der Kaiser hat bei der Prüfung den Vorsitz, und die Examinanden, welche die Prüfung bestehen, werden von Sr. Majestät zur Tafel befohlen, die höchste Ehre, die einem Sterblichen hienieden zu Teil werden kann. Merkwürdigerweise sitzt aber jeder Geladene an einem besondern kleinen Tische.

Die hier erwähnte auserlesene Klasse von Gelehrten bildet die Han-Lin, was auf Deutsch etwa „Kanzler der Gelahrtheit" heißen würde. Aus ihnen werden die Minister, die höchsten Beamten des Reiches und — die Mitglieder der Examinations-Kommissionen entnommen, für die der Hauptstadt sowohl, wie für die in den Provinzen und kleineren Schulkreisen.

Erwähnenswert ist noch die Einrichtung, daß die Examinatoren die Namen der Verfasser der Arbeiten, welche ihnen zur Prüfung vorgelegt werden, nicht kennen dürfen; der Examinator, dem nachgewiesen wird, daß er irgend welche Bevorzugung hat eintreten lassen, verfällt ohne Gnade der schimpflichen Todesstrafe des Bauchaufschneidens.

Soweit die Darstellung des Berichterstatters Blackwoods, die auch mit den vom Berichterstatter der offiziellen preußisch-chinesischen Expedition seiner Zeit gegebenen Aufzeichnugen durchaus übereinstimmen. Es läßt sich daraus in Verbindung mit so manchem andern leicht erkennen, wie die tausendjährige Abschließung, der hartnäckige Widerstand gegen Fortschritte und neue Ideen weniger in der Natur und dem Charakter des Volkes, als in dem System begründet sind, nach welchem seine Geschicke geleitet werden. Daß die Abschließung durch den gewaltigen Umfang eines Reiches, welches in allen Dingen sich selbst zu genügen vermag, wesentlich gefördert wurde, liegt auf der Hand. Daß ein Widerstreben gegen Neuerungen vorhanden ist, namentlich wenn sie von den sogenannten „Barbaren des Westens" gebracht werden, ist auch unzweifelhaft; nur ist man allzu geneigt, den Ursprung und die innere Natur dieses Widerstrebens zu verkennen. Es war nach dem ersten englischen Kriege im Anfang der vierziger Jahre, und nachdem der Friede von Nangking geschlossen war, eine bemerkenswerte Erscheinung, daß, als Chusan von den Engländern geräumt werden sollte, die ganze chinesische Bevölkerung dieser Inselgruppe, einschließlich der untergeordneten Mandarine, damit sehr unzufrieden war. Sie hatten während der verhältnismäßig langen Besetzung (sie dauerte etwas über fünf Jahre) einen Zustand kennen gelernt, in welchem sie der früher gewohnten Aussaugung und Knechtung durch die obern Mandarine entzogen waren, und der Verkehr zwischen Einheimischen und Fremden in den fünf Vertragshäfen, namentlich in Shang-hae, Amoi und Kanton, hatte sich allmählich zu einem sehr freundschaftlichen gestaltet, was von den obern chinesischen Beamten nur ungern beobachtet wurde.

Das größte Mißgeschick für das Land liegt in dem ihm gewaltsam auferlegten Unglück des Opiumhandels. Dieser ist nur zu wenig geeignet, dem althergebrachten Vorurteil der Söhne des himmlischen Reiches gegen den „barbarischen Westen" Einhalt zu thun, und leider hat dieser unselige Handel durch den neuerdings mit Frankreich geschlossenen Vertrag eine verhängnisvolle Ausdehnung gewonnen.

Weimar, im Sept. 1887. C. F. Batsch.





Eine Fahrt in den Orient.

Von Adam von Festenberg.

(Fortsetzung.)

2. Auf der Donau bis Rustschuk.



Es nahm geraume Zeit in Anspruch, ehe wir uns aus dem Gewirre herausfinden und bei voller Nacht unser Lager aufsuchen konnten. Ach, ganz anders, als die Wirklichkeit war, hatte ich mir in meinem Kopfe die Fahrt auf dem Schiffe ausgemalt! Dieses Schiff, welches zwölfhundert Mann fassen soll, macht ganz den Eindruck eines Seefahrers, ohne jedoch mit dem Komfort versehen zu sein, den ein Aufenthalt von vier Nächten und drei Tagen erfordert. Abgesehen von nur wenigen Kabinen, welche schon viele Tage vorher bestellt werden und den Fahrpreis der ersten Klasse nahezu verdoppeln, giebt es in dem untersten Raume nur zwei große Schlafräume, die nach den Geschlechtern getrennt sind. Jeder Raum bietet den Anblick einer Kasernenstube, zwei sogenannte Betten unten und zwei darüber. Ein solcher Aufenthalt hebt jede Individualität auf und erzeugt eine Atmosphäre, welche auch den bescheidensten Anforderungen nicht genügt. Bedenkt man ferner, daß diese Dampfer die bedeutendste Verbindung der Balkanländer mit der zivilisirten Welt bilden, daß sie infolgedessen immer dicht besetzt sind und daß der überwiegende Teil aus Frucht- und Viehhändlern und andern Handelsleuten von Ungarn, Rumänien, Serbien, Bulgarien besteht, daß sich zu diesen noch im Laufe der Fahrt Türken, bulgarische Offiziere, griechische Popen u. s. w. gesellen, so wird man es glaublich finden, daß für diese internationale Gesellschaft nur ein gemeinschaftlicher Grundsatz gilt, welcher unter Anwendung eines lateinisches Sprichwortes alles Thun für gestattet hält. In dieser Luft und bei fortwährender Unruhe, wie sie ein Zusammensein von etwa vierzig Menschen erzeugt, wurde die erste Nacht auf der Donau

zugebracht. Ein Aufenthalt an Bord ist bei Nacht nicht gestattet und verbietet sich von selbst, wenn es, wie in dieser Nacht, mit Strömen vom Himmel gießt. Als aber aus Abend und Morgen der erste Tag wurde, hatten wir keineswegs die Genugthuung zu sagen, daß es schön war. Schon um vier Uhr begann das Aufstehen und, mit Erlaubnis zu sagen, die Reinigung in den zwei für die gesamte Gesellschaft bestimmten Waschbecken. Jan Steen, Mieris, Brouwer würden den ausgiebigsten Stoff für Genrebilder voll des köstlichsten Humors gefunden haben. Wer aber an diesen Szenen thätig teilnehmen soll, wird jene Empfindung des Missionars haben, wie sie im Tempel des Dalai-Lama von Platen in seiner „Verhängnisvollen Gabel" so drastisch geschildert ist. Verhandlungen mit dem Kellner, unterstützt von metallenem Händedruck, ließen mich in den Besitz einer noch unentweihten Waschschüssel gelangen. O neuer Tanhäuser, wie empfand ich die tiefe Wahrheit deiner oft geschmähten Verse:

Sie sah mich an, so kindlich rein,
Hier durfte ich der Erste sein!

Nach diesem Siege der Zivilisation über die Barbarei konnte ich auf dem Deck die frische Morgenluft in vollen Zügen schlürfen. Der Regen war gewichen, aber noch kämpfte die aufgehende Sonne mit dichtem Nebel, der während der ersten Stunden die beiden Ufer unsern Blicken entzog. Aber auch in der Natur siegte das Licht über die Finsternis, und es entwickelte sich ein schöner Tag. Wir zogen an flachen und öden Ufern entlang; nur ab und zu wurde die tiefe Stille von Schiffsmühlen und Schleppdampfern unterbrochen, auf dem Lande unendliche Strecken von Weide- und Wiesenland, dann und wann von Rinder- und Pferdeherden belebt. Auch diese Landschaftslosigkeit hat einen großen Reiz, sie wirkt betäubend und träumerisch, man wagt selbst kaum laut zu sprechen und wird durch jedes heftige Geräusch aufgeschreckt. Auch von den Stationen bietet keine etwas besondres, nur Mohacs, eine kleine Stadt mit weißen Häusern, weckt die Erinnerung an die blutige Schlacht, in welcher der jugendliche und letzte Ungarnkönig Ludwig II. Krone und Leben gegen Soliman II. verlor. Die Gegend wurde erst belebter, als die Sonne längst gesunken war, die malerisch gelegene Festung Peterwardein konnte man nur im Umrisse sehen. Wir hatten uns schon zur Ruhe gelegt, als wir in Belgrad landeten, von wo wir wieder nach dem gegenüberliegenden Semlin zurückgekehrten, um hier während der Nacht Halt zu machen.

Aus Abend und Morgen wurde der zweite Tag unter Wiederholung der Szenen in der Nacht und beim Aufstehen, wie wir sie tags zuvor schaudernd erlebt hatten. Bis zum Mittag blieb die Landschaft unverändert, aber schon hatte sich die Reisegesellschaft in kleine Gruppen gesondert, und wir konnten allerlei von dem politischen und sozialen Leben hier unten an der Donau erfahren. Die zahlreichen Nationalitäten sind gegeneinander so feindlich gesinnt, daß es hier sicherlich

zu keinem Turmbau von Babel kommen wird, namentlich sind Ungarn und Deutsche zwei Hälften, die kein Ganzes ausmachen. Ein junger ungarischer Advokat war ganz der Typus eines Vollblutmagyaren, die Großmachtspolitik seines Vaterlandes war für ihn das einzige Ziel; ein Siebenbürger Sachse klagte heimlich über die Unterdrückung seiner Nation, wie man selbst in den Volksschulen die angestammte deutsche Sprache zu Gunsten der ungarischen vernichte, das Provinzialvermögen in den allgemeinen Staatssäckel aufgehen lasse und an sich reiße, was deutscher Fleiß seit Jahrhunderten erspart habe. Dem Ungarn gegenüber mußte er freilich zugestehen, daß die siebenbürgischen Eigentümlichkeiten zum Teil auf Privilegien beruhen, die sich mit der modernen konstitutionellen Schablone nicht im Einklang befinden. Ein höherer österreichischer Beamter, der mehrere Jahre im diplomatischen Dienste bei den verschiedenen Balkanländern war, erzählte von der inneren Haltlosigkeit z. B. des neuen Bulgariens, welches lediglich den äußeren Schein und die bestechenden Formen der europäischen Kultur angenommen habe, sie aber dadurch, daß die Bildung nicht gründlich und von unten anfange, zu einem Zerrbild mache. Was sich andre Nationen in dem Ringen von Jahrhunderten erworben hätten, wolle man hier in einem Augenblicke erreichen. Ein Bulgare aus den bessern Ständen, der die Erfolge eines in Sofia angestellten deutschen Ingenieurs gesehen, habe diesem eine große Summe versprochen, wenn er seinem jungen Sohne in sechs Monaten die Fähigkeit, eine Eisenbahn zu bauen, beibringe. So, versicherte unser Reisegefährte, denke man in allen diesen Ländern auch von dem Aufbaue eines Staatswesens; da aber Ehrlichkeit und Fleiß nicht dekretirt und ein gewissenhafter Beamtenstand nicht durch eine papierne Verfassung voll tönender Phrasen ins Leben gerufen werden können, so sei überall die Verwaltung elend, Betrug und Bestechung an der Tagesordnung. Er nannte eine Stadt, wo der Präfekt ein ehemaliger Advokatenschreiber aus Wien und der Präsident des Appellationsgerichtes ein früherer Krämer aus Konstantinopel ist, die beide ihre Stellung benutzt haben, um schnell reich zu werden. Dann waren einige Armenier an Bord, darunter ein hoher türkischer Militärarzt, welche mit tiefem Schmerz die Ufer betrachteten, die der Herrschaft des Halbmondes entrissen waren; ich brauche nicht erst zu erwähnen, daß auch für dieses Unglück Bismarck verantwortlich gemacht wurde, hatte doch der Erzähler seine Ausbildung in Paris genossen, von wo er jetzt wieder einmal nach einem längern Aufenthalte zurückkehrte. Auch das mag nicht wenig zu den innern Gegensätzen in diesen Ländern beitragen, daß sich die höhern Stände ihre Bildung oder doch ihren äußeren Schliff aus den verschiedensten Hauptstädten Europas holen und von dort nur halb verstandene, aber immer unversöhnliche Gegensätze in die Heimat tragen. Endlich gab es in unsrer Gruppe noch eine junge Levantinerin aus Konstantinopel, die mit ihrem Manne nach einer längeren Reise durch Italien und Österreich nach Hause zurückkehrte und immer nur von dem Bosporus schwärmte. Sie verdient, daß

ich ihrer in besondrer Dankbarkeit gedenke, denn sie verhinderte durch ihr anmutiges Plaudern, daß wir gänzlich in politische Kannegießerei versanken, und tröstete uns über die geringen landschaftlichen Schönheiten durch ihre begeisterten Schilderungen dessen, was uns am goldnen Horn erwarte. Ihr könnt euch übrigens denken, daß man ein wahrer Mezzofanti sein müßte, um sich überall in dieser Sprachverwirrung auf dem Schiffe einzurichten, und ohne die Kenntnis der vier Hauptsprachen würde der Verkehr fast unmöglich werden.

Von Belgrad haben wir nicht viel zu Gesicht bekommen, obwohl wir dort am Morgen etwa eine Stunde mit Ein- und Ausladen beschäftigt vor Anker lagen. Von der Save aus sind nur einige kleine Häuser zu sehen, dagegen zeigt sich die emporstrebende Stadt von der Donauseite in günstigerm Lichte. Der Fez und die Pumphosen mit dem breiten bunten Gürtel beginnen Landestracht zu werden, und die Züge der Männer zeigen immer mehr den Typus, wie ich ihn euch von Pest aus geschildert habe. Heute haben wir den landschaftlichen Höhepunkt der Fahrt erreicht und haben jenen Teil der Donau durchzogen, der eigentlich allein die Fahrt auf ihr verdient. Der Strom macht unausgesetzt Biegungen, von beiden Seiten erheben sich hohe Berge, die Ufer verengen sich, sodaß sich der Fluß oft wie ein ringsumschlossener See zeigt. Bei alledem kann ich doch nicht behaupten, daß es hier schöner sei als auf dem Rhein zwischen Bingen und Mainz, es ist wilder, aber auch weniger harmonisch. Bei dem Genuß schöner Dinge soll man zwar nicht vergleichen, aber für das richtige Verständnis ist gerade die vergleichende Methode die richtige. Daß von Bazias aus die Donau reißend und die Schifffahrt gefährlich ist, wißt ihr, und so erwähne ich dies nur, ohne näher zu beschreiben, was ihr in allen Reisehandbüchern finden könnt. Aber inmitten dieser halbasiatischen Kultur stießen wir auf Spuren des mächtigsten Volkes im Altertum; bei dem Engpaß von Kazan verkündete uns eine Inschrift, daß Kaiser Trajan bis hierher siegreich vorgedrungen war, und an dem rechten Ufer sehen wir noch die Reste der Römerstraße und der Brückenlöcher, welche die Balken hielten; denn wo der Weg bei dem Mangel an Sprengstoffen nicht durch die Felsen hatte getrieben werden können, scheinen sie von dem Flusse aus eine Art von Brücke bis zu den Felsen hergestellt zu haben. Wie die Landschaft, so wechselt auch die Staatsangehörigkeit der Ufer, sodaß wir aus Serbien bald wieder nach Ungarn kamen und in Orsova zum Übernachten landeten. Es war noch hell genug, um einen Gang ans Land zu machen, weniger um uns das kleine schmutzige Grenzstädtchen anzusehen, als um die Briefe an euch zur Post zu befördern und wieder einmal festen Boden unter den Füßen zu fühlen. Der Charakter der Grenzstadt zeigte sich in den vielen fragwürdigen Gestalten, die uns auf unserm Gange begegneten. Da gab es Serben und Türken, Popen, die im Rufe russischer Agitatoren stehen, Zigeunerweiber mit weißen Röcken und langen seidnen Franzen, welche von der Taille herabhingen, und ähnliche Typen. Wie wir auf das Schiff

zurückkehrten, fanden wir dort die Leute in großer Aufregung. Ein junger Hamburger Handlungsreisender war von einem bürgerlich gekleideten Manne nach seinem Paß befragt worden. Der Hamburger hatte versprochen, dem Verlangen nachzukommen, falls sich der Fragende, der sich Polizeikommissar nannte, als solcher ausweise. Darauf hätte dieser einen Heiducken vom Lande geholt und den Deutschen verhaften lassen. Während wir uns die Einzelheiten des Vorfalls erzählen ließen, kam der Hamburger zurück und teilte uns mit, daß er wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt zu $2\frac{1}{2}$ Tagen Gefängnis oder 25 Gulden Geldstrafe verurteilt sei. Letztere habe er nicht erlegen können und sei nur durch die Bürgschaft eines Geschäftsfreundes wieder freigelassen worden. Der Unwille, der über dieses Verfahren herrschte, war allgemein und wurde namentlich auch von dem Kommandanten des Schiffes geteilt. Natürlich sollte sofort wieder von — Bismarck Abhilfe geschafft werden. Es kostete uns einige Mühe, die Aufgeregten zu beschwichtigen. Übergriffe der Polizei kommen auch in zivilisirten Ländern vor, und eine Beschwerde ist nur dann an die heimatliche Regierung berechtigt, wenn im Lande selbst gegen jene Übergriffe keine Abhilfe gewährt wird. Wir traten daher mit dem Kommandanten und dem österreichischen Beamten zu einem Komitee zusammen, setzten für unsern beleidigten Landsmann eine Beschwerde und eine Vollmacht für einen Advokaten auf und rieten, erst dann bei dem Auswärtigen Amt Genugthuung zu suchen, wenn die ungarische Regierung eine solche verweigern würde. So legten wir uns mit dem Bewußtsein zur Ruhe, für die Aufrechthaltung des europäischen Friedens das Unsrige beigetragen und die guten Beziehungen zwischen dem deutschen Reiche und Ungarn nicht gestört zu haben.

Aus Abend und Morgen war der dritte Tag geworden, freilich nicht ganz, denn schon um vier Uhr begann wieder der allgemeine Aufstand. Diesmal mit mehr Berechtigung als Tags zuvor. Wir mußten nämlich, da in der Nähe des eisernen Thors die Donau ihrer Riffe und Wirbel wegen nur leichte Schiffe zuläßt, ein kleineres Fahrzeug besteigen, das schon um fünf Uhr Orsova verließ und uns durch den schmal gewordenen Strom mit seinen zahllosen Klippen und Felsbänken in hochromantischer Gegend schon nach einer Stunde nach Turn-Severin brachte, wo wir wieder in ein größeres Fahrzeug verladen wurden. Wir hatten auch hier wieder Zeit, an das Land zu gehen, obwohl der Ort nur noch seinem Namen nach an den römischen Kaiser Severus erinnert. Die Bewohner möchten schwerlich Anspruch erheben, für Nachkommen der römischen Kolonisten zu gelten, als welche sich die modernen Rumänen so gern bezeichnen. Sieht man die kleinen Gestalten mit ihren weißen Hemden, über welchen sie einen weißen Schafpelz tragen, der noch die rauhe Außenseite zeigt, so möchte man glauben, daß die europäische Zivilisation noch weit vor den Thoren Halt gemacht habe. Die schönste Gegend hatten wir hinter uns, die Ufer wurden flacher und öder, doch erschienen ab und zu Städte, welche, wie Kalafat und

Widdin, in den vielen Türkenkriegen und so auch in dem letzten eine Rolle gespielt haben. Damit waren wir nach Neurußland gelangt, wie man das neue Fürstentum Bulgarien nicht mit Unrecht bezeichnet. Es scheint nur ein russisches Feldlager zu sein und die ganzen Kräfte des armen Landes auf Militärzwecke zu verwenden. An der Landestelle von Widdin entwickelte sich eine lebhafte Szene; bulgarische Milizen wurden in die Heimat entlassen, und in ihrer Begeisterung trugen sie ihren bisherigen Hauptmann auf ihren Schultern bis an das Schiff. Es waren kleine, aber kräftige Gestalten mit sehr primitiven Uniformen, die nur aus weißen Hosen und ebensolchem Kittel mit einem bunten Achselstück bestanden. Große Wasserstiefel, die an allen Seiten mit groben Flicken besetzt waren, eröffneten wenigstens die erfreuliche Aussicht, daß die glücklichen Besitzer nicht von Hühneraugen gequält wurden. Auf der schwarzen Pelzmütze trugen die christlichen Soldaten das bulgarische Kreuz, während die mohamedanischen gar kein Abzeichen hatten. So waren wir also bereits in ein Stück Türkentum hineingelangt; es bestiegen auch schon dicht verschleierte türkische Frauen das Schiff, auf dessen Deck jetzt eine bunte Gesellschaft lagerte. Aus den Städten erhoben sich neben den Kirchtürmen die schlanken Minarets der Moscheen, aber man sah es ihnen an, daß die Bewohner nicht mit einander, sondern jetzt nur neben einander leben, bis sie ein neu entfachter Funken wieder gegen einander hetzt. Ein Bild dieser äußerlichen Toleranz bot namentlich die im Grünen liegende Stadt Lom Palanka, und unser dichterischer Freund, der sich nur zu sehr von den äußern Eindrücken beherrschen läßt, konnte nicht genug dieses friedliche Nebeneinander der beiden großen Religionen preisen, bis ihn wüst stehende Häuser und türkische Auswanderer eines Bessern belehrten.

Wir gerieten in eine melancholische Stimmung, bis uns der Untergang der Sonne zeigte, daß der Vater aller auch trotz der Greuelthaten der Menschen in seiner herrlichen Natur der Unvergängliche geblieben war. Die Sonne teilte sich zuerst in einzelne goldglänzende Teile, wie ein Maler mit dem Pinsel dicke Goldtöne auf eine weiße Fläche wirft. Dann zerteilten sich wieder diese Flecke und wurden safrangelb, während sich ein roter Untergrund bildete. Im Hintergrunde ballten sich die Wolken zu dichten Bergen zusammen und gaben täuschend die Gestaltungen einer hohen Alpenwelt wieder. Man glaubte Bergriesen aus der Donau aufsteigen zu sehen, und das Leuchten, welches von einer Wolke zur andern sprang, ließ die Bildungen noch gespenstischer erscheinen. Der Vollmond war im Glanze aufgegangen, sanft wehte die Luft. Es war ein stimmungsvoller, genußreicher Abend, den uns als letztes Geschenk der Flußgott des Ister verehrte.

Aus Abend und Morgen war der vierte Tag geworden. Als wir aus der greulichen Luft des Schlafsaals befreit wurden, ging unser Dampfer schon tapfer auf Giurgewo zu, von dort brachte er uns nach Rustschuk und endlich an die Bahn. Beim Besteigen des Landes wurde zwar nicht nach dem Paß

gefragt, aber ein zerlumpter Mensch, an welchem mit Mühe ein grüner Fetzen auf den Achseln zu erkennen war, geberdete sich als Zollaufseher und bestand auf dem Öffnen unsers Koffers. Einige bulgarische Kupfermünzen — das Silber wird noch aus Rußland entlehnt — befreiten uns von dieser unbequemen Maßregel, und so hatten wir Zeit, bis zum Abgang des Zuges uns in einem unsern herabgestimmten Ansprüchen genügenden Hotel einer lange entbehrten gründlichen Reinigung zu unterwerfen.

3. Über Varna durch das Schwarze Meer in den Bosporus.

Trotz der Eisenbahn giebt es nur zweimal in dieser Woche Personenzüge bis Varna und von dort Anschluß an Konstantinopel. Daher kommt es auch, daß man es mit der Abfahrtsstunde nicht so genau nimmt, sondern mit aller Muße Waaren und Menschen verladet. Denn diese Eisenbahn, welche einst Baron Hirsch aus Wien à la manière de Strousberg baute, hat keineswegs den Zweck, den Interessen Bulgariens zu dienen, sie ist lediglich zur Verbindung mit Konstantinopel bestimmt und geradezu mit Verachtung des Landes gebaut, durch welches sie geht. Sie bekümmert sich nicht um die bulgarischen Städte, sie läßt sämtliche Ortschaften und selbst Schumla, die bedeutendste unter ihnen, weitab vom Wege liegen. So bietet sie auch dem Reisenden nur einen Einblick in die ganze Öde des Landes; Kultur und Anbau stehen auf niedriger Stufe, auf ganzen Strecken hat allein die Natur den freiesten Spielraum zu schaffen, was ihr beliebt; es fehlt an Menschen, die ihre Kraft verwerten könnten. Das Land ist hügelig, die ersten Vorläufer des Balkans zeigen sich und ringsher herrscht tiefe Stille, nur von den Sumpfvögeln unterbrochen, die, von dem Bahnzug aufgescheucht, aus dem dichten Röhricht auffliegen. Bei solcher Öde bedarf es auch keiner Bahnwärter, und es giebt daher hier auch keine Unfälle, welche durch die Fahrlässigkeit der Weichensteller verursacht werden können, weil es an solchen fehlt. Andre Unfälle werden durch den Kismeth verhütet, auf dessen gütigem Walten die ganze Staatskunst und Verwaltung im Orient gebaut ist. Wir fuhren zwar auch über Brücken, aber ich habe keine Geländer an ihnen gesehen, wir kamen auch an Stationen vorbei, aber die Bahnhöfe bestanden nur aus Baracken, und von Uhren war keine Rede, da die Zeit keine Bedeutung hat. Die einzigen Spuren der Zivilisation sind zahlreiche Grabhügel, das einzig Bleibende, was die Türkenherrschaft und die in deren Gefolge gewesenen Kriege hinterlassen haben. Doch ist es unnötig, wenn in den Reisebüchern die Mitnahme von Proviant empfohlen wird, um nicht Hunger zu leiden. Bei der Station Rasgrad — von der Stadt mit zehntausend Einwohnern war natürlich nichts sichtbar — giebt es eine Restauration, deren Speisen nicht schlecht sind und deren Preise von der Einschätzung des Wirtes abhängen. Meine englische Reisemütze erhöhte meine Zeche gegenüber dem deutschen Schlapphute meines Begleiters um fünfzig Prozent — ein Beweis,

daß trotz aller unsrer Siege die Engländer immer noch höhern Kurs genießen. Es war schon dunkel geworden, als wir dem Ziele nahe durch sumpfigen Boden fuhren, dessen betäubende Dünste den Vergleich mit den pontinischen Sümpfen aushalten können. Endlich erblickten wir das Meer, und nicht froher mögen die Scharen Xenophons bei dem Anblicke des Pontos euxinos begeistert „Thalassa, Thalassa“ gerufen haben, als uns die Erlösung aus dem heißen Wagen beglückte. Von Varna, dessen Lichter uns von fern entgegenstrahlten, haben wir nichts gesehen und wohl auch nichts verloren; es scheint nur ein neues bulgarisches Bollwerk russischer Herrschaft zu sein, denn auf dem Bahnhofe wimmelte es von Offizieren mit glänzenden Uniformen und zahllosen Sternen auf der Heldenbrust. Wir mußten uns beeilen, in die Barken zu gelangen, die uns an den weit draußen im Meere harrenden Dampfer bringen sollten. Daß es keinen Hafen giebt, der den Schiffen ermöglicht, sich dem Ufer zu nähern, sollte für uns nicht verhängnisvoll werden. Denn Neptun war uns günstig und gestattete für diesmal, daß die Barken das Meer ruhig befahren konnten. Das ist nicht immer so; oft werden die Reisenden einem Umlege- und Stapelzwang in Varna unterworfen, wenn das unruhige Meer eine Beförderung derselben zum Dampfer unmöglich macht. Gleich die zwei nächsten Schiffe nach uns konnten wegen des heftigen Windes keine Personen an Bord nehmen. Auch war uns der Kismeth weiter günstig, als wir beim Besteigen der Barken weder Hals noch Beine brachen. Besteigen ist eigentlich ein unrichtiger Ausdruck, denn man muß von der beträchtlichen Höhe des Uferrandes in sie hinabspringen, und dabei werden eigentlich nur Preisturner das Fallen vermeiden können. Mich tröstete es einigermaßen, soweit gemeinsamer Unfall Trost gewährt, daß auch Fuad Pascha, der von einer Mission aus Wien zurückkehrte, dieselben equilibristischen Künste mit dem gleichen Erfolge üben mußte. Trotz aller Fährlichkeiten langten wir über ein spiegelglattes Meer bei der „Danae“ an, einem mächtigen Dampfer des österreichisch-ungarischen Lloyd, der hier allein den Verkehr vermittelt. Mit einem leichten Schaudern sahen wir in dem Namen des Schiffes ein tiefbedeutendes Vorzeichen, denn wie Danae, so liebt auch der Orient den Goldregen, und was wir in dem bisher durchfahrenen Halborient davon erfahren hatten, flößte uns wenig Trost für den echten Orient ein. Aber die Hauptsache für den Augenblick war, daß das Schwarze Meer — und am Abend verdient es vor Varna diesen Namen sicherlich — sich selbst verleugnete und gastlicher war, als es schon seit dem Altertume den Ruf hat. Das Schiff glich einer Arche Noah, nur mit dem Unterschiede, daß sich seither die Rassen erheblich vermehrt hatten und deshalb viel mehr Vertreter derselben auf der Danae als in der Arche vorhanden waren. Auf dem Hinterdeck hatten sich Slawen jeder Spielart, Türken und sonstige Orientalen mit ihren verhüllten Frauen malerisch auf Decken und Teppichen gelagert und blickten angstvoll nach dem Himmel, der Regen zu verheißen schien. Auf dem Vorderdeck

sammelte sich die europäische Gesellschaft, darunter aber auch Fuad Pascha, aus dessen Gefolge leicht der preußische Offizier trotz des Fez erkennbar war. Zwischen beiden Decks im Lagerraume hatte man eine Herde von Hammeln zusammengepfercht, die aus doppeltem Grunde meine Abneigung erregten; einmal, weil sie ihr Schicksal keineswegs mit der sonst ihrer Art gerühmten Geduld trugen, sondern durch fortgesetztes Blöken gegen die unmenschliche Behandlung protestirten, sodann aber auch, weil sie uns die Aussicht erweckten, unser Leben in den nächsten Wochen ausschließlich von ihnen fristen zu müssen. Außer diesen Vertretern der Tierwelt gab es noch große kaiserliche Doggen an Bord, kaiserlich aus dem doppelten Grunde, weil sie von dem österreichischen Kaiser als Geschenk für den Sultan bestimmt waren. Sie mochten schon die Eifersucht ihrer türkischen Kollegen ahnen, denn sie jammerten und heulten in ihren Käfigen, daß Gesellschaft wie Bemannung darüber entsetzt war, ohne ein Mittel zur Abhilfe zu versuchen. Fügt zu diesem Heidenlärm noch das Stöhnen und Rauschen der Maschine, und ihr werdet mir glauben, daß mich auch die plätschernden Wogen des Meeres nicht in den Schlaf brachten. Aber am andern Morgen, als die Sonne über das dunkelblau glänzende Meer leuchtete, das Schiff ruhig und ohne erhebliches Schütteln daher glitt, die Luft erfrischend wehte, war alles wieder vergessen. Jedermann freute sich, von der Seekrankheit verschont geblieben zu sein, und alles war auf die Einfahrt in den Bosporus gespannt. Unterdessen hatte sich unser Freund mit der kleinen Levantinerin in allerlei linguistische Studien eingelassen, denn als echtes Kind der Levante sprach sie neben Italienisch und Französisch auch noch Türkisch und Griechisch. Er, den die klassischen Erinnerungen meist zu dieser Reise aufgestachelt hatten, konnte es kaum erwarten, eine Probe des Neugriechischen zu erhalten. Die freundliche Dame war liebenswürdig genug, ihm ein griechisches Volkslied zu deklamiren und dann in sein Reisetagebuch zu schreiben, was den Poeten sofort zu folgender Übersetzung begeisterte:

Sehnsucht.

Ich wollt', ich könnt' dein Spiegel sein,
Du schautest ganz in mich hinein,
Ich strahlt' in Dankbarkeit dein Bild
Zurück, so engelsrein und mild.

Ich wollt', ich könnt' dein Kämmchen sein,
Ich schmiegte in dein Haar mich ein,
Und in dem goldnen Wellenmeer
Wogt' ich, mich schaukelnd hin und her.

Ich wollt', ich könnt' ein Lüftchen sein,
Du saugtest dann mich gierig ein,
Ich aber weht' in süßer Lust
Dir Kühlung zu für deine Brust.

Ich wollt', ich könnte Morpheus sein,
Ich wiegte in den Schlaf dich ein,
Und abends dann in stiller Ruh
Küßt' ich dir sanft die Augen zu.

Ob diese Sehnsucht nicht eine wirkliche Grundlage hatte und namentlich an die kleine Levantinerin gerichtet war, will ich unentschieden lassen.

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Der Parlamentarismus in Norwegen. Die Mehrheit des norwegischen Storthings, an der Spitze ihr ehemaliger Führer Johann Sverdrup, ist bei Gelegenheit der Anklage und Verurteilung des königstreuen Ministers Selmer in diesen Blättern seinerzeit gezeichnet worden. Die bisherigen Erlebnisse dieser Volksmänner dienen zur Vervollständigung des damals von ihnen entworfenen Bildes. Um den Minister Selmer von seinem Platze zu verdrängen, wurde unter Leitung des Demokraten Johann Sverdrup die bodenlose Anklage gegen Selmer erhoben und mit Hilfe des famosen sogenannten Reichsgerichts (einer in ihrer überwiegenden Mehrheit aus nicht sachverständigen, von der Storthingsmehrheit gewählten und von dieser völlig abhängigen Laien ad hoc zusammengesetzten Gesellschaft) durchgeführt. Um den dem Minister Selmer durch seine Verurteilung abgenommenen Platz selbst besteigen zu können, wurden von dem gesinnungstüchtigen Demokraten Sverdrup und seinen Genossen dem Könige gegenüber frühere Worte und Thaten verleugnet. Um Minister bleiben zu können, wird der so laut und überzeugungstreu während ihrer Beschäftigung als Oppositionsführer verkündeten Lehre des parlamentarischen Regierungssystems ohne Scheu ins Gesicht geschlagen.

Der gegenwärtige Kultusminister, Pastor Jakob Sverdrup, eine Neffe des Ministerpräsidenten Johann Sverdrup, hat mit Billigung der meisten Mitglieder, insbesondre des Präsidenten des Ministeriums, beim letzten Storthing die Kirchenreformvorlage eingebracht, welche gegen Schluß der letzten Session mit großer Mehrheit von dem Storthing verworfen worden ist. Nach dem Gesetzentwurf sollten aus Laien bestehende Kirchengemeinderäte eingeführt werden, was sowohl den Ansichten der Rechten, als denen eines großen Teiles der Linken zuwiderlief; den Ansichten der letzteren deshalb, weil der Entwurf den Radikalen nicht weit genug ging, einer Anzahl bäuerlicher Demokraten nicht strenggläubig genug war. Der Entwurf wurde demgemäß abgelehnt, und nach der Lehre der jetzigen Minister als Vertreter der parlamentarischen Regierungsform hätten diese auf Grund der erlittenen schweren Niederlage sofort zurücktreten oder mindestens eine Vertrauenserklärung vom Storthing verlangen müssen; denn die Minister sind ja nach der Lehre der Demokraten lediglich Vollstrecker des in der Parlamentsmehrheit verkörperten Volkswillens und haben kein Recht auf Weiterführung der Regierung, wenn diese Mehrheit gegen sie entscheidet. Das fällt den Herren aber gar nicht

ein: weder der Ministerpräsident, noch die übrigen demokratischen Mitglieder des Ministeriums erinnern sich der früher von ihnen verkündeten Lehre; sie bleiben trotz der in der Kirchenvorlage und in andern Fragen erlittenen Niederlagen ruhig auf ihrem Platze, und da die Radikalen im Storthing ihr Zusammengehen mit den übrigen demokratischen Gruppen desselben von dem gemeinsamen Verlangen des Rücktritts des Kultusministers abhängig machen, läßt dieser bekannt machen, daß sein Verbleiben im Ministerium dem ausdrücklichen Wunsche des Königs entspreche. Der Wille des Königs steht jetzt dem Demokraten, seit er Minister geworden ist, über dem Willen der Parlamentsmehrheit; vorher war es freilich ein Verbrechen, eine solche Ansicht zu haben.

Aber nicht genug; die Demokraten Norwegens begehren natürlich auch Geschwornengerichte und geben sich alle Mühe, dem Lande diesen Segen zu verschaffen. Der König denkt anders; er will dem Lande den Versuch mit dieser unbrauchbaren Einrichtung ersparen, und auch der dem liberalen Zentrum angehörige derzeitige Justizminister Sörenssen ist kein Freund desselben. Im letzten Storthing war gegen die Stimmen der Rechten von der Mehrheit die Einführung der Geschwornengerichte beschlossen worden; die Rechte drang dagegen auf Vorlegung eines Kostenanschlages, da sie hoffte, durch diesen eine Anzahl von Freunden der Juryvorlage von deren Undurchführbarkeit in dem schwach bevölkerten Norwegen zu überzeugen. Um diese Einsicht nicht aufkommen zu lassen, brachte das demokratische Ministerium den Kostenanschlag nicht ein. Der König befahl darauf dem Justizminister, einen solchen Kostenvoranschlag aufzustellen und dem nächsten Storthing vorzulegen; die radikale Demokratie dagegen verlangte von dem Minister, daß er sich um den königlichen Befehl nicht kümmere, sondern dem Beschlusse der Storthingsmehrheit entsprechend an die Einführung der Geschworneugerichte gehe. Der Minister gehorchte pflichtgemäß dem Auftrage seines Königs und forderte von den Justizbehörden des Landes Gutachten hinsichtlich der in Aussicht zu nehmenden Kosten ein. Die Demokraten erklären seitdem den Justizminister für einen Verräter an der Sache des Parlamentarismus und haben beschlossen, bei den nächsten Wahlen das ganze Ministerium, insbesondre aber den Ministerpräsidenten, offen zu bekämpfen. Zu diesem Zwecke soll der in Frankreich lebende bekannte Demagoge Björnson zu Hilfe geholt werden und, wie man hört, seine Hilfe auch zugesagt haben. Seinem Einfluß auf einfältige und unselbständige Wähler wird zu einem erheblichen Teile der schlechte Ausfall der Wahl von 1882 zugeschrieben, bei der es sich hauptsächlich um die Anklage des Ministers Selmer handelte.

Der Demokrat Johann Sverdrup zittert jetzt für seinen Ministersessel, und um sich darauf zu erhalten, opfert er seinen Neffen, den Kultusminister Jakob Sverdrup, der mit Ablauf des Jahres aus seiner Stellung ausscheiden soll, sowie den Justizminister Sörenssen, der in die Stockholmer Staatsratsabteilung eintritt. Auf diese Weise hofft er die wütenden Radikalen zu besänftigen und sich selbst und seine demokratischen Genossen zu retten.

Es mag ja für die Demokraten recht schmerzlich sein, zu sehen, wie ihre überzeugungsgeschwellten Vorkämpfer ihre schönsten Lehren und Grundsätze beiseite legen, wenn es gilt, sich einen Vorteil zu erhalten; wir aber können uns nur freuen, wenn wieder einmal an einem leuchtenden Beispiele die ganze Nichtigkeit der Lehre vom Parlamentarismus zu Tage tritt.

Literatur.

Zur landwirtschaftlichen Frage der Gegenwart. Von A. Bochenberger. Leipzig, Duncker und Humblot, 1887.

Die in dieser Schrift enthaltenen zwei Aufsätze sind bereits in Fachzeitschriften erschienen, werden aber jetzt auf Veranlassung der Zentralstelle des landwirtschaftlichen Vereins in dieser Form dem Publikum geboten. Der erste Aufsatz behandelt die praktischen Ergebnisse der Erhebung über die Lage der badischen Landwirtschaft. Es ist ein Verdienst der Zentralstelle, diese vorzügliche Arbeit nun auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, teils weil die badische Erhebung (Enquete) sich durch ihre Methode vor vielen andern Erhebungen sehr vorteilhaft auszeichnet, indem sie sich nicht auf die Vernehmung sogenannter Sachverständigen beschränkte, sondern überall die Thatsachen selbst zu ermitteln suchte; teils weil sie nicht bloß schätzbares Material geblieben ist, sondern in der Gesetzgebung des Landes Verwertung gefunden hat. Ueberdies sind die badischen Zustände auch deshalb besonders interessant, weil dieses Land ein Gebiet der größten Bodenzersplitterung umfaßt und hierin einen großen Gegensatz zum nordöstlichen Deutschland bildet, welches seine eigenartigen Zustände gern zum Ausgangspunkte allgemein deutscher Maßregeln machen möchte. Der außerordentliche Gegensatz der Bodenverhältnisse im Nordosten und im Südwesten Deutschlands beweist am besten, daß Heilmittel, soweit sie überhaupt möglich sind, der partikularen Gesetzgebung überlassen bleiben müssen. Von dieser Wahrheit haben sich auch die badischen Staatsbehörden, Regierung und Kammern überzeugt, sie sind selbständig vorgegangen und haben eben da die bessernde Hand angelegt, wo sie im eignen Lande der Schuh drückte.

Die Ansichten über den Einfluß erhöhter Getreidezölle auf die Preisbildung waren sehr geteilt. Die Kommission der zweiten Kammer vertrat die Meinung, daß für die badischen Parzellenbesitzer, die gar kein oder doch nur sehr wenig Getreide zum Verkaufe bringen, viel eher genötigt sind, selbst zu kaufen, eine durch hohe Zölle bewirkte Preissteigerung nur von Nachteil sein würde. Der Einfluß der ersten Kammer war nur insoweit wirksam, als man sich für eine mäßige Erhöhung der Zölle aussprach. Auch hierin ist nur ein weiterer Beweis dafür zu erblicken, daß bei der großen Verschiedenartigkeit der Verhältnisse im Reiche das Heilverfahren der partikularen Gesetzgebung überlassen werden muß.

Der zweite Aufsatz „Der Wucher in den Landgemeinden“ enthält eine sehr belehrende Schilderung der zum Teil geradezu grausamen Ausbeutung der Landleute durch gewerbsmäßige Wucherer, die manchmal so weit geht, daß das Opfer dem Stumpfsinn verfällt und öfters das einzige Mittel der Befreiung aus den Schlingen der Wucherer im Selbstmorde findet. Die Erhebung der Thatsachen, die teils eine amtliche, teils eine private ist, teils auf Prozeßakten beruht, liefert die erstaunlichsten Beweise nicht nur für die Gewissenlosigkeit jener gewerbsmäßigen Darleiher, sondern auch für die unbegreifliche Verblendung ihrer Opfer. Der Verfasser erblickt daher in der Wucherfrage wesentlich eine Erziehungsfrage. Die Gesetzgebung finde zwar sehr mannichfache Angriffspunkte für die Heilung dieses Krebsschadens im Bauernstande, die Hauptsache bleibe aber die Aufklärung der Leute über ihre Interessen, also eine bessere Erziehung. Darin ist dem Verfasser gewiß beizupflichten.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Ein Jubiläum.

2.

ls Bismarck in die Stellung eintrat, die er jetzt ein Vierteljahrhundert inne hat, war er im Besitze seiner besten Manneskraft, und in der That bedurfte er dessen, um der Lage gewachsen zu bleiben. Die Flut der Geschäfte, die auf ihn eindrang, als er die „Auerswaldshöhle“ bezogen hatte, war so massenhaft, daß sie jeden andern wahrscheinlich überwältigt hätte; aber er besaß drei seltene Gaben: die, instinktmäßig bei jeder Gelegenheit den Punkt zu finden, auf den es ankam, die, immer den richtigen Ausdruck für seine Gedanken und Absichten zu treffen, und die, von den Thatsachen zu lernen und mit ihnen zu rechnen, mit ihnen sich zu wenden. Mit diesen Eigenschaften hatte er sich, während die Liberalen ihn noch wie 1848 als beschränkten märkischen Junker, als leichtfertigen Heißsporn seiner Partei ansahen, der sich durch nicht viel mehr als „sanglanten“ Witz auszeichne, in der Stille zum ersten Staatsmanne seiner Zeit ausgebildet. Die Illusionen über Österreich, mit denen er vielleicht noch nach Frankfurt gegangen war — vielleicht; denn zu Georg Beseler hatte er bei seiner Abreise geäußert, „der Deputirte von Mansfeld werde sehen, daß sie beide in der deutschen Frage sich nicht so fern stünden, wie es wohl den Anschein habe“ —, hatte er während seiner Thätigkeit als Bundestagsgesandter vollständig abgestreift und war zu der festen Überzeugung gelangt, daß es die nächste und wichtigste Aufgabe der preußischen Politik sei, nach vorheriger Verstärkung ihrer Heeresmacht die in der deutschen Nation schlummernde Kraft von dem Druck und den Ränken der unter Schwarzenberg übermütig gewordenen Wiener Politik zu befreien.

In seinen Depeschen und Denkschriften für die Regierung kehrt dieser Gedanke immer und immer wieder und ist in dem sogenannten „Prachtberichte“ und dem „Kleinen Buche“ der Poschingerschen Sammlung von Schriftstücken aus seiner Frankfurter Wirksamkeit am klarsten und ausführlichsten ausgedrückt. Der erstere war vom 26. April 1856 datirt, also einige Wochen nach dem Abschlusse des Pariser Friedens verfaßt, zu dessen Unterzeichnung Preußen, vorzüglich unter Einwirkung Österreichs, erst nachträglich zugelassen wurde, und empfahl für die Zukunft kriegerische Auseinandersetzung mit Österreich, auf die dann eine bessere Gestaltung der Verfassung des deutschen Bundes und ein „ehrliches Arrangement“ mit dem Kaiserstaate an der Donau folgen sollten. Bismarck rechnete dabei auf eine Entfremdung zwischen Frankreich und England sowie auf einen Krieg zwischen den Franzosen und den Österreichern in Italien, Annahmen, die später zu Thatsachen wurden. Das „Kleine Buch“ wurde geschrieben, als Herr v. Schleinitz den ihm wegen seiner antiösterreichischen Gesinnung unbequemen Bundestagsgesandten am 29. Januar 1859 von Frankfurt nach Petersburg versetzt hatte, und bildete gewissermaßen das Testament des Scheidenden für dessen Nachfolger v. Usedom. Bismarck untersucht darin, wie es gekommen sei, daß Preußen zu den übrigen Bundesgliedern in eine so schiefe Stellung geraten sei, und zieht die Nutzanwendung daraus. Der Gedankengang ist hier etwa folgender. Bis 1848 wurde der deutsche Bund thatsächlich nur als Verein der zu ihm gehörigen Regierungen zum Schutze gegen Krieg und Revolution behandelt. Österreich ließ damals die preußische Politik in Deutschland im wesentlichen schalten und walten, indem es dafür deren Unterstützung in europäischen Fragen als Kaufpreis entgegennahm. Der Gedanke, daß wichtige Meinungsverschiedenheiten am Bunde durch Majoritätsbeschlüsse entschieden werden könnten, lag ihm fern. Anders und zwar sehr anders wurde das nach der Wiederaufrichtung des Bundestages 1851. Fürst Schwarzenberg verfolgte den Plan, die Hegemonie über Deutschland, zu welcher Preußen durch die Nationalversammlung in der Paulskirche und durch die Unionsversuche nicht hatte gelangen können, für Österreich durch die Mittel zu gewinnen, welche die bestehende Bundesverfassung darbot. Dies war möglich, wenn es Österreich gelang, sich der Stimmenmehrheit im Bunde auf die Dauer zu versichern und demnächst die Kompetenz des Bundestages und seiner Majoritätsbeschlüsse zu erweitern, und wenn in Berlin die Macht und der Wille fehlten, dies zu vereiteln. Der Augenblick war den Absichten Schwarzenbergs und seiner nächsten Nachfolger sehr günstig. Österreich konnte in den ersten Jahren nach 1848 auf russische Unterstützung rechnen und wohl auch auf die des Kaisertums, welches sich in Frankreich herausbildete. Die große Mehrzahl der deutschen Mittel- und Kleinstaaten ferner lehnte sich, erschreckt durch die Revolution und aus Furcht vor der ihr entsprungenen Gefahr, einen Teil ihrer Souveränität an Preußen zu verlieren, freiwillig an Österreich an. Zur Erhaltung und Förderung

dieses Zustandes standen der Wiener Politik verschiedne Mittel zu Gebote, u. a. der Einfluß der katholischen Kirche und die Gewohnheit des süd- und mittelstaatlichen Adels, seine Söhne im österreichischen Heere dienen zu lassen, wodurch er an das österreichische Interesse gefesselt wurde. Regierungen, welche nicht gutwillig sich zur Verfügung stellten, wurden durch Druck und Drohung dazu gezwungen. So durfte man in Wien, als Bismarck in Frankfurt war, der Majorität am Bunde auf längere Zeit sicher sein und auf mehr als dieses hoffen, d. h. auf vollständige Lähmung Preußens und auf Erniedrigung desselben zu derselben Vasallenschaft, in die sich die übrigen Staaten Deutschlands begeben hatten. Dem ein Ende zu machen, ehe es zu spät sei, bezeichnet das „Kleine Buch“ als die dringendste Aufgabe Preußens. Preußen muß — so erklärt der Verfasser — eine selbständige deutsche Politik treiben und alles daran setzen, sich von den Einflüssen, die gegenwärtig seine Bewegung hindern, zu befreien. Kann es das bei den vorliegenden Machtverhältnissen nicht durch eigne Mittel ins Werk setzen, so muß es sich, je nach den Umständen und Ereignissen, auf die eine oder die andre Verbindung einlassen, Österreich gegen den Bund oder diesen gegen jenes ausspielen. Vor allem darf es nicht empfindsame Regungen in sich Herr werden lassen; einzig und allein die Frage nach dem eignen Vorteile hat ihm bei seinen Betrachtungen und Entschlüssen das Maß zu geben. Es muß die Führung der deutschen Politik in die Hand nehmen, Österreich beiseite schieben und den Bund unschädlich machen, indem es die begonnene Ausbildung der Verfassung desselben zu einer Stärkung der Mittelstaaten verhindert und mit denselben Interessengemeinschaften herstellt, welche ähnlich wie der Zollverein vom Bunde unabhängig sind.

Am 12. Mai 1859 richtete Bismarck an sein Ministerium ein Schreiben, in welchem er u. a. sagte: „Aus den acht Jahren meiner Frankfurter Amtsführung habe ich als Ergebnis meiner Erfahrungen die Überzeugung mitgenommen, daß die dermaligen Bundeseinrichtungen für Preußen eine drückende, in kritischen Zeiten eine lebensgefährliche Fessel bilden, ohne uns dafür dieselben Äquivalente zu gewähren, welche Österreich bei einem ungleich größerm Maße eigner freier Bewegung aus ihnen zieht. Beide Großmächte werden von den Fürsten und Regierungen der kleinern Staaten nicht mit gleichem Maße gemessen; die Auslegung des Zweckes und der Gesetze des Bundes modifizirt sich nach den Bedürfnissen der österreichischen Politik. Stets haben wir uns derselben kompakten Majorität, demselben Anspruch auf Preußens Nachgiebigkeit gegenüber befunden. In der orientalischen Frage [d. h. während des Krimkrieges] bewies sich die Schwerkraft Österreichs der unsrigen so überlegen, daß selbst die Übereinstimmung der Wünsche und Neigungen der Bundesregierungen mit den Bestrebungen Preußens ihr nur einen weichenden Damm gegenüberzusetzen vermochte.... Ich glaube, wir sollten den Handschuh bereitwillig aufnehmen und kein Unglück, sondern einen Fortschritt der Krisis zur Besserung

darin sehen, wenn eine Majorität in Frankfurt einen Beschluß faßt, in welchem wir eine Überschreitung der Kompetenz, eine willkürliche Änderung des Bundeszweckes, einen Bruch der Bundesverträge finden. Je unzweideutiger die Verletzung zu Tage tritt, desto besser.... Ich sehe in unserm Bundesverhältnisse ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni werden heilen müssen, wenn wir nicht bei Zeiten in günstiger Jahreszeit eine Kur dagegen vornehmen. Wenn heute lediglich der Bund aufgehoben würde, ohne daß man etwas andres an seine Stelle setzte, so glaube ich, daß schon auf Grund dieser negativen Errungenschaft sich bald bessere und natürlichere Beziehungen Preußens zu seinen deutschen Nachbarn ausbilden würden als die bisherigen."

Am 18. September 1861 schrieb er, nachdem ihm das Programm des von der Kreuzzeitungspartei gestifteten „preußischen Volksvereins" übersandt worden war, an einen gleichgesinnten Freund, den Herrn v. Below-Hohendorf: „Wir kommen noch dahin, den ganz unhistorischen, gott- und rechtlosen Souveränitätsschwindel derjenigen deutschen Fürsten, welche unser Bundesverhältnis als Piedestal benutzen, von dem herab sie europäische Macht spielen, zum Schoßkind der konservativen Partei Preußens zu machen. Unsre Regierung [die der „neuen Ära" ist gemeint] ist ohnehin in Preußen liberal, im Auslande legitimistisch; wir schützen fremde Kronrechte mit mehr Beharrlichkeit als die eignen und begeistern uns für die von Napoleon geschaffenen, von Metternich sanktionirten kleinstaatlichen Souveränitäten bis zur Blindheit gegen die Gefahren, mit denen Preußens und Deutschlands Unabhängigkeit bedroht ist, so lange der Unsinn der jetzigen Bundesverfassung besteht, die nichts ist als ein Treib- und Konservirhaus gefährlicher und revolutionärer Partikularbestrebungen. Ich hätte gewünscht, daß in dem Programm anstatt des vagen Ausfalls gegen die deutsche Republik offen ausgesprochen wäre, was wir in Deutschland geändert und hergestellt zu sehen wünschen, sei es durch Anstrebung rechtlich zu stande zu bringender Änderungen der Bundesverfassung, sei es auf dem Wege kündbarer Assoziationen nach Analogie des Zollvereins und des Koburger Militärvertrages. Wir haben die doppelte Aufgabe, Zeugnis abzulegen, daß das Bestehende der Bundesverfassung unser Ideal nicht ist, daß wir die notwendige Änderung aber auf rechtmäßigem Wege offen anstreben und über das zur Sicherung und zum Gedeihen aller erforderliche Maß nicht hinausgehen wollen. Wir brauchen eine straffere Konsolidation der deutschen Wehrkraft so nötig wie das liebe Brot, wir bedürfen einer neuen und bildsamen Einrichtung auf dem Gebiete des Zollwesens und einer Anzahl gemeinsamer Institutionen, um die materiellen Interessen gegen die Nachteile zu schützen, die aus der unnatürlichen Konfiguration der deutschen innern Landesgrenzen erwachsen. Ich sehe außerdem nicht ein, warum wir vor der Idee einer Volksvertretung, sei es im Bunde, sei es in einem Zoll- und Vereinsparlament [Ver-

einsparlament für andre Interessenverbände neben dem Bunde] so zimperlich zurückschrecken. Eine Institution, die in jedem deutschen Staate legitime Geltung hat, die wir Konservative selbst in Preußen nicht entbehren möchten, können wir doch nicht als revolutionär bekämpfen."

Die letzten Sätze dieser Kritik führen uns zur Betrachtung und Charakterisirung der Stellung, die Bismarck zur Verfassung einnahm, als er vor fünfundzwanzig Jahren an das Ruder Preußens berufen und nun sofort von den Demokraten mit dem Verdachte, er beabsichtige einen Staatsstreich und Beseitigung des konstitutionellen Systems in Preußen, empfangen wurde. Die Herren hielten ihn für so „konsequent" und „gesinnungstüchtig," d. h. so unbelehrbar und verstockt gegen die Erfahrung, wie sie selbst waren und zu sein sich rühmten. Sie meinten in ihm noch den „Junker" des Jahres 1848 vor sich zu haben, den sie damals obendrein nicht ganz richtig begriffen hatten. Freilich hatte er damals, am 8. April, im Vereinigten Landtage geseufzt: „Die Vergangenheit ist begraben, und ich bedaure es schmerzlicher als viele von Ihnen, daß keine menschliche Macht imstande ist, sie wieder zu erwecken, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen hat. Aber wenn ich das, durch die Gewalt der Umstände gezwungen, acceptire, so kann ich doch nicht aus meiner Wirksamkeit mit der Lüge scheiden, daß ich für das danken und mich über das freuen soll, was ich mindestens für einen irrtümlichen Weg halten muß." Das klang wie Klage über den Fall des Absolutismus und die Verleihung verfassungsmäßiger Rechte überhaupt. Wir wissen aber aus bester Quelle, daß damit nur die zu weit gehenden Zugeständnisse des Königs, die Konstitution nach französischer Schablone gemeint war, und daß der Redner dieser eine allmählicher sich vollziehende Reform auf Grundlage des ständischen Rechts, welches wog und nicht zählte, vorgezogen hätte. Freilich hatte er ferner öffentlich erklärt, daß er vor dem, was die Liberalen Volk nannten, keine große Achtung habe, aber solche zu empfinden, war 1848 ganz besonders schwer für anständige Leute. Sogar vor der Presse hatte er sehr geringen Respekt, sodaß er im Juni 1850 an Wagener schreiben konnte: „Ich kann nicht leugnen, daß mir einige Chalif-Omarsche Gelüste beiwohnen, nicht nur zur Zerstörung der Bücher außer dem christlichen »Koran«, sondern auch zur Zerstörung der Mittel, neue zu erzeugen. Die Buchdruckerkunst ist des Antichristen auserlesenes Rüstzeug, mehr als das Schießpulver." Indes war das der Eifer des Protestanten, der immer übertreibt, und es gab damals in der deutschen Presse noch mehr als heute viel, wogegen ein gesunder Verstand und ein ehrliches Herz protestiren mußten. Übrigens machte Bismarck damals praktisch eine Ausnahme von seinen Gelüsten selbst in Betreff der Tagespresse, indem er sich selbst lebhaft an ihr beteiligte. „Während der parlamentarischen Verhandlungen erschien kaum eine Nummer der Kreuzzeitung, welche nicht einen längeren oder kürzeren Artikel des Herrn v. Bismarck enthalten hätte," schreibt Wagener, der damalige Redakteur

des Blattes, in seinem Buche „Erlebtes," und an einer andern Stelle: „Außerdem kommt ein nicht unerheblicher Teil der damaligen Scherze des Berliner Zuschauers, und zwar nicht der schlechteste, auf sein Konto, da selbiger damals über alles, was die Kammern betraf, der beste Mitarbeiter der Kreuzzeitung war." Sehr gegen die würdevolle Geschwollenheit der damaligen Landboten verstieß endlich sein Vorschlag, an den Ministertisch in der Kammer sechs Tambours zu setzen und alle Interpellationen mit einem Wirbel zu beantworten; aber so uneben war der Einfall nicht, und es wäre dabei viel Einfalt und Unfug ungeredet verschluckt worden und viel schöne Zeit unverschwendet geblieben. Er war gewiß damals noch in manchem Vorurteil befangen, das ihn den eigentlichen Junkern anschloß, aber schon während dieser Lehrzeit war er zu sehr dem Leben zugewandt und zu sehr Rechner mit den Thatsachen, um unbedingt und uneingeschränkt den Dogmen des feudalen und absolutistischen Glaubensbekenntnisses zu huldigen, dessen Inbegriff der Liberalismus mit der Vokabel „Junkertum" in seinem Wörterbuche bezeichnet. In seinen Wanderjahren aber that er noch mehr davon ab, und wenn er sich während derselben auch nie zu dem Parlamentarismus nach dem Muster Englands und Frankreichs bekehrte, der nach den Wünschen der Liberalen ganz oder halb in Preußen eingeführt werden sollte, so berichtigte er in dieser Zeit, wie sein Urteil über Österreich, so auch die Meinung über die konstitutionellen Einrichtungen, die in seinen frühern Reden und Briefen bisweilen zwischen den Zeilen zu lesen war, so wesentlich, und so gewann er so viel Billigkeitsgefühl und Versöhnlichkeit, daß er, als ihm die Leitung der Geschäfte übertragen wurde, sie in verfassungsmäßigem Sinne führen konnte. Nicht erst in dem oben erwähnten Briefe an Below-Hohendorf, also nicht erst ein Jahr vor seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten, war er zu der Erkenntnis gelangt, daß eine Volksvertretung in Preußen unentbehrlich und für dessen Pläne im übrigen Deutschland höchst wünschenswert sei. Schon in einem Privatbriefe vom 12. Februar 1853, der an Manteuffel gerichtet war, sagt er: „Als Kuriosum erlaube ich mir noch hinzuzufügen, daß Herr v. Prokesch von einer gänzlichen Beseitigung der Verfassung in Preußen wie von einem der königlichen Regierung ohne Zweifel vorschwebenden Ziele sprach und mein Widerspruch dagegen, sowie meine Äußerung, daß ich selbst ein so extremes Resultat für kein politisch richtiges halte, ihn überraschten." In einem vom 11. September 1856 datirten Schreiben an einen politischen Freund geht er weiter und erblickt in den Kammern und der Presse Preußens Werkzeuge, die sich zur Hebung des Ansehens des letzteren verwenden ließen, auch denkt er bereits an ein Zollparlament, also über die preußische Grenze hinaus. Das repräsentative System soll also hier moralisch erobern, freilich nicht im Sinne der „neuen Ära," die damals noch im limbus infantium auf die Geburt wartete, und mit deren Velleitäten er später nichts gemein hatte. Er schreibt dort: „Ich glaube, daß wir in einem nach 1865 von Preußen umzubildenden Zoll-

vereine für die Ausübung des ständischen Zustimmungsrechtes in Zollvereinssachen eine Art Parlament einrichten müssen. Die Regierungen werden schwer daran gehen; aber wenn wir dreist und konsequent wären, könnten wir viel durchsetzen. Kammern und Presse müßten die deutsche Zollpolitik breit und rücksichtslos vom preußischen Standpunkte diskutiren; dann würde sich ihnen die ermattete Aufmerksamkeit Deutschlands wieder zuwenden und unser Landtag eine Macht für Deutschland werden." Ähnliches enthält seine amtliche Denkschrift für Manteuffel, die im März 1858 diesem vorgelegt wurde, und in der wir folgenden Stellen begegnen: „Die königliche Gewalt ruht in Preußen auf so sicheren Grundlagen, daß die Regierung sich ohne Gefahr durch eine belebtere Thätigkeit der Landesvertretung sehr wirksame Mittel der Aktion auf die deutschen Verhältnisse schaffen kann. ... Wenn Preußen seine Stellung zum Bunde, die Schwierigkeiten, die es in derselben zu überwinden hat, und die Bestrebungen seiner Gegner offen diskutiren ließe, so würden vielleicht wenige Sitzungen des preußischen Landtages hinreichen, um den Anmaßungen der Majoritätsherrschaft am Bunde ein Ende zu machen. ... In der Presse vermag die Wahrheit sich in der Unklarheit, welche durch die Fälschungen der besoldeten Blätter herbeigeführt wird [es gab damals sehr viele in Deutschland, einige selbst in Berlin, die von Wien her für solche Fälschungen Subventionen bezogen], nicht Bahn zu brechen, wenn nicht der preußischen Presse zur Besprechung der gesamten Bundesverhältnisse das volle Material und der höchstmögliche Grad von Freiheit gegeben wird."

Bismarck trat also aus seinen Wanderjahren in die Periode seines Lebens, in der er sich als Meister bewähren sollte, keineswegs als Gegner verfassungsmäßiger Einrichtungen, und er trat in dieselbe mit großartigen Plänen ein, die er nicht bloß mit der Kraft des reorganisirten Heeres, wennschon mit dieser in erster Reihe, sondern auch, falls er bei den Abgeordneten Verständnis und Entgegenkommen gefunden hätte, mit jenen Einrichtungen durchzuführen versucht haben würde. Die Volksvertretung und die Presse sollten an seinem Werke mitarbeiten, das Wort neben dem Schwerte. Sie wollten aber nicht, und so mußte es das Schwert zunächst allein thun. Die im Abgeordnetenhause herrschende Demokratie, die mit ihr verbündete oder nahe verwandte liberale Professorenweisheit, das rechthaberische Advokatentum, dem die Form über den Inhalt ging und dem das politische Leben im wesentlichen ein juristischer Prozeß war, hatten nichts besseres zu thun gewußt, als einen sogenannten Verfassungskonflikt in Szene zu setzen, bei dem die Professoren ihr doktrinäres Licht leuchten und die Advokaten mit Plaidoyers im Brusttone glänzen konnten. Dieser Konflikt wurde „zu tragisch aufgefaßt," man geberdete sich auf Seiten der Opposition, als ob man könnte, was man wollte, als ob man außerhalb des Saales das Volk hinter sich hätte und nicht bloß die Partei. Vielen guten Leuten erschien der Streit wie ein Krieg auf Leben und Tod, während in Wahrheit nur unter viel Gepolter Stroh mit wenig oder gar keinen Ähren gedroschen wurde.

Bismarck trat in der Sache gleich anfangs sehr versöhnlich auf und setzte dies später nach Möglichkeit fort. In der Sitzung vom 29. September erschien er zum ersten male am Ministertische des Hauses am Dönhoffsplatze, um zu erklären, da zu vermuten sei, die Kammer werde wie im Etat für 1862 so auch in dem für 1863 die für die Reorganisation des Heeres geforderten Ausgaben streichen, so ziehe die Regierung diese Position zurück, „um die Hindernisse der Verständigung nicht höher anschwellen zu lassen, als sie ohnehin sind.“ Zu gleicher Zeit versprach er zu Beginn der nächsten Session das Budget für 1863 „in Verbindung mit einem die Lebensbedingungen der eingetretenen Heeresreform aufrecht erhaltenden Gesetzentwurfe zur Regelung der allgemeinen Wehrpflicht“ vorzulegen. Die Kammer überwies diese Erklärung an die Budgetkommission zu schleuniger Berichterstattung. In der Sitzung derselben stellte sich auch der Ministerpräsident ein, um hinsichtlich der ohne Genehmigung des Abgeordnetenhauses bereits für die Reform verausgabten Summen eine Vereinbarung anzubahnen. Er sagte zu dem Zwecke zunächst in Betreff der inneren Krisis: „Die Regierung sucht keinen Kampf. Kann die Krisis mit Ehren beseitigt werden, so bietet sie gern die Hand dazu.... Wir sind vielleicht zu gebildet, um eine Verfassung zu ertragen, wir sind zu kritisch. Die öffentliche Meinung wechselt, die Presse ist nicht die öffentliche Meinung, man weiß, wie die Presse entsteht. Es giebt zu viel katilinarische Existenzen, die ein Interesse an Umwälzungen haben. Es ist die Aufgabe der Abgeordneten, die Stimmung zu leiten, über ihr zu stehen.“ Dann ging der Redner zu Andeutungen über den Zweck der Heeresorganisation über, die in ganz Europa wiederhallten, und nur von der Opposition nicht verstanden wurden, weil sie, wie man zu sagen pflegt, ihr nicht in den Kram paßten. Wir haben — bemerkte der Minister — die Vorliebe, eine zu große Rüstung für unsern schmalen Leib zu tragen; nur sollten wir sie auch nützen.... Preußen muß seine Kraft zusammen halten auf den günstigen Augenblick.... Seine Grenzen sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Fehler von 1848 und 1849 gewesen —, sondern durch Eisen und Blut.

Die Berliner Demokratie fand in diesen Worten nur eine Bestätigung der vom Koburger Hofe ausgegangenen, damals schon eine Weile im Umlaufe befindlichen Verleumdung, Bismarck wolle mit Frankreich einen Handel zur Verbreiterung des schmalen preußischen Leibes eingehen, jenem die demokratisch gesinnten Provinzen des linken Rheinufers überlassen, um rechts davon ungehindert zugreifen zu können. Die Budgetkommission aber nahm auf die Winke des Ministerpräsidenten nach außen hin so wenig Rücksicht wie auf die versöhnlichen Mahnungen und Zusagen, die er in Bezug auf den inneren Konflikt ausgesprochen hatte, und beantragte beim Hause, zu beschließen: „Die Regierung wird aufgefordert, den Etat für 1863 dem Hause der Abgeordneten zur ver-

fassungsmäßigen Beschlußnahme so schleunig vorzulegen, daß die Feststellung desselben noch vor dem 1. Januar 1863 erfolgen kann. Das Abgeordnetenhaus erklärt: Es ist verfassungswidrig, wenn die Regierung eine Ausgabe verfügt, welche durch einen Beschluß des Hauses der Abgeordneten definitiv und ausdrücklich abgelehnt ist." Der Abgeordnete von Vincke schlug zur Vermittelung vor, zu erklären, daß die Regierung, falls sich die Feststellung des Etats für das nächste Jahr nicht vor dem 1. Januar 1863 herbeiführen lasse, zur Aufrechthaltung verfassungsmäßiger Zustände verpflichtet sei, noch vor Ablauf des Jahres 1862 die Bewilligung eines vorläufigen außerordentlichen Kredits bei der Landesvertretung zu beantragen. Die Debatte über den von der Budgetkommission empfohlenen Beschluß begann am 6. Oktober und wurde am 7. fortgesetzt und geschlossen. Bismarck erklärte am 7. in Betreff dieser Resolution, sie beantworte sein Anerbieten eines Waffenstillstandes mit einer Herausforderung zu schleuniger Fortsetzung des Streites, und fuhr dann, immer noch versöhnlich, fort: „Die Regierung nimmt von dieser Thatsache Akt, ohne sich durch dieselbe in ihren Entschließungen zur Herstellung des Einvernehmens der verfassungsmäßigen Gewalten beirren zu lassen. Sie wird die von ihr am 29. v. Mts. gegebenen Zusagen innehalten und befindet sich hinsichtlich der regelmäßigen Vorlagen des Etats in keiner prinzipiellen Meinungsverschiedenheit mit dem Hause.... Die Streitfrage, welche uns beschäftigt, enthält zwei nicht notwendig zusammenhängende Momente, das der Militärvorlage und das der Verfassungsfrage, über die Kompetenz der verschiednen Staatsgewalten bei Feststellung des Budgets. Die letztere wurde vor zwölf Jahren in und zwischen den beiden Häusern und der Regierung verhandelt, ohne ausgetragen zu werden, und ich glaube, daß die Lösung dieser Prinzipienfrage auch jetzt weder im Wege dialektischen Streites und persönlicher Vorwürfe gelingen, noch durch die beantragte Resolution gefördert werden wird. Rechtsfragen der Art pflegen nicht durch Gegenüberstellung widerstreitender Theorien, sondern nur allmählich durch die staatsrechtliche Praxis erledigt zu werden." Schließlich erklärte der Minister, die Regierung werde „in der Annahme des Vinckeschen Amendements ein Unterpfand für die entgegenkommende Aufnahme ihrer Bemühungen um eine Verständigung erblicken" und „Vorschläge machen, welche auf den Antrag eingingen, ohne sich dessen Motive anzueignen und ohne die Frage wegen der verfassungsmäßigen Verpflichtung zu präjudiziren." Auch hier fand ein gutes Wort keine gute Statt, und das Ende war, daß der Resolutionsantrag der Kommission von der Kammer mit 251 gegen 36 Stimmen angenommen wurde. Das Herrenhaus aber stellte sich vier Tage später entschieden auf die Seite der Regierung, indem es am 11. Oktober mit 127 gegen 39 Stimmen den Kommissionsantrag verwarf, mit 150 gegen 17 das Budget, wie es vom andern Hause beschlossen worden war, ablehnte und mit 114 gegen 44 das ursprünglich von der Regierung vorgelegte annahm. Das Abgeordnetenhaus erklärte hierauf am 13. September:

„Der Beschluß des Herrenhauses verstößt gegen den klaren Sinn und Wortlaut des Verfassungsartikels 62*) und ist deshalb null und nichtig. Die Staatsregierung kann daher keinerlei Rechte aus diesem Beschlusse herleiten." Der Landtag wurde darauf mit einer Rede Bismarcks geschlossen, in welcher er sagte: „Die Regierung befindet sich in der Notwendigkeit, den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Unterlage führen zu müssen. Sie ist sich der Verantwortlichkeit in vollem Maße bewußt, die für sie aus diesem beklagenswerten Zustande erwächst; sie ist aber ebenso der Pflichten eingedenk, welche ihr gegen das Land obliegen, und findet darin die Ermächtigung, bis zur gesetzlichen Feststellung des Etats die Ausgaben zu bestreiten, welche zur Erhaltung der bestehenden Staatseinrichtungen und zur Förderung der Landeswohlfahrt notwendig sind, indem sie die Zuversicht hegt, daß dieselben seiner Zeit die nachträgliche Genehmigung erhalten werden."

Einige Monate später, im Januar 1863, als das Abgeordnetenhaus eine Adresse an den König beriet, in welcher das Ministerium geradezu des Verfassungsbruches geziehen wurde, begründete Bismarck seine Haltung mit dem Hinweise auf eine „Lücke in der Verfassung." Sein Gedankengang war hierbei in der Hauptsache folgender: Die Rechte der drei konkurrirenden gesetzgebenden Gewalten, Krone, Herrenhaus und Abgeordnetenhaus, sind in der Theorie gleich stark. Kommt es zwischen den dreien zu keiner Vereinbarung, so fehlt es in der Verfassung an jeglicher Bestimmung darüber, welche von ihnen nachzugeben habe. In frühern Diskussionen ist man freilich über diese Schwierigkeit mit Leichtigkeit hinweggegangen, es wurde nach Analogie von andern Ländern . . . angenommen, die Schwierigkeit sei einfach dadurch zu erledigen, daß die beiden andern Faktoren sich dem Abgeordnetenhause fügten. . . . Auf diese Weise würde allerdings die souveräne Alleinherrschaft des Abgeordnetenhauses hergestellt werden; aber eine solche Alleinherrschaft ist nicht verfassungsmäßiges Recht in Preußen. Die Verfassung hält das Gleichgewicht der drei gesetzgebenden Gewalten in allen Fragen, auch in der Budgetgesetzgebung, durchaus fest, keine dieser Gewalten kann die andern zum Nachgeben zwingen, die Verfassung verweist daher auf den Weg der Kompromisse zur Verständigung. . . . Wird der Kompromiß dadurch vereitelt, daß eine der beteiligten Gewalten ihre Ansicht mit doktrinärem Absolutismus durchführen will, so kommt es zum Konflikte, und Konflikte werden, weil das Staatsleben auch nicht einen Augenblick stillstehen kann, zu Machtfragen. Wer dann die Macht in den Händen hat, der geht in seinem Sinne vor." Bismarck war sich bewußt, ehrlich auf einen Kompromiß hingearbeitet zu haben, und so durfte er fortfahren: „Ich muß nach dem Gesagten die Behauptung, daß wir die Verfassung verletzt hätten, auf das bestimmteste und mit

*) Es heißt darin: „Finanzgesetzentwürfe und Staatshaushaltsetats werden zuerst dem Hause der Abgeordneten vorgelegt; letztere werden von dem Herrenhause im ganzen angenommen oder abgelehnt."

voller Überzeugung zurückweisen. Wir nehmen, meine Herren, unsern Eid, das Gelöbnis auf die Verfassung, ebenso ernsthaft wie Sie den Ihrigen." Er schloß mit den Worten: „Das preußische Königtum hat seine Mission noch nicht erfüllt, es ist noch nicht reif dazu, einen rein ornamentalen Schmuck Ihres Verfassungsgebäudes zu bilden, noch nicht reif, als ein toter Maschinenteil dem Mechanismus des parlamentarischen Regiments eingefügt zu werden."

Die Opposition war andrer Meinung, sie glaubte noch immer, ihr Spiel gewinnen zu können. Die Demokratie hatte es verstanden, den Schein zu verbreiten, als habe sie die Mehrzahl des Volkes auf ihrer Seite und als sei selbst die Krone ernsthaft in Gefahr. Der Abgeordnete Gneist drohte mit dem Schicksal der Bourbonen von 1830 und verglich Bismarck mit Polignac. Andre Stimmen wiesen auf Strafford hin. In den obern Regionen herrschte infolge dessen eine trübe und ängstliche Stimmung, und der Minister mußte in einer Weise aufrichten, die einmal zu dem Worte veranlaßte: Voici, mon medecin! An andrer Stelle erwiederte er auf solche Hinweise: „Fünf Minuten, nachdem man tot ist, ist es ganz gleich, wie man gestorben ist, und nie kann man ehrenvoller sterben als in Erfüllung seines Berufes." Und wieder bei andrer Gelegenheit der Art sagte er nach Hesekiel: „Der Tod auf dem Schaffot ist unter Umständen ebenso ehrenvoll als der auf dem Schlachtfelde, und ich kann mir schlimmere Todesarten denken als die Hinrichtung." Indes sah die Zeit zwar recht finster und wüst aus, aber doch nur an der Oberfläche, und Bismarck hat wohl tiefer geblickt. Wir dürfen daher vielleicht Wagener, der ihn genauer als viele andre kannte, beipflichten, wenn er meint, er habe „die parlamentarischen Kämpfe [dieser Zeit] immer nur als hors d'œuvres behandelt, und es sei ihm eigentlich ganz bequem gewesen, seine auswärtige Politik hinter dieser Kulisse betreiben zu können." Wahrscheinlich ist wenigstens, daß es ihm nicht gelungen wäre, Österreich zur Mitwirkung in Schleswig-Holstein zu bestimmen, wenn man dort nicht auf die vermeintliche innere Schwäche und Zerrissenheit Preußens gerechnet und dieses somit als ungefährlichen Bundesgenossen betrachtet hätte.

Die Versöhnlichkeit Bismarcks dauerte, wie zum Schlusse gesagt sein soll, auch nach Aufdeckung der Karten und den Siegen von 1866 fort. Wir meinen die Indemnität, die damals verlangt wurde, und die Sitzung des Ministerrates, in der vorher über sie verhandelt worden war. Man sprach hier darüber, in welcher Form man das Indemnitätsverlangen einbringen solle. Einem neugewählten, sehr maßvollen Abgeordnetenhause hätte man die Indemnität sehr wohl in einer Form vorlegen können, welche die Anerkennung des von der Regierung in der Konfliktszeit geübten Verfahrens sowohl nach der formellen als nach der materiellen Seite eingeschlossen hätte. Mit der Gestalt dagegen, in welcher man das Verlangen wirklich einbrachte, gab man eine bisher streng festgehaltene Position auf, die Ansicht, daß die Regierung bei nicht vereinbartem

Staatshaushalte verpflichtet sei, in den allgemeinen Grenzen der bisherigen Staatshaushalte für den Fortbestand des Staates zu sorgen. Die Meinung, daß man bis zu diesem Punkte entgegenkommen solle, mit dem sich der glänzende äußere Triumph beinahe in eine innere Niederlage zu verwandeln schien, stieß im Ministerrate auf heftigen Widerspruch, gewann jedoch zuletzt die Oberhand. Ihr Vorkämpfer aber war Bismarck gewesen. Er hatte einst in Avignon einen Olivenzweig gepflückt und diesen in Berlin einem oppositionellen Abgeordneten gezeigt mit der Bemerkung, er habe ihn mitgebracht, um ihn der Volkspartei als Friedenszeichen anzubieten, er sehe indes, daß es dazu noch nicht Zeit sei. Jetzt war die Zeit gekommen, und die Geschichte wird diesen Zweig einst in den Lorberkranz flechten, mit dem sie sein Haupt bereits geschmückt hat. Die Unversöhnlichen aber, die Fortschrittsschwätzer von heute, werden in ihren Hallen tief unter ihm stehen mit Kränzen aus dem leeren Stroh, das sie, wie ihre Vorgänger vor fünfundzwanzig Jahren, zu dreschen nicht aufhören.



Die katholische Kirche und die soziale Frage.

Wenn man sich die Fortschritte, welche die katholische Kirche überall macht, recht vergegenwärtigen will, so braucht man nur auf die nordamerikanische Union hinzublicken. Diese Staaten, zu welchen einst die streng protestantischen „Pilgrimsväter," englische Puritaner und Quäker, den Grund gelegt haben, sehen zu ihrem eignen und der ganzen Welt Erstaunen, infolge der starken irländischen Einwanderung, in ihrer Mitte die katholische Kirche mit einem Glanze und einer Macht sich erheben, die an die größten Zeiten des Katholizismus, an die ersten Jahrhunderte des Mittelalters, erinnern, als die Kirche ihren Triumphzug durch die Länder Europas hielt und aus den „blondgelockten Barbaren des Nordens" ihre treuesten Söhne machte. Schon zählen die Vereinigten Staaten von Nordamerika unter fünfzig Millionen Einwohnern zehn Millionen Katholiken, und es sind dies nicht etwa Anhänger bloß dem Namen nach, die auf einem statistischen Blatt eine Ziffer bilden, sondern es sind eifrige Mitglieder ihrer Kirche, die ihren Hirten unbedingt ergeben sind und — was im letzten Grunde die Hauptprobe des Glaubens ist — für kirchliche Zwecke bereitwillig den Beutel ziehen. Überall erheben sich Kathedralen und werden durch die freiwilligen Beiträge ihrer Gläubigen unterhalten. Die Stadt Saint-Paul, die vor vierzig

Jahren nur 800 Einwohner zählte, baut eine Kirche für 500000 Dollars (2100000 Mark). Fünfundsiebzig Erzbischöfe und Bischöfe zählt bereits die katholische Kirche der Vereinigten Staaten; in häufigen Nationalkonzilen finden sie ihren Vereinigungspunkt.

Eine der wichtigsten Fragen, welche dort neuerdings verhandelt wurde, betraf die Stellung der katholischen Kirche zum Sozialismus. Einen Augenblick konnte diese schwanken: die Kirche, die Beschützerin der Armen, mußte sich von selbst zu ihnen hingezogen fühlen; aber die Mehrheit der konservativen Partei verlangte von ihr Hilfe gegen die Sozialdemokratie und Verdammung ihrer Lehren. Die geistlichen Behörden schlossen sich zunächst in ihre gewohnte Zurückhaltung ein; sie beschränkten sich darauf, in allgemeinen Ausdrücken die revolutionären Grundsätze zu verurteilen und christliche Hilfe und Liebe lebhaft zu empfehlen. Aber bald begriffen einige weiterblickende Köpfe, daß diese unbestimmten Erklärungen unbefriedigend seien, und daß man der Frage näher treten müsse, um sich für die Rolle des Schiedsrichters, welche naturgemäß der Kirche zufällt, vorzubereiten. Es war der bekannte, 1877 verstorbene Bischof von Mainz, Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler, welcher die Sache zuerst in die Hand nahm. Andre folgten ihm nach; seine Schüler sind heutzutage sehr zahlreich in den Reihen der katholischen Geistlichkeit und der Laienwelt. Das Studium der sozialen Frage ist in der katholischen Welt in Fluß gekommen, von Tag zu Tag tritt immer deutlicher das Bestreben hervor, sich der Arbeiterbevölkerung thatkräftig anzunehmen. Auf den Katholikenversammlungen in Breslau und in Lüttich hat der Bischof von Trier, Herr Korum, die Ideen des Mainzer Bischofs von Ketteler wieder aufgenommen; der Pfarrer Winterer, der Reichstagsabgeordnete für Mülhausen, sagte in einer seiner Reden: „Die soziale Frage ist aufs innigste mit der religiösen Frage verknüpft. Die Kirche hat zu keiner Zeit die soziale Frage mißachtet. Sie hat dieselbe nicht mißachtet, als sie noch die Frage der Sklaverei hieß. Sie hat sie nicht mißachtet, als sie noch die Frage der Leibeigenschaft hieß. Sie kann sie jetzt nicht mißachten, wo die soziale Frage die Lohnfrage heißt, die Frage des Mittelstandes, die Frage des ländlichen Besitzes. Wenn die Kirche die soziale Frage je mißachten sollte, so müßte man erst aus dem Evangelium das unvertilgbare Wort vertilgen: Mich dauert das Volk."

Aber es war den amerikanischen Bischöfen vorbehalten, dem katholischen Wirken auf sozialem Gebiete erst den rechten Ausdruck zu geben. Sie haben dem heiligen Stuhl in Rom eine Frage zur Entscheidung vorgelegt, welche für den Fortgang der sozialistischen Bewegung von einschneidender Wichtigkeit ist.

Bekanntlich giebt es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, außer so vielen andern Arbeitervereinen, einen mächtigen Bund, der sich „Orden der Ritter der Arbeit" (Order of the knights of labor) nennt. Er zählte schon vor einiger Zeit mehr als 700000 Mitglieder; die letzten Schätzungen erhöhen diese

Zahl auf eine Million. Man kann sich über das Programm dieser Gesellschaft ein Urteil bilden nach den Grundsätzen, welche der Gründer derselben, Uria Stephens, in den Satzungen niedergelegt hat: „Die Arbeit ist edel und gesund. Man muß sie gegen die Unwissenheit und die gewissenlose Habgier in Schutz nehmen. Das Kapital ist in die meisten Zweige menschlicher Thätigkeit verflochten. Mag es wollen oder nicht, es zerstört die berechtigten Hoffnungen der Arbeit und drückt die armen Menschen in den Staub nieder. Wir wollen keinen Kampf mit den berechtigten Unternehmungen, keinen Gegensatz gegen das notwendige Kapital hervorrufen; aber die Menschen verletzen in ihrer Selbstsucht die Rechte der Schwachen. Man muß die Würde der Arbeit aufrecht erhalten und ihr einen gerechten Anteil an dem Werte, den sie schafft, sichern. Wir müssen alle Kräfte in den Dienst der Gesetze stellen, die dazu bestimmt sind, die Interessen des Kapitals und die der Arbeit in Einklang zu bringen und die Last des Tagearbeiters zu erleichtern. Das große Heer des Friedens und des Gewerbefleißes zu vereinigen, zu ordnen, zu organisiren, ist die höchste und edelste Pflicht des Menschen gegen sich selbst, seine Nebenmenschen und seinen Schöpfer."

Zwei Drittel von den „Rittern der Arbeit" gehören der katholischen Religion an. Ihr gegenwärtiger Großmeister, Terrence Powderly, ist ein eifriger Katholik. Wie nun? Gehört der Orden zu den geheimen Verbindungen, welche die katholische Kirche verdammt? In Kanada dachte man so: dort wurde er verboten. In den Vereinigten Staaten beriet die Gesamtheit der Bischöfe über diese wichtige Frage, aber fast mit Einstimmigkeit — 70 Stimmen von 75 — sprachen sich die Erzbischöfe und Bischöfe der Union gegen die Verdammung aus. Sie entsandten einige aus ihrer Mitte nach Rom, um dem Papste ihre Gründe darzulegen. Der Kardinal Gibbons hat diese in einer Denkschrift zusammengestellt, welche Ende März in dem Moniteur de Rome veröffentlicht worden ist. Darin sagt er: „Ich bin aufs tiefste von der ungeheuern Tragweite der Folgen überzeugt, welche sich an diese Frage knüpfen, die nur einen Ring in der großen Kette der sozialen Aufgaben unsrer Zeit und besonders unsers Landes bildet." Er beweist zunächst aus dem kanonischen Rechte, daß man den Orden der Ritter der Arbeit nicht verwechseln dürfe mit den geheimen Gesellschaften, die mit geistlichen Strafen belegt sind; alsdann dringt er in den Kern seines Gegenstandes ein und schildert in kräftigen Ausdrücken die Leiden des Arbeiterstandes und die Notwendigkeit, ihnen abzuhelfen. „Die herzlose Habgier, welche, um noch mehr zu gewinnen, ohne Erbarmen nicht nur die männlichen Arbeiter in mehreren Gewerken, sondern insbesondre auch die Frauen und die zarten Kinder in ihrem Dienste aufreibt, führt allen, welche die Menschlichkeit und Gerechtigkeit lieben, zu Gemüte, daß es nicht allein das Recht des Arbeiters ist, sich selbst zu schützen, sondern die Pflicht des ganzen Volkes, ihnen zu helfen, ein Schutzmittel gegen die Gefahren ausfindig zu machen, von

welchen die Zivilisation und die soziale Ordnung durch die Habsucht, die Unterdrückung und die Verdorbenheit bedroht werden. Diese Gefahren kommen mehr von der Ungerechtigkeit der höheren als von den Gewaltthätigkeiten der niederen Klassen. Meine genaue Kenntnis der sozialen Lage unsers Heimatlandes [Nordamerika] bestärkt mich in der Überzeugung, daß wir hier an eine Frage herantreten, welche nicht nur die Rechte der arbeitenden Klassen betrifft, die doch der Kirche ganz besonders teuer sein müssen, da sie von unserm Heiland gestiftet worden ist, um den Armen das Evangelium zu bringen, sondern an eine Frage, in welcher die wesentlichsten Interessen der Kirche und der menschlichen Gesellschaft für die Zukunft enthalten sind. Jeder, der die Wege betrachtet, auf welchen die göttliche Vorsehung die Geschichte unsrer Zeit führt, kann unmöglich den gewichtigen Anteil verkennen, den die Macht des Volkes schon jetzt daran nimmt und in Zukunft nehmen muß. Und weil es unzweifelhaft ist, daß die großen Fragen der Zukunft sich nicht um Krieg, Handel, Geldwirtschaft drehen, sondern um die Verbesserung der Lage der großen Volksmassen, insbesondre der arbeitenden Klassen, so ist es von größter Tragweite, daß die Kirche stets auf Seiten der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit gegen die Volksmassen gefunden werde, welche den Körper der menschlichen Familie bilden."

Der Kardinal Gibbons ist der Ansicht, daß man diese Grundsätze auch auf die „Ritter der Arbeit" anwenden müsse, obwohl diese Gesellschaft nicht unter der unmittelbaren Überwachung der Kirche stehe. „Aber — sagt man — ließen sich nicht statt einer solchen Schöpfung Bruderschaften gründen, welche die Arbeiter unter der Führung der Geistlichen und unter dem unmittelbaren Einfluß der Religion vereinigen würden? Ich antworte auf diese Frage ganz offen, daß ich dies in unserm Lande weder für möglich, noch für notwendig halte. Ich bewundere aufrichtig die Anstrengungen dieser Art, die man in den Ländern macht, wo die Arbeiter durch die Feinde der Kirche verführt werden; aber bei uns steht Gott sei Dank die Sache anders. Wir finden, daß bei uns die Gegenwart und der ausgesprochene Einfluß des Geistlichen nicht da am Platze wäre, wo sich die Bürger ohne Unterschied des religiösen Glaubens zu Zwecken vereinigen, die nur ihre gewerblichen Interessen betreffen."

Man sieht, in welchen Beziehungen sich Kardinal Gibbons von den katholischen Sozialisten Europas trennt, und man möchte wohl annehmen, daß er gegen sie Recht behalten wird. Zum Schluß schildert er die Gefahren, welche aus einer Verdammung jenes Arbeiterbundes hervorgehen würden. „Zunächst droht die augenscheinliche Gefahr, daß die Kirche in der Meinung des Volkes das Recht verliert, als die Freundin des Volkes angesehen zu werden. Das Herz der Massen zieht rasche Schlüsse, und dies wäre ein für das Volk wie für die Kirche verhängnisvoller Schluß. Das Herz des Volkes verlieren wäre ein Schade, welchen die Freundschaft der kleinen Zahl Reicher oder Mächtiger nicht aufwiegen würde. Wollte man durch kirchliche Verdammung einen Bund

vernichten, der schon einen so ehrenvollen und so allgemein geachteten Platz im politischen Leben einnimmt, so würde dies, offen gesagt, in den Augen des amerikanischen Volkes ebenso lächerlich als unklug sein. Man muß es anerkennen: in unserm Jahrhundert und in unserm Lande kann der Gehorsam nicht blind sein. Einen solchen zu erwarten, wäre eine arge Täuschung. Unsre katholischen Arbeiter glauben aufrichtig, daß sie nur Gerechtigkeit verlangen, und zwar auf gesetzlichem Wege. Eine Verdammung gälte als falsch und ungerecht und würde nicht ruhig hingenommen werden. Wir könnten ihnen wohl Gehorsam und Vertrauen zur Kirche vorpredigen; aber dies wäre vergeblich. Sie lieben die Kirche und wollen ihre Seelen bewahren; aber sie müssen auch ihr tägliches Brot verdienen; und die Arbeit ist jetzt so organisirt, daß man, wenn man nicht zur Organisation gehört, sehr geringe Aussichten hat, sein tägliches Brot zu verdienen."

Dies sind die Hauptgedanken der Denkschrift des Kardinals Gibbons, wie sie Eugen Melchior de Vogué in einem Artikel der Revue des deux mondes vom 15. Juni 1887: Affaires de Rome wiedergiebt.

Diese Denkschrift hat den Ausschlag gegeben. Der Ausschuß des Kardinalkollegiums, die „Propaganda," hat nicht nur die Verdammung der „Ritter der Arbeit" abgelehnt, sondern sie hat auch den Erzbischof von Quebec aufgefordert, die Kirchenstrafen, welche den Orden in Kanada bereits getroffen hatten, wieder aufzuheben.

Diese Entscheidung ist von großer Wichtigkeit: die soziale Frage hat damit in allen katholischen Ländern einen bedeutenden Fortschritt gemacht. Die katholischen Bischöfe Englands haben hinter ihren amerikanischen Brüdern nicht zurückbleiben wollen. Der Erzbischof von Westminster, Kardinal Manning, hat offen seine Zustimmung zu der Denkschrift in einem Briefe ausgesprochen, der dann veröffentlicht worden ist: „Ich habe mit vollem Beifall die Denkschrift des Kardinal Gibbons über die »Ritter der Arbeit« gelesen. Der heilige Stuhl wird gewiß von der Richtigkeit der vorgetragenen Ansichten überzeugt sein, und dieser Bericht über die Verhältnisse der neuen Welt wird hoffentlich dem Gedanken und der Thätigkeit ein neues Feld eröffnen. Wie unser Herr und Heiland unter den Leuten des niederen Volkes lebte, gerade so lebt seine Kirche. Bis jetzt ist die Welt durch Herrschergeschlechter geleitet worden; in Zukunft hat der heilige Stuhl mit dem Volke zu verhandeln, und er hat zu diesem Zwecke seine Bischöfe, die in engen, täglichen und persönlichen Beziehungen zum Volke stehen. Je klarer und vollständiger man dies erkennen wird, desto stärker wird der Einfluß der geistlichen Autorität werden." In einem spätern Zeitungsartikel spricht sich Kardinal Manning folgendermaßen aus: „Die Macht des Kapitals kann man an der Thatsache abmessen, daß es auf hundert Arbeitseinstellungen höchstens fünf bis sechs giebt, die zu Gunsten der Arbeiter ausschlagen. Ihre Abhängigkeit ist so vollständig, der Hunger und die Entbehrungen

ihrer aus schwachen Frauen und Kindern bestehenden Familien sind so unerträglich und so gebieterisch, daß der Kampf zwischen dem lebenden und dem toten Kapital zu den ungleichsten der Welt gehört, und die Vertragsfreiheit, mit der die nationalökonomische Theorie sich brüstet, ist eigentlich gar nicht vorhanden. Wahrhaftig, unter solchen Umständen ist es die Pflicht der Kirche, die Armen, die Arbeiter, welche die gemeinsamen Reichtümer der Menschheit aufgehäuft haben, in Schutz zu nehmen."

Man sieht, wie der gewaltige Strom, der die Kirche samt der bürgerlichen Gesellschaft fortreißt, eine mehr und mehr demokratische Richtung einschlägt. Seine Wogen schlagen bereits an die alten Mauern des Vatikans; sie finden dort einen Papst, der für ihr Brausen ein empfängliches Ohr hat. Sein heller Geist hatte diese Fragen schon damals erfaßt, als er noch Erzbischof von Perugia war, wo er in seinem Hirtenbriefe von 1877 schrieb: „Gegenüber diesen von einer herzlosen Gier vor der Zeit verzehrten Menschen muß man sich fragen, ob die Vertreter dieser unkirchlichen und gottlosen Zivilisation, anstatt uns weiter zu bringen, uns nicht um mehrere Jahrhunderte zurückwerfen, indem sie uns zu jenen jammervollen Zeiten zurückführen, wo die Sklaverei einen so großen Teil der Menschheit zermalmte, wo ein Dichter voll tiefer Trauer ausrief: Das menschliche Geschlecht lebt nur für einige wenige Bevorzugte" (humanum paucis vivit genus).

Wer sollte sich nicht eingestehen, daß die katholische Kirche von dem Augenblicke an, wo sie diese Anschauungen des vormaligen Kardinals Pecci und jetzigen Papstes Leo XIII., des amerikanischen Kardinals Gibbons, des englischen Kardinals Manning thatkräftig zur Geltung brächte, eine neue, kaum dagewesene Macht erlangen würde? Denn sie würde sich auf die großen, ungezählten Volksmassen in der ganzen zivilisirten Welt und auf die unwiderleglichen Lehren des Evangeliums stützen.



Die Naturforscherversammlung und das Gymnasium.



Professor Preyer aus Jena hat neulich im Kreise der in Wiesbaden versammelten Naturforscher und Ärzte eine von allseitigem Beifall begleitete Rede gehalten, die nicht verfehlen wird, in den weitesten Kreisen Aufsehen zu erregen. Es war eine Philippika gegen die humanistischen Bildungsanstalten Deutschlands von einer nicht zu überbietenden Schärfe, ein Verdammungsurteil der dort bestehenden Einrichtungen, wie es nicht schonungsloser gedacht werden kann. Die Miß-

stände, die den deutschen Gymnasien samt und sonders anhaften, sind nach der Meinung des Redners so schreiend, daß, wenn seine Angaben begründet wären, der schwerste Vorwurf nicht sowohl auf die Lehrer als auf die Staatsbehörden fallen würde, welche so heillose Zustände so lange geduldet oder gar gefördert haben. Die Macht der Gewohnheit, um nicht zu sagen der Schlendrian, ist nach Preyers Urteil an all dem Unheil schuld.

Sollte das nicht ein etwas voreiliger Schluß sein? Näher der Wahrheit dürfte doch die Vermutung kommen, daß man in den leitenden Kreisen der Meinung sei, die Vorbildung der studirenden Jugend Deutschlands bewege sich im ganzen in den richtigen Bahnen und dürfe, wenn sie auch der Verbesserung fähig sei, doch nicht von Grund aus erschüttert werden. Gewiß giebt es im Lager der Philologen einen einseitigen Dogmatismus, der sich oft genug in einem starren Non possumus kundgiebt; aber auch auf der andern Seite verführt der Glaube an die unbesiegliche Macht der Naturwissenschaft nicht selten zur Verkennung der Thatsachen, zu ungerechten Vorurteilen und schrankenloser Übertreibung. Daß wenigstens der Preyersche Vortrag stark mit solchen Zuthaten gewürzt war, wird auch derjenige zugeben müssen, der keineswegs blind ist gegen die Mängel der deutschen Gymnasien und sie gern vor philologischer Einseitigkeit bewahren möchte. Es giebt allerdings, um mit Preyer zu reden, rudimentäre Organe an dem Körper unsrer Gymnasien; aber es kommt doch sehr darauf an, welche Einrichtungen man dafür ansieht. Jedenfalls wird es der Mühe wert sein, die Preyersche Rede, deren Inhalt wir aus der Frankfurter Zeitung, dem Frankfurter Journal und der Nationalzeitung entnehmen, darauf hin zu prüfen.

Obenan stehen die Nachteile, welche Unterricht und Unterrichtsart für die Gesundheit herbeiführen soll. Wir wollen die Zahlen, welche Preyer zur Stütze seiner Behauptungen anführt, nicht bemängeln, wir wollen es ohne weiteres glauben, daß von den Zöglingen der preußischen Gymnasien im verflossenen Jahre — es ist traurig, es zu sagen — kaum ein Viertel für den Heeresdienst tauglich befunden worden ist. Aber bewiesen ist damit wenig oder gar nichts, so lange nicht ebenfalls durch Zahlen der Nachweis geliefert ist, daß es in dieser Beziehung an den Realgymnasien, Realschulen oder Mittelschulen besser steht. So lange dies nicht entschieden ist, wird man annehmen dürfen, daß die Frage nicht richtig gestellt sei, daß die Tauglichkeit oder Untauglichkeit zum Heeresdienst nicht sowohl auf die Schule als auf den Unterschied zwischen Stadt und Land, zwischen Großstadt und Kleinstadt zurückzuführen sei. Außerdem aber dürfte folgendes zu erwägen sein: Wird nicht den Gymnasien alljährlich eine Anzahl von Zöglingen zugeführt, welche schon bei ihrem Eintritt sich erheblich unter dem Durchschnitte geistiger und körperlicher Tüchtigkeit befinden? Wächst nicht zusehends der Ehrgeiz, die Söhne bis zum Studium emporzubringen, auch in solchen Familien, die mühsam mit der Notdurft des Lebens ringen? Ver-

vosität und Blutarmut, die so oft sich als traurige Gefährten der in den Städten aufwachsenden Jugend zugesellen, werden nicht bloß auf den Schulbänken herangezogen, sie entstehen schon im Elternhause in den dunkeln, dichtbewohnten und schlechtgelüfteten Zimmern, zumal wenn es noch an geeigneter Nahrung und Körperpflege fehlt. Und sind nicht anderseits die Frühreife unsrer Jugend, der weitverbreitete und schon oft beklagte Hang zur Zerstreuung, die in zahlreichen begüterten Familien geduldete Genußsucht ärgere Feinde des heranwachsenden Geschlechts als die Ansprüche, welche von seiten des Unterrichts an Geist und Körper gestellt werden? Noch vor zwanzig, ja vor zehn Jahren mußte man die Klage über die Vernachlässigung der Gesundheit durch die Schule einschließlich des Gymnasiums berechtigt nennen. Seitdem aber das Thema der Überbürdung in der Presse und in Versammlungen so vielfach behandelt worden ist, hat denn doch ein merklicher Umschwung zum Bessern stattgefunden, und die Gesundheitspflege, vor Jahrzehnten in der Schule so gut wie unbekannt, beginnt eine wesentliche Macht im Leben unsrer Unterrichtsanstalten zu werden. Freilich stehen wir erst am Anfange der Bahn. Bis sich alle Wünsche erfüllt haben, wird noch mancher Tropfen Wasser zum Meere gehen. Aber gerade von der letzten Naturforscherversammlung sind wieder zahlreiche Anregungen ausgegangen, von denen manche sicherlich auf fruchtbaren Boden fallen werden. Ist die Kurzsichtigkeit des jetzt lebenden Geschlechtes sicherlich zum größten Teile eine Folge der Unterlassungssünden, welche unsre Väter und Vorväter an der Schule und ihren Einrichtungen freilich mehr unwissentlich und gezwungen als wissentlich und freiwillig begangen haben, so muß es die Sorge der Gegenwart sein, den Nachkommen die Gesundheit des Auges zurückzugeben.

Noch eines aber muß gesagt werden. Wenn wirklich — wie behauptet wird — auch jetzt noch in den Gymnasien Geist und Körper der Zöglinge überladen werden, tragen denn einzig und allein die alten Sprachen die Schuld daran? Sie sind und bleiben den Männern der exakten Wissenschaft ein Dorn im Auge und ein Pfahl im Fleische. Aber mutet denn die Mathematik, das Schoßkind unsrer Zukunftspädagogen, dem Kopf und dem Auge nicht gleiche, ja größere Anstrengungen zu als das Lateinische und das Griechische? Herr Preyer hat von dem Götzendienst gesprochen, der mit den toten Sprachen getrieben werde. Er weiß nicht oder will es nicht wissen, daß die Zeit bereits gekommen ist, wo dem Abgotte der modernen Wissenschaft, der Mathematik, ganze Hekatomben geopfert werden. Die Zeiten, wo man zufrieden war, wenn ein halbes Dutzend Schüler dem mathematischen Unterrichte mit voller Teilnahme und vollem Verständnis bis zur Prima hinauf zu folgen vermochte, sind längst vorüber. Heute ist die Mathematik den alten Sprachen als „gleichberechtigt“ an die Seite getreten, und zahlreich sind die Knaben und Jünglinge, welche ihr dienen mit Furcht und mit Zittern. Wir wollen das Wort des

Plato: *μηδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω* in Ehren halten; aber Thatsache ist es, daß die Pforten der Mathematik wohl verschlossen sind, und daß nicht jedem der Sterblichen das „Sesam, öffne dich“ gegeben ist. An der vorgeblichen Überbürdung würde aber auch der Religionsunterricht einen nicht unerheblichen Anteil haben. Wenigstens sind die Ansprüche, die hier an das Gedächtnis gestellt werden, groß genug; in den Unterklassen wird es von Katechismus, Bibelsprüchen und Kirchenliedern, in den obern von tausend unnützen Einzelheiten der Kirchengeschichte unausgesetzt bestürmt. Die Forderung billig denkender Schulmänner, daß die Konfirmanden von dem Religionsunterrichte befreit und die Konfirmandenstunden womöglich mit dem Religionsunterrichte in der Schule zusammenfallen sollen, ist bis jetzt noch immer auf Widerstand gestoßen und hat vor der Hand noch keine Aussicht, erfüllt zu werden.

„Die Abiturienten der Gymnasien — sagt Preyer — können ihre Sinne nicht gebrauchen, trauen ihrem eignen Urteile nicht, haben manuelle Geschicklichkeit nicht erworben.“ Dem ist schwer zu widersprechen, nicht allein weil der etwaigen Oppositionslust die Erfahrung fehlt, sondern auch weil sich bei der Dehnbarkeit der Begriffe die Grenzen des Notwendigen schwer ziehen lassen. Aber Unterschiede giebt es doch auch hier. Von den zahlreichen Bücherwürmern, den Schlachtopfern des Fleißes, wie Schiller sie nennt, und den Stubenhockern wird Preyers Urteil ohne weiteres gelten müssen. Aber es wandert doch auch manches gesunde Naturkind vom Lande durch die Denkerzellen des Gymnasiums, und unter dem Nachwuchs unsrer Großstädte giebt es aufgeweckte, praktische Jungen, die Auge und Ohr zu gebrauchen wissen und oft mehr, als gut ist, dem eignen Urteil trauen. Thatsache ist es, daß ein ansehnlicher Bruchteil der Reserveoffiziere aus den Zöglingen der Gymnasien hervorgeht. Thatsache ist es, daß die letzteren alljährlich eine Anzahl ihrer Abiturienten dem aktiven Offiziersstande zuführen. Daß diese in einem Berufe, der doch in hervorragendem Maße alle jene von Preyer vermißten Eigenschaften verlangt und voraussetzt, den Zöglingen der Kadettenhäuser oder andrer Anstalten gegenüber im Nachteil wären, ist bis jetzt, so viel wir wissen, noch nie behauptet worden. Im Gegenteil ist es eine weitverbreitete und nicht ganz unbegründete Meinung, daß die Heeresverwaltung gerade für Gymnasialabiturienten eine gewisse Vorliebe habe. Und verdankt nicht schließlich die Naturwissenschaft, die jetzt überall zu dem Kreuzzuge wider das Gymnasium rüstet, diesem ihre gefeiertsten Namen? Männer wie Virchow, Dubois, Billroth, Häckel sind doch auf deutschen Gymnasien gebildet worden, und wenn wir uns auch vor dem Trugschluß des post hoc, ergo propter hoc in Acht nehmen wollen, so steht doch soviel fest, daß die humanistische Schulung ihre Entwicklung nicht geschädigt hat. Was freilich aus ihnen und andern geworden wäre, wenn sie ein Realgymnasium oder die Zukunftsschule ohne Latein und Griechisch besucht hätten, wird sich nachträglich nicht ausmachen lassen.

Übrigens läßt auch das Gymnasium trotz seiner überlieferten Richtung auf das Altertum seinen Zöglingen doch Raum zu eigenartiger Entwicklung. Mag es immer sein, daß der naturwissenschaftliche, der Anschauungsunterricht nicht auf der von Fachleuten und Liebhabern gewünschten Höhe steht, sicher ist es doch, daß Anregung, Gelegenheit und Muße wie für die Pflichtleistungen, so auch für die Pflege besondrer Neigungen gewährt wird. Fleißige Sammler von Pflanzen, Insekten und Schmetterlingen haben sich auf Gymnasien immer gefunden und finden sich noch in allen Klassen, und es ist bekannt, daß mancher große Chemiker, Physiker oder Arzt schon auf der Schule durch Experiment und Privatstudien den Grund zu seiner Größe gelegt hat. Natürlich wird man seine Beispiele nicht in den Reihen der Stümper, der Trägen, der Schwächlinge zu suchen haben. Unter normalen Verhältnissen bleibt dem Strebsamen noch Zeit genug übrig, die er — allerdings manchmal zum Verdruß des Klassenlehrers — auf die Pflege einer Kunst oder einer Lieblingswissenschaft verwenden kann. Freilich muß ohne weiteres zugegeben werden, daß dies nicht die Regel, sondern die Ausnahme ist, wobei die große Masse nicht zu ihrem Rechte kommt. Daß aber auf der Bildungsanstalt, die ihre Zöglinge zum Fachstudium und ins Leben entläßt, die Gesamtheit allseitig und dem Zeitgeist entsprechend gebildet werde, ist eine wohlbegründete Forderung.

Leichter zu widerlegen ist der Vorwurf, daß unter dem Einflusse der alten Sprachen das Deutschtum zu spät oder gar nicht aufkomme. Wenn dies so viel bedeutet als Vaterlandsliebe, Achtung vor deutscher Wissenschaft, Kunst, Sitte und Art, so ist wohl selten ein ungerechteres Wort gesprochen worden. Zu unklarer Begeisternng für das Mittelalter im Sinne der Romantiker oder zu der reckenhaften Deutschtümelei des Turnvaters Jahn wird auch Herr Preyer die studirende Jugend nicht anleiten wollen. Dann dürfte aber an der vaterländischen Haltung der Gymnasien kaum zu mäkeln sein. Braucht man hinzuweisen auf die Kriegsjahre, wo die gebildete Jugend Deutschlands schaarenweise Hörsaal und Schulbank verließ und freiwillig zu Deutschlands Schutz und Ehre die Waffen ergriff? Wenn trotzdem noch jemand daran zweifeln wollte, daß die deutschen Gymnasien wahrhafte Pflegstätten des deutschen Geistes sind, so würde es erlaubt sein, sich auf das Ansehen des Reichskanzlers zu berufen, der mehr als einmal der deutschen Jugend, und ganz besonders der studirenden, das glänzendste Zeugnis ausgestellt hat. Er, der berufenste Richter über alles, was Deutschtum und Vaterlandsliebe angeht, würde sicherlich nicht die ihm aus Anlaß seines siebzigjährigen Geburtstages überwiesene Ehrengabe zur Unterstützung für angehende Philologen bestimmt haben, wenn er nicht überzeugt wäre, daß es an den Gymnasien mit der Pflege des deutschen Geistes wohl bestellt sei. Daß die studirende Jugend durch „die geistige Auswanderung nach Rom und Athen, zu welcher sie auf den Gymnasien gezwungen wird," dem deutschen Wesen entfremdet werde, ist eine unbegründete Besorgnis. Sich in

der Fremde umsehen, heißt noch lange nicht die Heimat vergessen, und wenn man das klassische Altertum „mit seiner Sklaverei, seinem Aberglauben, seiner unglücklichen Moral“ als ein ungeeignetes Bildungsmittel für die heranwachsende Jugend hinstellt, so hat der Vorwurf in dieser Einseitigkeit recht wenig zu bedeuten. Herr Preyer empfiehlt doch als einen vorzüglichen Unterrichtsgegenstand die Geschichte des deutschen Mittelalters. Was würde er sagen, wenn jemand mit der Behauptung käme, die Kenntnis des Mittelalters müsse vom Lehrplan gestrichen werden, weil dieses mit seinem religiösen Fanatismus, seinen Kreuzzügen, seinem Aberglauben, seiner Rohheit, seiner absurden Romantik den Anschauungen der Gegenwart ins Gesicht schlage? Herr Preyer vergißt eben, daß neben dem Schatten auch Lichter sind. Er zuckt verächtlich die Achseln über die Erzählungen des Ovid und die Phrasen des Cicero. Für die Poesie des Homer und des Sophokles, den Idealismus Platos, den sittlichen Adel und die geläuterte Religiosität des Sokrates, für den hohen Ernst und die glühende Vaterlandsliebe des Demosthenes hat er, wenn wir den vorliegenden Berichten trauen dürfen, ebenso wenig ein Wort der Anerkennung, als für die bildende Kunst der Hellenen. Man könnte sagen, daß man alle diese Schätze auch ohne die Kenntnis der alten Sprachen haben könne. Für das Griechische mag das bei einer sehr nüchternen Auffassung der Dinge allenfalls gelten, man kann den Homer, den Sophokles in Übersetzungen lesen. Das Lateinische aber wird man aus andern Gründen nicht entbehren können: es ist die Mutter der romanischen Sprachen, es hat dem Englischen seinen Wortschatz zur Verfügung gestellt, es ist die Sprache des Mittelalters, der Kirche, es ragt in alle Verhältnisse der lebendigen Gegenwart dergestalt hinein, daß wir es geradezu als eine Realität betrachten müssen, ein „Rudiment“ meinetwegen, das wir jedoch nicht ohne empfindlichen Schaden abstreifen würden.

Herr Preyer scheint aber noch weiter zu gehen. Er verwirft die klassische Bildung nicht nur der Form, sondern auch dem Inhalte nach. Er behauptet, daß der Zusammenhang der Gegenwart mit dem Geiste der Griechen und Römer längst unterbrochen sei. Er zeigt dabei — ein charakteristisches Merkmal der herrschenden Wissenschaft — einen bedauerlichen Mangel an historischem Sinn. Kopernikus, Galilei und Luther sollen die Trennung des modernen Geistes von der Weltanschauung des Altertums vollzogen haben. Kann man die Thatsachen der Geschichte gründlicher verkennen? Ist es doch klar wie der Tag, daß jene drei Männer, der eine wie der andre, nicht gegen den Geist des Altertums, sondern gegen die Weltanschauung des Mittelalters sich erhoben haben! Wie kann man die lateinische Bildung des Mittelalters mit der des Altertums verwechseln, die sich zu jener wie Renaissance zum Barock verhält? Weiß Herr Preyer wirklich nicht, daß neben Luther Erasmus und Reuchlin stehen, welche gleich jenem die Scholastik bekämpften, um die verlorene Verbindung mit dem klassischen Altertum, insbesondre dem Hellenentum, wieder-

zugewinnen? Die Ideale der Reformationszeit, die Freiheit der Persönlichkeit und des Denkens, die ungehemmte Entfaltung der Menschlichkeit, der Schönheitskultus und das klassische Latein der Humanisten, das neu aufkommende Staatsideal, was ist das alles sonst als der laute Protest gegen die Scholastik und die auf ständischer Gliederung beruhende Lebensordnung des Mittelalters, was sonst als die Rückkehr zu den Ideen des Altertums? Nicht Plato und Aristoteles, wohl aber die Weltanschauung des Mittelalters, welche die Erde zum Mittelpunkte des Universums macht, hat durch Kopernikus' und Galileis Lehre den Todesstoß erhalten, und Luther ist nicht gegen Plato oder Cicero, sondern gegen Papsttum und Scholastik in die Schranken getreten. Der beste Beweis, daß der geleugnete Zusamenhang noch besteht, sind unsre deutschen Klassiker, welche sämtlich von dem Humanitätsideal des Altertums erfüllt sind. Gedanken aber, welche Goethe und Schiller begeistert haben, können doch nicht heute veraltet nnd für die heranwachsende Jugend als Bildungsmittel zu schlecht sein. Dabei wird es ja immer möglich sein, sich in den rechten Grenzen zu halten und sich vor Überschätzung der „Griechheit" zu hüten, welche die Auslassungen gewisser Fachleute nicht zu ihrem Vorteil stempelt.

In einem Punkte wollen wir Herrn Preyer sein Recht geben: es ist keine Frage, daß der Wert der lateinischen und griechischen Grammatik für die Bildung des geistigen Vermögens erheblich überschätzt wird. Man hat sich zwar neuerdings in Preußen entschlossen, das „griechische Scriptum" aus den Forderungen der Abiturientenprüfung zu streichen und hat damit wenigstens die oberste Klasse von jeglicher Schriftstellerei in griechischer Sprache entlastet. Aber man wird entschieden noch weiter gehen müssen. Die griechischen Stilübungen, so weit sie nicht dazu dienen, die Formen einzuprägen, werden überhaupt vom Lehrplan verschwinden und damit der Gebrauch der Grammatik auf das geringste Maß beschränkt werden müssen. Die Normen der Syntax mag der Schüler ohne grammatisches Regelwerk aus den Schriftstellern kennen lernen. Lesen wir doch den Homer ohne genauere Kenntnis der homerischen Grammatik und ohne je Schreibübungen im homerischen Dialekt angestellt zu haben. Entsprechende Forderungen werden mit Recht für den Betrieb des lateinischen Unterrichtes gestellt. Zunächst wird der lateinische Aufsatz fallen müssen und die lateinischen Sprechübungen, welche, zeitweilig beinahe vergessen, neuerdings wieder mit besonderm Eifer empfohlen und betrieben werden. Beides gehört einer Zeit an, in welcher das Lateinische die Sprache der Gelehrten, ja die Weltsprache war. Heute, wo selbst die Philologen von Fach ihre Werke in der Muttersprache verfassen, ist der Gebrauch der toten Sprache ein Anachronismus. Die Süddeutschen haben den lateinischen Aufsatz längst abgethan, auch in den Reichslanden ist ihm die Aufnahme versagt worden, zum großen Leidweisen rechtgläubiger Eiferer, welche nach dem lateinischen Aufsatz die Leistungsfähigkeit eines Gymnasiums zu bemessen pflegen.

Hierin also sind wir mit Herrn Preyer vollständig einverstanden; ja wir können noch einen Schritt weiter gehen und mit ihm die Zulassung der Realschulabiturienten mindestens zum Studium der Medizin billigen. Ist dies erreicht — und es scheint, als ob wir nicht mehr lange darauf zu warten haben werden —, so wird sich ja zeigen, ob das Realgymnasium als Vorschule für die Universität sich bewährt und ob es noch weitergehende Berechtigungen fordern darf. An sich wäre nichts dagegen zu sagen; denn es führen viele Wege nach Rom, und es ist nicht einzusehen, warum die akademische Freiheit von vornherein durch ein Vorrecht bevorzugter Bildungsanstalten beschränkt werden soll. Mag dann, wer es zur Staatsprüfung braucht, sich das Griechische, wie er Lust hat, erwerben, etwa so wie es heute zum Teil die Theologen mit dem Hebräischen machen. Freilich weisen die Zeichen der Zeit auf einen andern Weg. Wenn nicht alles trügt, so wird der bisherige Gegensatz zwischen humanistischer und realistischer Bildung in der Einheitsschule seinen Ausgleich finden. Diese wird, von der Volksschule beginnend, dem Betriebe der alten Sprachen engere Grenzen ziehen und dafür der Naturlehre und dem Anschauungsunterrichte, vielleicht auch dem Deutschen größern Raum gewähren, wobei in den obersten Klassen eine Spaltung in humanistische und realistische Abteilungen nicht ausgeschlossen ist. Das Ziel ist bereits gesteckt, und der Kampf hat begonnen. Der Widerstand wird freilich nicht gering sein. Denn groß ist die Zahl der Jünger, welche auf den Betrieb der klassischen Sprachen den sehr unklassischen Satz anwenden: Sint ut sunt, aut non sint.



Dichterfreundinnen.

Von Franz Pfalz.

4. Madame Luzifer.



Es kam bei den Seelenfreundschaften sehr viel auf die Grundstimmung der Seele an. War diese eine von dem Bewußtsein des Geistesadels und der verantwortlichen gesellschaftlichen Stellung getragener Ernst, so konnten sie das innere Wesen der Frau bis auf den tiefsten Grund erschüttern, aber die der Welt zugekehrte Oberfläche erschien nur vorübergehend bewegt. Anders, wenn ein scharfer kritischer Verstand die Herrschaft über das Gemüt an sich riß, alle Rücksichten der Sitte beseitigte und selbstbewußt den äußersten Konsequenzen des persön-

lichen Verlangens zustürmte. Dann führte der Weg auf die staubige Heerstraße der Öffentlichkeit und durch Wagnisse, Mißerfolge, Verdächtigungen hin zu einem ungewissen Ziele. Aber merkwürdig, auch dann noch übten die geistreichen Damen der klassischen Zeit ihren Zauber auf die größten Männer aus, rissen sie zu aufopfernder Liebe hin oder weckten in ihnen den bittersten Haß. Die interessanteste dieser dämonischen Naturen ist Karoline Böhmer, die gefürchtete „Madame Luzifer" des Schillerschen Kreises, die Verehrerin Goethes, die Gattin Wilhelm August Schlegels und Schellings.

Wunderbar ist ihr Lebensgang. Es giebt unheimliche, dunkle Stellen darin — man glaubt, die frechste Buhlerin vor sich zu sehen —, aber vorher und nachher Höhepunkte, von denen sie imponirend, bald als politische, bald als literarische Parteigängerin, niederschaut. Ihr Anteil an der Entwicklung der romantischen Schule sichert ihr für immer einen Platz in der Literaturgeschichte. Immer aber, sie mag unterliegen oder triumphiren, interessirt sie als Frau, sie ist sympathisch, auch wenn sie Unrecht thut und Haß sät.

Karoline Böhmer stammte aus Göttingen. Sie war die Tochter des Professors Michaelis und war am 2. September 1763 geboren. Ihr Vater, der berühmte Orientalist, stand zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit, zu Gelehrten, Dichtern, Staatsmännern und Fürsten, in naher Beziehung. Göttingen selbst war als Hort der Wissenschaft hoch berühmt; Leß, der Theolog, und Heyne, der Philolog, standen, wie es scheint, der Familie Michaelis am nächsten. Die Göttinger Professorentöchter erhielten damals eine sehr gründliche und umfassende Bildung, die durch anregenden Verkehr in Haus und Stadt noch gesteigert wurde. Karoline galt als die klügste unter den jungen Damen ihres Alters, und es ist wirklich erstaunlich, wie sicher sich die Fünfzehnjährige mit ihrer Freundin Julie von Studnitz in Gotha in französischen Briefen unterhält, wie gründlich und energisch sie sich dem Studium des Englischen und des Italienischen zuwendet, und wie klar, wie lebhaft sie sich über alle die berühmten Persönlichkeiten ausspricht, die in rascher Reihenfolge auf kürzere oder längere Zeit nach Göttingen kamen. Sie verkehrt mit Reichard, Boie, Nicolai, Schlözer, der junge Weltumsegler Georg Forster schenkt ihr Tuch zu einem Kleide aus Otaheiti, und mit wunderbarem Instinkte findet sie aus der Menge der Studirenden die künftigen literarischen Größen heraus. Kaum vermochte Therese Heyne, die kluge Tochter des großen Philologen, neben ihr aufzukommen, es gab Reibungen und Eifersüchteleien zwischen ihnen, die noch im spätern Leben nachwirkten.

Die Bildungskeime, mit denen Göttingen damals gleichsam übersät war, fanden in der englischen Kultur des Landes einen eigentümlich zubereiteten Boden. Der politische Zusammenhang Hannovers mit England hatte etwas Anregendes, man möchte sagen Aufstachelndes, er bewahrte wenigstens vor Gleichgiltigkeit und Trägheit, wenn er auch anderseits leicht zu Gespreiztheit

und dünkelhafter Vornehmthuerei führte. Merkwürdigerweise verband sich mit dieser Geistesaristokratie keineswegs eine sittlich vornehme Haltung. Selbst in den Universitätskreisen herrschte eine auffallende Nachlässigkeit der Aufführung. Die Professorentöchter verkehrten in so ungezwungener Weise mit den Studenten, daß ihr guter Ruf öfter in Gefahr kam, und die jungen Herren gefielen sich in lockern Sitten. Es scheint sogar, als ob die Gelehrtesten unter den Gelehrten sich am wenigsten mit der Überwachung ihrer Familie befaßt hätten. Die Häuser Michaelis und Heyne waren glänzende Mittelpunkte des geselligen Verkehrs, aber viel zu geräuschvoll für stille Ehrbarkeit. Ein Bruder Karolinens war in die Skandalgeschichte der dritten Ehe des Dichters Bürger tief verwickelt, und der alte betrogene Ehemann spricht nicht in den glimpflichsten Ausdrücken von der Familie Michaelis. Auch ihre beiden Schwestern waren sinnliche, leichtfertige Naturen. Heynes zweite Frau galt für eine Kokette, die sich von Zeit zu Zeit lächerlich machte, und über die Tochter Mariane schreibt Forster an seinen Freund Sömmering am 16. Januar 1785: „Das weiß ich und sage es dir im engsten Vertrauen: die Hofrätin [Heyne] schrieb an Therese: sie [Mariane] sei nicht gesund, aber Gott sei Dank nicht schwanger." Was in dieser leichtlebigen Zeit bei gewöhnlichen Naturen als grobe Sinnlichkeit zu Tage trat, nahm bei geistig beweglicheren die Form des freien Tones, der genialen Emanzipation an. „Meine Lage — sagt Therese Heyne von sich — war von der Lage andrer Mädchen so verschieden wie meine Erziehung, und mein Schicksal, Unschuld und Stolz verhinderten mich, je einen Schritt heimlich zu thun; was ich für unsträflich hielt, that ich öffentlich, ließ mir die Cour machen, lachte, lärmte, und heimlich lästerte man mich für meine öffentliche Unbefangenheit. Mein Verdienst als ein interessantes Mädchen und der Eigensinn, das Schicksal brachten mich in Lagen, die man gewöhnlich nur in Romanen findet, wo ich nur mit geradem Menschensinn, ohne Intrigue handelte und also wieder unbegreiflich ward. Um wirkliches Übel zu vermeiden, opferte ich das qu'en dira-t-on? auf und ward falsch beurteilt. Ich habe in Gegenwart meines Mannes über keinen Augenblick meiner Jugend zu erröten und kann stolz sein auf die Augenblicke, wo Frau Gevatterinnen gerade ein Kreuz machten." Ganz genau so dachte und handelte Karoline Michaelis als Mädchen, aber was Therese an sich lobt, tadelt sie an der Freundin. In einem Briefe aus dem Jahre 1784 nennt sie Karoline Michaelis ein sehr kluges Mädchen, das klügste, das sie in Göttingen kenne. Dann fährt sie fort: „Sie hat aber zu viel Eitelkeit, um ohne Falsch zu sein, und zu wenig Welt und Erfahrung, um Toleranz zu besitzen. Vor wenigen Jahren geriet sie durch Unerfahrenheit und die Gesellschaft eines unnützen Mädchens in sehr zweideutigen Ruf und beging aus Eitelkeit und Neid (die natürliche Folge der Eitelkeit, wenn nicht Stolz und inneres Gefühl seines Wertes sie überwinden) einige wirklich boshafte und unvorsichtige Streiche; dieses giebt ihr jetzt den Anschein von Prü-

derie, da sie wirklich wider ihr Temperament sanft und zurückhaltend ist." Man kann mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß Karoline ganz ähnlich über Therese geurteilt haben wird. Die emanzipirten Geister in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts brüsteten sich außerordentlich mit der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit gegen sich und andre, aber man kann ihnen oft mit ihren eignen Worten nachweisen, daß auch sie nicht immer ohne Falsch waren. Dies gilt von Männern und Frauen.

Wie weit sich aber auch Karoline in das leichtfertige Treiben ihrer Zeit hineinziehen ließ, der klare Blick ihres Geistes wurde dadurch nicht getrübt. Man darf diesen Gegensatz nicht übersehen, denn er läßt sich verallgemeinert in vielen Verhältnissen jener glänzenden Literaturepoche nachweisen. So schreibt sie, freilich zehn Jahre später, nach mancherlei trüben Erfahrungen (1790) an ihren jüngeren Bruder Philipp einen Brief voll ernster und gütiger Ermahnungen, der ein Meisterstück pädagogischer Weisheit ist. Aus welcher geistigen Tiefe ist z. B. folgende Stelle geschöpft: „Es giebt doch wahrlich nichts unseligeres als das Abgerissene in der Gedankenreihe, im Wissen, im ganzen Sein, und wer nur kritisirt, dünkt sich früh schon weit und kann es in dieser Kunst auch sein, aber wozu hilft es ihm, was gewinnt er für sich damit? Es ist ein negatives Verdienst, wodurch er nur zu leicht über das positive wegschlüpft. Nein, der Jüngling sollte nicht eher richten, ehe er nicht geschaffen hat und weiß, was schaffen heißt. Der Kopf nimmt diese Wendung sich zum Nachteil von allen Seiten, auch von der gesellschaftlichen, wo er zum Referenten der Fehler oder Vorzüge andrer wird, ohne etwas aus eigner Macht hinzuzufügen; die Unterhaltung wird reizlos, ohne Folge, und man verzeiht dem mit vollem Rechte seine Mängel nicht, der sich superieur stellt, man ist immer geneigt, zu fragen: Mein Freund, öffne deine Schätze, laß sehen, wie du uns bezaubern und belehren kannst. Nur ein sehr hoher Grad von Verdienst oder sehr liebenswürdige Talente machen den wegwerfenden Eigendünkel vergessen."*)

Am 15. Juni 1784, noch nicht 21 Jahre alt, verheiratete sich Karoline mit dem Kreisphysikus Dr. Böhmer in Klausthal, dem Sohne des Professors Böhmer in Göttingen. Es war ihr Landsmann und Jugendfreund, mit dem sie die Reise durchs Leben antrat, und sie war ihm herzlich gut. Mit dem reinsten Entzücken schwebte sie in die Ehe hinein; die überschwängliche Teilnahme der Universitätsgenossen ihres Vaters und Schwiegervaters, der Schlözer, Feder, Rieper, Meiners, Leß, trug nicht wenig dazu bei. In Klausthal empfing sie die tiefste Einsamkeit. Ihr Mann war viel beschäftigt, die Gesellschaft ungenießbar, unmittelbare geistige Anregung so gut wie nicht vorhanden. Ein liebliches Töchterchen, Auguste, und dann noch eins, Therese, boten sich zum Ersatz an, und

*) G. Waitz, Karoline. Briefe an ihre Geschwister 2c. Erster Band, S. 83. Im Folgenden ist diese vollständigste Sammlung der Briefe Karolinens und der ihr Nahestehenden wiederholt benutzt worden.

Frau Karoline hatte den besten Willen, zufrieden zu sein. Auch konnte sie hoffen, es zu bleiben, denn sie liebte, ehrte und fürchtete ihren Mann. Aber lesen mußte sie, viel lesen, um nur bestehen zu können.

Es ist für ein Mädchen immer schwer, wenn sie in entferntere und einsamere Verhältnisse verpflanzt wird, doppelt schwer für eine, deren Sinn für umfassende literarische Bestrebungen geöffnet ist. Karoline war zu klug, als daß sie ihre Lage nicht hätte von der besten Seite nehmen sollen, aber in ihren Briefen an die Schwester Lotte macht sich ein Galgenhumor Luft, der die leere Stelle in ihrem Innern bloßlegt. „Ich für meinen Teil — schreibt sie bald nach ihrer Ankunft in der neuen Heimat — werfe mich alle Tage mehr in Klausthal herein, ohne mich in die hiesige Form zu gießen. Mißgönne doch einem ehrlichen Menschen die Lust nicht, sich an zwanzig bis fünfzig albernen Menschengesichtern zu amüsiren, und laß lieber in der katholischen Kirche in der Kurzen Straße eine Messe dafür lesen, daß ich das Ding von der Seite zu nehmen anfange." Und einige Monate später: „Meisterin brotloser Künste, unholdiger Geist, ich beschwöre dich, schicke mir keine Uhrbänder, sondern diesmal etwas zu lesen in gothischen Buchstaben. Ich bitte dich um Brot, und du giebst mir einen Stein. Wie kann ich lachen? Der Spiritus verfliegt, keine Macht

Kann ihn fesseln und gefangen nehmen,
Leicht wie Äther schlüpft er fort.

Du mußt mir andre Kost auftischen. Versteh, du sollst mir was aus dem Buchladen schicken, und künftige Woche kommt der ganze Bast mit eins zurück. Ich danke dir dennoch für deinen gestrigen Wisch und empfehle mich und mein ungeborenes Kind dir in höchster Eile." Schon nach zwei Jahren weiß sie kaum noch, wie sie sich in Klausthal aufrecht erhalten soll: „Mich däucht, ich sehe hier den Winter mit leichterem Herzen kommen als den Frühling. Der Winter darf nun einmal rauh sein und die Natur im Winter arm und kalt. Auch seh ich die Hälfte des Tages über nichts von ihr und bin die andre Hälfte ungestört ich, in meiner Stube. Der Frühling macht mir Heimweh; es ist immer die Jahreszeit süßer Schwermut, but, as there is no occasion for a sweet one, so wird dann eine bittre draus." Durch allerhand Erwägungen suchte sie sich zu beruhigen: „Ich bin nicht unglücklich, wenigstens nicht durch meine Lage, ja, was sage ich wenigstens? bin ichs denn überall [überhaupt]? Fiel mir auch in den ersten Zeiten wohl der Gedanke ein: Warum mußt du hier deine Jugend verleben, warum du hier vor so vielen andern und vor manchen doch fähig, eine große Rolle zu spielen, zu höheren Hoffnungen berechtigt? Das war Eitelkeit. Ich bin nicht mehr Mädchen, die Liebe giebt mir nichts zu thun, als in leichten häuslichen Pflichten, ich erwarte nichts mehr von einer rosenfarbigen Zukunft, mein Loos ist geworfen." Rührend ist ihr fortwährendes Bitten und Flehen um Bücher: „Schicke mir doch ja Archenholz das nächste mal. Ich

sterbe, wenn ich ihn nicht kriege. Ist er denn in keinem Buchladen? keiner Leihbibliothek? Lichtenberg hat ihn rezensirt, der muß ihn haben, Heyne gewiß auch. Es muß sehr amüsant sein." Dazwischen schauen burschikose Ausbrüche des Humors wie ein Mephistophelesgesicht hervor: „Heida, morgen wirds auch verflucht lustig hergehen, wir gehen zur Hochzeit bei Schröders. Um zwölf fahren wir hin, von zwei bis sieben Uhr sitzen wir am Tisch, ich werde platzen!" Aber sie spottet nur, um bald in gänzliche Mutlosigkeit hinabzusinken: „Ich dächte, ich müßte hier trotz allem vergnügt sein können, wenn mir nur etwas die Hand dazu böte."

Schon im Februar 1788, nicht volle vier Jahre nach der Hochzeit, starb der gute Böhmer. Die junge Witwe wandte sich mit ihren beiden Töchtern nach Göttingen, dann nach Marburg, wo ihr älterer Bruder Fritz Professor der Medizin war. Mit welchen Empfindungen sie an Klausthal zurückdachte, geht aus einem Briefe hervor, den sie von Marburg aus an einen Freund schreibt: „Daß Sie meine Lage vollkommen richtig beurteilten, wußte ich sehr wohl, aber ich konnte auch darüber nicht offen sein, weil ich den letzten Wahn zu retten hatte, der mir mein Schicksal erträglich machte, den letzten Wahn der Liebe: Zärtlichkeit. Zu delikat, zu gut, zu sanft, diese wegzuwerfen — vielleicht auch zu sehr eingeengt — behielt ich sie bei, und sie lebt selbst noch in der Erinnerung, ob ich gleich mit Schauer und Beben an jene Zeit zurückdenke und von ihr wie der Gefangene von dem Kerker mit einer schrecklichen Genugthuung rede."

Der Freund, dem sie dieses Bekenntnis macht, ist Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer aus Harburg, damals Bibliothekar in Göttingen, einer jener Herzensphilosophen und Allerweltsvertrauten, die in der sentimentalen Gesellschaft der Geniezeit eine große Rolle spielten. Er war der Busenfreund aller geistreichen Damen und rühmte sich im Alter noch scherzend seiner zehntausend Geliebten. Er hatte in Göttingen studirt und war durch Heynes Vermittlung im Jahre 1785 dahin zurückgekehrt. Auf die jungen Damen scheint er eine besondre Anziehungskraft ausgeübt zu haben. Karolinens Schwester Lotte schwärmte für ihn, und in seines Gönners Heyne Familie war er so daheim, daß Forster, als er im August 1785 nach Göttingen kam, um seine Braut, Therese Heyne, nach Wilna abzuholen, vor, während und nach der Hochzeit Meyer als den dritten im Bunde, als seinen lieben Assad annehmen mußte. Dieser unvermeidliche Meyer war der erste Seelenfreund, den sich Karoline in ihrer Witwenschaft erkor. Er verließ zwar schon um die Mitte des Jahres 1788 Göttingen und ging auf Reisen, aber ein lebhafter Briefwechsel ersetzte den Umgang. Die Beziehungen reichten wahrscheinlich bis in Meyers Studienzeit zurück und hatten auch während Karolinens Ehe nicht ganz aufgehört. „Ich begriff Sie nie ganz und konnte auch nicht, denn wie wenig kannte ich Sie durch mich selbst. Wie ich Sie kannte, interessirten Sie mich aus meinem Geschmack — den viele Leute

falsch nennen — und einer seltsamen Übereinstimmung mit dem, was den leisesten, den halb unverstandenen Bildern meiner Phantasie schmeichelt. Ich hätte Empfindungen erregen mögen, wie Sie sie schilderten, und doch nicht die Ihrigen — denn mein Herz hatte sich aller Wirklichkeit entwöhnt —, ich wußte nicht mehr damit umzugehen. Das gab mir einen Ernst gegen Sie, den Sie nur erwiedern wollten, und so, daß ich ihn nicht für natürlich hielt, zurückgaben. Vertrauen hatte ich für Sie nur durch andre." Er war ihr philosophischer Berater, mit dem sie umso unbefangener verkehrte, als sie den Wankelmut seiner Neigungen recht wohl kannte. Doch ist die Art, wie sie ihn festzuhalten sucht, nicht frei von einer gewissen Koketterie. Bei ihrer Übersiedlung nach Marburg schreibt sie ihm: „Ich habe mir ein Ziel meines Bleibens gesetzt, dann weiter, wohin mein Genie reicht, denn ich fürchte, das Geschick und ich haben keinen Einfluß mehr auf einander. Seine gütigen Anerbietungen kann ich nicht brauchen, seine bösen Streiche will ich nicht achten. Wünsche hören auf, bescheiden zu sein, wenn in ihrer Erfüllung unsre höchste und süßeste Glückseligkeit läge, auf Wunder rechnet man nicht, wenn man sich fähig fühlt, Wunder zu thun und ein widerstrebendes Schicksal durch ein glühendes, überfülltes, in Schmerz wie in Freuden schwelgendes Herz zu bezwingen. Meine Kinder sind liebe Geschöpfe. Daß Sie kämen, Meyer — mit sanftem und festem Schritte käme Ihnen eine Freundin entgegen in — Karoline."

Meyer war aber nicht der einzige Vertraute. Eben so sehr interessirte sie dessen Freund, der junge, schöne Tatter, damals Hofmeister der englischen Prinzen, die in Göttingen studirten. Doch sind die Briefe an ihn nicht erhalten.

Schon hatte sie aber auch die Bekanntschaft August Wilhelm Schlegels gemacht. Schlegel stammte aus Hannover — Karoline war mit seiner Mutter befreundet —, und seit 1786 studirte er in Göttingen. Auf ihn hatte die junge Witwe sogleich einen überwältigenden Eindruck hervorgebracht. Schon die ersten Briefe, die er ihr nach Marburg schrieb, müssen wirkliche Liebeserklärungen gewesen sein, und die näher stehenden vermuteten bereits ein inniges Verhältnis. Karoline lehnte vorsichtig ab, aber sie hielt den interessanten jungen Mann in ihrem Banne fest. „Le mal est fait — schreibt sie 1789 an ihre Schwester —, denn Schlegel hat seit Dienstag einen Brief — ich würde aber das Übel doch begangen haben, wenn ich auch deine Warnung gelesen. Er schrieb mir drei mal, und wie! Da du am Donnerstag noch nichts von diesem ihn betroffenen Glücksfall erfahren hattest, so hoff' ich, er geht ein wenig stiller damit zu Werke. Ich habe sehr über Jetten gelacht — Schlegel und ich! ich lache, indem ich schreibe! Nein, das ist sicher — aus uns wird nichts. Daß doch gleich etwas werden muß!" 1790 nahm Schlegel eine Hauslehrerstelle in Amsterdam an, aber der briefliche Verkehr mit Karoline dauerte fort. Der Bruder, Friedrich Schlegel, bekam die Briefe zu lesen, und es ist interessant, zu beobachten, wie die beiden selbstbewußten Romantiker sich über die geistvolle Frau unterhalten. „Ich bin

bereichert durch die Briefe der B(öhmer) — schreibt Friedrich —, etwas unbegreiflich bleibt sie mir — nämlich wie bei der Erhabenheit die leichtbewegliche Phantasie und die Zartheit des Gefühls sein kann. Du darfst dirs nicht gereuen lassen (denn wenn du diese heilige Idee entweihest, so würdest du Reue fühlen). Mit ihrer Erhabenheit sympathisire ich, und das Zartere erreiche ich mit dem Verstande. Ich glaube nicht, daß ich ihre Zartheit verletzen würde, auch bei dem freiesten Verhältnisse.“ Zuweilen traten auch Störungen des freundschaftlichen Verhältnisses ein, die darauf schließen lassen, daß Karoline dem ihr schwärmerisch ergebenen jungen Manne bald näher trat, bald ihn von sich zu entfernen suchte. Wahrscheinlich war dies auch für ihn der Grund, die Stelle in Amsterdam anzunehmen. Karoline suchte ihn zur Rückkehr nach Deutschland zu bewegen, aber Schlegel fürchtete ihre Herrschsucht und widerstand ihren Lockungen. Sein Bruder Friedrich urteilt bei dieser Gelegenheit sehr bitter über sie: „Schonung verdiente ein Weib nicht, die dir unbesonnen eine Verschreibung auf dein Glück giebt und bald diese ganz unbefangen zerreißt, aus keinem Grunde, als weil sie fühlt, daß es so in ihr liegt.... Euer Bund ist ganz zu Ende, und dein Anerbieten der Freundschaft halte ich nicht für Ernst. Euer Bund ist ganz zu Ende, denn deine Liebe zu ihr war nur Mittel zu einem hohen Zwecke, den das Mittel zu zerstören droht. Dies zeigst du, indem dir der Zweck mehr galt als das Mittel, du hast sie nun gebraucht, und mit Recht wirfst du sie weg, da sie dir schädlich wird. Oder weißt du etwa nicht, daß du in ihr dein eignes Ideal der Größe liebtest? ... Mein Lieber, ich verkenne sie nicht. Und sie hat Recht, wer nichts als die Buhlerin in ihr sieht, der verdient Verachtung. Sie ist mir noch dieselbe, die sie mir war. Aber ich frage nur nach dem, was sie für dich ist, nicht was sie an sich ist, und da hast du vortrefflich entschieden. Wenn sie dich liebte, und dies ist möglich, so galt ihr ihr Eigendünkel und weibliche Herrschbegierde mehr als du. Einzelne sehr große Züge verkenne ich nicht an ihr; ich wünschte doch, daß sie mit der schonungslosen Aufrichtigkeit, deren sie sich rühmt, auch nur einmal in ihr Inneres blickte.... Hinter den Aussprüchen ihres Gefühls, die die Dunkelheit und die Anmaßung der Orakelsprüche haben — es liegt so in mir — ich sage, wie es ist, nicht wie es sein sollte — ich fühle das — es ist muß — ich darf, was ich muß — unter diesen scheinbaren Gestalten möchten vielleicht andre Dinge im Hintergrunde lauern, als sie selbst ahnt. Es ist nicht unmöglich, daß sie ihren Schritt einmal bereut, sie fühlt deinen Verlust tief.“ August Wilhelm wirft dem Bruder Unmenschlichkeit vor, und Friedrich verteidigt sich, indem er darauf hinweist, daß doch seine ganze Auseinandersetzung von Achtung für Karoline zeuge, und daß nur die Einzelheiten die Färbung einer übeln Laune trügen.

Während ihres Aufenthaltes in Göttingen nach dem Tode ihres Mannes lernte Karoline auch Bürger kennen, der nächst Heyne den größten Einfluß auf

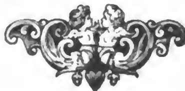
Schlegel hatte. Bürger stellte die Reinheit und Mannichfaltigkeit der Form als das nächste und höchste Ziel der Poesie hin, Schlegel faßte den Gedanken mit jugendlicher Begeisterung auf, und so kann man Göttingen als die Geburtsstätte der romantischen Schule bezeichnen. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Karoline, die selbst mit einer seltenen Anmut des sprachlichen Ausdrucks begabt war, schon damals auf die Bürger-Schlegelschen Ideen lebhaft einging. Sie versuchte sich in Gedichten und kritisirte Gedichte, auch die Äußerungen Friedrich Schlegels, daß der Bruder in ihr das eigne Ideal der Größe geliebt habe, daß seine Liebe zu ihr nur Mittel zu einem hohen Zwecke gewesen sei, und andre deuten darauf hin.

Während Karoline im ungestümen Drange ihres Herzens bei mehr als einem Manne zugleich Freundschaft und Liebe suchte, erfuhr sie manches Trübe. In Marburg starb ihr zweites Töchterchen Therese, im August 1791 verlor sie den Vater durch den Tod. Ihr Verhältnis zu der Familie des älteren Bruders hatte sich unterdes bis zur Gehässigkeit verdüstert. Wodurch, ist nicht zu ersehen, aber die Folge war, daß sie in Marburg nicht bleiben konnte. Sie hielt sich nach dem Tode des Vaters eine kurze Zeit in Göttingen auf und ging dann nach Mainz, wo Forster, der dort Bibliothekar geworden war, mit Theresen, seiner Gattin, ein gastfreundliches, geistig bewegtes Haus unterhielt. Der Freund und die Freundin boten ihr eine Stütze und einen gesellschaftlichen Anknüpfungspunkt. Fast ein Jahr lang genoß sie ruhig den Umgang mit ihren Freunden. „Die Witwe Böhmer — schreibt Forster an Lichtenberg in Göttingen am 8. April 1792 —, des seligen Michaelis Tochter, ist seit Anfang des März hier und lebt eingezogen und zufrieden; außer unserm Hause kommt sie nicht aus ihrer Wohnung. Es ist ein gescheites Weib, deren Umgang unsern häuslichen Zirkel bereichert.“ Aber es wurde anders. Am 29. Oktober 1792 nahm Custine Mainz ein, und ein Teil der Bürgerschaft, die Universitätsprofessoren voran, setzten die berüchtigte Mainzer Revolution in Szene, welche die Einführung der französischen Verfassung zum Zwecke hatte und schließlich in der Errichtung einer linksrheinischen Republik unter französischer Oberhoheit gipfelte. Es ist bekannt, daß der deutsche Jakobinerklub, der in dem Prachtsale des entflohenen Kurfürsten seine Sitzungen abhielt, in lächerlicher Weise die Gebräuche der französischen Jakobiner nachahmte und schon anfing, die in den gewohnten Anschauungen verharrenden Bürger durch Gewaltmaßregeln zu unterjochen, als Mainz von den Deutschen belagert und (am 22. Juli 1793) zurückerobert wurde. Wie viel Jammer und Elend auch in dieser bösen Zeit über hunderte von Familien gekommen ist, keines Schicksal ist von Mit- und Nachwelt so tief empfunden worden als das Forsters, obgleich man nicht sagen kann, daß er bei der Mainzer Revolution immer die Hauptrolle gespielt habe. Anfangs hielt er sich zurück, aber nachdem er in den Strudel gleichsam hineingedrängt und geschoben worden war, widmete er in reinster Hingabe der fremden Sache alle

seine Kraft, ließ sich mehrmals zum Präsidenten des Klubs wählen, trat in die französische Regierung ein, nahm an der Gründung der rheinischen Republik thätigen Anteil und beantragte in Paris vor dem Konvente die Einverleibung des Mainzer Landes in die französische Republik. Er kehrte nicht wieder zurück, entging dadurch der Rache der deutschen Sieger, starb aber enttäuscht, verlassen, verarmt in der Stadt, die ihm keine Heimat geworden war, schon am 12. Januar 1794. Dieser Anteil beruht auf dem wahrhaft tragischen Konflikt, zu dem sein Charakter und sein Schicksal ihn hinführten. Er, der ruhige, stetige Naturforscher, der in viel umfassender Geschäftigkeit die ganze Erde zu seinem Studirzimmer machte, mußte ein politischer Parteiführer, der echt deutsche Mann ein Verräter an seinem Vaterlande werden. Wie konnte er, dessen Absichten die reinsten, dessen Bestrebungen die idealsten waren, sich mit unlösbaren Fesseln an einen Jakobinerklub binden lassen? Weil die Schwäche und Weichheit seines Herzens sich mit den höchsten Ideen von Freiheit und Menschenwürde, deren sein Geist fähig war, verknüpften und ihn zu Handlungen hinrissen, die ihn von seinem Vaterlande und seinen mitstrebenden Freunden trennten. In Paris, im wilden Wirbel der Revolution, erkannte er seinen Irrtum, er sah die heilige Sache der Freiheit, der er ein reiches Leben, sein Vaterland, seine Freunde geopfert hatte, von unreinen Händen beschmutzt, aber er mußte ausharren, für ihn gab es keine Rückkehr. An Genossen geschmiedet, die ihm fremd blieben, die er verabscheute, verkümmerte er, und der baldige Tod war für ihn eine Erlösung. In dieser Abweichung von dem geraden Wege seiner natürlichen Entwicklung lag schon eine schwere Sühne, aber das Schicksal traf den unvorsichtigen Mann noch mit einem zweiten harten Schlage, und zwar in das innerste Herz. Während er selbst einer politischen Truggestalt nachjagte, verdrängte ihn sein Hausfreund, der Dichter und sächsische Gesandtschaftssekretär Huber, aus dem Herzen seiner Frau. Huber war von der geistvollen Therese, die selbst den Beruf der Schriftstellerin in sich fühlte, ganz eingenommen; um ihretwillen verließ er seine Verlobte Dora Stock, Friedrich Körners Schwägerin, und alle Zeit, die sein Amt nicht unbedingt in Anspruch nahm, widmete er der Sorge für ihre geistigen und wirtschaftlichen Bedürfnisse. Therese hatte noch weniger Liebe in die Ehe mitgebracht als Karoline, sie hatte nur den berühmten Weltumsegler geheiratet, nicht den Mann, der ihr Herz für alle Zeiten erfüllen sollte, und ihr Freund Meyer wußte recht gut, daß sie nicht glücklich war, obgleich sie sich einredete, es zu sein. Forster war außerdem kein guter Wirt. So anspruchslos und mäßig er für seine Person war, so liebte er doch in allen äußeren und inneren Verhältnissen des Lebens den großen Zuschnitt; Bedienung, Reisen, Bücher kosteten viel Geld. Die Klage über unzureichendes Einkommen ist infolge dessen eine oft wiederkehrende Stelle in seinen Briefen. Der schlichte Gelehrte verbreitete fortwährend Unruhe um sich. So hatte er von Wilna aus mit Katharina von Rußland über die Mittel zu einer zweiten

Reise um die Welt verhandelt und war schon so weit gekommen, daß er seine Professur aufgab und in Göttingen die Vorbereitungen zur Reise traf. Allein der russische Hof hatte den Plan fallen lassen, und Forster hatte es als ein Glück betrachten müssen, daß sich in Mainz die Bibliothekarstelle anbot. Aber auch hier stand er fortwährend auf dem Sprunge. Kein Wunder, daß seine Frau oft in die Lage kam, ihre Sorgen vor einem vertrauten Hausfreunde auszuschütten. Als Mainz von den Preußen belagert wurde, im Herbst 1792, schickte Forster die Frau und die Kinder nach Straßburg und übergab sie der Obhut der dortigen Jakobiner. Hier trennte sich Therese innerlich und äußerlich von ihrem Manne. Sie entfloh den Jakobinern, deren Treiben ihr im höchsten Grade mißfiel, und wandte sich nach der Schweiz. Huber, der sein Amt aufgegeben hatte, fand sich zu ihr, und dem armen Forster blieb nichts übrig, als unter Lebensgefahr aus seinem Gefängnisse Frankreich noch einmal über die Grenze zu schleichen, um seine Kinder an seine Brust zu drücken und dann gebrochenen Herzens zurückzueilen nach Paris, um zu sterben. Forster liebte Weib und Kind über alles. Zwar glaubte er im Geiste jener wunderlichen Zeit, seiner Frau keinen Zwang ihrer Neigung auferlegen zu dürfen, zwar betrachtete und behandelte er demzufolge Huber als einen Freund, dem er um Theresens willen Dank schuldig sei, aber immer und immer wieder kommt in seinen Briefen nach der Schweiz der Unmut zum Durchbruch, und man fühlt es heraus, wie tief sein moralisches Gefühl verletzt ist, wie elend ihn der Verlust der Seinigen macht; auf dem Totenbette war die Erinnerung an seine Kinder sein letzter Gedanke. Was half es ihm! Therese und Huber hatten kaum ein Gefühl des Mitleids für den unglücklichen Mann, an eine Rückkehr in das frühere Verhältnis mochten sie nicht denken, sie mußten es dem Schicksal danken, daß es den unheilvollen Knoten durch den Tod des Verlassenen löste. Therese hat als Hubers Gattin, als arme Schriftstellersfrau mit Riesenkraft um den Bestand ihres neuen Familienlebens gerungen, hat sich mit spartanischem Heldenmut durchgekämpft und sich so als die Tochter Heynes bewährt, aber daß sie Forster in seiner Not verlassen hat, bleibt ein dunkler Flecken auf ihrem Bilde.

(Fortsetzung folgt.)





Eine Fahrt in den Orient.

Von Adam von Festenberg.

(Fortsetzung.)



Um neun Uhr morgens sahen wir die Mündung des Bosporus vor uns liegen, der bekanntlich Asien (Anatolien) von Europa (Rumelien), nicht aber die Liebe zu trennen vermag. Zwei Leuchttürme (Fener) auf den beiden Ufern (daher Anatoli-Fener und Rumeli-Fener) würden kühne Liebende jetzt vor Gefahren schützen. Zuerst wirkt die Einfahrt nicht so überraschend, weil die Berge nicht hoch und unbewaldet, die Landschaft auch nicht belebt ist. Allmählich steigern sich die Wirkungen, wie sie leuchtende Sonne, himmelblaues Meer, marmorglänzende Paläste und dunkelgrüne Zypressenwälder hervorrufen können. Die Levantinerin setzte einen besondern Stolz darein, die erste zu sein, die uns die Lichtseiten ihres Vaterlandes zeigen konnte, und so war es nicht schwer, daß wir uns in diesem Häusermeer, wo Dorf an Dorf sich ununterbrochen reiht und Palast mit Palast, Ruine mit Ruine wechselt, zurecht fanden. Mit diesem Eindruck, den die Natur auf die Sinne des Menschen übt, stehen aber in engster Verbindung die Gedanken, welche der geschichtliche Untergrund auf sein Gemüt äußert. Mir ist es nicht gegeben, eine Landschaft, und sei sie noch so schön, nur abstrakt zu betrachten, ich muß die Schicksale mit ihr verflechten, die einzelne Menschen oder ganze Nationen auf ihr durchlebt haben, und in dieser Hinsicht übertrifft der Bosporus gewiß alle Völkerstraßen von jener Zeit an, da ihm die in eine Kuh verwandelte Jo den Namen gab, da die Heere des Darius unter Datis und Artaphernes zwischen Rumeli-Hissar und Anatoli-Hissar ihn überschritten, um die klassische Welt orientalischem Despotismus zu unterjochen, da Konstantin an diesen Ufern eine neue Weltmonarchie gründete, Justinian von hier aus Gesetze gab, die noch heute die Menschheit regieren, bis zu jenen

Kämpfen der Genuesen und Venetianer, jenem romantischen Kreuzzug der Lateiner und dem endlichen Siege des Halbmonds. Solche Einwirkung auf Sinn und Gemüt habe ich nirgends größer genossen, und in dieser Hinsicht will ich gern dem Bosporus den Vorrang vor dem Golf von Neapel einräumen. Aber trotz alledem habe ich nicht die innere Befriedigung gehabt, wie sie der Anblick des Harmonisch-Schönen bei Neapel gewährt; überall drängte sich hier in das Bild der Anblick von Schmutz und Elend, von Öde und Verwüstung. Die Seele gelangt hier zu keiner Ruhe; in die herrliche Natur und in das edle Streben des Menschen greift mißgestaltend der Dämon ein. Auf dem Posilipp in Neapel wurde mir das Wort Friedrichs von Hohenstaufen klar, daß Gott, wenn er Neapel vorher gekannt hätte, das gelobte Land hierher verlegt haben würde. Ich glaube nicht, daß sich vom Bosporus dasselbe sagen läßt. Ich bin freilich mit meinen Anschauungen auf Widerspruch gestoßen; schon mein Begleiter, der in Übertreibung eines Hegelschen Ausspruchs nicht bloß dem Bestehenden, sondern dem Gegenwärtigen als dem Vollkommenen die Palme giebt, bekämpfte mich. Und doch hat immer und immer wieder der Sieg zwischen Bosporus und Neapel geschwankt. Auch ein so feiner Beurteiler des Schönen wie Gregorovius konnte nicht gleich schlüssig werden; er ist im vergangenen Frühjahr sofort aus dem Orient nach Neapel geeilt, weil er in seinem Herzen noch immer für Neapel Partei nahm, aber er ist doch, wie ich von ihm höre, zu dem Entschluß gelangt, diesem nur den zweiten Platz zuzuerkennen, indem er behauptet, daß, wer Konstantinopel nicht gesehen habe, nicht wisse, was Schönheit sei.

Diese Schönheit aber lag in ihrem vollen Glanze vor uns ausgebreitet mit ihrem Häusermeer, mit ihren weißglänzenden Palästen und Moscheen, mit ihren trotzigen Türmen und schlanken Minarets.

Das Schiff, umschwärmt von hunderten von Barken, warf gegenüber dem Turme von Galata Anker, und ehe man es sich versah, hatten sich zahllose Menschen: Hoteldiener und Dragomans, Barkenführer und Träger, auf das Deck gestürzt, und es begann jener Kampf um die Ausbeutung des Fremden, der immer mit einer Niederlage des letzteren endet. Wir entgingen dem allgemeinen Schicksal nur dadurch, daß uns die Freunde mit ihren Kawassen und Dienern erwarteten, deren gewuchtigen Streichen auch die kühnsten Angreifer nicht zu widerstehen vermochten. Aber wenn ich euch sagen sollte, wie ich ins Hotel gekommen bin, so würde ich nicht imstande sein, es zu beschreiben.

4. Der erste Tag am goldnen Horn.

Niemals habe ich so unvermittelte Gegensätze gefunden als zwischen dem Anblick des äußeren und des inneren Konstantinopels. Vom Schiffe aus glänzende Paläste, weiße Minarets, alles licht und klar. Im Innern unsäglicher Schmutz,

alles verfallen und wurmstichig. Dort europäische Gesellschaft, europäischer Komfort, hier ein Gewühl von Trachten, ein Schreien und Lärmen und ein Pflaster, zu dessen Beschreibung auch die Phantasie des Dichters des Inferno nicht ausreichen würde. Hätte Dante die Straßen Peras und Stambuls gesehen, er würde sie zum Vorbild seiner Malebolgen genommen haben, und wenn in einer derselben der glühende Weg die Sünder rastlos jagt, so sind ihm die Straßen Konstantinopels insofern ähnlich, als die spitzen und scharfen Steine, Löcher und Untiefen den Wanderer fortwährend vorwärts treiben in der Hoffnung, endlich einmal eine Stelle zu finden, auf die er seinen Fuß ohne Schmerz setzen kann — eine Hoffnung, die freilich ganz vergeblich ist. Glücklicherweise haben die Engländer den Berg von Pera durch eine Drahtseilbahn mit einem Tunnel durchbrochen und sich dadurch den Dank aller erworben, welche wenigstens auf zwei Minuten hier einen Ruhepunkt und zugleich eine Beförderung finden. Dahin wurde ich von meinen Freunden gebracht und bald in eines der europäischen Gasthäuser einquartiert, die in ihren Preisen zwar mit den ersten Schweizer Hotels wetteifern, in Bezug auf Komfort und Reinlichkeit aber noch unter den unsrigen dritten Ranges stehen. Bis ich dahin gelangte, hatte ich nur immer auf meine Füße zu sehen, und so kam es, daß von den Bewohnern des goldnen Horns meine Blicke zuerst die Hunde auf sich zogen. Von den Hunden des Orients hat jeder gehört, und da ich im allgemeinen kein allzugroßer Freund von allem „was da kreucht“ bin, so hatte mich schon vorher der Gedanke an diese Tiere mit Grausen erfüllt. Meine Erwartungen sind hierbei zwiefach getäuscht worden; was das Ansehen betrifft, so ist es noch ekelhafter, als ich mir dachte; es sind braune, verwahrlost aussehende Wolfshunde, die abgemagert, zerschunden, oft mit offenen Wunden und zerstümmelten Gliedmaßen in Haufen auf den Straßen liegen und laufen. Wiewohl sie in dem Geruch der Heiligkeit bei den Türken stehen — einem Geruch, der übrigens bei den vielen andern Gerüchen, von denen die Straßen erfüllt sind, nicht besonders bemerkbar ist —, so haben diese doch kein Mitleid für die Tiere, und ich glaube, daß das Wort, daß sich der Gerechte auch seines Viehes erbarmt, wenn es überhaupt im Koran stehen sollte, jedenfalls nicht zu den Geboten des praktischen Mohamedanismus gehört. Anderseits aber sind diese Hunde auch nicht zu fürchten; sie sind harmlos und lassen sich ohne Widersetzlichkeit treten und stoßen und sind so weder dem Einheimischen noch dem Europäer gefährlich. Wie aber im Orient Rassen und Konfessionen nach Quartieren geteilt sind, die ihre eigne Organisation haben und eifersüchtig ihre Privilegien behüten, so bilden auch die Hunde der verschiednen Viertel eigne Körperschaften und Zunftverbände, in welche der Eintritt jedem andern Hunde aufs strengste versagt bleibt. Für jeden fremden Hund heißt es: Lasciate ogni speranza voi ch'entrate; er würde einem sicher unvermeidlichen Tode verfallen und durch Bisse in das Jenseits befördert werden, wenn er sich in diese fremde Region wagte.

Auch ist den Hunden das orientalische Phlegma eigen und jede besondre Aufregung ihnen verhaßt; sie sind Anhänger eines unbedingten Kismeth und werden deshalb wütend, nicht wenn es irgendwo brennt, sondern wenn die Feuerwehr löscht. Auf dem Seraskierturm in Stambul, der Station der Feuerwehr, fielen mir eine Menge von stumpfen Spießen auf; mit ihnen werden die Pompiers bewaffnet, um, wenn sie nach der Feuerstätte eilen, die aufgeregten und sie anfallenden Hunde von sich abzuwehren. Bei alledem darf man aber nicht denken, daß die Hunde nutzlos seien; sie haben vielmehr eine hohe Kulturaufgabe zu erfüllen, welche den Stadtteilen Konstantinopels das hohe Budget erspart, das bei uns für die Straßenreinigung bestimmt ist. Des Nachts, d. h. vor dem Schlafengehen, wird aus den Häusern Müll und Unrat, der sich tagsüber innen angesammelt hat, auf der einfachsten, schon von Xanthippe zur Anwendung gebrachten Weise auf die Straße geschüttet. Einen solchen Moment verwerten die Hunde, welche mit der Nacht unruhiger werden, um sich auf das Herausgeschüttete zu stürzen und aufzuzehren, was überhaupt zu verzehren möglich ist. Das ist aber schon eine große Menge; das übrige bleibt liegen, bis es der Wind verweht oder der Regen fortwäscht oder zu neuem Bindemittel des Pflasters verwendet. Also Achtung vor den Hunden! Unbegreiflich, daß die Türken das nicht anerkennen und ihre Feinde gerade mit dem Namen dieser für sie so nützlichen Tiere belegen.

Mein erster Ausgang sollte nach — Asien sein. Einen fremden Weltteil zu betreten, hat so viel des Reizvollen und Erhabenen, daß ich so schnell als möglich diesen Eindruck auf mich wirken lassen wollte. So fuhren wir mit unsern türkischen Freunden auf dem Dampfer nach Skutari, dem asiatischen Teile der Stadt. Kaum gelandet, werden wir von einer Masse Pferdevermieter mit ihren Tieren umringt; man glaubt mitten in eine Herde wilder Tiere und Menschen geraten zu sein. Da gilt kein Mustern, kein Überlegen, jede Wahl und Willensfreiheit ist ausgeschlossen; ehe man sichs versieht, sitzt man auf dem Rücken eines Pferdes und nun geht es, heidi! vorwärts. Ich dankte trotzdem dieser Gelegenheit, die mich wenigstens in den Stand setzte, meiner Umgebung eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. In Skutari wohnen keine Europäer, hier ist echtes Asien, alles türkisch. Die Straßen eng und schmutzig, das Pflaster von der gleichen Beschaffenheit wie in Pera. Die Häuser sind unansehnlich und alle von Holz gebaut, doch mit vorstehenden Erkern, sodaß man zuweilen in eine alte süddeutsche Stadt versetzt zu sein glaubt; immer lassen sich die zwei Teile des Hauses erkennen; der eine, dessen Fenster freien Einblick gewähren, ist für die Männer bestimmt (Salemlik); der andre mit vergitterten Fenstern birgt die so sorgsam gehüteten Frauen (Haremlik). Auf den Straßen herrscht reges Leben; die Werkstätten der Handwerker liegen offen am Wege, ebenso die Kramläden, denn von großen Magazinen ist hier keine Rede, diese sind vielmehr im Bazar vereinigt. Wir hatten übrigens nicht viel Zeit, Be-

trachtungen anzustellen, denn bald kamen wir zu den großen cypressenbeschatteten türkischen Friedhöfen, die uneingefriedet mitten in der Stadt liegen. Der Tote scheint für den Türken kein Gegenstand besondrer Pietät zu sein, und es liegt in der That eine eigne Religionsphilosophie darin, wenn man dem zu Staub werdenden Leibe keine übertriebene Verehrung zollt. Die Grabschriften, die mitunter von poetischer Schönheit sind, geben auch diese Anschauung wieder, wenn sie von der Vergänglichkeit des Erdenlebens und der Nichtigkeit irdischen Glückes reden. „Jede Seele kostet den Tod" ist der oft wiederkehrende Trost für die Überlebenden. Es herrscht auf einem solchen Friedhofe keine Ordnung; in und außer der Reihe werden die Toten, welche in schmucklosen Holzkästen liegen, nicht allzutief in die Erde geworfen. Darüber wird ein Stein gedeckt, und darauf ein schmaler Marmorblock errichtet, der in erhabener, goldner oder bunter Schrift den Verstorbenen nennt. Trägt dieser Block einen marmornen, oft rot angestrichenen Fez oder in alter Zeit einen Turban, so weiß man, daß darunter ein Mann seine Ruhe gefunden hat; geht das Ende aber in eine sonnenrosenartige Blüte aus, so deckt der Stein ein weibliches Wesen. Dieser große Cypressenwald, der sich mit seinen dunkeln Bäumen, auf denen Tauben nisten, zu beiden Seiten des Weges hinzieht, mit seinen verödeten, schmuck- und blumenlosen Gräbern und den verfallenen Steinen wird nicht verfehlen, den Wanderer in eine tiefernste Stimmung zu versetzen, und ich möchte einem neuen Herausgeber der Schopenhauerschen Werke das Bild eines türkischen Friedhofes als Titelkupfer empfehlen. Nirgends tritt das Nichts des Lebens so lebhaft zu Tage. Wie anders wirkte der dicht daneben liegende englische Friedhof mit seinen sorgsam gepflegten Gräbern! Freilich der Obelisk in der Mitte, dessen Seiten vier byzantinisch-archaistische Engel stützen, zeugt von einer großen Verirrung des Geschmackes, der die verschiednen Charaktere zweier Kunstepochen vereinigen wollte. Das Denkmal ist für die in fremder Erde ruhenden Offiziere und Soldaten der Krimarmee bestimmt. Aber die Aussicht von den Gittern des Kirchhofes läßt bald die Toten vergessen. Denn vor dem Beschauer dehnt sich die Häusermasse Stambuls mit der Serailspitze und dem Walde seiner Minarets aus, zur Linken sieht man das von levantinischen Kaufleuten bewohnte villenreiche Kadiköi und im Vordergrunde den Leuchtturm (Fenerbagtsche) für die aus den Dardanellen und dem Marmarameer kommenden Schiffe. Wir gingen an das Meer hinab und bestiegen dort einen Kaik, d. h. ein Boot, welches die zweite Periode der Schiffsbaukunst bezeichnet, wenn man als erste das Kanoe betrachtet. Auch der Kaik scheint nicht viel mehr als ein ausgehohlter Baumstamm, in welchem höchstens zwei Personen, hart aneinander und lang ausgestreckt, Platz haben. Der bedächtige Türke, welcher ein Feind überflüssiger Bewegungen ist, darf sich ohne Gefahr diesem schwanken Nachen anvertrauen, der Europäer büßt seine größere Lebhaftigkeit nicht selten mit einem unfreiwilligen Bade, und in unsern Tagen kam es vor, daß der Kaik

selbst exterritoriale Persönlichkeiten nicht schonte, sondern einen Gesandten nebst Gattin in eine nähere, nicht gesuchte Bekanntschaft mit dem Bosporus brachte. Wir hatten dem biedern türkischen Schiffer sorgsam eingeprägt, daß er „den Cäsar und sein Glück trage," und so langten wir wohlbehalten in Fenerbagtsche an, wo sich mit der entzückenden Aussicht auf die blauen Berge Asiens und das im Sonnenglanz strahlende Marmarameer Szenen köstlichsten Volkslebens entwickelten. Denn um die Herbstwende bildet dieser Ort den Spaziergang für die bessern Stände aus der Türkenwelt. In Equipagen oder in ochsenbespannten, mit rotem Baldachin bedeckten Wagen langt der Effendi mit seinen Frauen hier an und ergeht sich mit ihnen unter den schattigen Bäumen. Verkäufer von Kaffee und Früchten, von süßen Reisspeisen und Wasser eilen von Gruppe zu Gruppe. Ein mißgestalteter Zwerg spielte auf einer Geige melancholische Lieder und sang mit krächzender Stimme den Text. Wie aber bei Naturvölkern Mißgestaltung nicht Mitleiden, sondern Heiterkeit erregt, so erntete auch dieser unglückliche Künstler bei seiner größtenteils aus türkischen Kindern bestehenden Zuhörerschaft nur Spott, ohne daß er indes von seinem unermüdlichen Thun abgeschreckt wurde. Das war nun schon die erste Gelegenheit, uns nach dem schöneren Geschlecht umzusehen; allein was wir sahen, waren mittelgroße Gestalten, von einem unförmlichen, die Formen verdeckenden Mantel umgeben und in einen Schleier gehüllt, der nur die Augen und Nasenspitze erkennen ließ. Wer sich auf Augen versteht, kann sich vorstellen, ob unter diesem Mantel (Feradsche) das Herz noch warm schlägt oder die alles beruhigende Zeit die Gefühle erkalten ließ. Ich muß frei bekennen, daß mir diese Gabe der Augensprache nicht verliehen ist, und deshalb suchte ich an den nicht mit Handschuh bekleideten Fingern das Alter der Besitzerin zu erraten. Ihr hättet aber hier unsern guten Poeten sehen sollen! Er geriet über diese Vermummung in helle Wut und erklärte, sofort abreisen zu wollen, wenn ihm keine Schönheiten frei und offen gezeigt würden, da er sich nach dem bekannten Sprichworte kein Vergnügen ohne Damen denken könne.

Nach den reichen Erlebnissen dieses Tages war es nicht leicht, Schlaf zu finden. Zwar wird es nach Sonnenuntergang, wo die Hauptmahlzeit genommen wird, auf den Straßen still, und auch des Nachts herrscht selbst in Pera keineswegs das lebhafte Treiben, wie es in Italien üblich ist. Dennoch gab es Störungen genug. Ein schwärmerischer Grieche brachte seinem Liebchen mit Gesang und Guitarre ein melancholisches Ständchen, dessen Melodie mir bewies, daß die Grausame seinem Flehen noch unerbittlich blieb. Dazwischen bellten die gierig gewordenen Hunde, und der Nachtwächter schlug taktmäßig und in regelmäßigen Zwischenräumen mit seinem Knittel aufs Pflaster. Dieses Aufschlagen hat den doppelten — wenn auch nicht immer wohlwollenden — Zweck, die Diebe von der Anwesenheit des Nachtwächters zu unterrichten und sie zu veranlassen, ein andres Feld ihrer Thätigkeit zu suchen, den ruhigen

Bürger aber, unter dem Eindrucke, daß das Auge des Gesetzes wache, in seinem Schlummer zu stören. Zuletzt aber verlor sich das Geräusch, und so fand ich endlich die ersehnte Ruhe. (Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Die Polizei. Einige Jahrzehnte lang galt der von England entlehnte Individualismus als die Grundlage einer wahrhaft freisinnigen Weltanschauung. Man übersah dabei, daß die unbeschränkte Freiheit des Einzelnen nur einen Krieg aller gegen alle entfacht, welcher den Schwächeren dem Stärkeren ausantwortet. Die traurigen Ergebnisse dieses „Kampfes ums Dasein" haben allmählich wieder den Blick dafür geschärft, daß wahre Freiheit, unter deren Herrschaft jedem das Seine werden kann, notwendig eine Beschränkung des Einzelnen zur Voraussetzung haben muß; und wie daher an Stelle des krassen Manchestertums die neuere, auch den Schwächeren berücksichtigende Wirtschaftspolitik getreten ist, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß auch auf andern Gebieten die Bethätigung der Staatsgewalt, welche meist durch die Polizeibehörden gehandhabt wird, nicht einen möglichst zu bekämpfenden Eingriff in die persönliche Freiheit darstellt, sondern gleichfalls zur Regelung der Beziehungen der Einzelnen zu einander notwendig ist. Unter dem Wechsel dieser Anschauungen ist auch unter den Polizeibehörden ein reges Streben nach Erwirkung der zur Erfüllung ihrer Aufgabe notwendigen selbständigen Stellung erwacht, was sich nicht nur in der Praxis, sondern auch in der Literatur kundgiebt.

Zu den einschlagenden literarischen Erzeugnissen gehört auch ein unlängst erschienenes Buch,*) welches von einem tüchtigen Praktiker auf Grund seiner eignen langjährigen Erfahrungen im Dienste der königlichen und der städtischen Polizei, sowie unter Benutzung einer großen Menge von Mitteilungen, welche er von zahlreichen städtischen Polizeiverwaltungen in Preußen eingezogen hat, zusammengestellt ist, und welches durch die vielfach eingestreuten gesetzlichen Bestimmungen und Entscheidungen höherer Behörden noch einen besondern Wert erlangt. Ist das Buch auch zunächst vom Standpunkte der altpreußischen Gesetzgebung aus geschrieben, so enthält es doch auch vielerlei, was für die übrigen Rechtsgebiete innerhalb und außerhalb Preußens von Bedeutung ist.

Nachdem der Verfasser dargelegt hat, daß und weshalb die preußische Polizei verbesserungsfähig ist, macht er Vorschläge, wie diese Verbesserung zu bewerkstelligen sei, und knüpft daran eine Auswahl von Instruktionen für die einzelnen Zweige der Polizeiverwaltung. Letztere können wir hier übergehen, da sie nur den Fachmann interessiren; doch sei bemerkt, daß sie mit Umsicht ausgearbeitet sind, wenigstens zum Teil schon praktische Anwendung gefunden haben und man nur wünschen kann, daß sie recht vielseitige Anwendung finden mögen. Was von einer guten Instruktion für die Beamten abhängt, weiß jeder Praktiker aus eigner Erfahrung.

Einer genaueren Darlegung aber bedürfen die Erörterung der Mängel der Polizei und die Vorschläge zur Abhilfe derselben. Den gewiß schönen Wunsch des

*) Die bestehende Organisation und die erforderliche Reorganisation der preußischen Polizeiverwaltung, mit Rücksicht auf die wünschenswerte Erweiterung derselben zur deutschen Reichspolizei. Von Otto Held, königlichem Polizeirat. Berlin, Fr. Luckhardt, 1886.

Verfassers, eine Reichspolizei ins Leben treten zu sehen, müssen wir mit Rücksicht auf die Grundlagen der Reichsverfassung von vornherein als undurchführbar bezeichnen und können nur wünschen, daß die Polizeiverwaltungen der einzelnen Staaten möglichst gleichmäßig eingerichtet werden und einander auch ferner, wie es schon jetzt der Fall ist, auf das bereitwilligste unterstützen mögen. Doch mag dem Verfasser darin Recht gegeben werden, daß es nicht nur erwünscht, sondern geradezu notwendig ist, daß zur Ausführung der von der Polizei zu handhabenden Reichsgesetze, z. B. des Gesetzes über die Freizügigkeit, über das Paßwesen, der Reichsgewerbeordnung rc., entweder von der Reichsregierung oder doch von den obersten Behörden der einzelnen Staaten allgemeine und übereinstimmende Anweisungen ergehen, damit diese für das ganze Reichsgebiet erlassenen Gesetze auch wirklich im ganzen Reiche gleichmäßig angewandt werden. Eine gleichmäßige Behandlung z. B. des Meldewesens, der Legitimation der Reisenden, der Beaufsichtigung der einer Aufsicht unterstellten Gewerbe ist nicht nur thatsächlich möglich, sondern auch insbesondre für Preußen durch eine Polizeiverordnung des Ministers oder wenigstens der einzelnen Oberpräsidenten bequem durchzuführen.

Dem Verfasser ist nur beizustimmen, wenn er die Zersplitterung der Polizei beklagt, welche dadurch entsteht, daß wir teils königliche, teils kommunale Polizei — an einzelnen Orten sogar beide Arten neben einander — besitzen, und daß dann infolge dieser Teilung die Polizei fast in jeder Stadt eine andre Gestalt hat, sowohl in Bezug auf die Organisation und die Grundsätze, nach denen die Polizeiverwaltung betrieben wird, als auch bezüglich der giltigen Polizeiverordnungen, obgleich diese letztern häufig Gegenstände betreffen, welche allerorten gleichmäßig und unabhängig von örtlichen Verhältnissen vorkommen, also auch nach gleichen Grundsätzen geregelt werden können, während jetzt die Verschiedenheit der an den einzelnen Orten giltigen Polizeiverordnungen das Publikum mit Recht zur Verzweiflung bringt. Nicht nur diese Verschiedenheit der Organisation aber bringt es mit sich, daß die städtischen Polizeiverwaltungen meist den staatlichen nachstehen, sondern der Verfasser begründet dies Zurückstehen auch damit, daß die städtischen Polizeiverwaltungen eben nur für ein Stadtgebiet eingerichtet sind, womit die Möglichkeit der Versetzung der Beamten auf Stellen, für welche sie sich mehr eignen, ausgeschlossen ist, und daß die Stellen der Polizeichefs regelmäßig als Nebenstellen für Beamte der eigentlichen Kommunalverwaltung besetzt werden, weshalb in erster Linie die Tauglichkeit der betreffenden Person für das Hauptamt in Betracht gezogen wird, eine Möglichkeit, die Fähigkeit derselben zur Leitung einer Polizeiverwaltung festzustellen, aber meist gar nicht vorliegt. Weiter wird für die Unzuträglichkeit der städtischen Polizeiverwaltung in ihrer jetzigen Gestalt auf die große Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit hingewiesen, mit welcher der städtische Polizeiverwalter zu kämpfen hat, wenn er gegen die Stadtverwaltung selbst eine polizeiliche Maßregel zur Ausführung bringen soll, und auf die finanziellen Bedenken, welche vonseiten der Stadtverwaltungen der Vermehrung des Personals der Polizeiverwaltung entgegengesetzt werden; und es mag nicht verschwiegen werden, daß der Verfasser mit seinem Urteil über die städtischen Polizeiverwaltungen leider nicht allein steht. Es wird deshalb in erster Linie Uebernahme sämtlicher Polizeiverwaltungen durch den Staat verlangt oder aber doch gefordert, daß die städtischen Polizeiverwaltungen alle nach gleichen Grundsätzen, analog denen der staatlichen Polizeiverwaltungen, eingerichtet werden, daß kein Beamter darin angestellt wird, der nicht seine Befähigung für den Polizeidienst nachgewiesen hat, daß endlich diese Polizeibeamten alle auf Lebenszeit angestellt werden und ihr Amt unabhängig von

der sonstigen Stadtverwaltung führen. Bezüglich der Einrichtung der Polizei in den einzelnen Städten wird ein Plan vorgelegt, mit dem man sich im allgemeinen einverstanden erklären kann, nur übersieht der Verfasser, daß eine ganz schematisch gleiche, nur auf die Einwohnerzahl gegründete Einrichtung aller Polizeiverwaltungen unmöglich ist. Es sprechen doch noch viele andre Umstände mit, z. B. die Eigenschaft der Stadt als Residenz-, Universitäts-, Industrie- oder ackerbautreibende Stadt, die Größe des regelmäßigen Fremdenverkehrs, die Frage, ob die Stadt eng zusammen oder ob sie weitläufig gebaut ist, ob sie eine große Gemarkung hat u. dergl.; dies alles ist mit in Betracht zu ziehen, ehe man sich über die notwendige Zahl der Polizeiexekutivbeamten, die Notwendigkeit berittener Inspektoren und Schutzleute u. s. w. schlüssig machen kann.

Gehen wir noch auf einige besondre Wünsche des Verfassers ein, so kann man ihm zunächst nur Recht geben, wenn er allerorten und nicht bloß in den größeren Städten die Einrichtung einer eignen Kriminalpolizei verlangt, deren Abhängigkeit von der Staatsanwaltschaft, wie sie uns die Strafprozeßordnung in ihrem übergroßen Eifer für Rechtsschutz gebracht hat, er mit Recht von seinem Standpunkte aus verwirft. Wie notwendig es ist, bezüglich aller neu anziehenden Personen strenge Anmeldevorschriften zu besitzen und Anfragen über das frühere Leben dieser Personen an die Behörde des früheren Aufenthaltsorts derselben zu richten, wird jeder praktische Polizeibeamte mit Rücksicht auf die jetzige große Beweglichkeit der Bevölkerung und der zur Verhüllung der Spuren üblich gewordenen Abmeldung „auf Wanderschaft“ bestätigen; bekam ich doch selbst neulich mit einer einzigen Post gleichzeitig über drei zugezogene Personen die Mitteilung, daß sie von der Staatsanwaltschaft gesucht würden, ihre Spur aber verloren gegangen sei. So lieben es auch die aus einer Strafanstalt entlassenen Personen, sich nicht an den Ort, wo sie ihren dauernden Aufenthaltsort zu nehmen beabsichtigen, sondern an einen beliebigen andern Ort weisen zu lassen, wo sie nur so lange bleiben, bis die Ersparnisse verbraucht sind, um dann auf Grund eines an diesem Orte ausgestellten Abzugszeugnisses, welches selbstverständlich von der Strafverbüßung nichts enthalten darf, sich an den eigentlich beabsichtigten Ort zu begeben, wo sie dann als alles andre nur nicht als entlassener Sträfling erscheinen. Die Bemerkungen des Buches über das Louiswesen und die Bekämpfung des Mißbrauches geistiger Getränke, in welcher Richtung es sich eng an die Bestrebungen des zur Bekämpfung dieses Mißbrauchs gegründeten Vereins anschließt, können nur der allgemeinsten Beachtung empfohlen werden. Endlich erscheint noch ein Wunsch des Verfassers sehr beherzigenswert, nämlich der, bei den Standesämtern Familienstammbüchelchen nach einem beigefügten Formular einzuführen, in welche der Standesbeamte bei der Führung der Standesregister alle von ihm diesen Registern einzuverleibenden Ereignisse beglaubigt eintragen müßte. Es würde das bei der jetzigen Beweglichkeit der Bevölkerung nicht nur für die Polizei, sondern auch für die Familien selbst von großem Werte sein, indem es ihnen gestattete, alle notwendigen Personalnachweisungen, z. B. bezüglich der Schul- oder Impfpflicht, des Heiratsalters, des Todes der Eltern, zur Ausstellung von Erblegitimationsurkunden ꝛc., aufs bequemste und billigste zu führen.

Wie sich aus allem ergiebt, ist das besprochene Werkchen nicht nur für den Fachmann von Wert, es kann allen Personen, welche auch in andrer Stellung an der Verwaltung oder Gesetzgebung Teil nehmen, nur aufs wärmste empfohlen werden; alle werden daraus reiche Anregungen schöpfen.

Hildesheim. Otto Gerland.

Ein Stück modernen Literatentums. So lange es eine Presse giebt, ist sie vielfach benutzt worden, um Menschen herunterzureißen und zu verunglimpfen. Mag nun eine solche Behandlung verschuldet oder nicht verschuldet sein, so kann wenigstens derjenige, welchen sie trifft, wenn die Anschuldigungen offen gegen ihn gerichtet sind, sich dagegen wehren. Das moderne Literatentum aber, das ja in seiner weiten Ausdehnung sehr bedenkliche Elemente in sich faßt, hat eine Methode der Verunglimpfung erfunden, gegen welche sich zu wehren schwer ist. Oefters mag es solchen Literaten dabei gar nicht um die Verunglimpfung als solche zu thun sein, sondern sie verfolgen nur den Zweck, ihre Schriftstellerei interessanter zu machen. Unter Umständen erscheint es aber auch kaum zweifelhaft, daß die Verunglimpfung der eigentliche Zweck der Sache ist.

Die Methode dieser Schriftsteller ist folgende. Sie schreiben einen Roman oder ein ähnliches Machwerk, das sie womöglich zunächst in dem Feuilleton einer Zeitung erscheinen lassen und dann noch als Buch herausgeben. Sie erfinden dazu eine Fabel oft höchst dürftigen Inhalts. Sie legen die Handlung in eine Stadt, in deren beschriebenen Oertlichkeiten die Bewohner einer deutschen Stadt sofort die ihrige wieder erkennen. Dann wird der Roman mit einer Anzahl von Figuren ausgestattet, welche noch lebenden oder vielleicht auch vor kurzem verstorbenen Personen dieser Stadt entnommen sind. Daß diese gemeint sind, ergiebt sich teils aus den nur wenig veränderten Namen, teils aus der Stellung, welche den Romanfiguren, jenen wirklichen Personen entsprechend, in der Gesellschaft zugewiesen wird. Nun werden diese Figuren in dem Romane handelnd eingeführt, und dabei werden ihnen die häßlichsten Eigenschaften und Charakterzüge untergelegt. Es werden wohl auch schlimme Handlungen von ihnen erzählt, welche die wirklichen Personen, wenn man sie ihnen zutrauen wollte, begangen haben könnten. Natürlich werden dann auch wieder Dinge erzählt, die zu den wirklichen Personen nicht passen. Auch werden andre Figuren eingeführt, in denen niemand wirkliche Personen wieder zu erkennen vermag. So gestaltet sich das Ganze zu einem bunten Bilde, das teils der Wirklichkeit entnommen, teils erdichtet ist.

Ein solcher Roman wird nun in der betreffenden Stadt wahrhaft verschlungen. „Das ist der und der, die und die!“ so geht es von Mund zu Mund. Der boshafte Teil der Gesellschaft hat eine offene oder geheime Freude an dem Aergernis, welches die Sache bereitet. Der Schriftsteller aber hat zunächst damit erreicht, daß er für sein Werk, das sonst vielleicht kaum beachtet worden wäre, zahlreiche Leser, und daß sein Verleger für das Buch einen guten Absatz findet. Hat er vielleicht gegen die betreffenden Personen eine kleine Bosheit gehabt, so hat er auch diese damit befriedigt.

Wir halten diese Art, lebende Menschen dem öffentlichen Gespräche preiszugeben, für durchaus verwerflich, mögen dieselben durch ihre Eigenschaften zu der fraglichen Schilderung Veranlassung gegeben haben oder nicht. Es ist unleugbar, daß sich viele in der bürgerlichen Gesellschaft bewegen, die nicht frei von Fehlern und Schwächen sind. Auch bilden bekanntlich solche Fehler der Mitmenschen und die Art ihrer Bethätigung einen beliebten Gegenstand der vertraulichen Unterhaltung in unsrer Gesellschaft. Das ist aber doch etwas ganz andres im Vergleich mit einer solchen vor die Oeffentlichkeit tretenden Schilderung dieser Fehler und Schwächen. Freilich, wer selbst vor die Oeffentlichkeit tritt, muß sich auch das Urteil der Oeffentlichkeit gefallen lassen; und dieses kann unter Umständen auch seine persönlichen Eigenschaften, soweit sie für seine öffentliche Thätigkeit in Betracht kommen, in Mitleidenschaft ziehen. Aber niemand ist befugt, die Fehler und

Schwächen andrer, welche deren Privatleben angehören, bloßzulegen und der Oeffentlichkeit preiszugeben. Und noch abscheulicher ist jene Methode, lebende Personen öffentlich zu karrikiren, wenn diese die ihren Doppelgängern angedichteten Eigenschaften gar nicht besitzen und daher die in solcher Weise geübte Schilderung ihrer Persönlichkeit auf eine reine Verleumdung hinausläuft.

Man wird unwillkürlich angesichts solcher Vorgänge die Frage stellen: Ist denn dagegen kein Schutz gegeben? Es kann hier natürlich nur richterlicher Schutz, also die Anklage wegen Beleidigung, in Frage kommen. Nun wird freilich der von einer solchen Behandlung betroffene sich schwer entschließen, eine Anklage zu erheben, weil er Gefahr läuft, dadurch das Aergernis nur noch schlimmer zu machen. Er müßte natürlich der Anklage die Behauptung zu Grunde legen, daß er mit der betreffenden Romanfigur gemeint sei. Darin könnte aber leicht ein Zugeständnis gefunden werden, daß er wirklich die der Romanfigur beigelegten Eigenschaften besitze. Er wird vielleicht auch befürchten, daß der Richter auf eine „Einrede der Wahrheit" eingehen möchte, was dann zu den widerwärtigsten Beweiserhebungen führen könnte. In diesen Bedenken liegt der Grund für unsern obigen Ausspruch, daß es schwer sei, sich gegen die hier fragliche Methode der Verunglimpfung zu wehren.

Gleichwohl wäre es dringend zu wünschen, daß Fälle dieser Art vor den Richter gebracht würden, damit solchen Literaten das Handwerk gelegt würde. Denn wir halten in der That eine solche Behandlung lebender Personen für eine arge Beleidigung. Wahrscheinlich würde sich der Schriftsteller zunächst damit verteidigen, daß er leugnete, mit seiner Schilderung den Kläger gemeint zu haben, und behauptete, die Romanfigur sei eine freie Schöpfung seiner Phantasie. Er würde vielleicht auch zur Unterstützung dieser Behauptung zu erklären bereit sein, daß der Kläger gar nicht die Eigenschaften, die er seiner Romanfigur beigelegt, besitze. Indessen würde einer solchen Verteidigung gegenüber doch die freie Beweiswürdigung des Richters am Platze sein. Wenn die ganze Stadt auf den, welchen sie in dem Romane abkonterfeit findet, mit Fingern weist, so wird sich auch der Richter nicht der Ueberzeugung verschließen können, daß der Schriftsteller nicht so unschuldig sei, bei der Aufstellung seiner Figur an gar nichts gedacht zu haben. Wollte aber der Schriftsteller seine Schilderung etwa mit der Einrede der Wahrheit rechtfertigen, so würde ein verständiger Richter ihn auch damit nicht aufkommen lassen. Denn bei einer öffentlichen Preisgebung des Privatlebens andrer überwiegt dergestalt das Formelle der Beleidigung, daß dagegen die Frage, inwieweit die Angaben der Wahrheit entsprechen, völlig verschwindet. Endlich dürfte aber auch der Richter in einem solchen Falle nicht mit einer ganz geringen Strafe vorgehen. Denn wenn der Schriftsteller vielleicht mit einem solchen Sensationsromane Tausende verdient, so würde es keine genügende Abschreckung für ihn sein, wenn er daneben mit einer gelinden Geldstrafe wegkäme.

Würde einmal in dieser Weise, wie man zu sagen pflegt, ein „Exempel statuirt," dann dürfte man hoffen, daß diese ehrenräuberische Thätigkeit gewisser Literaten ein schnelles Ende nähme.

Noch einmal Geflügelte Worte. Zu dem Aufsatze „Geflügelte Worte" in Nr. 35 d. Bl. mögen mir einige Erklärungen und Bemerkungen, auch eine Berichtigung gestattet sein. Mit der letzteren beginne ich.

Der Ausdruck „melkende Kuh" (melkende Mägde sieht man oft) ist ein derartiger sprachlicher Mißgriff, daß man wohl nur an einen Schreib- oder Druck-

fehler denken kann. „Milchende Kuh“ aber ist hinreichend erklärt bei Büchmann S. 13 der mir vorliegenden zehnten Auflage. Die Redensart stammt aus einem sehr bekannten Distichon Schillers: „Die Wissenschaft.“ Der Dichter hat zwar selbst „tüchtige Kuh“ geschrieben; sie pflegt aber stets in dieser Form angeführt zu werden.

„Jemandem das Maul stopfen“ stammt aus der Bibel. Die Worte bei Matth. 22, 34, die im Urtexte lauten: ὅτι ἐφίμωσεν τοὺς Σαδδουκαίους, sind von Luther übersetzt: „daß er den Sadducäern das Maul gestopft hatte.“

„Mit dem Kopfe wider die Wand rennen“ dürfte sich wohl darauf beziehen, daß der Kaiser Augustus nach der bekannten Erzählung mit dem Kopfe gegen die Wand rannte, als er die Nachricht von der Schlacht im Teutoburger Walde, dem Untergange des Varus und dem Verluste der Legionen empfing. Das auf das nämliche Ereignis sich beziehende Wort: Legiones redde! ist jetzt meist in der aus Scheffels bekanntem Gedichte stammenden Form: Redde legiones ebenfalls „geflügelt“ geworden.

„Ein Auge zudrücken“ bezieht sich auch wahrscheinlich auf eine bekannte Anekdote von einem römischen Kaiser, der bei einem Senator zu Gaste war und nach dem Mahle in fröhlicher Weinlaune gegen die schöne Gattin desselben etwas zärtlich war. Der wohlgezogene Ehemann drückte bei diesen kaiserlichen Gunstbezeugungen unterthänigst die Augen zu. Als aber ein Sklave, der glaubte, sein Herr schliefe wirklich, die Gelegenheit wahrnehmen wollte, einen Krug hochfeinen Weines zu „rollen,“ rief der Herr drohend: Puer, non omnibus dormio. Uebrigens sagen auch die Franzosen: Fermer les yeux sur quelque chose. Dem Ausdrucke „rollen“ (für mitgehen heißen) würde ich eine Stelle unter den „Geflügelten“ einräumen. Seine Entstehung wird auf folgende Anekdote aus dem letzten großen Kriege, für deren Wahrheit ich natürlich nicht einstehen kann, zurückgeführt. Ein General erzählt am Ende einer „schweren Sitzung,“ daß er in einem „verlassenen Château“ herrliche Oelgemälde gefunden und mitgenommen habe. „Aber Exzellenz, wie war es möglich, die großen Gemälde fortzuschaffen?“ „Sehr einfach! Aus dem Rahmen geschnitten, gerollt, nach Hause geschickt.“ Einige Zeit darauf sieht er einen jüngeren Offizier auf einem prachtvollen Pferde, das er früher nicht gehabt hat, und fragt streng, wie er dazu gekommen sei. „Exzellenz, gerollt!“ antwortet dieser in dienstlichem Tone. „Exzellenz“ sagte kein Wort weiter.

„Einen hohen Gaul reiten,“ wohl gebräuchlicher unter der Form „sich aufs hohe Pferd setzen,“ beruht auf einer Sitte der Ritter im Mittelalter. Ein Franzose (La Curne de St. Palaye, Mémoires sur la chevalerie) schreibt darüber folgendes: Des chevaux de bataille, c'est-à-dire des chevaux d'une taille élevée, étaient menés par des écuyers, qui les tenaient à leur droite, d'ou on les a appelés destriers; ils les donnaient à leur maître, lorsque l'ennemi paraissait; c'était ce qu'on appelait „monter sur ses grands chevaux,“ expression que nous avons conservée.

„Auf großem Fuße leben“ bezieht sich auf die thörichte Mode früherer Jahrhunderte, unsinnig großes Schuhwerk mit langen Schnäbeln oder hohen Buckeln 2c. zu tragen. Diesen Luxus konnten sich nur Reiche und Vornehme gestatten. Den Gegensatz bildete „auf kleinem Fuße leben,“ und als man sich erst an die Redensart „auf einem Fuße leben“ gewöhnt hatte, fanden sich die andern Ausdrücke von selbst. Uebrigens haben die Franzosen folgende Wendungen mit ganz gleichem oder ähnlichem Sinne: Vivre (être) sur un grand pied, sur un bon pied, sur le pied de ...; se mettre sur le pied de bel esprit, d'un savant.

„Da stehen die Ochsen am Berge“ ist lateinischen Ursprungs (stant boves

ad montem), und einem belesenen Altphilologen wird es nicht schwer fallen, festzustellen, wo sich die Worte finden.

„Da kräht kein Hahn darnach" beruht auf der biblischen Erzählung von der Verleugnung Petri, dem durch das Krähen des Hahnes seine Sünde vor Augen geführt wurde.

„Seine Haut (gewöhnlicher wohl seine eigne Haut) zu Markte tragen" ist der sehr bekannten Fabel von dem Esel in der Löwenhaut entnommen. Ebenfalls einer bekannten Fabel, die früher in den Schullesebüchern stand, ist die Redensart entnommen: „Der Katze die Schelle (oder die Schellen) anhängen." Die Mäuse beraten in einer großen Volksversammlung, wie sie sich gegen ihre ärgste Feindin, die Katze, wirksam schützen können. Eine der beliebtesten Volksrednerinnen (vielleicht auch männlichen Geschlechts) schlägt das ebenso einfache, wie praktische Mittel vor, der Katze eine Schelle anzuhängen: „Dann hört man sie kommen, versteckt sich, und alle Gefahr ist vorüber." Jubelnder Beifall belohnt die Rednerin, und einstimmig wird der Vorschlag angenommen. Daß sich dieser nachher als unausführbar erweist, weil sich niemand findet, ihn auszuführen, versteht sich, wird aber schwerlich ihrer Popularität geschadet haben, wenn wenigstens das Muster „bewährter Volksmänner und Freunde des armen Mannes" auch für die Tierwelt maßgebend ist.

„Das Karnickel hat angefangen" verdankt seine Entstehung einer Berliner Anekdote, die vielleicht nicht wahr, aber sicher sehr hübsch ist. Ein Herr mit einem großen Hunde geht über einen Markt, auf dem auch Kaninchen feilgehalten werden. Der Hund faßt eins der Tierchen und zerreißt es. In heftiger Erregung fordert die Marktfrau einen übermäßigen Ersatz. Der Herr sträubt sich, die geforderte Summe zu zahlen. Da mischt sich ein Schusterjunge ein mit den Worten: „Herr, geben Sie mir vier Gute, dann bezeuge ich, daß das Karnickel angefangen hat."

Sehr viele der in dem erwähnten Aufsatze angeführten Redensarten sind dem Tierleben entlehnt und erklärten sich leicht. „Die Ohren spitzen," „die Ohren steif halten," „die Ohren hängen lassen" bedürfen für den, der Pferde und Hunde aufmerksam beobachtet hat, keiner Erklärung. Ebensowenig: laufen wie ein Wiesel; leben wie Hund und Katze; sehen, wie der Hase läuft; einen Katzenbuckel machen; auch ein kluges Huhn legt in die Nesseln (wohl gewöhnlicher: legt bisweilen vorbei); wenn die Katze nicht zu Hause ist, tanzen die Mäuse auf dem Tische; er spielt wie die Katze mit der Maus; den Stier bei den Hörnern fassen; mit Speck fängt man Mäuse; damit lockt man keinen Hund vom Ofen u. s. w.

„Ein weißer Rabe" läßt sich zusammenstellen mit dem oft zitirten Worte aus Virgil: Nigro simillima cycno. Um einen bösen Hund daran zu hindern, daß er Menschen und Vieh beißt, pflegt man ihm auf dem Lande einen schweren Klotz oder Knittel an einem Riemen oder einer Schnur um den Hals zu hängen. Er kann sich dann nur schlecht bewegen und gar nicht laufen. Dann „ist der Hund an den Knüppel gebunden," oder auch umgekehrt: „der Knüppel ist an den Hund gebunden." Wird ein Hund bedroht, so „zeigt er die Zähne." Ein „Haupthahn" bezieht sich augenscheinlich auf Hahnenkämpfe, die früher nicht bloß in England eine beliebte Volksbelustigung waren. Auch „der Kamm schwillt ihm" ist vom Hahne, namentlich vom Truthahne entlehnt. Daß eine Kirchenmaus, die in der Kirche fast nichts zu fressen findet, arm genannt wird, ist nicht zu verwundern. Bei „Hasenpanier" ist wohl weniger an die Tiere zu denken, als daran, daß feige Menschen als Hasen bezeichnet werden. Unbändigen Pferden und wilden Stieren wird ein Ring durch die Nase gezogen; dann lassen sie sich von einem Kinde „an der Nase herumführen." Auch die Franzosen sagen: Mener quelqu'un par le nez,

und die Engländer: To lead one by the nose. Wenn jemand, der früher hoch zu Rosse zu sitzen pflegte, bescheidentlich auf einem Esel reitet, so ist er „vom Pferde auf den Esel gekommen." „Auf den Hund kommen" entstammt der Studentensprache; eine Erklärung der Redensart, die ich früher einmal gehört oder gelesen habe, ist mir leider entfallen.

Andre Redensarten beruhen auf bekannten Vorgängen aus dem Menschenleben. Den „Staar sticht" zunächst der Augenarzt, wie der Zahnarzt „auf den Zahn fühlt." Wer aus einem Gefechte oder einer Prügelei noch mit „blauem Auge" (black eye sagen die Engländer) davonkommt, kann von Glück sagen. Wie „die Faust auf das Auge paßt," wird jeder wissen, der einmal einen Faustschlag aufs Auge empfangen hat. Cela rime comme hallebarde et miséricorde, sagen die Franzosen in demselben Sinne.

„Auf die Finger sehen" muß man jemandem, der Taschenspieler-Kunststücke macht. „Lange Finger," genauer eine möglichst ausgestreckte und schmale Hand, macht der Taschendieb. Wenn man sich um etwas keinen Kummer und keine Sorge macht, so läßt man sich „keine grauen Haare darüber wachsen." Will man wissen, was es heißt: „jemandem um den Bart gehen," so braucht man nur zuzusehen, wie die Frauen es machen, wenn sie Geld für eine Extrarechnung von der Putzmacherin vom Manne haben wollen. „Das Kind ist dem Vater, der Mutter (wie) aus dem Auge geschnitten," sagt man, weil sich im Auge ein Bild ebenso genau abspiegelt, wie im besten Spiegel. Wer einmal einen richtigen Mucker gesehen hat, weiß auch, was es heißt: „die Augen verdrehen."

Zu weit gegangen scheint es mir, jede Wendung, bei der z. B. ein Körperteil in übertragenem Sinne gebraucht wird, darum gleich den „Geflügelten" beizuzählen. Den Kopf verlieren, seinen Kopf auf etwas setzen, der Kopf brummt einem, jemanden vor den Kopf stoßen, Hals über Kopf u. s. w. bedürfen keiner Erklärung. Ganz dieselben oder ähnliche Wendungen finden sich auch im Französischen und Englischen: perdre la tête, la tête lui tourne, se mettre qc. en tête; s'entêter de qc.; to lose one's head; headless; to take a thing into one's head; to take head; to be heady; over head and ears; headlong u. s. w. Ebenso kehren viele deutsche Redewendungen, in denen die Nase eine Rolle spielt, fast wörtlich im Französischen und Englischen wieder: mettre, fourrer le nez dans qc. oder partout; to thrust one's nose into every corner, into everything. „Die Nase hoch tragen" heißt im Französischen: porter le nez au vent oder marcher le nez en air. „Mit langer Nase abziehen": avoir un pied de nez. „Eine feine Nase haben": avoir bon nez oder le nez fin, im Englischen: to have a fine nose. Ein paar Wendungen, in denen das Auge vorkommt, mögen den Beschluß machen: „Das sticht ihm ins Auge" ist französisch: cela lui donne dans les yeux. „Ein Auge auf etwas haben" englisch: to have an eye upon. „Das springt in die Augen" französisch: cela sante aux yeux.

Diese kleine Zusammenstellung von bildlichen Redewendungen, welche den drei Hauptkultursprachen der Neuzeit gemein sind, ließe sich natürlich bedeutend erweitern. Doch ist das nicht der Zweck dieser Zeilen. Sie sollen nur andern berufenen Männern die Anregung geben, auch ihrerseits bei der Sammlung und Erklärung „Geflügelter Worte" mitzuwirken und so die Bekanntschaft mit dem Reichtume unsrer Muttersprache zu fördern.

Hagen i. W. R. Pape.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Marokko.



Die marokkanische Frage, die sich in diesen Tagen erhoben hat, scheint auf den ersten Blick keine Frage zu sein, welche die Deutschen besonders berühren könnte, und vor der Ära, die mit der Ernennung Bismarcks zum preußischen Ministerpräsidenten begann und sich in den Kriegen von 1864 bis 1871, sowie in den ihnen folgenden großen Friedensbündnissen entfaltete, wäre sie in der That für uns eine ziemlich müßige Frage gewesen. Jetzt steht es damit anders; denn mit jenen Ereignissen ist das „Volk der Dichter und Denker" ein politisches und Deutschland eine Weltmacht geworden, die auch von scheinbar entlegenen Fragen berührt wird und auf deren Lösung einzuwirken berufen ist. Die gedachte Frage ist nur örtlich entlegen, in Wahrheit kann sie unter Umständen uns einmal sehr nahe angehen, d. h. zu einem Gliede der französischen Frage werden. Zunächst lautet sie nur: Soll, wenn der kranke Sultan Muley Hassan stirbt, dessen Reich das Schicksal von Algier und Tunis erfahren und das Mittelmeer ein französischer See werden? Für andre Mächte ist das letztere nicht gleichgiltig, nicht für Italien, nicht für Spanien, auch nicht für England; aber vielleicht für das deutsche Reich? Sehen wir zu, was die Thatsachen darauf antworten.

Vor einigen Wochen traf die Nachricht ein, daß Muley Hassan, „der Beherrscher der Gläubigen, der Statthalter des Himmels in Mogrib El Aksa, in die Gnade Allahs eingegangen sei," d. h. das Zeitliche gesegnet habe. Nach einer neueren Mitteilung hätte er sich erholt, aber die Sache ist ungewiß, und über kurz oder lang muß die Katastrophe, wenn ein Aufschub wirklich stattgefunden hat, doch eintreten, und dann wird es zunächst im Innern des Landes zu ähnlichen Wirren und Unruhen kommen, wie sie 1873 bei dem plötzlichen Ableben des

Sultans Sidi Mohammed, des Vaters Muley Hassans, ausbrachen und das Land mit Blut überschwemmten. Das Gesetz des Islam, welches dem ältesten Mitgliede der herrschenden Dynastie, das aber nicht notwendig der älteste Sohn des Sultans zu sein braucht, die Thronfolge zuspricht, pflegt an muslimischen Höfen Streitigkeiten hervorzurufen, die, wenn sie nicht durch rasche Ermordung des einen der betreffenden Nebenbuhler für den andern entschieden werden, sich in Bürgerkriege verwandeln, die in Marokko umso größere Ausdehnung annehmen und umso länger dauern, als das Reich in eine Anzahl Provinzen zerfällt, deren Kaids oder Statthalter von der Zentralstelle fast unabhängig sind und sehr verschiedne Interessen haben, die sie dann in Anlehnung an eine der Parteien verfolgen, und die bei der Macht jener Satrapen den Staat mit Zerfall bedrohen. Ein solcher Thronstreit ist auch jetzt zu befürchten, indem neben dem zum Nachfolger Muley Hassans bestimmten Sohne desselben, dem Prinzen Muley Mohammed, der Prinz Muley Abbas, ein Sohn des 1859 verstorbenen Sultans Abdurrachman, Anspruch auf die Nachfolge erhebt und eine starke Partei hinter sich hat.

Diese Gefahr wäre selbstverständlich Sache der Marokkaner und ginge andre Völker und Staaten nur soweit an, als sie mit Marokko Handel treiben und mit ihm Verträge abgeschlossen haben, indem jener gestört werden würde und in Betreff dieser zu befürchten wäre, daß der Gegenkandidat des Kronprinzen nach Verdrängung desselben und nach Einsetzung in die Gewalt fanatisch und übermütig erklärte, er fühle sich nicht an die von seinem Vorgänger den Kafirs eingeräumten Rechte gebunden. Neben dieser Gefahr liegt jedoch eine andre, die größer als sie und für weitere Kreise von Bedeutung ist: die Begehrlichkeit, mit welcher vorzüglich zwei Mächte Europas, beide unmittelbare Nachbarn Marokkos, schon längst auf das Land ihre Blicke gerichtet halten, die bei einem Bürgerkriege die Gelegenheit, sich Stücke desselben anzueignen, für gekommen erachten könnten, wozu es ihnen an Vorwänden gewiß nicht fehlen würde. Diese Mächte sind Frankreich und Spanien. Frankreich verfolgt schon seit Jahrzehnten den Plan, den Nordrand Afrikas, die Südküste des Mittelmeeres, in seine Gewalt zu bekommen. Es hat Algerien erobert, es hat sich das Protektorat über Tunesien und damit thatsächlich den Besitz dieses Landes verschafft, von welchem aus es das wenige Meilen entfernte Sizilien bedrohen kann, es besaß bis vor kurzem großen Einfluß in Ägypten, aus dem sich bei günstiger Gelegenheit mehr machen ließ, und den man zwar durch Englands rechtzeitiges Zugreifen verloren hat, aber unablässig wieder zu gewinnen bemüht gewesen ist. Frankreich hält die Augen auf Tripolis geheftet und nicht minder auf Marokko, zunächst auf die Oase Figig, die weitausgedehnten fruchtbaren Ebnen im Osten dieses maurischen Sultanats. Hier stößt die Grenze seiner Kolonie Algerien an marokkanisches Gebiet; sie ist aber noch nie mit vollkommener Genauigkeit bestimmt worden. Infolge dessen findet sich hier fortwährend Gelegenheit zu Mißverständnissen, Übergriffen und Klagen ähnlich

denen, die zu dem Feldzuge gegen die Krumirs führten — jene halb oder ganz fabelhaften Räuberstämme der Ostgrenze, deren Züchtigung natürlich mit der Besetzung der Hauptstadt von Tunesien und mit der Verwandlung des Beys in einen ohnmächtigen Vasallen der Eroberer endigte. Die Ränke und Schliche französischer Agenten in den östlichen Gegenden des Reiches Muley Hassans zur Vorbereitung ähnlichen Zugreifens sind wiederholt zu Tage getreten, ja man hat sich kaum die Mühe gegeben, sie zu verbergen. Mehr als einmal haben die Franzosen die Ansprüche des Scherifs und einzelner Kaids gegenüber der Zentralbehörde begünstigt, und noch vor kurzem erzwangen sie beim Sultan das Recht, zur Verfolgung von räuberischen Stämmen Truppen über die maurische Grenze zu senden. Pariser Blätter erklärten in diesen Tagen, keine Partei in Frankreich denke an Einverleibungen marokkanischen Landes. „Aber vielleicht giebt es andre, welche Besitz davon zu nehmen Lust haben — meinte die République Française —, und dann wird Frankreich ein Wort dreinzureden haben."

Die „andern," auf welche das opportunistische Blatt hinschielt, sind die Spanier, für welche die jetzige Krisis im Palaste zu Marokko noch weit wichtiger und aufregender ist, als für ihre Nachbarn diesseits der Pyrenäen. Die Bestrebungen des spanischen Volkes, sich auszudehnen, richteten sich schon in früher Zeit nach dem Nordwesten Afrikas, den nur die Meerenge von Gibraltar vom Lande des Cid und Don Quixotes trennt, und zum Teil schon seit Jahrhunderten besitzt die spanische Krone hier eine Reihe von kleinen Kolonien, die allerdings nicht viel eintragen, aber als Kern zu weiterer Ausbreitung, die Spanien wieder zu größerer Macht verhelfen könnte, von Bedeutung sind. Bereits im Jahre 1496 erwarb es hier die Stadt Melilla, 1580 die Stadt Ceuta, Gibraltar gegenüber, bald nachher die „Presidios" (Forts, die als Strafanstalten für verbannte Verbrecher benutzt werden), Alhucemas und Velez de la Gomera, 1848 die Chafarinos-Inseln. Wiederholt schon führte es Krieg mit dem Maurenreiche, und seine Schuld war es gewiß nicht, wenn die dabei erfochtenen Siege ohne erhebliche Landerwerbungen blieben und nicht den Traum verwirklichten, die einstige Eroberung Südspaniens durch den Islam mit einer Eroberung des gesamten Mogrib für das Kreuz zu vergelten. An dieses letztere denkt jetzt wohl nur noch die Geistlichkeit und ihre Partei. Wohl aber locken weltliche Betrachtungen. Das Sultanat jenseits der Meerenge ist 15000 Quadratmeilen groß und in vielen Provinzen sehr fruchtbar, aber nur von höchstens vier Millionen Menschen bewohnt. Es eignet sich mit seiner subtropischen Natur sehr wohl für Einwanderer aus Südeuropa. Es liegt an zwei wichtigen Meeren und hat gute Häfen für die Ein- und Ausfuhr. Nach seinen innern Zuständen kann man es als ein afrikanisches Polen betrachten. Die Regierung ist kraftlos, das Heer in primitivster Verfassung und somit auch einem an Zahl schwachen europäischen Gegner nicht entfernt gewachsen. Ein Beweis dafür war 1844

die Schlacht bei Isly, wo der französische General Bugeaud die Armee des Sultans mit verhältnismäßig geringen Streitkräften beim ersten Anprall über den Haufen rannte und zerstreute. Ein andrer Beweis war der Ausgang des kurzen Feldzuges, den die Spanier 1859 gegen Marokko unternahmen. Die Kriegserklärung erfolgte am 22. Oktober, und schon am 26. April des nächsten Jahres kam es zum Friedensschlusse, nachdem das von Marschall O'Donnell geführte spanische Heer, 35000 Mann Infanterie und 2000 Reiter nebst 120 Geschützen, die Schlacht bei Tetuan und mehrere kleinere Treffen glänzend gewonnen hatte. Allerdings verlor es dabei gegen 18000 Mann, aber meist durch die Cholera und andre Krankheiten, und wenn diese Verluste und die Kosten durch den Frieden nicht ausgeglichen wurden, so hat Spanien seitdem nicht aufgehört, in Marokko nach Reellerem zu trachten, als nach wohlfeilem Ruhm durch Siege über Halbbarbaren. Es beansprucht seit 1883 an der atlantischen Küste zwischen der Südgrenze Marokkos und der französischen Kolonie Senegambien den Hafenplatz Ifni oder Santa Cruz mit dessen Umgebung und anderseits die ganze östlich von den Kanarischen Inseln sich hinziehende Küstenstrecke zwischen Kap Bojador und Kap Blanco. Rechnet man dazu noch, daß Spanien 1881 eine Konferenz über Marokko veranlaßte, die in Madrid stattfand und dort zu einer Übereinkunft der Mächte führte, so wird man nicht irren, wenn man annimmt, daß es mindestens nicht ohne eigne Schadloshaltung einer Änderung des jetzt in Marokko bestehenden zuzusehen gewillt ist. Wirft man ein, Spanien sei selbst dünn bevölkert und könne folglich keine Menschen zur Besiedelung von Landerwerbungen in Marokko entbehren, so trifft das nur teilweise zu. In der algerischen Provinz Oran besteht mehr als die Hälfte der europäischen Bevölkerung aus Spaniern, die über Cartagena eingewandert sind, und auch im übrigen Algerien wohnen solche zu Tausenden. Weist man auf die bedeutenden Kosten eines Feldzuges gegen Marokko und auf die ungünstige Lage der spanischen Finanzen hin, so würden sich jene mit der Zeit wohl herausschlagen lassen, und übrigens hat man in solchen Fällen immer das nötige Geld gefunden, in Spanien und anderwärts. Geschähe also hier spanischerseits nichts, so würde man sich das mit Rücksichten andrer Art erklären müssen.

Drittens ist bei dieser Frage auch England mit seinen Interessen beteiligt, und zwar einmal mit Rücksicht auf Gibraltar, dessen Bedeutung unter Umständen leiden würde, und auf eine mögliche Schwächung seiner Macht im Mittelmeere überhaupt, dann wegen seines Handels mit dem maurischen Sultansreiche. Dessen Ausfuhr betrug im Jahre 1884 rund fünfzehn Millionen Mark, und davon gingen fast fünf Siebentel der betreffenden Waaren nach Großbritannien, während von der Einfuhr, die sich auf einen Wert von beinahe siebzehn Millionen Mark belief, reichlich die Hälfte von englischen Fabriken geliefert wurde. Marokko ist sonach unter seiner jetzigen Herrschaft ein recht guter Kunde der Firma John Bull u. Komp., und das würde sich erheblich

ändern, wenn das ergiebige Land einem andern Herrn zufiele. Algerien führte 1885 für etwa siebzehn Millionen Mark Waaren ein, und davon kamen nur für etwa sieben Millionen aus England, und es führte Güter im Werte von 120 Millionen Mark aus, von denen nur etwas mehr als ein Achtel nach britischen Häfen gingen. Schon handelspolitische Betrachtungen lassen also eine weitere Ausdehnung des nordafrikanischen Besitzes der Franzosen nach Westen hin England mit ebensoviel Mißgunst und Argwohn ansehen, als weitere Eroberungen im Osten von Algier und Tunis.

England hat in den letzten Tagen Kriegsschiffe nach der marokkanischen Küste geschickt, Spanien und Frankreich ebenfalls. Zugleich hat eine Verstärkung der spanischen Garnisonen in Ceuta und den Presidios stattgefunden, und die Franzosen haben an der westlichen Grenze Algeriens Truppen zusammengezogen. Was sonst in der Angelegenheit durch die Zeitungen läuft, ist Gerücht und Vermutung, die oft gewaltige Schwingen angeschnallt hat und den auswärtigen Ämtern der Mächte die Dächer abdeckt, sodaß sie sieht, was sie vorhaben. Da hat einer dieser Politiker erfahren, daß Italien sich mit Spanien ins Einvernehmen gesetzt hat, um, während dieses sich Marokko zu Gemüte zieht, Tripolis den Franzosen vor dem Munde wegzuschnappen, und daß Lord Salisbury Marokko lieber dem ohnmächtigen Spanien als dem mächtigen Frankreich gönnt, wie er auch Tripolis lieber in italienischen Händen als in französischen sieht. Ein andrer „wohlunterrichteter" Herr weiß, daß Frankreich dem Madrider Kabinet seine volle Unterstützung bei dessen Plänen auf Marokko zugesagt hat, um damit der Allianz dreier Großmächte gegenüber sein eignes Gewicht um das eines dankbaren Nachbars zu vermehren, der doch nicht stark genug ist, um seine Bewerbung behaupten zu können, wenn Frankreich in Zukunft Anstalt trifft, sie ihm wieder abzunehmen. Und so fort ins Blaue hinein. Difficile est satiram non scribere.

Wir legen uns nicht auf das Vermuten, wir sind der Meinung, es werde für die Gegenwart zu keiner entscheidenden Aktion in der Sache kommen, weder zu einer Eroberung Marokkos durch eine Macht, noch zu einer Teilung unter zweien oder dreien, wie einst in Polen, wozu das Maurenreich allerdings morsch und mürbe genug zu sein scheint. Was die Zukunft bringen wird, soll uns nicht beschäftigen. Wir begnügen uns ohne jede Konjektur mit dem, was wir wissen, und das ist folgendes. Deutschland hat keinen Grund, sich in die Sache zu mischen. Es könnte mit Wohlgefallen zusehen, wenn Marokko von der oder jener Macht der Kultur erschlossen würde. Es könnte sich freuen, wenn diese Macht Frankreich wäre, auch weil dieses dann seinen Ehrgeiz weit von unsrer Grenze befriedigt sehen und vermutlich länger als in Tunis zu thun haben würde, sich dort zu befestigen. Deutschland könnte sich ferner nicht darüber betrüben, wenn die Franzosen sich dabei in den Spaniern neue Feinde machten, wie durch die Eroberung von Tunis in den Italienern; sie werden ja wissen, wie wir es wissen, wie viel auf

kastilische Freundschaft zu geben ist. Die Herrschaft im Mittelmeere wird ihnen nicht leicht zufallen. Dafür wird England zu sorgen haben und seinerzeit mit Verbündeten nach Kräften sorgen. Schließlich holen wir für niemanden die Kastanien aus dem Feuer, sondern verfolgen unser eignes Interesse, d. h. die Erhaltung des Friedens, wie ihn das Bündnis mit Österreich und Italien verbürgt.



Die soziale Frage im Reichslande.

2.

ie Wohnungsfrage ist jetzt in diesem großen industriellen Zentrum gelöst, erklärt Charles Grad in seinen Études statistiques sur l'industrie d'Alsace (II, S. 284) von Mülhausen, und er denkt dabei vorzüglich an dessen Cité ouvrière, deren Häuschen das Ideal der Arbeiterwohnung verwirklichen sollten, und mit welcher der Verein von Fabrikanten, der sie baute, nicht bloß den Zweck, der herrschenden Wohnungsnot abzuhelfen, sondern den höheren Gedanken im Auge hatte, den besitzlosen Proletarier zum Hauseigentümer zu machen. Herkner weist aber durch eine ausführliche Geschichte und Schilderung der Arbeiterstadt nach, daß diese Absichten nur in sehr wenig befriedigendem Maße erreicht worden sind. Die Cité bot eine gewisse Anzahl neuer Wohnungen, rief aber auch eine starke Einwanderung vom Lande hervor und war nur für solche Arbeiter eine Hilfe, die von vornherein nicht ohne Mittel waren. Wollte ein Arbeiter eins dieser Miniaturhäuser erwerben, so hatte er 300 Franks, den zehnten Teil des Wertes, anzuzahlen und den Rest in monatlichen Raten von 25 Franks zu tilgen. Nur sehr gut bezahlte Leute vermochten das letztere durch Ersparnis von ihrem Lohne zu bewerkstelligen, andre halfen sich dadurch, daß sie einen großen Teil ihrer nur für eine Familie berechneten Räume vermieteten. Die ursprüngliche Natur dieser Cottages wurde dadurch vollkommen verändert, sie, deren Zeichnung Auge und Herz erfreut hatten, verwandelten sich in überfüllte, häßliche Zinshäuser, in denen häufig drei Parteien zusammengepfercht waren, und die allerhand Hinzugebautes, erweiterte Mansarden, aufgesetzte Stockwerke u. a., entstellten. Bei einer der letzten Volkszählungen ergab sich, daß ein solches „Sittehüsel" durchschnittlich 10 Personen beherbergte, ja in einem derselben waren deren 20, in einem andern gar 28 zusammengedrängt. Diese Umwandlung hat in großer Ausdehnung stattgefunden; denn allein von den nordwestlich vom Asyldurchgange

gelegenen 698 Arbeiterhäuschen sind 270 umgebaut worden. Verschont hiervon sind nur die an der Peripherie und die dem Mittelpunkte der Stadt am nächsten stehenden geblieben; hier wohnen aber keine Fabrikarbeiter, sondern Kleinbürger, die sich den Luxus eines nur von ihnen und den Ihrigen allein bewohnten Häuschens mit einem Gärtchen gestatten dürfen. Wenn man sagt, immerhin habe die Cité dahin geführt, wenigstens einigen hundert Proletariern bleibendes Eigentum zu verschaffen und sie teils als Vermieter, teils durch das Steigen der Grundrente Gewinnste erzielen zu lassen, so trifft das nur teilweise zu. Krisen, Krankheiten und andre Störungen des Lohnbezuges haben viele Arbeiter veranlaßt, Hypotheken aufzunehmen, und nicht wenige der Citéhäuschen sind arg mit solchen belastet, ja manche sind bereits in den Besitz von Gastwirten oder Krämern übergegangen, bei welchen die arbeitslosen Eigentümer von früher zu borgen genötigt waren. „Im günstigsten Falle verkauft der Arbeiter das Haus, in dessen Besitz er sich behauptet hat und dessen Wert im Verlaufe der Zeit gestiegen ist, mit Gewinn und zieht sich nach der Peripherie der Stadt zurück, um sein Wohnungsbedürfnis billiger zu befriedigen, als es in Anbetracht des lucrum cessans beim Nichtverkaufe des Hauses möglich wäre. So ist denn auch im ältesten Teile der Cité heutzutage der Arbeiter selten geworden. Das ideal gedachte „Sittehüsel" hat sich in einen Gegenstand des Handels und der Spekulation verwandelt."

Außerhalb der Arbeiterstadt, die hier beleuchtet wurde, sieht es äußerst traurig aus. Trotz der in den letzten Jahren ziemlich lebhaft gewesenen Bauthätigkeit sind die Mietpreise in Mülhausen maßlos hoch geblieben. Für eine Schlafstelle, d. h. für die Hälfte eines Bettes, werden 4 bis 4,50 Mark, für ein Dachstübchen geringster Güte 5 bis 6, für ein Zimmer 10, für zwei 12 bis 18, für drei 14 bis 15 Mark monatlich bezahlt. Meist dient ein einziges Zimmer der ganzen Familie zur Unterkunft; denn der Arbeiter ist, über den gesundheitlichen Wert einer verhältnismäßig geräumigen Wohnung wenig aufgeklärt, fast stets geneigt, gerade an diesem Posten seines Budgets zu sparen. Und wie ist jenes Zimmer beschaffen? Treten wir mit Herkner in ein beliebiges Haus der Arbeiterquartiere. Schon das vernachlässigte baufällige Äußere*) läßt Übles ahnen. Die Hausflur ist bis auf einen schmalen Durchgang mit Verschlägen zur Aufbewahrung von Feuerung verbaut. Die Treppen sind, um möglichst wenig Platz wegzunehmen, schmal und steil angelegt. Alles starrt von Schmutz. „Treten wir in eins der Zimmer, so gähnen uns kahle, meist weißgetünchte Wände entgegen, an die als einziger Schmuck einige rohe Farbendruckbilder, Christus, die Jungfrau Maria oder Heilige darstellend, angeklebt worden sind. Ein Schrank, ein paar wurmstichige, wacklige Stühle, ein mit ähnlichen Gebrechen behafteter Tisch, einige

*) In der Diedenheimer Straße stürzte im Frühjahr v. J. ein solches Haus, das noch bewohnt war, zusammen, im Uhrenhof brach im folgenden Oktober der Fußboden einer gleichfalls bewohnten Stube durch.

der unentbehrlichsten Geschirre, ein eisernes Öfchen und ein breites Bett für die ganze Familie bilden den einzigen Hausrat. Thüren und Fenster sind morsch und schließen schlecht." Das stellt etwa den Zustand der schlechtesten von diesen Arbeiterstuben dar. In den meisten, auch in den bessern, herrscht eine abschreckende Luft, da die Abneigung der Leute vor dem Lüften allgemein ist. Nicht bloß im Winter, wo man Heizmaterial spart, wenn man Thür und Fenster geschlossen hält, sondern auch im Sommer wird alle frische Luft sorgfältig fern gehalten, vielleicht aus demselben Grunde, aus welchem die Arbeiter einer englischen Fabrik die dort eingerichteten Ventilationsanstalten zerstörten, d. h. weil sie glaubten, frische Luft mache zu viel Hunger. Schmutz, große Dürftigkeit der Ausstattung, Überfüllung und schlechter Dunst herrschen auch in den meisten Wohnungen der Cité ouvrière. Freilich giebt es hier daneben, besonders in der Straßburger Straße, eine Anzahl von den besten Arbeitern bewohnter Häuschen, deren Räume fast verschwenderisch möblirt und durchaus sauber gehalten sind, und hierher pflegt man gewöhnlich die oberflächlich sich erkundigenden und leichtgläubigen Reisenden zu führen, welche bei Fabrikanten und deren Beamten nach den Zuständen ihrer Arbeiter fragen. Natürlich unterschreiben solche „Augenzeugen" dann gern die an die Spitze dieses Kapitels gestellte Behauptung Grads und verbreiten in Zeitschriften und Büchern am Schlusse ihrer Beobachtungen verallgemeinernd das Märchen, in Mülhausen sei der Gegensatz zwischen Proletariat und Kapitalismus durch Verwandlung des Arbeiters in einen kleinen Besitzenden aufgehoben. Wer aber, wie der Verfasser unsers Buches, nicht bloß ein paar Musterhäuser gesehen und deren Inhaber gesprochen, sondern eine ganze Anzahl von „Sittehüseln" besucht und die Denkweise der Bewohner derselben kennen gelernt hat, wird nicht umhin können, mit ihm auszurufen: „Mit diesem Häuslein wollt ihr Uri zwingen!"

Gleichwohl ist die Lage der oberelsässer Arbeiterschaft in Mülhausen noch die günstigste. Die Schatten des Bildes sind anderwärts tiefer und breiter. Die Textilindustrie beschäftigt besonders in den Kreisen Thann, Gebweiler und Kolmar ansehnliche Bruchteile der Bevölkerung, und von diesen Fabriken und Arbeitern gilt nach Herkners Berichten im allgemeinen folgendes. In den Thälern sind die industriellen Etablissements meist noch nach alter Art eingerichtet, und so lassen sie hinsichtlich der Aufstellung der Maschinen, der Temperatur und der Ventilation sowie in andern sanitären Beziehungen gewöhnlich weit mehr vermissen als die in und bei Mülhausen. Auch die Arbeitszeit ist hier im allgemeinen länger, und selbst Grad berichtet von dreizehn bis vierzehn Stunden. Die Unregelmäßigkeiten, welchen die hier noch vielfach benutzten Wasserkräfte in ihrer Verwendbarkeit ausgesetzt sind, übertragen sich nämlich auf die Bestimmung der Arbeitsdauer in den Fabriken. Die Verluste, die man in der trocknen Jahreszeit durch Schwächung jener Kräfte erleidet, werden bei günstigem Stande des Wassers im Frühling, Winter und Herbst

durch nächtliches Fortarbeiten ausgeglichen, wobei Leute von vierzehn bis sechzehn Jahren in derselben Weise wie Erwachsene und Kinder unter vierzehn Jahren nur zwei Stunden täglich weniger verwendet werden. Das im vorigen Abschnitte geschilderte Strafensystem mit seinen Lohnabzügen ist allenthalben in Geltung und wird durch die hier größere Abhängigkeit der Arbeiterschaft noch verschärft. In den meisten Ortschaften der Industriegegenden giebt es nur eine einzige Fabrik, und so hat der Arbeitsuchende keine Wahl zwischen ungünstigen und weniger schlechten Bedingungen. So in Altkirch, Wasserling, Lutterbach, Bollweiler, Bühl, Issenheim, Münster, Kaisersberg und Urbeis, und selbst in Städten wie Thann, Gebweiler und Kolmar giebt es nicht mehr als zwei oder drei Fabriken, zwischen denen die Leute wählen können. Dazu tritt noch der Umstand, daß sie auf dem Lande oft durch den Besitz eines kleinen Anwesens, welches die Frau oder die Eltern besorgen, an die Scholle gefesselt sind. So ist von irgend welchem Einfluß des Arbeiters auf das Arbeitsverhältnis nicht die Rede. Die Löhne sind durchschnittlich um ein Drittel geringer als in Mülhausen, und das wird durch die etwas niedrigern Preise der Bedarfsartikel in jenen Gegenden nur teilweise ausgeglichen, sodaß die Arbeiter hier dürftiger leben als in Mülhausen, häufiger als dort Holzschuhe und Baumwollenstoffe tragen, weniger Fleisch essen, sich vielfach mit Brot und Kartoffeln begnügen und mehr Branntwein zu sich nehmen. In einigen Strichen, z. B. in Kaysersberg und zu Walbach im Münsterthale, besteht sogar das berüchtigte Trucksystem fort. „Der Fabrikant hält einen Laden, aus welchem die Arbeiter ihren Bedarf zu decken haben, falls sie sich nicht allen möglichen Hudeleien aussetzen und schließlich entlassen werden wollen. Die Preise übersteigen die ortsüblichen um mindestens ein Zehntel, oft um ein Achtel, auch wird über geringe Güte, sowie schlechtes Maß und Gewicht geklagt. Am Zahltage der Fabrik zieht man ihnen den Betrag der zwei Wochen hindurch von ihnen entnommenen Waaren am Lohne ab, selbst wenn kein Pfennig dabei zu barer Auszahlung übrig bleiben sollte, und reicht der Lohn des Mannes nicht aus, so wird auch derjenige der Frau und des Kindes in Anspruch genommen."

Der schlechtern Bezahlung und Ernährung in diesen Arbeiterkreisen und der weniger vorsichtigen Einrichtung der Fabriken in Betreff der Temperatur und Ventilation entspricht eine stärkere physische Entartung. Im Kreise Thann erwiesen sich 1881 von den in Spinnereien beschäftigten Militärpflichtigen nur fünf, von den in Webereien arbeitenden nur zwölf Prozent als zum Kriegsdienste tauglich, wogegen die Stellungspflichtigen der ländlichen Berufsarten zweiundfünfzig Prozent brauchbare Leute lieferten. Der Kreisarzt berichtete: „In den Fabrikdörfern, wo alles von Jugend auf in den Spinnereien und Webereien arbeitet, waren fast alle Stellungspflichtigen untauglich, und wir glauben, wenn das so weiter geht, braucht man bald keine Aushebungskommission mehr in diese Orte zu schicken." Viel trägt in den Städten hierzu die Art und

Weise bei, wie die Mehrzahl der Arbeiter hier wohnt. Thann besitzt in Teilen der Vorstadt Kattenbach, in der Storchengasse und in dem Gebäudekomplexe, der La Rochelle genannt wird, Massen von Wohnungen, die an Überfüllung, schlechter Lüftung und Anhäufung von Unrat ganz Ungewöhnliches leisten, in Bühl giebt es zu verschiednen Mietwohnungen keine Aborte, und man behilft sich bei dem Mangel — mit dem Boden; ähnlich steht es in Altkirch, in Kolmar ist es nicht viel besser bestellt, und die Haslinger Straße sowie gewisse Partien an der Lauch mögen zwar mit ihren windschiefen, verwitterten Hütten recht malerisch sein, sich aber doch mehr der Aufmerksamkeit der Gesundheitspolizei als dem Studium der Künstlerschaft empfehlen. In Gebweiler und in Kolmar hat man es mit einer Wohnungsreform nach Art der Mülhäuser Cité versucht, aber der Preis der Häuschen stellte sich über achthundert Mark höher als dort, und da hier die Lohnsätze und die Mietpreise geringer waren, so wurde in Kolmar nicht ein einziges Haus an Arbeiter verkauft, und in Gebweiler gelangten vorwiegend Direktoren, Büreauschreiber und Werkmeister zu solchem Eigentume. In Kolmar besitzt die Firma Herzog u. Comp. die Cité, deren Wohnungen sie den Arbeitern des Etablissements vermietet. Ähnlich überlassen Fabrikanten in Sennheim, Sentheim, Bühl und Münster ihren Leuten mietweise Wohnräume. Dann kommt es allerdings nicht leicht zu allzustarker Besetzung, Verwahrlosung und gesundheitswidriger Verbauung der Häuser, aber der Arbeiter wird abhängiger vom Arbeitgeber, wenn dieser zu seinem Hausherrn wird.

Die Arbeitgeber haben einiges für die Arbeiter gethan, was aber zugleich ihnen selbst zu Gute kam. Dahin gehört die Gründung der Gesellschaft zur Vermeidung von Unglücksfällen, welche anfangs ein Viertel der Elsässer Spindeln, nach Erlaß des Unfallversicherungsgesetzes aber schon 1883 drei Viertel derselben umfaßte, sich aber um die Lage des Arbeiters nach einem Unfall nicht kümmerte, sodaß die Ersetzung des bekannten Reichshaftpflichtgesetzes von 1873 durch das Unfallversicherungsgesetz Bismarcks eine ansehnliche Verbesserung bedeutete. Außer der Thätigkeit jener Gesellschaft ist aus den Kreisen der Fabrikanten seit 1870 nichts hervorgegangen, was allgemeinere Bedeutung beanspruchen könnte. Vielleicht ist jemand geneigt, die Gewinnbeteiligung, die in der Fabrik von Schaeffer, Lalance u. Comp. zu Pfastadt eingeführt worden ist, als eine neue „soziale That“ des industriellen Magnatentums im Oberelsaß aufzufassen. Aber schon Frommer hat in seiner Schrift „Die Gewinnbeteiligung“ (Leipzig, 1886) auf Seite 57 vor diesem Irrtume gewarnt, und Herkner zeigt, daß diese Einrichtung nicht nur dem Arbeitgeber nichts kostet, sondern ihm sogar einen erheblichen Vorteil bringt. Im ersten Artikel des betreffenden Reglements heißt es: „Um ihren besten Werkmeistern und Arbeitern einen Beweis ihrer Zuneigung zu geben, und um sie mehr an die Fabrik zu fesseln,“ habe die Firma sich entschlossen, jedes Jahr

einen Teil des Reingewinns an sie abzutreten. Artikel 2 sagt, daß unter diesen besten Leuten solche zu verstehen sind, die ein Alter von mindestens 25 Jahren erreicht, mindestens drei Jahre nach einander in der Fabrik gearbeitet und sich durch Eifer, Fleiß und gute Aufführung ausgezeichnet haben. Nach Artikel 4 entwerfen die Chefs eine Liste solcher Arbeiter erster Klasse. Sie behalten sich vor, deren Zahl nach Belieben zu vermehren und von der Liste die, welche es „nicht mehr verdienen, auf ihr zu figuriren, oder die Arbeit auch nur einen Augenblick ohne Genehmigung verlassen haben, zu streichen." Nach dem fünften Artikel kommt die Verteilung nach Maßgabe des Lohnes, welchen die Arbeiter erster Klasse verdienen, und die Quote eines jeden wird zu einem Drittel sofort baar ausgezahlt, zu einem zweiten Drittel in ein dem Arbeiter ausgehändigtes Sparkassenbuch mit fünfprozentiger Verzinsung eingetragen, und zu einem dritten ihm einfach gutgeschrieben und im nächsten Jahre, um die Zinsen vermehrt, zu dem zu verteilenden Betrage geschlagen. Verläßt der Arbeiter jedoch im Laufe des Jahres die Fabrik oder erachten ihn deren Chefs nicht mehr für würdig, in der ersten Klasse zu stehen, so verliert er den ihm gutgeschriebenen Betrag, und dieser fließt der im nächsten Jahre zur Verteilung gelangenden Summe zu. Wird er entlassen — gleichviel weshalb, — so entscheidet ein aus sieben Angehörigen der ersten Klasse bestehendes Beratungskomitee, ob er den ihm gut geschriebenen Betrag verlieren soll oder nicht. Nach Art. 13 aber wird dem Komitee die Frage in der Regel nur dann vorgelegt, wenn die Chefs die zuletzt angedeutete Lösung wünschen. Im Schlußartikel behält sich die Firma noch vor, das Reglement beliebig abzuändern, falls ihr dies notwendig erscheint. Nun gehört zum Wesen der Gewinnbeteiligung erstens, daß die den berechtigten Arbeitern alljährlich zuzuweisende Summe einen objektiv feststehenden Prozentsatz des Reingewinns, der übrigens auch nach gleichen, bestimmten Grundsätzen zu vermitteln ist, darstelle, und zweitens diese Summe nach feststehenden Grundsätzen unter die Einzelnen verteilt werde. Nach jenem Reglement aber steht nichts fest, als das Belieben des Arbeitgebers. Kein Arbeiter kann durch objektive Leistungen irgendwelcher Art Anspruch auf Gewinnbeteiligung erwerben; vielmehr ist es nach Art. 2 und 4 ganz dem subjektiven Ermessen der Chefs überlassen, den Arbeitern solchen Anspruch zu gewähren und wieder zu nehmen. Dieselbe Willkür besteht nach Art. 5 hinsichtlich des Prozentsatzes des Reingewinns, der zur Verteilung bestimmt wird, nach Art. 13 hinsichtlich der Frage, ob dem entlassenen Arbeiter die ihm gutgeschriebenen Summen ausgezahlt werden sollen, und nach dem Schlußartikel hinsichtlich der Abänderung des ganzen Reglements. Thatsächlich wurde etwa ein Zehntel der Arbeiterschaft des genannten Fabrikhauses der Beteiligung am Gewinn für wert erachtet. Es waren „die besten, ältesten und ordentlichsten Arbeiter." Um diese trefflichen Elemente vor dem Austritte aus der Fabrik zu bewahren, der ihnen angeblich keinen Nutzen, dem Unternehmer aber unzweifelhaft großen Schaden bringen mußte, wurde die angeführte schlaue

Dreiteilung der Beteiligungsquote ersonnen. Herr Lalance hält die ganze Einrichtung für „einen neuen, wahrhaft demokratischen Fortschritt in der gewerblichen Ökonomie." Herkner sagt: „Von allem Phrasenwerk entkleidet, ist sie nichts andres als eine mit Raffinement ersonnene Methode, durch die vermöge ihrer hohen Qualifikation unabhängigeren Arbeiter die Mittel aufbringen zu lassen, um sie in völlige Abhängigkeit von der Firma zu versetzen."

Fragen wir zum Schlusse dieses Abschnittes noch nach den Grundzügen der sozialpolitischen Theorie der elsässer Baumwollenlords, so treten sie uns in den Ansichten, die Engel-Dollfuß, zweifellos der beste derselben, ausgesprochen hat, mit ziemlicher Deutlichkeit vor die Augen. Die Manchesterweisheit in ihrem Hauptsatz: „Man lasse die Dinge gehen, sie werden zuletzt von selbst vollkommene Zustände herbeiführen," ist ihm unanfechtbar und unumstößlich. Eine soziale Frage kennt er nicht, nur einzelne aus verschiedenen Quellen fließende Mißstände, von denen jeder auch für sich allein zu beseitigen ist. Dazu sind in erster Reihe die zu Vermögen gelangten Unternehmer berufen; sie sind moralisch verpflichtet, den durch Alter, Krankheit oder Unfälle brotlos gewordenen Arbeiter zu unterstützen, so viel sie können. Jeder Eingriff des Staates zum Schutze der Arbeiter, wäre es auch nur die Anstellung eines Fabrikinspektors, ist eine Verirrung, anderseits aber eine gerechte Strafe für die Fabrikanten, welche ihren moralischen Verpflichtungen nicht so eifrig nachkommen wie die im Elsaß. Die letzteren müssen von den sozialpolitischen Gesetzen und Maßregeln des deutschen Reiches ausgenommen bleiben, sie haben durch die große Menge von Einrichtungen für die Wohlfahrt der Arbeiter, die sie aus eignem Antriebe geschaffen haben, ihren Tribut bereits entrichtet, und die elsässische Industrie kann nicht zweimal zahlen, ohne sich zu Grunde zu richten. Der Arbeiter kann endlich einzig und allein durch Fleiß und Sparsamkeit seine Lage verbessern helfen. Alle Gewerkvereine, alle Streiks sind vom Übel. Die elsässischen Fabrikanten mögen also ja wie bisher die Pfade der Menschenfreundlichkeit wandeln, damit nicht auch in ihrem Lande englische Zustände, „Kampf" und „bewaffneter Friede," sich entwickeln.

Ähnlich, nur ein wenig pietistisch umwickelt und verbrämt, sind die Äußerungen des Fabrikanten Steinheil, ganz ähnlich die Charles Grads. Auch dieser erklärt, der Arbeiter sei zur Besserung seines Zustandes wenig geeignet, und zwar findet er den Grund dessen darin, daß er diese gewöhnlich nur in einer Erhöhung des Lohnes erblicke. Auch er warnt die deutsche Regierung dringend vor jeder Einmischung in die elsässischen wirtschaftlichen Verhältnisse durch neue gesetzliche Bestimmungen, deren Haltbarkeit in der Praxis ihm zweifelhaft erscheint, und welche die bewährten Einrichtungen im Elsaß bedrohen sollen. Das Hineinreden der Polizei in diese Fragen wird, wie er meint, den sozialpolitischen Eifer der Fabrikanten erkalten lassen, da sie „dann das Gute nicht mehr nach eignem freien Ermessen (à leur gré) vollbringen können." Wie die

übrigen Herren, vertröstet auch Grad die Arbeiter auf Ersatz in einem bessern Jenseits.

Nach den Thatsachen, die wir nach den Ergebnissen der Herknerschen Untersuchung der Lage der Fabrikarbeiter im Oberelsaß mitgeteilt haben, nach der Geschichte der Bestrebungen zur Hebung dieser Lage, welche unser Buch erzählt, und namentlich nach der Charakterisirung der Wohlfahrtseinrichtungen, welche die Fabrikanten aus eignem Antriebe und nach eignem Belieben, angeblich allein oder doch vorwiegend zu Gunsten der Arbeiter, getroffen haben, ist wenig mehr über die zuletzt angeführten Behauptungen der Elsasser Manchestermänner zu sagen. Nur die Summe mag noch gezogen werden, und diese lautet folgendermaßen. Die Fabrikarbeiterschaft des Oberelsaß, soweit sie hier in Betracht kommt, befindet sich in sehr vielen Beziehungen unzweifelhaft schlechter als die ähnlichen Arbeiterkreise in Altdeutschland. Die vielgepriesene Fürsorge der Fabrikanten für sie, deren Maßregeln und Einrichtungen haben den Hauptzweck und die Hauptwirkung, die Arbeiter wirtschaftlich, moralisch und politisch in Abhängigkeit von den Arbeitgebern zu erhalten. Letztere fürchten nur zwei Dinge. Das eine ist die Möglichkeit, daß der Arbeiter selbst versucht, sich wirtschaftlich, moralisch und politisch freier zu machen; daher die stete Abmahnung vor Arbeitseinstellungen und Gewerkvereinen, die selbst in den radikalsten Programmen der Arbeitgeber sich vernehmen läßt. Das andre ist der Fall, daß der Staat sich zu Gunsten der Arbeiter einmischt, daß sein Griff das Unterwürfigkeitsverhältnis dieser Hörigen lockert oder ganz löst, und daß sich die Herzen der so emanzipirten dann diesem Schützer, Befreier und Förderer zuwenden.

In einem letzten Abschnitte werden wir sehen, was die Regierung bisher in der Angelegenheit gethan hat, dann einen Blick auf die Stellung thun, welche der katholische Klerus zu ihr einnimmt, und zuletzt einiges aus den Schlußbemerkungen Herkners mitteilen.



Die Geheimbundsprozesse in Deutschland.

Von Ludwig Fuld.



In den denkwürdigen Sommertagen des Jahres 1878 äußerte Heinrich von Treitschke bei einer Befürwortung des Ausnahmegesetzes gegen die Sozialdemokratie, der Charakter des deutschen Volkes sei der Geheimbündelei abgeneigt und man brauche nicht die Befürchtung zu hegen, die Folge des Zurückdrängens der sozialdemokratischen Agitation aus der Öffentlichkeit werde die Bildung von

Verschwörungen und Geheimbünden sein, die sich bestrebten, den Zweck des Gesetzes zu vereiteln oder gar aufrührerische Bewegungen vorzubereiten. Die Geschichte des deutschen Volkes berechtigte ihn zu diesem Ausspruche. In der That hat die in südlichen Ländern so heimische Unsitte, geheime Verbindungen zu bilden und durch sie politische oder soziale Umwälzungen anzubahnen, in Deutschland bisher niemals eine erhebliche Rolle gespielt. Die Verbindungen der Bauern in Süddeutschland vor Ausbruch des Bauernkrieges, die Vergatterungen der Gesellen und Handwerker im Mittelalter können ebensowenig zur Entkräftung dieser Behauptung angeführt werden wie der Tugendbund. Geheimbünde wie die Hetärie in Griechenland und die Carbonaria in Italien sind in der deutschen Geschichte unbekannt, und Treitschke war deshalb wohl berechtigt, dies durch einen Hinweis auf die Eigenartigkeit des deutschen Volkscharakters zu erklären.

In eigentümlichem Widerspruch mit dieser Thatsache scheinen nun die zahlreichen Untersuchungen gegen Mitglieder der sozialdemokratischen Partei wegen Bildung geheimer Verbindungen oder Teilnahme an solchen zu stehen, die in einer großen Anzahl deutscher Städte kürzlich geführt wurden und fast sämtlich mit mehr oder minder hohen Freiheitsstrafen endeten, und es ist wohl der Mühe wert, diesem Gegenstande einige Erörterungen zu widmen, wobei alles rein Juristische, soweit es irgend möglich ist, ferngehalten werden soll.

Das deutsche Strafgesetzbuch verbietet die Teilnahme an einer Verbindung, deren Dasein, Verfassung oder Zweck vor der Staatsregierung geheim gehalten werden soll oder in der gegen unbekannte Obere Gehorsam oder gegen bekannte Obere unbedingter Gehorsam versprochen wird; die Mitglieder trifft eine Gefängnisstrafe bis zu sechs Monaten, während die Vorsteher und Stifter mit Gefängnis bis zu einem Jahre bedroht werden. Ferner verbietet das Strafgesetz die Teilnahme an einer Verbindung, zu deren Zwecken und Beschäftigungen es gehört, Maßregeln der Verwaltung oder die Vollziehung von Gesetzen durch ungesetzliche Mittel zu verhindern oder zu entkräften; die Strafe beträgt in diesem Falle bei den Mitgliedern Gefängnis bis zu einem Jahre, bei den Stiftern und Vorstehern Gefängnis bis zu drei Jahren. Auf Grund dieser Bestimmungen sind seit Jahresfrist und länger gegen viele Mitglieder der sozialdemokratischen Partei Verurteilungen ergangen, die freilich nur dadurch möglich wurden, daß das Reichsgericht den gesetzlichen Vorschriften eine Auslegung gab, die in der bisherigen Praxis des Strafgesetzbuchs keine Stütze fand.

Das Gesetz erläutert nun nicht näher, was unter einer Verbindung verstanden werden soll. Von der Thatsache ausgehend, daß dieser Begriff dem allgemeinen Sprachgebrauche angehöre und deshalb allgemein verständlich sei, hat der Gesetzgeber von einer Begriffserläuterung abgesehen und es vorgezogen, die Feststellung des Begriffes der Rechtsprechung zu überlassen. Bisher hat dies auch zu keinerlei Schwierigkeiten Anlaß gegeben; man sah eine Verbindung nicht in

jeder Vereinigung mehrerer Personen, sondern nur in derjenigen Vereinigung, welche nach Organisation und Zweck einen bleibenden Bestand haben sollte, man nahm an, daß die Gründung einer Verbindung, sowie der Beitritt zu einer solchen durch ausdrückliche Willenserklärungen erfolgen müsse, auch hielt man daran fest, daß eine nach außen hervortretende und organisirte politische Partei nicht unter den Begriff der Verbindung falle.

Hierin ist nun durch das Urteil des Reichsgerichts vom 21. und 23. Dezember 1885 eine wichtige Änderung eingetreten. Gegen verschiedene Mitglieder der sozialdemokratischen Partei, meistens Mitglieder der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, war in Chemnitz ein Strafverfahren wegen Übertretung der beiden angeführten Bestimmungen eingeleitet worden, welches jedoch mit einer Freisprechung endigte, weil das erkennende Gericht nicht finden konnte, daß die Angeklagten eine Verbindung im Sinne des Gesetzes gebildet hätten. Auf die Revision der Staatsanwaltschaft hob das Reichsgericht in dem genannten Urteile das Erkenntnis des ersten Richters wegen falscher Auslegung des Strafgesetzes auf, und in den ausführlichen und scharfsinnigen Gründen stellte das Reichsgericht eine Anzahl von Sätzen auf, welche sich zu der bisherigen Auslegung des Gesetzes in schärfsten Gegensatz stellen.

Zunächst versteht das Reichsgericht unter einer Verbindung jede organisirte Vereinigung von gewisser Dauer, welche die Unterordnung ihrer Mitglieder unter den Gesamtwillen für die Dauer der Mitgliedschaft zur Voraussetzung hat; die Handlung, durch welche die Unterordnung vollzogen wird, und der Beitritt können — und hierin liegt die bemerkenswerteste Abweichung von der bisherigen Rechtsprechung — zusammenfallen, sie können ferner nicht nur ausdrücklich, sondern auch stillschweigend, durch sogenannte „konkludente" Handlungen erfolgen (d. h. Handlungen, die den Entschluß der Unterordnung in sich verkörpern), und endlich kann die Gründung der Verbindung in derselben Weise geschehen und ebenfalls mit der Unterordnung und dem Beitritt zusammenfallen. Hiervon ausgehend, folgert das Reichsgericht, daß eine politische Partei, die äußerlich als solche hervortritt und für jeden als solche erkennbar ist, eine Verbindung im Sinne des Gesetzes sein kann, daß ferner die Absicht der Geheimhaltung keiner ausdrücklichen Verabredung bedarf, sondern sich auch von selbst und stillschweigend ergeben kann, daß gesetzwidrige Zwecke der Verbindung schon dann vorhanden sind, wenn es auch nicht zur Beschäftigung mit ihnen gekommen ist, und daß schließlich schon in der Aufforderung zur Verfolgung gesetzwidriger Zwecke eine Beschäftigung mit ihnen liegt.

Mit Hilfe dieser weitgehenden Auslegung wurde es möglich, die Geheimorganisation der Sozialdemokratie durch die Waffen des gemeinen Rechtes in viel schärferer Weise zu bekämpfen als durch das Gesetz vom 21. Oktober 1878. Die zahlreichen, seither geführten Untersuchungen haben Verbindungen zu Wahl-, Unterstützungs- und Agitationszwecken aufgedeckt. Eine hervorragende Rolle

spielt bei den Zwecken dieser Verbindungen die Verbreitung des „Sozialdemokraten," des bekannten, gewissermaßen amtlichen Organs der deutschen Sozialdemokratie. Die Verbreitung andrer in Deutschland auf Grund des Gesetzes vom 21. Oktober 1878 verbotenen Schriften tritt gegenüber derjenigen der ebengenannten periodischen Druckschrift zurück.

Ein Einschreiten gegen solche Personen, welche Mitglieder einer im Auslande bestehenden und dort gestatteten, in Deutschland aber verbotenen Verbindung sind, ermöglichte ein weiteres Urteil des Reichsgerichts, das Erkenntnis vom 20. Mai 1886. Hierdurch sind die Behörden in die Lage versetzt, gegen solche Personen auf Grund der obigen Bestimmungen strafrechtlich vorzugehen, die während ihres Aufenthaltes im Auslande Mitglieder der Internationalen Arbeiterassoziation werden und nach ihrer Rückkehr in das Gebiet des deutschen Reiches ihre Mitgliedschaft nicht in einer jeden Zweifel beseitigenden Weise aufheben, was in praktischer Beziehung ungemein wichtig ist, namentlich im Hinblick auf die in der Schweiz bestehenden internationalen Arbeiterverbände.

Die Hauptthätigkeit der geheimen Verbindungen bestand, wie schon bemerkt, in der Verbreitung des „Sozialdemokraten." Der Einzelne, welcher diese Zeitung in Zürich bei dem Verleger bestellt, ohne sie andern Personen mitzuteilen, war bisher nur dann strafbar, wenn sich nachweisen ließ, daß die Versendung den Zweck einer geheimen Verbindung in dem durch das Reichsgericht festgestellten Sinne bildete. Ein Urteil des Reichsgerichts vom 24. Mai 1887 hat aber auch in dieser Beziehung eine praktisch sehr wichtige Änderung in der bisherigen Auffassung hervorgerufen, indem der Gerichtshof darin aussprach, daß der Besteller als Teilnehmer an der verbotenen Verbreitung zu bestrafen sei. Wird diese Rechtsanschauung vom Reichsgerichte auch in Zukunft festgehalten, so wird die Zahl der Strafuntersuchungen gegen die Mitglieder der sozialdemokratischen Partei bedeutend wachsen, folgerichtig werden dann freilich auch die Polizei- und Regierungsbehörden, welche den „Sozialdemokraten" behufs Beobachtung der sozialdemokratischen Bewegung beziehen, auf die Zusendung desselben verzichten müssen.

Wenn infolge der im Vorstehenden gezeichneten Änderung der Rechtsprechung die Geheimbundsprozesse in den größern Städten des Reiches jetzt an der Tagesordnung sind, so ist dies doch noch kein Beweis dafür, wie man von mancher Seite behauptet hat, daß der deutsche Volkscharakter in den letzten Jahren eine schlimme Veränderung erfahren habe, kein Beweis, daß die Neigung zur Geheimbündelei, die Lust zu geheimen, verwerflichen Zettelungen und Verschwörungen in unserm die Offenheit so sehr liebenden Volke feste Wurzeln geschlagen habe. Die anarchistischen Gruppenbildungen, wie sie von England und Amerika aus in Deutschland versucht wurden, blieben zwar nicht ganz erfolglos, aber an dem offenen und geraden, aller Heimlichkeit und Verschwörungskunst abgeneigten Wesen der Mehrheit der deutschen Arbeiter scheiterten die Be-

mühungen eines Most, Dave und ihrer Spießgesellen. Es wäre auch ebenso unrichtig wie ungerecht, wollte man die sozialdemokratischen Verbindungen, wie sie in Hamburg, Posen, Stettin, Frankfurt a. M., Kassel, Mainz u. s. w. aufgedeckt worden sind, mit den anarchistischen Geheimbünden, mit der spanischen schwarzen Hand, mit den Mazzinisten u. dergl. auf eine Stufe stellen. Es ist nicht zu verkennen, daß die Bezeichnung dieser Vereinigungen als Verbindungen im Sinne des Strafgesetzbuches zum Teile nur durch eine Auffassung dieses Begriffes möglich wird, die dem allgemeinen Verständnis noch nicht gäng und gäbe ist. Wir lassen es hier dahingestellt, ob und inwieweit die reichsgerichtliche Auslegung des Begriffes der Verbindung vom Standpunkte des Kriminalisten als irrtümlich bezeichnet werden kann; jedenfalls ist es unzweifelhaft, daß die allgemeine Auffassung sich bisher mit ihr nicht gedeckt hat und nicht deckt, jedenfalls darf es als keines Beweises bedürftig erachtet werden, daß die gemeine Rechtsüberzeugung in der Mehrzahl der verurteilten Vereinigungen keine Verbindungen im Sinne des Gesetzes erblickt hat. Hierdurch erklärt es sich, daß der ausländische Beobachter unsrer Zustände, dem die politischen und rechtlichen Verhältnisse bis zu einem gewissen Grade stets fremd bleiben, aus der großen Zahl der Strafuntersuchungen wegen geheimer Verbindungen den Schluß zieht, in Deutschland bestehe eine weitverbreitete Geheimbündelei und eine verzweigte und verästelte Verschwörung, während dies doch den Thatsachen durchaus nicht entspricht. Der Widerspruch zwischen der bisherigen Rechtsüberzeugung, man kann wohl sagen des größten Teiles des deutschen Volkes, und dem durch die maßgebende Auslegung des obersten Gerichtshofes festgestellten Inhalt des Gesetzes ist die Ursache der zahlreichen Untersuchungen, nicht die Lust an geheimen Umtrieben, nicht das kindische Vergnügen an staatsgefährlichen Zettelungen, welches den Slawen und Romanen eigentümlich ist. Dies kann gegenüber ausländischen Beurteilungen nicht bestimmt genug hervorgehoben werden. Auch wenn in der nächsten Zeit die Geheimbundsprozesse eher zu- als abnehmen sollten, so wird man dies in erster Linie auf den Widerspruch zwischen dem positiven Rechte und der Rechtsüberzeugung zurückzuführen haben. Die öffentliche Rechtsüberzeugung kann ihre während langer Zeit festgehaltene Ansicht nicht so leicht und nicht so rasch mit einer andern vertauschen; hält es doch in dem engen Kreise des Juristenstandes schwer, eine einmal eingebürgerte Anschauung durch eine andre zu verdrängen, wie viel mehr in den Kreisen der Laienwelt! Es bedarf längerer Zeit, um eine solche Umwandlung herbeizuführen, und dies gilt namentlich hier, wo es sich darum handelt, der Rechtsüberzeugung eine Meinung beizubringen, gegen welche die weitesten Kreise zur Zeit von Abneigung erfüllt sind.

Die Geheimbundsprozesse sind alles eher als erfreuliche Erscheinungen in unserm politischen Leben, aber sie berechtigen nicht zu den pessimistischen und wahrhaft trostlosen Auslassungen, welche manche daran anknüpfen zu müssen

glaubten. Wir können in ihnen weder ein Zeichen des Niederganges der politischen Moral in Deutschland noch einen Beweis dafür erblicken, daß die unheimlichen Künste der Carbonari und der Fenier sich bei uns Eingang verschafft haben; wir sehen darin nur ein Zeichen des Zwiespaltes, in dem sich Gesetz und öffentliche Meinung zur Zeit noch bezüglich der Auffassung des Begriffes „Verbindung“ befinden.

Es ist kein Beweis von politischer Reife, daß man nach der Veröffentlichung des reichsgerichtlichen Erkenntnisses behaupten konnte, jedes politische Vereinsleben in Deutschland sei hinfort unmöglich, und die nationalliberale Partei laufe nicht minder Gefahr, als strafbare Verbindung bezeichnet zu werden, wie die deutsch-freisinnige und das Zentrum. Nur blinder Parteieifer konnte so weit gehen, sich im Ernste zu dieser Übertreibung zu versteigen, die ruhige Prüfung der Sachlage ließ darüber keinen Zweifel, daß nur unter besondern Voraussetzungen eine politische Partei unter den Begriff der Verbindung fällt. Einen betrübendern Eindruck muß es machen, daß man aus Anlaß der Geheimbundsuntersuchungen die Unabhängigkeit und Unparteilichkeit des obersten deutschen Gerichtshofes in geradezu schmählicher Weise zu verdächtigen versucht, daß man den traurigen Mut besessen hat, das glänzende Wappenschild des Reichsgerichts mit Schmutz zu bewerfen, daß man sich nicht gescheut hat, einen Gerichtshof, auf den jede Nation stolz wäre, in mehr oder minder verblümten Worten der Liebedienerei und der Gefälligkeit gegenüber der Reichsregierung zu zeihen. Der juristischen Kritik der oben angeführten Entscheidungen und ihrer Gründe sei voller Raum gegeben und auch die schärfste Beurteilung ist willkommen, so lange sie sich auf dem Boden der Wissenschaft bewegt. Aber verdammenswert erscheint jeder Versuch, dem Reichsgerichte unwürdige Beweggründe unterzuschieben, verdammenswert und verwerflich im höchsten Grade erscheint es, durch ein solches Gebahren den Glauben der Massen an die Unbefangenheit der Rechtspflege zu lockern und zu erschüttern, und wenn die Geheimbundsprozesse längst vergessen sein werden, so wird diese Besudelung der Ehre des obersten Gerichtshofes noch ein beschämendes Zeugnis dafür ablegen, daß zu Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts die Parteiverblendung im deutschen Reiche eine hinreichende Macht besaß, um talentvolle und gebildete, im politischen Leben stehende Männer zu einer Kritik der deutschen Rechtspflege zu veranlassen, wie man sie allenfalls auf dem Gemüse- und Fischmarkt verständlich finden würde.



Aus den Tagen der Völkerschlacht bei Leipzig.

wig denkwürdig werden die Tage des 16., 18. und 19. Oktober 1813 nicht nur für Leipzig, sondern für ganz Europa sein, denn ohne Übertreibung kann man sagen, daß die Schicksale der Völker Europas von dem Ausgange der in diesen Tagen auf Leipzigs Gefilden geschlagenen Schlacht abhingen. Daher ist auch keine Schlacht so oft und so vielseitig beschrieben worden wie gerade diese, und besonders über den Verlauf der Schlachttage vom 16. und 18. Oktober ist selbst hinsichtlich der Einzelheiten ziemliche Klarheit vorhanden.

Nicht dasselbe kann man von den Ereignissen des 19. Oktober sagen, denn schon nach Erstürmung der Vorstädte Leipzigs wurde das allgemeine Durcheinander, bei den Verfolgten wie bei den Verfolgern, ein derartiges, daß es den spätern Chronisten schwer geworden ist, ein geordnetes Bild der Vorgänge dieses Tages zu geben. Ganz besonders trifft das aber zu bei Betrachtung des Schicksals, das Friedrich August I., Sachsens König, in jenen schweren Stunden zu erdulden hatte, und das fast von jedem Historiker der Leipziger Schlacht anders dargestellt wird. Unter diesen Umständen ist jedes Zeugnis von Wert, welches zur Aufhellung der Sachlage dient, in der sich damals König Friedrich August befand, und umso mehr wird auf ein solches Zeugnis Gewicht zu legen sein, wenn es von Personen stammt, welche als unmittelbar Mitwirkende anzusehen sind.

Im Nachstehenden möge, aus den noch nicht veröffentlichten Aufzeichnungen des verstorbenen Leipziger Stadtrates S......, eine höchst beachtenswerte Mitteilung über die betreffenden Ereignisse wiedergegeben sein. Sie rührt von dem Grafen Schulenburg her, einem gebornen Sachsen, der mit Erlaubnis des Königs den Feldzug in österreichischen Diensten mitmachte und seinerzeit Adjutant des Fürsten Schwarzenberg, des Oberkommandirenden der verbündeten Armeen, war. Die Angaben, welche Graf Schulenburg noch in Gegenwart einer dritten Person, des Dr. jur. M....., gemacht hat, lauten, wie folgt:

„Als am 19. Oktober vormittags die verbündeten Monarchen*) auf einem Hügel bei Probstheida hielten und sich von Zeit zu Zeit durch den bei ihnen weilenden Fürsten Schwarzenberg Rapporte über den Fortgang der Erstürmung der Stadt Leipzig erteilen ließen, sprengte ein österreichischer Rittmeister mit der Meldung heran, daß Napoleon die Stadt soeben verlassen habe, der König von Sachsen sich aber im Thomäschen Hause noch befinde und auch daselbst bleiben werde. Ein unter der Suite weilender preußischer General sagte darauf

*) Nur Kaiser Alexander II. von Rußland und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen weilten dort, während sich Kaiser Franz I. auf andern Stellen des Schlachtfeldes befand.

so laut, daß es Fürst Schwarzenberg und die verbündeten Monarchen hören konnten: »Da muß man ihn gefangen nehmen,« worauf sich Fürst Schwarzenberg mißmutig zu dem Sprecher umdrehte und ihm erwiederte: »Hier habe ich als Oberfeldherr zu kommandiren und verbitte mir jede Bemerkung.« Dann wandte sich Fürst Schwarzenberg zu mir mit den Worten: »Lieber Schulenburg, beeilen Sie sich, schnell das auszuführen, was ich Ihnen auftrage [und setzte, sich zu mir neigend, heimlich hinzu: ehe uns solch ein .... Preuße*) zuvorkommt, denn Sie wissen, daß unsre Interessen komplizirt sind]. Reiten Sie so schnell wie möglich nach Leipzig und suchen sie vor den König von Sachsen zu kommen und sagen Sie ihm, daß Sie im Namen und Auftrage Sr. Majestät des Kaisers von Österreich von mir zu ihm gesendet worden sind, dem Könige zu sagen, daß sich derselbe als Gefangener anzusehen habe, und bringen Sie mir seinen Degen; ich erwarte Sie an dem Thore von Leipzig.«

In denkbar kürzester Zeit befand ich mich am Eingange der Stadt. Unsre Truppen hatten bereits die Straße, welche nach dem innern Thore führte, vom Feinde gereinigt; tausende von Menschen versperrten aber noch das innere Thor und auf beiden Seiten der Allee (Promenade) hörte ich noch stark schießen. Nach einigen Minuten war das Thor zur Grimmaischen Gasse von den wenigen Feinden gesäubert und ich ritt in dieselbe ein, wobei ich noch genötigt war, gegen einen auf mich anlegenden französischen Dragoner mich zu verteidigen. Durch das ungeheure Gedränge, welches in der Grimmaischen Gasse und auf dem Markte herrschte, mich langsam durcharbeitend, hielt ich endlich vor dem Hause des Königs, vor welchem eine Kompagnie sächsischer Garde-Grenadiere Wache stand. Der Kapitän derselben rief mir zu: »Schulenburg, was machen Sie hier? Sie tragen ja österreichische Uniform!« Doch erkannte ich ihn in der Eile des Eintritts nicht. Den Eingang des Hauses fand ich vollgepfropft mit polnischen Offizieren, welche, als sie mich sahen, riefen: »Wir wollen österreichische Gefangene sein, nehmen Sie unsre Degen und lassen Sie uns nicht in russische Gefangenschaft kommen.« Ich erwiederte: »Meine Herren! Ich muß zum König von Sachsen, legen Sie Ihre Degen auf einen Haufen, Sie sind meine Gefangenen.«

Als ich im ersten Stock in die Wohnung des Königs trat, fand ich alle Thüren weit geöffnet. In den Vorzimmern befanden sich, unter vielen sächsischen Offizieren und Hofbediensteten, wohl an zwanzig Damen, die teils zum Hofstaate gehören mochten, teils aber auch, ihrer Kleidung nach, Frauen aus der Stadt waren, die hier Schutz suchten. Den König fand ich in seinem Zimmer auf dem Sofa sitzend, ihm zur Rechten und Linken die Königin und die Prinzessin Auguste, beide in Thränen. Ich wandte mich sofort an den König mit fol-

*) Das hier ausgelassene Epitheton ist eins von denen, mit welchen H. Heine die Lappländer schmückte.

genden Worten: »Ew. Majestät! Als geborner Sachse beklage ich aufrichtig das traurige Geschick, welches mich bestimmt hat, der Überbringer der Befehle der hohen verbündeten Monarchen zu sein. Im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers von Österreich bin ich von dem Oberfeldherrn, dem Fürsten Schwarzenberg, zu Ew. Majestät gesandt, um zu erklären, daß Ew. Majestät sich als Gefangener anzusehen haben, und im Namen des Fürsten bitte ich um den Degen Ew. Majestät. Zur Ausführung dieses betrübenden Auftrages bin ich, ein geborner Sachse, erwählt, um Ew. Majestät die Kränkung zu ersparen, einem Russen oder Preußen sich zu ergeben.« Lange Zeit ließ mich der König auf Antwort warten. Endlich befahl er einem der Anwesenden, einen Degen zu holen, und als man denselben dem König gebracht, übergab er ihn mir, ohne ein Wort zu sprechen. Hierauf wandte er sich zur Königin, nahm sie bei der Hand und wollte sich mit ihr entfernen, als die Nachricht gebracht wurde, daß der Kaiser von Rußland vor dem Hause zu Pferde halte. Sogleich wandte sich der König wieder um und ging nach der Treppe zu, dem Kaiser entgegen. Ich verbeugte mich ehrfurchtsvoll gegen die Königin und die Prinzessin Auguste und folgte Sr. Majestät, als auch schon die Nachricht zurückkam, daß der Kaiser Alexander sich wieder entfernt habe.

Den Fürsten Schwarzenberg traf ich in der Grimmaischen Gasse, in der Gegend des Neumarktes; dort übergab ich ihm den Degen des Königs von Sachsen."

So weit der Bericht des Grafen Schulenburg.

Was die Person des Erzählers betrifft, so haben wir es mit dem Grafen Karl Rudolf v. Schulenburg-Bitzenburg zu thun, über dessen Lebenslauf der Biograph des weitverzweigten Schulenburgischen Geschlechts, J. F. Danneil, folgendes berichtet: „Geboren am 2. Januar 1788, wählte Graf Karl Rudolf den Militärdienst und trat zuerst in das königlich sächsische Heer. Unzufrieden mit dem Napoleonischen Treiben, nahm er seinen Abschied, um in österreichische Dienste zu treten. Hier machte er den ganzen Befreiungskrieg mit und war während desselben Adjutant des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg. Nach der glorreichen Schlacht bei Leipzig erhielt er am 19. Oktober 1813 den Befehl, sich nach Leipzig zum König von Sachsen zu begeben, um denselben noch zum Übertritt zu den Verbündeten zu vermögen oder, im Falle dies abgeschlagen würde, dem Könige, seinem frühern Herrn, bei dem bevorstehenden Einrücken der Sieger eine würdevolle Behandlung zu verschaffen. Nach Beendigung des Freiheitskrieges nahm er als Oberstleutnant seinen Abschied und ward kaiserlicher wirklicher Kämmerer. Mit verschiednen Orden ausgezeichnet, lebte er in seiner Würde zu Wien in den höchsten Kreisen der dortigen Gesellschaft. Er starb Mitte der fünfziger Jahre."

Wie man sieht, wird in dieser kurzen Biographie der Sendung des Grafen Schulenburg besonders Erwähnung gethan. Aber auch aus zwei weitern, zuver-

lässigen Zeugnissen wissen wir, daß er wirklich beim König von Sachsen gewesen ist, denn sowohl in den Aufzeichnungen des sächsischen Generalleutnants v. Zeschau, als im „Tagebuche der sächsischen Leibgardegrenadiere" wird Graf Schulenburg als ein an den König von Sachsen abgesandter Offizier der Verbündeten erwähnt. Ist sonach an der Sendung selbst nicht zu zweifeln, so wird man die Zeit, in welcher die Sendung erfüllt wurde, nach den im Bericht des Gesendeten angegebenen Nebenumständen in die Stunden von elf bis ein Uhr mittags legen müssen.

Vor allem ist es jedoch von Interesse, zu prüfen, inwieweit der Bericht des Grafen Schulenburg innere Glaubwürdigkeit hat. Hierbei muß zunächst darauf hingewiesen werden, daß die Darstellung der ganzen Vorgänge ebenso einfach wie natürlich ist, und daß auch Einzelheiten, wie z. B. die Besetzung des innern Grimmaischen Thores, mit denen andrer Schlachtberichte übereinstimmen. Andre Dinge, wie das Sichergeben der polnischen Offiziere, werden sogar durch das bereits erwähnte „Tagebuch der sächsischen Leibgardegrenadiere" in aller Form bestätigt, denn dort heißt es, „daß der Adjutant Graf Schulenburg den im Thomäschen Hause befindlichen polnischen Offizieren die Degen abnahm." Sind solche Nebendinge richtig geschildert, dann gewinnt man auch das Zutrauen, daß die Sendung zum Könige mit voller Wahrheit wiedergegeben sei. Von selbst drängt sich die Erwägung auf, daß Graf Schulenburg mit besonderm Auftrage betraut gewesen sein muß, denn sonst schwindet jeder Beweggrund dafür, daß er sich nach dem Thomäschen Hause begab.

Nun sind allerdings in jenen Stunden des 19. Oktober noch einige andre Offiziere der verbündeten Armeen an den König von Sachsen gesandt worden, und zwar erwähnen die darüber vorhandenen Berichte hauptsächlich den russischen General von Toll und den preußischen Flügeladjutanten Oberstleutnant von Natzmer. Letzterer hat über die gemeinsame Sendung veröffentlicht, daß der Auftrag beider Offiziere darin bestanden habe, den König aufzufordern, „die Verteidigung von Leipzig aufzugeben und die sächsischen Truppen zurückzuziehen," und daß der König hierauf erklärt habe, „weder über das eine, noch über das andre verfügen zu können, da Napoleon ihn eben erst verlassen und versprochen habe, in zwei bis drei Tagen wiederzukommen, während welcher Zeit er zu manövriren beabsichtige." Bei ruhiger Betrachtung dieser Darstellung mag zwar der Auftrag, den die genannten beiden Offiziere empfingen, noch glaubhaft erscheinen; die wiedergegebene Antwort des Königs von Sachsen aber ist höchst unwahrscheinlich, denn unmöglich konnte er, selbst wenn ihm Napoleon eine Rückkunft zugesagt hätte, in dem Glauben befangen sein, daß ihn die verbündeten Mächte bis dahin als „neutral" ansehen würden. Auf die höchstens zweitausend Mann, über die er noch verfügte, brauchten sie überhaupt keine Rücksichten mehr zu nehmen, wie das ja auch thatsächlich nicht geschehen ist.

Hält man die Berichte des Oberstleutnants von Natzmer und des Rittmeisters Grafen Schulenburg gegeneinander, so wird man zu dem Ergebnis gelangen, daß die Sendung beider getrennt war. Wahrscheinlich ging von Natzmer zuerst ab, als man im Hauptquartier der Verbündeten noch nicht wußte, wie sich der König von Sachsen verhalten, namentlich ob er in Leipzig bleiben würde. Sobald darüber aber Klarheit erlangt war, zögerte Fürst Schwarzenberg, als Generalissimus der Armee, keinen Augenblick, seinen Adjutanten Grafen Schulenburg abzusenden, um dem Könige seine Gefangenerklärung anzuzeigen. Die Beweggründe, welche den Fürsten hierbei geleitet haben, sind aus dem Berichte des Grafen Schulenburg klar ersichtlich: der Hinweis auf die „komplizirten Interessen," sowie der Wunsch, keinen Preußen zuvorkommen zu lassen, besagen genug. Jedenfalls war man vonseiten des österreichischen Kaiserhauses dem Könige von Sachsen wohlgesinnt, und Fürst Schwarzenberg glaubte, zweifellos im Sinne des Kaisers Franz, das Schicksal des Königs mildern zu können, wenn er ihn bewog, sich an Österreich zu ergeben. Bekanntlich ist (sicherlich auf Andrängen Preußens) das Schicksal des Königs dennoch ein andres geworden, denn schon am Nachmittage des 19. Oktober ließ ihn der Kaiser von Rußland durch den Geheimrat von Anstetten nochmals gefangen erklären, und am 23. Oktober wurde der König, zuerst mit Kosakeneskorte, dann mit preußischer Militärbegleitung, nach Berlin gebracht.

Wo der Degen des sächsischen Königs, das äußere Unterwerfungszeichen, geblieben ist, dürfte kaum zu ermitteln sein; wahrscheinlich legte Fürst Schwarzenberg keinen Wert mehr auf ihn, als er die Sendung Schulenburgs gescheitert sah.

—d.



Dichterfreundinnen.

Von Franz Pfalz.

4. Madame Luzifer.

(Fortsetzung.)



In diese unglücklichen politischen und häuslichen Kämpfe ist Karoline tief verflochten. Bald nach ihrer Ankunft nahm sie den lebhaftesten Anteil an dem Verlaufe der französischen Revolution. Aus dem Bürgerstande, aus der Gelehrtenrepublik hervorgegangen, konnte sie gar nicht anders, sie mußte sich mit Verstand und Gemüt, mit ihrem ganzen Wesen dem aus Druck und Not empor-

strebenden Bürgertum zuwenden. In Mainz war überdies der Hof des geistlichen Kurfürsten keineswegs dazu angethan, eine geistvolle Frau für das Hofleben zu gewinnen. Der alte Kurfürst Friedrich Karl Joseph von Erthal, der verhaßte „Alte von Mainz“ im Schillerschen Kreise, war ein eitler Verschwender, der prunken und genießen wollte. Zwar hatte er 1784 eine Universität gegründet und sogar protestantische Gelehrte berufen, um sich den Ruf großherziger Genialität zu erwerben, aber er überließ die junge Stiftung den Umtrieben der Dunkelmänner, damit die Aufklärung nicht zu groß würde. Am anstößigsten war die Maitressenwirtschaft des geistlichen Herrn. Wo eine Aspasia, Frau von Coudenhoven, eine Danaë, Frau von Ferret, und andre regierten, mußte das geistliche und das fürstliche Ansehen zugleich schwinden. Unter der Herrschaft eines üppigen geistlichen und weltlichen Adels verwilderten die Sitten und verarmte das Volk. Wohl hofften die Geduldigen das Beste von dem gegen den Wunsch des Alten bereits erwählten Nachfolger Karl Theodor von Dalberg, der mit dem Titel Koadjutor (später Statthalter) in Erfurt residirte und in schöngeistigen Bestrebungen Beschäftigung und Ruhm suchte. Tieferblickende wollten aber schon damals unter der sanften, sentimentalen und idealseligen Maske des Koadjutors den wollüstigen, verschwenderischen und gesinnungsbrüchigen Pfaffen erkennen, als der er sich später doch noch erwies.

Karoline schwärmte für Mirabeau, den Kraftmenschen, dessen Briefe, aus dem Kerker an die Geliebte geschrieben, „so unaufhaltsam aus der Quelle strömend zu der Seele, zu dem Herzen, zu den Sinnen reden,“ für den liebenswürdigen Bösewicht, „der für tausend andre ehrliche Leute noch Tugenden, Talente und Kräfte übrig hatte und zu viel wahren Geist, um im Ernste ein Bösewicht zu sein, wie man's aus einzelnen Zügen schließen möchte.“ Sie ist empört über Goethes kulturhistorische Satiren, den Großkophta, den Bürgergeneral. „Goethe ist ein übermütiger Mensch — schreibt sie —, der sich aus dem Publikum nichts macht und ihm giebt, was ihm bequem ist.“ Die Festlichkeiten bei der Kaiserwahl im Juli 1792, die Krönung Franz des Zweiten in Frankfurt berühren sie fast gar nicht, außer wenn sie ihr alte Freunde zuführen. „Die Zusammenkunft des deutschen Reiches hat so auch für uns zum Feste werden müssen, ohngeachtet es für unsern bürgerlichen Sinn eben keins sein konnte,“ berichtet sie an Meyer. Demselben schildert sie auch ihren Verkehr im Forsterschen Hause. „Sie [Forsters] genießen ihr Leben in dieser schönen Gegend, sie arbeiten und gehen spazieren, und ich teile das alles mit ihnen. Jeden Abend bin ich dort, um Thee mit ihnen zu trinken, die interessantesten Zeitungen zu lesen, selbst ein bischen zu schwatzen, Fremde zu sehen ꝛc. Außer Forsters habe ich gar keinen Umgang. Darin habe ich vielleicht unrecht, aber ich mag keinen andern. Forster ist mein Freund, wie Sie mir voraussagten, ich erkenne alle seine Schwächen und kann die nicht von mir werfen, ihm gut zu sein — ich thue alles, was ihm Freude machen kann. Im Anfange drückte es mich,

mich teilen zu sollen zwischen der Neigung für ihn und meinem Gefühle für Therese, aber nachdem ich klar eingesehen habe, daß alles gerade so sein muß, wie es ist, und nicht anders sein kann, vereinige ich es recht gut und bin gegen keinen mehr ungerecht. Gegen Theresen würde ich es nie sein, ob ich gleich noch immer behaupte, daß sie mich nicht liebt.“ Hubers Einmischung war damals (im Juli 1792) in vollem Gange, und Karoline nahm — da die Sache einmal nicht zu ändern war — Theresen in ihren Schutz, suchte aber anderseits den armen Forster durch zärtliche Freundschaft zu entschädigen. Daß sie damit bei dem reinsten Willen in bedenkliche Verwicklungen geraten mußte, ahnte sie nicht, ihr leichter Sinn sah nur die liebliche Idylle des freundschaftlichen Verkehrs. Auch die Liebe beschäftigt ihr Herz. Meyer muß es in einem mehrseitigen Briefe hören, wie sehr der Prinzenerzieher Tatter es ihr angethan hat. Sie weiß, daß die Prinzen am Rhein sind, daß er sie begleitet, aber er kommt nicht nach Mainz, sie wird ihn aufsuchen müssen. „Mir ist seine Rechtfertigung teurer wie das Wiedersehen. Getadelt hab' ich ihn mehrmals um ähnlicher Ursachen willen, und er zwang mich mit der Hartnäckigkeit und Sanftmut, die ihm eigentümlich ist, seine Gründe zu ehren, wenn sie auch nicht die meinigen wären. Hätte ich mit Mangel an Liebe zu kämpfen, so wäre der Kampf bald zu Ende, aber ich streite gegen ein sonderbares Wesen, das mich anzieht und mich zur Verzweiflung bringt, weil es meine Gewöhnlichkeit nicht anerkennen will und seine Ansprüche auf Glück und Stolz nicht verfolgt, das sein Leben für mich gäbe und meine heißesten Wünsche unerfüllt läßt — ein Mensch, zum Einsiedler geboren, der sich der Liebe hingab wie ein Kind, der gefühlvollste Stoiker, der aus Empfindlichkeit gegen Freiheit sich unnötige Ketten anlegt und die liebsten Pflichten schlechter behandelt wie die überflüssigen.“ Die Politik wird nur in streng abgemessenen Schranken gepflegt. „Das rote Jakobinerkäppchen, das Sie mir aufsetzen, werfe ich Ihnen an den Kopf. Wir kennen die Helden von Brissots Schlag recht gut, für das, was sie sind, und wissen, qu'il nage dans l'opprobre sans s'y noyer puisque c'est son élément. Forster wollte neulich jemand die Augen auskratzen, weil er die Attake vom 20. Juni guthieß, und die Nationalversammlung samt den Jakobinern, item Lafayette, alles ist preisgegeben — nur die Sache nicht. Für das Glück der kaiserlichen und königlichen Waffen wird freilich nicht gebetet, die Despotie wird verabscheut, aber nicht alle Aristokraten, kurz, es herrscht eine weise, edle Unparteilichkeit.“ Aber die Franzosen kamen näher, alle Adlichen flüchteten, und der Alte auch, in einem Wagen, an dem er das Wappen hatte auskratzen lassen. „Wir blieben — erzählt sie Meyer — aus Neugier und weil wir ein gut Gewissen hatten, nämlich reine Hände — wir [Forsters] sind nicht reich, und ich bin arm.“ Und nachdem die Franzosen eingerückt sind, ist sie entzückt über die Haltung der Republikaner: „Wir haben über 10000 Mann in der Stadt, und es herrscht Stille und Ordnung. Der Bürger wird aufs äußerste geschont, das ist Politik, aber wenn die

Leute des gueux et des miserables wären, wie man sie gern dafür geben möchte, wenn nicht strenge Disziplin stattfände, wenn nicht der stolze Geist ihrer Sache sie beseelte und sie Großmut lehrte, so würds unmöglich sein, so alle Ausschweifungen, alle Insulten zu vermeiden." Aber auch jetzt noch sind ihre Ansichten gemäßigt. „Was mich mehr als alles [als alle Siege der Republikaner] freut — ruft sie aus —, ist, daß die Marats in der Nationalversammlung nach Verdienst gebrandmarkt worden sind." Sie ist entrüstet über ihren Schwager, Doktor Georg Böhmer, der seine Professur in Worms aufgegeben und sich an Custine herangedrängt hatte. „Mir sank das Herz — schreibt sie an Meyer —, wie ich den Menschen sah, o weh, wollt und könnt ihr den brauchen? Aber wen kann man nicht brauchen? Die sich bei solchen Gelegenheiten vordrängen, sind nicht die besten." Sie freut sich, daß Forster sich zurückhält, zögert, „noch bei keinem der Institute ist." Im Dezember, als Therese mit ihren Kindern nach Straßburg gegangen ist, schildert sie ihrem Freunde Meyer das Forstersche Familienleben mit einer solchen Feinheit, daß ihr großes Talent zu beobachten und zu charakterisiren nicht glänzender hervortreten kann. „Therese ist nicht mehr hier. Sie ist mit den zwei Kindern nach Straßburg gegangen, warum? das fragen Sie mich nicht. Menschlichem Ansehen nach ist es der falscheste Schritt, den sie jemals gethan hat, und der erste Schritt, den ich ohne Rückhalt mißbillige. Sie, die über jeden Flüchtling mit Heftigkeit geschimpft hat, die sich für die Sache mit Feuereifer interessirte, geht in einem Augenblicke, wo jede Sicherheitsmaßregel Eindruck macht und die jämmerliche Unentschlossenheit der Menge vermehrt, wo sie ihn mit Geschäften überhäuft zurückläßt, obendrein beladen mit der Sorge für die Wirtschaft zwei Haushaltungen ihn bestreiten läßt, zu der Zeit, wo alle Besoldungen zurückgehalten werden. Das fällt in die Augen. Er wollte auch nicht; ich weiß weder, welche geheimen Gründe sie hat, noch welche sie ihm geltend machte, sie hat's aber durchgesetzt. Er [Forster] ist der wunderbarste Mann, ich habe nie jemand so geliebt, so bewundert und dann wieder so gering geschätzt. Er ging seinen politischen Weg durchaus allein und that wohl daran. Er geht mit einem Adel, einer Intelligenz, einer Bescheidenheit, einer Uneigennützigkeit, wär' es nur das! Aber im Hinterhalt lauscht Schwäche, Bedürfnis ihres [Theresens] Beifalls, elende Unterdrückung gerechter Forderungen, auffahrendes Durchsetzen geringeres. Er lebt von Attentionen und schmachtet nach Liebe, und kann diesen ewigen Kampf ertragen und hat nicht die Stärke, sich loszureißen, die man auch da, wo man Superiorität anerkennt, haben müßte, wenn es uns mit uns selbst entzweit. Dieses Mannes unglückliche Empfänglichkeit und ihr ungroßmütiger Eigennutz verdammen ihn zu ewiger Qual. Ich habe wohl gedacht, ob man ihm die Augen öffnen könnte — es versteht sich, daß ich nicht mittelbar noch unmittelbar dazu beitragen darf und werde —, ich habe gefunden, man würde seine Liebe töten können, aber seine Anhänglichkeit nicht. Sie beschäftigt, sie amüsirt ihn, das kann ihm

kein Wesen ersetzen, darum ist sie einzig; sie reizt seine Eitelkeit, weil er sieht, daß sie auch andre beschäftigt und daher nie erfährt, wie nachteilig die Urteile sind, die selbst diese von ihr fällen. Wer sie nicht mag, flieht sie, ein neuer Triumph! So hält sie ihn, geht hin und nutzt seinen Namen und führt ihn mit Stolz. Das ist nicht billig, ach, und doch verdient er's. Ich bleibe hier, man gewöhnt sich an alles, auch an die tägliche Aussicht einer Belagerung."

Nun erst begann die kritische Zeit für die warmherzige Frau. Forster wurde immer tiefer und tiefer in den Revolutionsstrudel hineingerissen, er mußte sich wider seinen Willen zu dem Werkzeuge des Konvents und zum Jakobiner machen lassen. Karoline nahm sich seiner Wirtschaft an, vertrat sein Hauswesen und pflegte ihn schwesterlich liebevoll, wenn er krank war. Dabei mußte sie tagtäglich mit den französischen Machthabern, den Offizieren, Konventsmitgliedern und Verwaltungsbeamten, sowie mit den leidenschaftlichsten Klubbisten verkehren. Sie war Custine bekannt, speiste wiederholt an seiner Tafel, und man erzählte, daß sie in seinem Wagen durch die Stadt gefahren sei. Gewiß hat sie auch zuweilen den Klub besucht und war ohne Zweifel eine der Damen, welche den Freiheitsbaum mit ihren Schleifen schmückten. Den ruhigen Bürgern wurde sie dadurch verdächtig, und man glaubte ihr alles zutrauen zu dürfen, da sie außerdem in ihrer leichtfertigen Gutmütigkeit eine Frau Forkel bei sich aufgenommen hatte, die in anstößiger Weise ihrem Manne fortgelaufen war. Im preußischen Lager galt sie außerdem für die Gemahlin des berüchtigten Klubbisten und Franzosendieners Dr. Böhmer. So zog sich um sie ein Gewebe von Verdächtigungen zusammen, das ihr im höchsten Grade gefährlich werden mußte. Als Mainz von den Preußen immer enger und enger eingeschlossen wurde, im März 1793, verließ sie mit ihrem Kinde, der Frau Forkel und deren Mutter die Stadt und hoffte ungestört nach Gotha gelangen zu können, wo ihre Freundin Luise, die Frau des Dichters Gotter, sie erwartete. Aber schon in Frankfurt wurden die flüchtigen Frauen angehalten und verhört. Man ließ sie mehrere Tage frei verkehren, sodaß sie hätten entfliehen können, aber Karoline, mit leichtem Sinn auf die Rechtlichkeit ihres Verhaltens pochend, verschmähte es. Nun wurden sie nebst mehreren andern aufgefangenen flüchtigen Klubbisten auf die zum Mainzer Gebiet gehörige Festung Königstein gebracht. Hier mußten sie eine achtwöchentliche Haft aushalten, anfangs mit einer Menge andrer zusammengesperrt, später erst in einem besondern Raume. Verhört wurden sie nicht, es schien, daß man sie als Geißeln für in französischen Händen befindliche Anhänger des alten Systems verwenden wollte. Am 14. Juni wurde sie nach Kronenberg entlassen, wo sich ihre Gefangenschaft in Ortshaft verwandelte. Noch Ende Juni war sie nicht frei. Rührend sind ihre Rechtfertigungen und Klagen aus dieser Zeit. „Ich bin nicht Verbrecherin — schreibt sie an Gotter —, weder mittelbar noch unmittelbar, aber allerdings habe ich Bekannte gehabt, die es sind und die mich nun verdächtig machen. Schuldig

bin ich übrigens gewiß nicht — ich teile den ausgezeichnet bitteren Haß, den man auf Forster geworfen hat. Man irrt sich in dem, was man über meine Verbindung mit ihm glaubt — um seinetwillen allein will man mich als Geißel betrachten. . . . Muß ich nicht sogar fürchten, daß gehässige Gerüchte meine hilfreichen Freunde von mir abwenden? Daß sie an meinem Charakter irre werden, den wütende Menschen, die nie mich persönlich kannten, darstellen, wie es ihr Gesichtskreis mit sich bringt? Hier ist nur von willkürlichem Verfahren, von falschen Gerüchten die Rede. Geißel soll ich sein darum: Mainzer Bürger sind als Geißeln nach Straßburg geführt, man sucht sie frei zu machen, ehe Mainz übergeht, um nicht da etwa Verbrecher entwischen lassen zu müssen. Man will die Weiber schrecken, denen man genaue Verbindungen, wenn auch nicht avouirte, mit französischen Bürgern zutraut. Mich soll Forster erlösen. Das kann Forster nicht, und ich werd's nie von ihm fordern, denn wir stehen nicht in diesem Verhältnis. . . . Gehen Sie hin, lieber Gotter, und sehen Sie den schrecklichen Aufenthalt, den ich gestern verlassen habe, atmen Sie die schneidende Luft ein, die dort herrscht, lassen Sie sich von dem durch die schädlichsten Dünste verpesteten Zugwind durchwehen, sehen Sie die traurigen Gestalten, die stundenlang in das Freie getrieben werden, um das Ungeziefer abzuschütteln, vor dem Sie dann Mühe haben, sich selbst zu hüten, denken Sie sich in einem Zimmer mit sieben andern Menschen, ohne einen Augenblick von Ruhe und Stille und genötigt, sich stündlich mit der Reinigung dessen, was Sie umgiebt, zu beschäftigen, damit sie im Staube nicht vergehen, und dann ein Herz voll der tiefsten Indignation gegen die gepriesene Gerechtigkeit, die mit jedem Tage durch die Klagen Unglücklicher vermehrt wird, welche ohne Untersuchung dort schmachten, wie sie von ungefähr aufgegriffen wurden. . . . Und doch war das Ungemach der Gegenwart nichts gegen die übrigen Folgen meines barbarischen Verhaftes. Meine Gesundheit ist sehr geschwächt, aber wahrlich die innere Heiterkeit meiner Seele so wenig, daß ich heute den Mut habe, mich noch in einem eignen Zimmer, wo es Stühle giebt (seit dem 8. April sah ich nur hohe hölzerne Bänke) und an einem Orte, wo ich keine Gefangenwärter und Wache mehr zu sehen brauche, glücklich zu fühlen, so heftig mein Kopf schmerzt und ein unaufhörlicher Husten, der ganz anhaltend geworden ist, mich plagt."

Alle Hebel setzte sie in Bewegung, um ihre gänzliche Freilassung zu erwirken. Gotter, Wilhelm von Humboldt, der Koadjutor Karl Theodor von Dalberg, alle einflußreichen Männer in der Umgebung des Mainzer Kurfürsten sucht sie zu bewegen, ihr beizustehen — vergeblich. Da eilte ihr jüngster Bruder Philipp aus Italien herbei, um sie zu retten. Seinen Bemühungen gelang es, sie frei zu machen. Er wandte sich mit einer gut unterstützten Bittschrift an den König von Preußen, Friedrich Wilhelm gewann Interesse an der Sache, und trotz aller Widersetzlichkeiten der Mainzer Minister wies er seinen Kommandanten in Frankfurt an, sie freizugeben.

Ihre Leiden waren aber damit nicht zu Ende. Sie war und blieb politisch sowohl als moralisch verfehmt, eine Ausgestoßene, Gemiedene, Verworfene. Es ist bekannt, daß die Deutschen ihr Befreiungswerk der Rheinlande durch grausame Bestrafung aller derer schändeten, die Sympathien für die französische Revolution gezeigt hatten. Die Freundin Forsters wurde mit gehässigen Gerüchten gepeinigt, die ihren guten Ruf vernichteten und selbst ihre Freunde irre machten. Wohin sie sich wenden mochte, sie wurde von den Behörden ausgewiesen, von der guten Gesellschaft gemieden. Es gehörte der ganze Heroismus ihrer starken geistigen Natur dazu, sie vom Untergange zu erretten. „Ich bin nun isolirt in der Welt — schreibt sie noch von Kronenberg aus an Meyer —, aber Mutter, und als solche will ich mich zu erhalten und zu retten suchen.... Ich muß bald vom Schauplatze abtreten können, wenn ich nicht zu Grunde gehen soll. Wollte Gott, Sie wären in der Nähe, und ich könnte Sie sprechen. Über meine Schuld und Unschuld kann ich Ihnen nur das sagen, daß ich seit dem Jänner für alles politische Interesse taub und tot war. Im Anfang schwärmte ich herzlich, und Forsters Meinung zog natürlich die meine mit sich fort, aber nie bin ich öffentliche noch geheime Proselytenmacherin gewesen, und in meinem Leben nicht aristokratisch zurückhaltender, als in dieser demokratischen Zeit. Von allem, dessen man mich beschuldigt, ist nichts wahr. Bei der strengsten Untersuchung kann nur eine Unvorsichtigkeit gegen mich zeugen, von der ich noch nicht in Erfahrung bringen konnte, ob man sie weiß, und die gerade nur Mangel an Klugheit ist."

Wo waren nun die Männer, denen sie so freigebig ihr Herz entgegengebracht hatte? Wer nahm sich ihrer an? Meyer wich aus, wollte sie nicht nach Berlin ziehen, wandte sich vornehm aristokratisch ab. Ihr zärtlicher Prinzenhofmeister Tatter? „Tatter hätte mich durch etwas mehr männlichen Mut und ein entscheidendes Wort retten können, der einzige Mann, dessen Schutz ich je begehrte, versagte ihn mir. Meine sehr entschiedne instinktmäßige Neigung zur Unabhängigkeit ließ mir's nie zu, meine Gewalt über irgend einen andern nützen zu wollen. Tatter wird sich quälen, warum konnte er nur das für mich? Er wollte nicht glücklich sein, und für mich verfloß die Zeit auch, wo Entbehrung Genuß ist. Hätte Tatter im Dezember, wo ich ihm ängstlich über meine Zukunft schrieb, gesagt: Verlasse Mainz! so hätte ich ihm gehorcht; statt dessen heißt's: Ich bin in Verzweiflung, nichts für dich thun zu können. Meine Geduld brach, mein Herz wurde frei, und in dieser Lage, bei solcher Bestimmungslosigkeit meinte ich nichts Besseres thun zu können, als einem Freunde trübe Stunden erleichtern und mich übrigens zu zerstreuen." Selbst besonnene Männer, wie der berühmte Naturforscher Sömmering, Forsters Freund, urteilten sehr hart über sie: sie müsse sich sehr tief in die Revolution eingelassen haben, durch sie sei Forster in die Politik hineingehetzt worden, sie habe die Trennung Theresens von ihm betrieben und ihn durchaus heiraten

wollen. Dies war die strenge Folge der Unvorsichtigkeit, mit der sie ihre besten Absichten von vornherein in eine ungünstige Beleuchtung brachte.

Während sie so in Angst und Bangen, in Kummer und Not in Frankfurt, wohin sie sich nach ihrer Freilassung zuerst gewendet hatte, der Zukunft dachte, nahm sich ihrer ein Freund an, den sie in ihren besseren Tagen verschmäht hatte, August Wilhelm Schlegel. Er eilte von Amsterdam herbei, begleitete sie nach Leipzig, wo sie einige Zeit in Göschens Hause Aufnahme fand, bis sich ihr in Lucka im Altenburgischen ein vorläufiges Versteck bot, empfahl sie der Fürsorge seines Bruders Friedrich, der sich damals in Leipzig aufhielt, und kehrte dann zurück. „Sie fühlen — schrieb sie Ende August 1793 an Friedrich Schlegel —, welch ein Freund mir Wilhelm war. Alles, was ich ihm jemals geben konnte, hat er mir jetzt freiwillig, uneigennützig, anspruchslos vergolten durch mehr als hilfreichen Beistand. Es hat mich mit mir ausgesöhnt, daß ich ihn mein nennen konnte, ohne daß eine blinde, unwiderstehliche Empfindung ihn an mich gefesselt hielt. Sollte es zu viel sein, einen Mann nach seinem Betragen gegen ein Weib beurteilen zu wollen, so scheint mir doch Wilhelm in dem, was er mir war, alles umfaßt zu haben, was man männlich und zugleich kindlich, vorurteilslos, edel und liebenswert heißen kann."*) Friedrich Schlegel machte nun die persönliche Bekanntschaft der merkwürdigen Frau und wurde von dem leichten Spiele ihrer Gedanken so angezogen, daß er in Gefahr war, in eine heftige Neigung zu ihr zu geraten und sich mit Gewalt zu einem ruhigen, freundschaftlichen Verkehr zwingen mußte. So schrieb er im August 1793 von Leipzig aus an den Bruder: „Der Eindruck, den sie auf mich gemacht hat, ist viel zu außerordentlich, als daß ich ihn selbst schon deutlich übersehen und mitteilen könnte. Sie wird dir wohl selbst geschrieben haben, daß sie sich ganz in Göschens Hand gegeben und ich so gut wie nichts mit der Sache zu thun habe. Ich mußte zuerst vermuten, der Grund wäre, daß sie gering von mir dächte. Darin hab' ich mich vielleicht geirrt.... Alles, was ich noch sagen könnte, würde verworren, oberflächlich sein, und vielleicht könnte ich in Gefahr kommen, mich schwärmerisch auszudrücken, und mir däucht, für sie zu schwärmen, heißt, sich an ihr versündigen. Vielleicht gelingt es mir, sie gleich ohne Verblendung zu fassen." Und vierzehn Tage später: „Unsern Umgang möchte ich bezeichnen: Vertraulichkeit ohne Zutrauen, Teilnahme ohne wahre Gemeinschaft. Doch mißverstehe das nicht. Die Überlegenheit ihres Verstandes über den meinigen habe ich sehr frühe gefühlt. Es ist mir aber noch zu fremd, zu unbegreiflich, daß ein Weib so sein kann, als daß ich an

*) Der Haß, welcher Karoline verfolgte, hat auch diese Hilfsbereitschaft Schlegels verdächtigt. Man erzählte sich, sie habe in Lucka ein Kind geboren, dessen Vater Custine oder ein Offizier desselben gewesen sei. Wie mir Herr Pastor Dr. Geyer in Lucka freundlichst mitteilt, ist in den Kirchenbüchern keine Spur davon aufzufinden.

ihre Offenheit, Freiheit von Kunst recht glauben dürfte." Der Bruder wurde fast eifersüchtig, und Friedrich mußte ihn alles Ernstes beruhigen. Im Februar 1794 folgte sie einer Einladung Gotters und ihrer Freundin Luise nach Gotha und verlebte dort im Hause der Getreuen, die sich an die häßlichen Verleumdungen nicht stießen, einige glückliche Monate. Darauf wandte sie sich nach Braunschweig, wo sich auch ihre Mutter aufhielt. Wie schwierig ihre Lage noch immer war, hatte sie deutlich genug erfahren müssen. In Göttingen, wo sie vor ihrem Besuche in Gotha auf kurze Zeit gewesen war, hatte man sie ausgewiesen; „da wir derselben den Aufenthalt in Göttingen nicht gestatten können," hatte das Universitätskuratorium verordnet. In Dresden, wohin sie von Gotha aus zuerst hatte übersiedeln wollen, drohten ihr politische Verfolgungen, auch von Berlin riet ihr Meyer ab. Wie wenig Zutrauen selbst solche ihr entgegenbrachten, die an ihrer Begeisterung für die Franzosen keinen Anstoß nahmen, ersieht man aus dem, was Therese im Februar 1794 ihr nach Gotha schreibt: „Höre eine Bitte, die dich nicht beleidigen muß, sie ist treu. Ich weiß nicht, ob du jetzt nicht liebst oder was dir jetzt Liebe ersetzt, aber kommst du mit Männern in Verhältnisse, so hüte dich, daß du nicht gemißbraucht wirst und dich hintansetzest. Gieb dich aus Liebe, aber nicht aus Überdruß, Spannung, Verzweiflung. Kannst du aber die Männer entbehren, so ist es gut für dich, bis du wieder eine Bahn gefunden hast. Tatter mußt du verlernen, Schlegel konnte dich retten, aber doch nicht führen kann er dich. Die bloßen gesellschaftlichen Verhältnisse sind dir gefährlich — ich bitte, weil ich nicht weiß, wo du dich schadlos halten sollst und ich deinen Frieden wünschte."

Karoline fühlte selbst das Bedürfnis, zur Ruhe zu kommen, ihre bürgerliche Ehre wiederherzustellen, einen Halt im Leben zu gewinnen. Dazu bot sich eine, wenn auch längere Zeit unsichere Aussicht. August Wilhelm Schlegel kehrte aus Holland zurück, und da er sich in der Nähe, bei den Seinigen in Hannover, aufhielt, so wurde der Verkehr mit Karoline bald sehr innig. Von Verheiratung war zunächst noch nicht die Rede, es scheint, daß Karoline, als sich Schlegel ernstlich um sie bewarb, ihre Selbständigkeit doch nur ungern aufgab. Luise Gotter, die sich mißbilligend über das schwebende Verhältnis ausgedrückt haben mochte, mußte von der Freundin hören: „Du bist ein Kind, was Schlegeln und meine Namensveränderung betrifft. Kann man denn gar keinen Freund haben, ohne sich auf Leben und Tod mit ihm zu vereinigen?" Und Fritz Schlegel mußte den Bruder fragen: „Sind die Schwierigkeiten unüberwindlich, die Karoline und dich hindern, einen Namen zu tragen? Karolinens politische Lage wäre dadurch ganz verändert." Pläne wurden unterdes genug gemacht, sogar von einer Auswanderung nach Amerika war die Rede. Endlich, am 1. Juli 1796, fand die Hochzeit statt, Schlegel siedelte mit seiner Frau nach Jena über, wo er neben seiner Professur vorzüglich schriftstellerischen

Arbeiten zu leben gedachte. In der lebendigen Teilnahme an diesen literarischen Bestrebungen lag der Berührungspunkt der beiden übrigens grundverschiednen Geister; eine innige, hingebende Liebe hatte wenigstens von Karolinens Seite den Bund nicht geknüpft. (Schluß folgt.)



Mit der Diogeneslaterne.

Satirische Streifzüge von Albert Gehrke.



1. Amor und Hymen.

Amors Belehrung.


Amor, böser Knabe, schalt Gott Hymen,
Warum machst du die Verliebten blind,
Daß sie hinterher, statt mich zu rühmen,
Mißvergnügte Unterthanen sind?

Amor sprach: Die Gluten anzufachen,
Spiel' ich mit den Herzen Blindekuh.
Würde sonst das Haschen Freude machen?
Sehend griffe schwerlich jemand zu.
Hymen, fürchte nicht um deinen Thron,
Erblich ist die Liebesillusion!

Moderner Bescheid.

Noch treibst du mit der Liebe Scherz,
Glaubst, unverwundbar sei dein Herz.

Trifft Amor mich in's Herz hinein,
So muß der Pfeil von Golde sein.

Schlangenschönheit.

Lucinde spricht: Mein Spiegel lügt mir nicht,
Und doch bisher kein Freiersmann in Sicht.
Verlockt nicht meiner Augen Sterngefunkel,
Mein leichter Gang, das Ringelhaar so dunkel?
Ja, schlangenschön bist du! Daß nichts gebricht,
So hast du auch die Zunge, welche sticht.

Minnewerben.

Meinen Stern, an den ich glaube, nannt' ich sie.
Sterne gehen auf und unter, scherzte sie.

Einen Engel, der das Glück trägt, hieß ich sie.
Leicht geschieht, daß er vorbeifliegt, lachte sie.

Abgott meiner Dichterträume, pries ich sie.
Wer glaubt heute noch an Träume! höhnte sie.

Welche Huldigung erringt dich? fragt' ich sie.
Mache endlich dein Examen, sagte sie.

Das Vexirrätsel.

Ein Rätsel ist die Frau, sagst du.
So löse es, mein Freund, greif zu!
Der Eh'- und Wehstand lehrt geschwind,
Daß Frau'n Vexiraufgaben sind.
Du rietest Engel. Optimist!
Des Rätsels Lösung Eva ist.

Rebus.

Als Rebekka einst am Brunnen eines Fremdlings Herden tränkte,
War es diese Herzensgüte, die ihr einen Gatten schenkte.
Unsre Minchen, Linchen, Trinchen lieben andre Stimulanzen,
Unsre Linchen, Minchen, Trinchen wollen den Gemahl ertanzen.
Fräulein Paula schwärmt für Ebers' altägyptische Dynasten —
Ach, ich fürchte, Paulas Küche läßt auch mich zur Mumie fasten.
Lydia! Statt die Modezeitung an der Gattin zu studiren,
Zieh' ich vor, als Unvermählter auf das Blatt zu abonniren.
Betty! Als die Liebesseufzer Romeos zum Durchbruch kamen,
Zeigte Julia ein Verständnis ohne Lehrerinexamen.

An Dorinde.

Den Schimmer deiner Wangen maltest du,
Die Schönheit deines Lächelns borgtest du,
Der blonden Locken Fülle kauftest du,
Und nur deiner Augen lebendige Bläue
Verriet in dem Winkel des Herzens die Treue.
Jetzt klag' ich, nun auch diese Augen mir logen,
Es hat mich der Spiegel der Gottheit betrogen.

Algebraisches.

Er.

Kann nichts Ihr stolzes Herz erringen?
Man rühmt, ich sei an Künsten reich.
Kann tanzen, musiziren, singen,
Bin Weltmann und Poet zugleich.

Sie.

Mein Herr, die Liebe anzufachen,
Fehlt scheinbar an Verdiensten keins.
Nur sagt man, viele Nullen machen —
Verzeiht — noch immer keine Eins.

Der kluge Hans.

Hans spazieren ging und sann:
Frei' ich reich, bin dann der Mann
Einer Frau, die für ihr Geld
Mich als Ehegatten hält.
Nehme ich ein schönes Weib,
Haben andre Zeitvertreib.
Bleibe ledig, kann allein
Mir mein Narr und Teufel sein.

Suschen ruht am Waldessaum,
Atmet tief im süßen Traum.
Hans kommt, sieht, staunt an den Fund,
Bückt sich, küßt schön Suschens Mund.
Suschen springt empor und lacht,
Fragt, wann Hochzeit wird gemacht. —
Ach, daß auch Philosophus
Stolpert über einen Kuß!

Nur zeitgemäß.

Dein Adelsstolz beklagt, daß Herr Graf Murlach-Polden
Ein Bürgermädchen freit, sein Wappen zu vergolden?
Er nutzt den Bürger aus, sein Ahnherr nahm vom Bauer.
Weil dies ein Unterschied, verlangst du Standestrauer?

Abschreckungstheorie.

Er seufzt: Statt geistig anzuregen,
Erzählt sie von dem Kindersegen.
Sie klagt: Ward uns Verstand gegeben,
Bloß fügsam für den Mann zu leben?
Gott hörte, wie man kritisirte.
Damit er beide schnell kurirte,
Wen schuf er? — Die Emanzipirte!

Der alte Adam.

Ich sprach: Sein Paradies
Verlor durch eine Eva
Der alte Adam.

Das kränkte Gretchen sehr.
Sie ging und schmollte spöttelnd:
Der alte Adam!

O weh, nun merkte ich,
Was war einst ohne Eva
Der alte Adam;

Lief meinem Gretchen nach,
Das stehen blieb und lachte:
Der alte Adam!

Letzte Rettung.

Nicht gut ist, sagt' ich, daß der Mensch allein sei,
Und ging auf Brautschau, welche Holde mein sei.

Fand einen Mund zum Küssen und zum Malen.
Da sie ihn aufthat, wollt' ich Reugeld zahlen.

Als ich mich dann an einen Blaustrumpf wagte,
War sie die Kluge, was mir nicht behagte.

Die wenig Hübsche ward mir auch verleidet,
Denn jeder wünscht doch, daß man ihn beneidet.

Was thun? Ich hörte meine Wirtin sagen:
Der Weg zum Herzen führt auch durch den Magen.

Vivat sequens.

Dich empört es, daß Clotilde
Nach so kurzem Witwenstand
In dem Hausfreund des Verstorbnen
Einen neuen Gatten fand?
War doch schon vergönnt dem Sel'gen,
Daß er an des Grabes Stufen
Sich und seinem Weib zum Troste
Konnte Vivat sequens rufen.

Frauenpolitik.

Auch wir Frauen haben Herzen, patriotisch zu erglühn,
Und das Wort der Presse stärkt uns im politischen Bemühn.
Freilich in Toilettenfragen — Deutschen mangelt hier der Sinn —
Gilt das Machtwort an der Seine, denn Paris ist Königin.
Keine Minderung der Wehrkraft! Was verleiht der Societee
Ihren Glanz? Gesteh es, Männchen: Epaulett und Portepee.
Jedem werde Recht im Staate! Was wohl dahin zu verstehn,
Deutlich sei die Rangabstufung aus den Titeln zu ersehn.
Auch die Frau muß wählen dürfen! Unsern Jungfraun hülf' es mehr;
Wird dem Jüngling heutzutage das Geständnis doch so schwer.

Angewandte Moralsentenz.

Wir sollen ihn zum Vorstand wählen,!
Ihn achten als Autorität,"
Der mit dem Regiment zu Hause
Im Zeichen des Pantoffels steht?

Ei, Freund, der Mann, den du bekrittelst,
Ist Philosoph wie Praktikus.
Er weiß, wer andern will gebieten,
Erst selbst gehorchen lernen muß.

Der Teufel und die Seele.

Die Seele sprach: Zur Hölle soll ich fahren?
Herr Teufel, liegt nicht hier ein Irrtum vor?
Ich zog den Beutel, ohne je zu sparen,
Da, wo die Armut hungerte und fror.

Wer sah mich Sonntags in dem Wirtshaus liegen,
Wenn Glockenton die fromme Mahnung war!
Zur Gnadenstufe bin ich aufgestiegen,
Ich stiftete den Teppich am Altar.

Der Teufel sprach: Du Heuchler, hast gegeben,
Damit die Zeitung deinen Namen pries,
Und all dein Frommthun diente dem Bestreben,
Daß man den Kirchenbau dir überließ.

Die Seele sprach: Weh, nichts kann dich erweichen,
Drum bitte ich, vergönne mir noch Frist.
Ein junges Weibchen will die Hand mir reichen,
Was grauen Haaren süße Tröstung ist.

Da lachte Satan: Wie du willst, geschehe!
Bekomme so das Weibchen noch in Kauf;
Und du rufst bald: Hilf, Teufel, aus der Ehe,
Nimm gnädigst mich in deine Hölle auf!

Zwiegespräch.

Lina ist durch Huld Apollos Mutter von Romangestalten,
Doch verdrießt es ihren Gatten, noch Stiefkinder zu erhalten.
Alte Jungfern, sagt er, mögen mit dem Dichtergotte kosen,
Als Ersatz für die auf Erden nicht gepflückten Liebesrosen.
O ihr Männer, ruft nun Lina, auch dem stärkeren Geschlechte
Ziemen nicht Barbarensitten. Ehret unsrer Klugheit Rechte:
Nahm einst Eva von den Früchten, die am Zauberbaume lachten,
Naschte sie aus Wißbegierde, weil die Äpfel weise machten.
Zart erwiederte der Gatte: Als zu dir das Herz mich führte,
War es deines Geistes Wehen, das der Liebe Funken schürte.

Mit Erröten hat Frau Lina dies von ihrem Mann vernommen,
Horchte, wie er weiter sagte: Soll dein Ruhm der Menschheit frommen,
Fülle unsers Sohnes Seele mit der Zukunft Idealen;
Besser einen Helden großziehn, als auf dem Papier ihn malen.

Hausherrnsorge.

Lebt man nicht von Speis und Trank allein,
Muß das andre doch genießbar sein.
Heut bedarf es einen guten Magen,
Unsre Geistesnahrung zu vertragen.

Wohin treibt uns, mir wird bang und schwül,
„Kultureller“ Siege Hochgefühl?
Karl, mein Sohn — er trägt noch kurze Hosen
Und studirt Ovids Metamorphosen.

Meine Tochter — welche Narretei!
Plagte jüngst sich mit der Grübelei,
Ob ich wirklich auch ihr echter Vater.
Wie das kam? Sie geht in das Theater.

Meine Frau, die stark politisirt,
Lernt vom Reichstag, wie man debattirt.
Nun bekomm' ich, was man da verhandelt,
In Gardinenpredigt umgewandelt.

Frau und Sohn und Tochter — ach, die Not!
Stört das unverdaute Bildungsbrot.
Ich allein blieb geistig wohlberaten,
Statt zu lesen, geh' ich abends — skaten.

Frau Trimm.

Weib, wer dich will recht begreifen,
Muß durch Höll' und Himmel schweifen.
Nehmt Frau Trimm als Beispiel hin,
Engel erst, dann Teufelin.
Ach, wie noch ihr Liebreiz bannte,
Als sie Ida Freundin nannte!
Hold war dieser beiden Frauen
Opferfreundschaft anzuschauen,
Herzen, die zusammen flammen,
Seelen, die in eins verschwammen.
Weh! und doch, auf einem Ball
Kam das seltne Glück zu Fall.
Sah Frau Trimm sich ausgestochen,
Weil ein Stoff, auf den seit Wochen
Sie vergebens reflektirte,
An dem Abend Ida zierte?

Kurz, Frau Trimm, der Freundschaft Ehre,
Wurde fortan zur Megäre.
Ida, höhnte sie im Kränzchen,
Putzt sich wie ein junges Gänschen,
Silbersträhnig glänzt ihr Schopf,
Färbt nicht der Pomadentopf.
Ihre Büste! Solche Stätten
Fliehen alle Amoretten.
Und ihr Nachwuchs! Zum Erschrecken
Erbten hier die Sommerflecken.
Endlich — was wohl unerhört!
Nicht vom Herzensdrang bethört,
Nein, aus purer Bosheits Tücke
Rührt Frau Trimm an fremdem Glücke,
Fängt mit Idas Ehemann
Ein kokettes Liebeln an. —
So verwirrt sich Frauensinn
Bis zum Haß der Teufelin.

Schwere Bedrohung.

Böse alte Junggesellen,
In den Himmel kommt ihr nicht,
Denn kein Gretchen voll Erbarmen
Tritt hier vor,
Bittend für Euch Sünder
An dem Gnadenthor.

Böse alte Junggesellen,
In die Hölle kommt ihr nicht.
Eure Seelen, die auf Erden
Dürr wie Sand,
Würden ja nicht brennen
In dem Höllenbrand.

Böse alte Junggesellen,
Herzensstarre, nach Verdienst
Werdet ihr einst auf dem Nordpol
Jener Welt
In vereistem Zustand
Büßend kaltgestellt.





Eine Fahrt in den Orient.

Von Adam von Festenberg.

(Fortsetzung.)

5. Stambul.



Sollte ich euch das am heutigen Tage gesehene schildern, so müßte ich ein archäologisches und historisches Werk über Konstantinopel à la Gibbon schreiben; denn der heutige Tag war Stambul gewidmet, d. h. dem alten Byzanz, der Stadt Konstantins und Justinians oder vielmehr den Ruinen dieser Stadt. Denn nirgends sind die Spuren der antiken Welt so sehr mit Feuer und Schwert vertilgt wie hier. Obwohl es im Verhältnis zu Rom eine moderne Stadt und der Sammelplatz von aller Pracht und Kunst des Weltreiches ist, hat doch die Verwüstung des lateinischen Kreuzzuges und die Barbarei des Türkentums kaum einen Stein auf dem andern gelassen. Während auf dem Palatin in Rom sich noch die Spuren der römischen Geschichte von den ersten Anfängen der Stadt bis zu der kaiserlichen Glanzzeit und den Quadern der ersten Mauer bis zu den malerischen Ruinen der Paläste herauslesen lassen, ist in Konstantinopel von dem großen Konstantinspalast, von dem sacrum palatium des Justinian auch nicht ein Stein mehr vorhanden. Also gerade von dem, was für uns das Anziehende gewesen wäre, ist jede Spur getilgt. Wie zum Hohn hat sich aus dieser allgemeinen Zerstörung nur noch die dem Frieden (Irene) geheiligte Kirche erhalten, an deren Seiten noch mehrere riesige Sarkophage stehen, in denen ein neuerer Forscher u. a. die Gräber von Theodosius, Julianus Apostata, Konstantin und Justinian erkennen will. Nun, für den

Kaiser Justinianus,
Ihn, der Pfuscher allergrößten,

hätte ich auch trotz seines Corpus juris, das noch heute die Völker regiert, keine Rührung empfunden. Konstantin dagegen, wenn er auch ebensowenig wie alle Despoten der römischen Kaiserzeit unserm Herzen nahesteht, ist doch einer jener Angelpunkte, durch welchen die Weltgeschichte in eine ganz neue Bahn geriet. Julianus Apostata aber wird trotz seiner Verirrung alle diejenigen rühren, die den dichterischen Weheruf über den Untergang der griechischen Götter verstehen:

Als ihr noch die schöne Welt regiertet,
Wie ganz anders, anders war es da.

Mit welchen Gefühlen würde wohl vor diesem Sarkophag Gibbon gestanden haben, der in seiner Geschichte des Unterganges des Römerreiches dem philosophischen Zeloten gegen das Christentum so glänzende Seiten gewidmet hat! Ich dachte an jene Zeit, wo ich von schwerer Krankheit kaum wieder genesen und mit geringen Hoffnungen auf eine gänzliche Wiederherstellung jene Seelenkämpfe von Julian-Gibbon mit der dem Kranken eigentümlichen nervösen Rührung las. Damals hätte ich nicht gedacht, daß ich dereinst an dem Grabmal des letzten heidnischen Römerfürsten weilen würde. Aber diese Stimmung konnte nicht lange vorhalten, denn Skepsis und Forschung zerstören alle Illusionen. Man muß es sehr stark bezweifeln, ob wirklich jene Sarkophage diese kostbaren Gebeine bergen und nicht vielleicht irgend ein Obereunuch oder kaiserlicher Kammerherr, von der Gunst der Prinzessinnen schon bei seinen Lebzeiten getragen, auch nach seinem Tode die grandiose und kostbare Hülle gefunden hat. Eins aber sieht man noch aus den wenigen vorhandenen Trümmern, daß, wie die erste Kaiserhauptstadt aus Diebstahl und Raub ihren Ursprung nahm, so auch die zweite nicht eigne Kunstwerke hervorbrachte, sondern die Schätze der ihr unterworfenen Welt aus allen Teilen des Reiches zusammenraffen ließ, um dem jungen Sitze des Kaisertums den Glanz des alten zu verleihen. Konstantin gab der Welt in großem Stile das Beispiel, welches spätere Eroberer eifrig befolgt haben und welches in den französischen Kriegen, besonders durch den ersten Napoleon, hoffentlich seinen Abschluß gefunden hat. Viele Ruinen, deren Untergang allzu leichtfertig den wilden Germanenhorden zugeschrieben wird, sind auf die Rechnung jener Fürsten zu stellen, welche ihre Prachtliebe nicht mehr aus den Werken der eignen Zeit befriedigen konnten, und so sank das, was einst fromme Gesinnung von edler Künstlerhand herstellen ließ, zum Schaustück für eine verständnislose Menge herab. So steht auf dem Platze des ehemaligen Hippodroms die bronzene Schlangensäule, die als Weihgeschenk nach der siegreichen Schlacht von Platää von den Griechen für den Apollontempel in Delphi bestimmt war und die noch heute in ihren gewundenen Schlangenleibern die sorgfältige Technik erkennen läßt. In ihrer Nachbarschaft befindet sich der ägyptische Obelisk, der in Heliopolis etwa 1600 v. Chr. von Thutmes III. errichtet, von dem Kaiser Theodosius in die neue Hauptstadt gebracht worden war. Auf seinem Piedestal

sieht man noch die verstümmelten Reliefs jener blutigen Zirkusspiele, die auf dieser Rennbahn ihren Schauplatz hatten und den blutigen Nikaaufstand hervorriefen, welcher dem Kaiser Justinian fast Thron und Leben und der Nachwelt beinahe das Corpus juris gekostet hätte. Der Kaiser Theodosius mit seinen Söhnen Honorius und Arkadius, mit deren Thronbesteigung das große Reich in zwei Hälften zerfiel, und die Großen seines Hofes sind trotz der Verstümmelung noch erkennbar; es ist auch sichtbar, daß schon damals die schöne Kunst untergegangen war. Nur die handwerkmäßige Fertigkeit war geblieben, das Gefühl für Schönheit war in den theologischen Wortstreitigkeiten, in den Metzeleien der Tyrannen, in den Kämpfen gegen die Barbaren vernichtet worden. Noch ein paar Jahrhunderte später, und auch das Handwerk bestand nicht mehr, und man war genötigt, die Kunst durch gemeinen Reichtum zu ersetzen. Das zeigt uns ein dritter schmuckloser Obelisk, den Kaiser Konstantin, der purpurgeborne, im zehnten Jahrhundert dem Theodosischen zur Seite errichten und mit vergoldenen Platten belegen ließ, die dann die goldgierigen lateinischen Kreuzfahrer herunterrissen und wegschleppten. Schon aus diesen drei Denkmälern spricht eine Geschichte von Jahrtausenden, in denen noch nichts von dem Muhamedanismus zu spüren war, welcher dereinst der alten Kultur den letzten blutigen Tritt versetzen sollte. Unvermittelt liegt freilich auch hier neben den Resten der antiken Zeit das Türkentum, an das schon ein großer Anschlag auf dem Theodosischen Obelisken: Le musée des Janissaires se trouve en face erinnert. Laßt uns auch in dieses wandern; denn der Zweck, für den wir unsre zehn Piaster Eintrittsgeld opfern, ist diesmal ausnahmsweise gut, und solche Gelegenheit muß man wahrnehmen. Das Museum befindet sich nämlich in dem Hintergebäude einer Handwerkerschule, in welcher Kinder der im letzten Kriege gefallenen Offiziere und Soldaten unentgeltlich Pflege und Unterricht in den Handwerken genießen, und das Eintrittsgeld soll — wenn der Kismeth es durch die Hände der türkischen Beamten bis dahin gelangen läßt — zum Besten der Schule verwendet werden. Das Museum ist eigentlich ein Kastansches Panoptikum in verwahrlostem, türkischem Zustande; lebensgroße, ungeschickt geschnitzte Holzfiguren sind mit alten Kostümen und Trachten bekleidet, und so erhält man wohl eine Vorstellung, wie es in den Straßen Stambuls ausgesehen haben mag, ehe die Reformen Sultan Mahmuds im Anfange dieses Jahrhunderts die Trachten vereinfachten. Janitscharen stellen zu diesen Gruppen den Hauptteil, und so wurde uns sinnlich die alte Macht dieser Prätorianer mit allen ihren Lastern vor Augen geführt; nebst vielen anderm Gefolge hatten sie ihren Pagen, dessen nach Frauenart verhülltes Gesicht nur zu deutlich die Dienste beweist, die sein Herr von ihm forderte. So waren wir kaum wieder an das Türkentum erinnert, als wir uns auch schon mit Ekel davon abwendeten. Wir durchwanderten den Serailplatz, ohne in das Innere einzutreten. Zum Teil vor noch nicht zwanzig Jahren verbrannt, dienen die Überreste zu Wohnungen für die Frauen und Diener verstorbener Sultane.

Zwar sind auch noch die alten Prachtgemächer und die Schatzkammer erhalten, aber ihr Besuch erfordert ein besondres Dekret (Irade) des Kalifen, und wenn dieses auch durch Vermittelung der Botschaft ermöglicht ist, so werden doch die Trinkgelder, welche an Offiziere und Palastbeamte zu verschwenden sind, auf so gewaltige Summen geschätzt, daß wir darauf verzichteten, die innern Säle zu betreten und einen Blick in den Pavillon zu werfen, in welchem der Mantel des Propheten verwahrt wird. Wir ließen uns an der Aussicht genügen, die uns einen entzückenden Blick auf den Bosporus und das goldne Horn gewährt.

Es war gerade Mittag geworden, und so eilten wir zu der heiligen Sophia, welche gleichsam einen Auszug der Konstantinopolitanischen Geschichte darstellt. Die herrlichen Marmorsäulen des inneren Baues sind aus dem Tempel der ephesischen Diana und aus andern Heiligtümern des Heidentums zusammengetragen, die Säulen des oberen Stockwerkes stammen aus der Justinianischen Zeit und tragen in ihren Kapitälen die Monogramme der Provinzen, welche damals noch, wenn auch in unsicherem Bestande, den Körper des byzantinischen Reiches bildeten. Endlich haben zu diesem erhabenen Bau auch die Türken das Ihrige beigetragen, indem sie die herrlichen Mosaiken mit Kalk bewarfen und mit gelber Tünche überzogen, weil ihre Religion die Darstellung menschlicher Gestalten verbietet. Aber der Bewurf ist doch nicht überall gelungen, und es erscheint durch ihn gerade in der Apsis das tiefernste, grämliche Bild eines großen, alleinherrschenden Christus. Wir kamen vor die Hagia Sophia um die Zeit des zweiten Gebetes und warteten draußen, bis der Muezzin von der Galerie des Minarets die Gläubigen mit weichen, melodischen Akkorden zum Gebet rief und den entfernteren mit einem weißen Tuche das Zeichen gab. Dies geschieht zu gleicher Zeit auf allen, nahezu 300 Moscheen (Dschamis) und 700 Bethäusern (Mesdschids), die am goldnen Horn liegen, und ich kann nicht in Abrede stellen, daß dieser Ruf nicht minder feierlich ist als der ernste Klang unsrer Glocken. Bald strömten auch Beter von allen Seiten herbei, aber nur Männer, denn die Frauen haben keinen Zutritt zur Moschee. Sie bilden überhaupt keinen organischen Teil, auf welchen Religion oder Staat Rücksicht nimmt; ihr Zweck ist, den Männern zu dienen und Kinder zu geben; das ist alles.

Die Moschee bildet eine zusammenhängende Häusermasse; nicht nur daß sich in ihnen viele Prunkgemächer für den Sultan und Wohnungen der Priester befinden, in der Regel ist mit ihnen eine Gelehrtenschule, oft auch eine Bibliothek und eine Armenkirche oder Wasserspende verbunden. Immer aber liegt vor der Moschee ein Brunnen, bei welchem die Gläubigen vor ihrem Eintritt in das Gotteshaus die vorgeschriebenen Waschungen vorzunehmen haben, die sich sehr gründlich auf Kopf, Mund, Hände und Füße erstrecken und, da alles im Freien vor sich gut, keinen sehr angenehmen Anblick gewähren. Wer beschuht ist — und gerade in Schuhen wird im Orient ein Luxus getrieben, sodaß Barfüßige viel seltener als in Italien sind —, muß die Schuhe vor der Thür der Moschee

ablegen. Wir durften den Betern nicht in den unteren Raum folgen, dagegen war uns gegen ein Eintrittsgeld von dreißig Piastern gestattet, auf den ehemaligen Frauenchor der griechischen Kirche zu gehen und von dort aus den Betern zuzusehen. Unser Dragoman zog uns zu diesem Zwecke mitgebrachte Strümpfe über unsre Stiefel, sodaß auch wir den Anschein erweckten, als ob wir die Schuhe abgelegt hätten. Ein Priester sah dieser Prozedur zu und hielt wahrscheinlich mit Rücksicht auf das Eintrittsgeld eine solche kleine Täuschung seines Propheten für gestattet. In dem Innern der Moscheen — und darin sind alle gleich — sind an Stelle der Bilder unsrer Kirchen große Schilder, auf denen in Goldschrift Koransprüche geschrieben sind; sodann befindet sich in der Richtung nach Mekka, und daher nicht immer in der Mitte, eine Art Nische, die den Altar (Mihrab) bezeichnet und oft mit Marmorskulpturen ausgelegt ist. Unweit desselben führt eine kleine Treppe zur Kanzel. In dem eigentlichen Schiff, dessen Boden mit Teppichen oder Matten belegt ist, finden sich auch einzelne Tribünen, teils für den Sultan, teils für Vorsänger, Koranvorleser oder andre Angestellte der Moschee. Bei dem Gebet gruppiren sich die einzelnen Beter in eine Reihe und beten still für sich. Dann tritt der Vorbeter (Imam) an die Altarnische, die Reihen drängen ihm nach, und es beginnt ein lautes Vorbeten des ersteren in langsamem, näselndem Tone, dem ein einsilbiges Antworten der Versammlung folgt. Diese Worte sind mit verschiedenen Beugungen von Haupt und Oberkörper, Niederknieen und Hinfallen auf das Angesicht verbunden. Das dauerte etwa zwanzig Minuten; wir bedauerten, daß wir nichts von dem Inhalte verstehen konnten, besonders als darauf ein Weltpriester sich nach Art der englischen Lords auf einen Wollsack setzte und der umherlagernden Menge von seiner Pilgerfahrt nach Mekka erzählte. Das Ende ist eine Geldsammlung, die ihn zu neuen Reisen anspornen soll. So war der Gottesdienst in dieser Moschee, welche dereinst als Tempel der göttlichen Weisheit die heidnischen Opfer der Griechenpriester darbringen und später das Evangelium predigen sah. Es wird wohl selten ein Europäer diese Stätte, an der das Blut des Nikaaufstandes wie das der Eroberung durch die Türken klebt, verlassen, ohne sich die Frage vorzulegen, wann auch hier wieder das Kreuz den Halbmond verdrängen wird — eine Frage, deren Lösung im tiefsten Schoße der Götter ruht.

Wir haben dann noch in einem armenischen Speisehause versucht, das türkische Nationalgericht Pillaw (Reis) mit zähen Hammelstücken zu verzehren, ließen es aber bei dem Versuche bewenden, und griffen lieber zu den verlockenden Ananasmelonen und Trauben. Wir haben auch noch verschiedene Sultansgräber, Zisternen und Moscheen besucht, aber nirgends mehr etwas gesehen, was uns tiefer als die Sophienmoschee gerührt hätte; sie zeigt nur zu deutlich den Sieg des Türkentums an. Was also von Kunst am Bosporus und goldnen Horn enthalten ist, haben wir im großen und ganzen an diesem Tage genossen, und wir sehnten uns immer wieder nach Natur. Zu diesem Zwecke ließ uns

unser braver Dragoman den vor dem Kriegsministerium (Seraskierat) befindlichen und nach diesem genannten Turm in einer Höhe von 182 steilen Stufen hinaufklettern. Von hier aus zeigt sich der Bosporus, das Marmarameer und das goldne Horn, Skutari bis weit in die asiatischen Berge, Galata und Pera, sowie unmittelbar zu unsern Füßen Stambul. Für uns Deutsche ist dieser Turm, auf welchem sich jetzt nur der Feuerwächter befindet, eine Stätte der Erinnerung an unsern großen Strategen. Von hier aus entwarf der damals in türkischen Diensten befindliche Hauptmann von Moltke den Plan von Konstantinopel, der noch heute die Grundlage aller Karten Konstantinopels bildet. Wenn man erwägt, daß Stambul keine Straßennamen hat und daß es geradezu eines strategischen Talents bedarf, sich aus diesen vielen engen Straßen herauszufinden, so wird man begreifen, daß jenes Werk des großen Feldherrn auch für uns von nicht zu unterschätzendem Werte war.

Die Sonne war ihrem Sinken nahe, als wir uns auf den Heimweg machten. Wir gingen noch durch die Gewürzlager, wo neben den duftigen Kräutern, welche die fruchtbaren Gefilde Asiens erzeugen, auch Medikamente und Gifte aller Art feilgeboten werden, und hielten nur noch vor einem Laden gegenüber der neuen Moschee, um uns einen Fez zu kaufen und mit diesem bekleidet unsre Freunde zu überraschen. Während wir vor der Thür des Magazins lagerten, trat ein Araber aus Algier auf uns zu und suchte mit wenigen französischen Brocken unser Vaterland auszuforschen. Es war schwer, sich dem Manne verständlich zu machen, bis der Name „Bismarck" ihm die volle Aufklärung verschaffte und er uns seine hohe Verehrung für diesen und den empereur Guillaume ausdrückte.

Der Weg führte uns über die große Völkerbrücke zwischen Stambul und Galata. Hier glaubt man in der That sich bei einem Maskenballe zu befinden, zu welchem sich die Völker der Erde Rendezvous geben. Ein Gewühl von Reitern und Trachten jeder Art; griechische Priester wechseln mit Imams, Franziskanermönche mit Derwischen, die eleganteste, nach Pariser Mode gekleidete Levantinerin mit der verhüllten Türkin, Europäer neben dunkeln Arabern oder Negern, Perser in ihren langen Kaftans neben Offizieren aller Gattungen; Tscherkessen auf feurigen Rossen und Tscherbecks, welche in ihrem Gürtel ein ganzes Arsenal von Waffen tragen, Wagen, in denen verschleierte Frauen von Paschas sitzen, deren schwarze Eunuchen zu Pferde folgen; Glanz und Elend hart nebeneinander, den würdevoll in langsamem Schritt einherstolzirenden Effendi begleiten heulend halbnackte Bettelkinder, Krüppel von schrecklichster Mißgestaltung lenken durch monotone Gesänge die Augen der Vorübergehenden auf sich — hier ist Occident und Orient bunt durcheinander gewürfelt.

Es würde schwer sein, eine einzige Tracht herauszugreifen und sie zu beschreiben, denn der Orientale liebt nicht nur das Bunte, sondern auch den Wechsel. Wo sich bei uns die immer seltener werdenden Volkstrachten erhalten

haben, sind sie alle eintönig; in Tirol und in Italien ist in bestimmter Gegend ein Bauer wie der andre gekleidet. Hier aber wechseln die Farben der Hosen und des Kittels, des Gurts und des Mantels in allen Spielarten. Der Kopfbedeckungen sind aber so viele, daß ich auf diesem Gange von dem einen Ende der Brücke zum andern deren mehr als fünfzig zählte. Der Fez ist verschieden, je nachdem er von Zivil oder Militär, von Türken, Griechen oder Serben getragen wird; die untern Volksklassen winden um den Fez noch ein Tuch zu einem Turban, meist weiß, oft aber auch bunt, und grün, wenn der Träger das Glück hatte, eine Pilgerfahrt nach Mekka mitzumachen.

Als wir abends in Pera mit unsern in türkischen Diensten stehenden Landsleuten zusammen im Bierhaus saßen, gleich als ob wir uns auf der Potsdamerstraße im Wirtshaus zum Kurfürsten befänden, so trat uns der Gegensatz von Abend- und Morgenland auch geistig näher.

Damit laßt mich heute schließen. Draußen ist schon tiefe Nacht; brennt auch in meiner stillen Zelle die Lampe freundlich, so erinnert mich doch das Klopfen des Wächters und das Gebell der Hunde, daß ich fern von euch in einer neuen Welt bin. Morgen aber soll es noch tiefer hineingehen. Die türkische Post ist besorgt, das Reisebündel geschnürt, um auf einige Tage Konstantinopel zu verlassen und nach Asien zu reisen. (Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Vorlesungen über das Zeitalter der Freiheitskriege. Von Joh. Gust. Droysen. Zweite Auflage. Zwei Bände. Gotha, F. A. Perthes, 1886.

Es ist nicht nötig, dieses vor vierzig Jahren erschienene vorzügliche Werk bei seinem zweiten Erscheinen weitläufig zu besprechen. Wer es noch nicht kennt, könnte den Gegenstand dieser einst zu Kiel gehaltenen Vorlesungen nach dem Titel „Zeitalter der Freiheitskriege" leicht zu eng begrenzen. Was wir unsern Befreiungskrieg gegenüber Napoleon nennen, bildet nur den Schluß des letzten Bandes und umfaßt noch nicht hundert Seiten, während das ganze Buch 861 Seiten hat. Der Gegenstand ist eben ein weit umfassenderer. In großen Zügen erzählt der Verfasser die Umwälzungen, welche seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis 1815 die Kulturstaaten erleiden. Insbesondre wie sich der Staatsbegriff dabei entwickelt, wird vom Verfasser mit stetem Interesse gezeigt.

Droysens Art, die geschichtlichen Zustände und Ereignisse zu beleben durch patriotische und religiöse Motive, ohne die Rhetorik des bloßen Verstandes, mußte sich gerade in der Form von Vorlesungen günstig ausprägen. So ist denn die Lektüre dieses Werkes erfreulich und genußreich um der vielseitigen, man kann sagen künstlerischen Darstellung willen, der man nirgends mehr die mühsame Herbeischaffung des Materials anmerkt. Darum kann man es nur mit Freude begrüßen, daß das Werk dem Buchhandel wiedergegeben worden ist. Nach dem Vorwort

seines Sohnes hat der Verfasser in dem Winter 1883/84, als sich schon die Vorboten seines Endes ankündigten, die nachbessernde Hand an sein Werk gelegt. Nicht alles, was in den fast vierzig Jahren an Einzelheiten inzwischen gefunden war (zum großen Teile durch ihn selbst und seine Schüler), konnte zur Abänderung der zweiten Auflage benutzt werden, es wäre sonst ein andres Werk, nicht eine neue Auflage geworden, und der Reiz der ursprünglichen Anlage und Darstellung der Vorlesungen wäre nicht zur vollen Geltung gekommen, wie jetzt in dem erneuerten schönen Werke. Wir sind überzeugt, daß es auch bei seinem neuen Gange auf viele dankbare Leser rechnen kann.

Einige Gedenkblätter aus der Geschichte der Georgia Augusta seit 1837. Aus Anlaß der Jubelfeier ihres hundertfünfzigjährigen Bestehens zusammengestellt und erläutert von ihrem Vertreter im preußischen Herrenhause, Dr. Richard Dove. Göttingen, Spielmeyer, 1887.

Der berühmte Kirchenrechtslehrer R. Dove giebt hier eine Reihe von Aktenstücken heraus, die man in der That mit „wahrer Freude" lesen kann, um den Ausdruck eines hochstehenden Lesers derselben zu wiederholen: 1. Die Aktenstücke, die sich auf die Eidessache der Göttinger Sieben (Professoren) Dahlmann und Genossen im Jahre 1837 beziehen. 2. Eine Antwort Doves an die irländische Academy (1870), die in kindischer Weise durch Proteste gelehrter Körperschaften die englische Regierung bewegen wollte, die Beschießung von Paris zu verhindern. Diese Antwort ist damals durch alle Zeitungen gegangen und viel anerkannt worden. Man kann das jetzt nicht ganz leicht begreifen, denn die Ausdrucksweise Doves in dieser mannhaften Antwort ist durchaus gelehrt schwerfällig; es war eben eine besondre Zeit. Die Nummern 4 bis 13 enthalten Adressen, Stücke aus Universitätsreden und Ansprachen, die Namen der im Kriege von 1870—71 gefallenen Göttinger Studenten, Prorektoratsnotizen rc. Unter den lateinischen Ehrendiplomen hebt sich schön heraus das von Rud. von Ihering in stattlichem Ausdruck verfaßte auf den „größten Sohn" der Göttinger Universität, den Fürsten Bismarck — wenn man für einen Aufenthalt von drei Semestern das Wort „Sohn" noch anwenden will. Indem ihm die juristische Fakultät zu seinem siebzigsten Geburtstage den juristischen Ehrendoktor beilegte, motivirte sie diese Gabe durch die Aufzählung seiner Verdienste, wobei wir am Schlusse lesen: Miseris et pauperibus opem ferre studuit, studet; civitatum discordias et dissidia peritissime felicissime composuit, componit, re domi bene gesta novas coloniis trans mare deducendis viam Germanis aperuit. . . . Terror malorum, Fiducia bonorum, Arx et Decus Germaniae etc.

Bedenkt man, wie schwer die wichtigsten dieser Aktenstücke zugänglich waren, so erscheint die vorliegende Sammlung besonders dankenswert.

Dichterische Einbildungskraft und Wahnsinn. Rede, gehalten zur Feier des Stiftungstages der militärärztlichen Bildungsanstalten am 2. August 1886 von Professor Dr. Dilthey. Leipzig, Duncker und Humblot, 1886.

Obgleich dieser Essay des geistvollen Antimetaphysikers Dilthey nichts wesentlich neues lehrt, so ist er doch wegen seiner Tendenz und wegen seiner klaren und einsichtsvollen Charakteristik des poetischen Genies sehr lesenswert. Die Tendenz ist zunächst gegen die Schopenhauersche Lehre vom Genie als einem pathologischen Individuum gerichtet, eine Lehre, die, wie wir hinzufügen wollen, literarisch ihren Ausdruck bei den Romantikern fand, welche den Dichter als den tragischen Menschen schlechtweg hinstellten; Klaczko hat in seinem Buche über Dante (Florentiner Plaudereien) diese Lehre schlagend widerlegt. Schopenhauer war vielfach Romantiker.

Dem entgegen stellt Dilthey, der Positivist, den Satz auf: „Das Genie ist keine pathologische Erscheinung, sondern der gesunde, der vollkommene Mensch" (S. 13). Und er beweist dies, indem er die wesentlichen Merkmale der unfreien Phantasie im Hallucinirenden, im Hypnotisirten, im Träumenden, im Wahnsinnigen psychologisch und physiologisch anführt, und ihnen die symbolisirende, beseelende, vom Gefühl gelenkte und das Gefühl erregende, ihres Spieles jedoch sich bewußt bleibende Phantasie der Dichter gegenüberstellt. Am wertvollsten in diesem Essay ist die psychologische Charakteristik der dichterischen Einbildungskraft, wertvoll deswegen, weil sie zugleich die Keime einer Aesthetik enthält, die im Geiste Diltheys wohl schon feststehen mag, die aber bei seiner langsamen Art zu produziren wohl ebensolange auf sich warten lassen wird, wie der zweite Band seiner Schleiermacherbiographie und die Fortsetzung seiner höchst anregenden „Einleitung in die Geisteswissenschaften." Sätze wie die folgenden: „Dem gewöhnlichen Menschen sind seine Wahrnehmungen Zeichen für etwas, das in der Richtung seiner Absichten eine bestimmte Stelle einnimmt; dagegen das künstlerische Genie gleicht einem Reisenden, der sich den Bildern eines fremden Landes hingiebt, ohne Absichten, ohne Berechnung, in völliger Freiheit. Ein dunkler Reichtum treibt es, den ganzen Reichtum des Lebens mit allen Organen zu erfassen" (S. 19); oder: „Die Bilder entfalten sich in dem Dichter frei von dem Zwange des Wirklichen, nach dem Gesetz, eine möglichst vollständige und dauernde Befriedigung der Gefühle zu gewähren. Im wirklichen Leben wechseln unruhig Begehren und Genuß; das Glück ist nur ein flüchtiger Silberblick desselben; dagegen atmen die großen Kunstwerke eine Ruhe, die sie der Zeit entnimmt, weil sie immer neu den zurückkehrenden Betrachter mit totaler Befriedigung erfüllen. Dies ist das einzige wesentliche Merkmal der Schönheit" (S. 22) — solche Sätze sind Keime einer Aesthetik, und zwar keiner formalistischen nach Herbarts Schule. Dilthey, der Liebhaber und Psychologe von Dickens, ist denn auch kein Verehrer gerade der modernen Realisten zufolge seiner ganzen psychologischen Anschauung von Poesie. Höchst interessant sind die mitgeteilten Selbstbeobachtungen der Dichter aus allen europäischen Literaturen, und es scheint uns literarhistorisch bemerkenswert, daß, vielleicht zum erstenmale in einer deutschen philosophischen Studie, hier auch das Zeugnis eines russischen Dichters, des seiner Zeit auch in diesem Blatte besprochenen Gontscharow, angeführt wird. So treten die Russen durch die Uebersetzer in die Weltliteratur.

Zeugnisse und Proteste. Gesammelte Aufsätze über tragische Kunst. Von Dr. Georg Günther, Professor. Erste Reihe. Plauen, F. E. Neupert, 1887.

Die Schopenhauersche Philosophie hat nicht zum geringsten Teile ihre Verbreitung der großen Wertschätzung zu verdanken, die sie den verschiednen Künsten zu Teil werden ließ. In dem Systeme des pessimistischen Atheismus gewann der Kultus der Kunst, ebenso wie in dem materialistischen Glaubensbekenntnis von David Strauß (Alter und neuer Glaube), den Rang einer neuen Religion. Eine selbständige Aesthetik hat Schopenhauer so wenig wie sein Antipode Herbart geschrieben; aber die vielen gelegentlichen Exkurse zur Kunst haben die Jünger des Philosophen (Bahnsen, Siebenlist, H. Klee, Ed. v. Hartmann) zu zusammenhängenden Systemen auszuarbeiten versucht, und die pessimistische Aesthetik, die Hand in Hand mit der literarischen Mode des Realismus geht, ist eine der jüngsten philosophischen Errungenschaften, die nicht eben zur Hebung des schwer geschädigten Ansehens der Philosophie beigetragen hat. Gegen diese pessimistische Aesthetik sind die oben genannten, mit meisterhafter Dialektik geschriebenen Aufsätze über tragische

Kunst vornehmlich gerichtet. Sie sind zunächst allerdings nur Ergänzungen zu einem früher erschienenen Werke desselben Verfassers, zu den „Grundzügen der tragischen Kunst“; sie sind zugleich zustimmende und abwehrende Antworten auf die Kritiken, die jenes Werk erfahren hat. Allein sie erlangen auch einen selbständigen Wert dadurch, daß der Verfasser in jedem einzelnen der fünf Aufsätze (1. Der Pessimismus und die tragische Kunst; 2. Der Optimismus ꝛc.; 3. Ein Wort über Realismus; 4. Poetische Gerechtigkeit, Schuld und Sühne; 5. Die sekundären Personen) eine wichtige Seite der tragischen Kunst allgemein erörtert hat, und daß sie in ihrem Zusammenhange die Anschauung vermitteln, die er sich vom Wesen und Zweck der Tragödie gebildet hat.

Diese Anschauung zeichnet sich weniger durch ihre Originalität als durch die überzeugende Klarheit, Kraft und Wahrheit ihres Vortrages aus; eben diese gesunde Unbefangenheit verleiht Günthers fesselnder Polemik die Macht über seine Gegner. Er betont zunächst und mit Nachdruck die naive Unabhängigkeit des intuitiv schaffenden Künstlers von irgend welcher metaphysischen Voraussetzung, sei sie nun philosophischer oder kirchlicher, pessimistischer oder optimistischer Art. Der Künstler schwört weder auf ein Dogma noch auf Schopenhauer, und er verfolgt durchaus nicht, wie dieser will, den Zweck, die Erkenntnis irgendwie zu fördern. Auch der Tragiker, wenn anders er Künstler ist, will nur ergötzen und erheben, und nicht die Erkenntnis von der Nichtigkeit des Daseins verbreiten. Ganz im Gegenteil schließen Kunst und Pessimismus einander grundsätzlich aus: die Kunst, auch die tragische Kunst, verherrlicht dasselbe Leben, welches Schopenhauer ein Jammerthal nennt. Aus der Bewunderung, nicht aus der Verachtung dieser irdischen Welt ist die Kunst erstanden.

Aus diesen Grundsätzen leitet Günther den Nachweis ab, daß die Tragödie keineswegs die Verneinung des Daseins predige, wie die Schopenhauerianer mit Unrecht Shakespeare u. a. unterlegen; vielmehr sei für den Tragiker das Leben selbst jenes höchste Gut, um dessen Besitz sich der Kampf in seinem Spiele dreht. Der Tragiker habe nicht, wie die Pessimisten fordern, die Ungerechtigkeit des Weltlaufs in falsch verstandenem Realismus zu künstlerischer Anschauung zu bringen; er habe kein Schreckbild für die Zuschauer zu entwerfen, vielmehr sei der Künstler seiner Natur nach der geborne Gläubige: „Die einzige Philosophie des Künstlers ist die natürliche Philosophie einer naiven Gottinnigkeit“ (S 51), und: „Der Atheismus steht ebenso wie der Pessimismus in direktem Widerspruche zur Kunst an sich“ (S. 46).

Das sind die Kernsätze Günthers, wobei er sich dagegen verwahrt, dem Dichter irgend einen bestimmten Gottesbegriff, irgend eine bestimmte Religion unterzuschieben oder vorzuschreiben. Aber er behauptet mit Recht, daß die tragische Kunst, wie alle Kunst, von einer immanenten Sittlichkeit erfüllt sei, sie begnüge sich nicht mit der bloßen Kopie der äußern Wirklichkeit, die schließlich zum leeren Naturalismus führe.

Das sind, wie gesagt, alte, vielen Tagesgrößen unsrer Literatur jedoch altväterisch erscheinende Grundsätze. Ihre Kraft und Wahrheit erprobt sich aber in der Polemik gegen die verschrobenen Neuerer. Darum ist Günthers Buch am interessantesten von der negirenden Seite, auf die wir die Leser hiermit verweisen wollen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Französische Liebenswürdigkeiten.


Daß selbst ein Mitarbeiter der Revue des deux mondes, der, wenn wir nicht irren, sogar Professor der Geographie ist, nicht frei ist von dem französischen Erbübel, der geographischen Unwissenheit, das beweist Herr Lavisse, wenn er in einem Artikel von Mainzer Preußen und Königsberger Preußen spricht. Also nach Herrn Lavisse gehört Mainz zu Preußen!

Mit besondrer Vorliebe führen heutzutage die französischen Schriftsteller, wenn sie Deutschland verhöhnen wollen, als Gewährsmann Heinrich Heine an, und wenn etwas dem jetzigen Geschlechte diesen geistreichen Dichter verleiden kann, der leider sein großes Talent so schnöde mißbraucht hat und in seiner durch Frankreich erkauften Vaterlandslosigkeit — er bezog bekanntlich einen festen Jahressold von 4800 Franken von der französischen Regierung —, trotz aller in Berlin genossenen Wohlthaten seinen blinden Preußenhaß nie verleugnen konnte, so ist es diese undeutsche, für das Franzosentum schwärmende Gesinnung, die gerade unter den jetzigen Verhältnissen für uns schlechthin widerlich ist. Wenn sich aber leider die Franzosen für ihre Gehässigkeit gegen alles Deutsche mit mehr oder weniger Berechtigung auf Heine berufen können, so sollte man von einem ernsten und ehrlichen Schriftsteller — und als solcher will doch hoffentlich Herr Lavisse angesehen werden — erwarten, daß er wenigstens genau und gewissenhaft zitire und seinen Lesern nicht sein eignes Phantasiegebilde als Heinisches Erzeugnis auftische. Er sagt nämlich in dem erwähnten Artikel: „In einem seiner merkwürdigsten Gedichte beschreibt Heine mit einer so ausführlichen Ausmalung aller Einzelheiten, daß es aussieht, als ob er dem Schauspiele in der vordersten Reihe der Neugierigen beigewohnt habe, den Gang des deutschen Kaisers zur Guillotine.“ Nun, der Verfasser dieser Zeilen kennt

aus seiner Jugendzeit, wo er die damalige Modekrankheit der Heineschwärmerei redlich mit durchgemacht hat, die Heineschen Gedichte ziemlich genau, aber er kennt keins, worin der deutsche Kaiser zur Guillotine ginge. Er kann also nicht umhin, diese Behauptung des Herrn Lavisse für eine grobe Fälschung zu erklären, wie sie sich die Franzosen nicht selten entweder aus mangelhafter Kenntnis der deutschen Sprache zu Schulden kommen lassen — denn wie käme selbst heutzutage ein Franzose dazu, das Deutsche gründlich zu lernen, das erst kürzlich der Modeschriftsteller Daudet eine Sprache von „Räubern und Mördern" genannt hat — oder geradezu absichtlich begehen, wenn ihnen eine solche Fälschung des Effektes halber gerade in den Kram paßt.

Wie wenig genau es überhaupt die französischen Schriftsteller mit der Wahrheit nehmen, beweist wiederum Herr Lavisse oder eigentlich der Verfasser des Buches L'Allemagne actuelle (Paris, 1887), welches jener in seinem Artikel der Revue des deux mondes bespricht, an der Stelle, wo er die Einweihung des Niederwalddenkmals im September 1883 erzählt. Da soll, während der Kaiser und die andern Fürsten um das Denkmal versammelt waren, ein Sturm durch die Lüfte gesaust sein; die Wolken seien von Windstößen gejagt worden und hätten die Sonne, deren fahler Schein in Zwischenräumen geleuchtet habe, bald bedeckt, bald enthüllt; heftige Güsse von Regen und Hagel hätten den Niederwald gepeitscht und die Wellen des Rheins in Aufruhr gebracht! Zum Glück hat der Verfasser dieser Zeilen damals der Feier auf dem Niederwalde beigewohnt und kann wahrheitsgemäß bezeugen, daß dieser melodramatisch aufgeputzte Wetterbericht des Herrn Franzosen im wahren Sinne des Wortes aus der Luft gegriffen ist. Der Himmel war an jenem denkwürdigen 28. September 1883 in den ersten Vormittagsstunden zweifelhaft, und es fiel von Zeit zu Zeit ein leichter Sprühregen, der bei der herrschenden Hitze als eine wahre Wohlthat empfunden wurde; um elf Uhr aber, wo die Auffahrt der fürstlichen Herrschaften von Rüdesheim auf den Niederwald begann, hatte sich der Himmel völlig aufgeheitert, und es herrschte von da den ganzen Tag über das herrlichste „Kaiserwetter."

An diese erste Unwahrheit über das Wetter schließt sich alsbald eine zweite. „Wenn man — erzählt der Herr Franzose weiter — die Steine des Grundbaues für die Bildsäule der Germania in die Höhe gehoben hätte, so hätte man ein Faß mit Dynamit entdeckt, und daran befestigt eine Zündschnur, die ihren Dienst schlecht verrichtete (natürlich leider! nach französischem Sinne). Einer der Mordgesellen, der nachher selbst das Verbrechen enthüllt hat, behauptete, daß er, von Gewissensbissen gepeinigt, die Schnur durchschnitten habe, weil er vor dem Unglück, das sich entladen sollte, zurückschreckte. Wenn die Dynamitmine gesprungen wäre, so flogen die deutschen Fürsten in die Luft und endeten gerade an dem Fuße des Denkmals, welches ihrem Ruhme geweiht ist. Alle (?) Throne wären erledigt gewesen; kaum hätte man hier oder dort Kinder darauf

setzen können, deren Krone nur eine Kinderhaube gewesen wäre. Das Standbild der ruhmvollen, reichen, blühenden Germania, umgeben von Fürsten, die sich ihrem Glück geweiht haben, in seinem Grundbau untergraben und im Begriff, in die Luft zu fliegen — das ist das Bild, das ist das Wahrzeichen Deutschlands!" Diese nicht minder melodramatisch aufgeputzte Schilderung liefert wieder ein lehrreiches Beispiel, wie französische Schriftsteller mit der Wahrheit umspringen aus bloßer Effekthascherei. Bekanntlich war die Dynamitmine jener Mordgesellen (Schriftsetzer Reinsdorf und Konsorten) nicht unter dem Standbilde der Germania angelegt — was ja nach gesundem Menschenverstande bei der ordnungsmäßigen Bewachung desselben einfach ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre —, sondern in ziemlicher Entfernung (etwa zehn Minuten davon) in einem gewöhnlichen Abzugskanal der von Rüdesheim heraufführenden Straße. Aber ein bloßer Wasserdurchlaß, das würde ja in der rhetorischen Ausschmückung der Sache gar keinen Effekt machen; nein, der sein sensationsbedürftiges und leichtgläubiges Publikum kennende französische Schriftsteller versetzt, obwohl er weiß, daß er lügt, die Mine in den Grundbau der Germania selbst, um am liebsten diese samt Kaiser und Fürsten in die Luft fliegen zu lassen. Welches großartige Bild für die erhitzte Phantasie der racheburstigen Franzosen! Die Mine ist, Gott sei Dank, auch in dem sehr gemeinen Straßenkanal nicht losgegangen, und das Standbild der Germania thront noch heute stolz und sicher auf seiner Höhe und wird hoffentlich für alle Zeiten der ohnmächtigen Wut französischer Rhetoren Trotz bieten.

Wenn solche Gehässigkeiten mit Wollust täglich in den Pariser Zeitungen abgelagert werden, so sind wir Deutsche seit siebzehn Jahren so daran gewöhnt, daß wir uns längst mit gebührender Verachtung darüber hinwegsetzen. Wenn aber selbst die angesehenste Zeitschrift des Landes, die einst viel bewunderte Revue des deux mondes, an der die ersten Schriftsteller Frankreichs arbeiten, sich dazu erniedrigt, dem fanatischen Revanchebedürfnis in allen denkbaren Formen zu genügen und damit der vulgären Leidenschaft in unwürdiger Weise zu schmeicheln, anstatt ihrer vom Größenwahn befallenen Nation den Spiegel der Selbsterkenntnis vorzuhalten und sie immer wieder daran zu erinnern, daß sie allein aus unverantwortlichem Frevelmut den schrecklichen Krieg von 1870/71 heraufbeschworen und darum auch von Rechtswegen die Folgen desselben zu tragen hat — so mag das Wort hart klingen, es ist aber leider nur allzuwahr, daß nicht nur der Franzose niederen oder mittleren Schlages, sondern selbst die höchstgebildeten Gesellschaftskreise in dem Urteil über alles, was Deutschland betrifft, seit dem letzten Kriege nicht als völlig zurechnungsfähig angesehen werden können. So sehr hat gallische Leidenschaft, tief verletzter Nationaldünkel, wilder Racheburst selbst die helleren Geister der Nation umnebelt und verblendet. Ein höchst bedauerliches Anzeichen sittlichen Verfalles ist es, daß selbst bei den französischen Gelehrten sich der Sinn für die Wahrheit verliert: man betrügt die andern

und betrügt sich schließlich selbst; man lügt und wird zuletzt zum Gimpel, der an seine eignen Lügen glaubt.

Besonders widerlich ist die Heuchelei, mit welcher selbst von den Gelehrten der Revue des deux mondes Frankreich immer als das unschuldige, friedfertige Lamm hingestellt wird, das sich Tag und Nacht vor einem plötzlichen Überfall des raubgierigen deutschen Wolfes zu hüten habe. Deutschland hat in einer nunmehr siebzehnjährigen Friedensperiode hinlänglich bewiesen, daß es keine Lust hat, sich nach Art eines Ludwig XIV. oder eines Napoleon I. von einem Raub- und Eroberungskriege in den andern zu stürzen, daß es einen Krieg, wie er ihm 1870 von Frankreich so frevelhaft aufgezwungen wurde, den es dann aber, wie sichs gehört, so mannhaft und, wie es die Gerechtigkeit verlangte, siegreich durchgefochten hat, nicht will, sondern es vorzieht, in Frieden und Freundschaft mit allen seinen Nachbarn zu leben. Allein: Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt, und daß Frankreich für uns ein solcher böser Nachbar ist, das hat es durch seine zahlreichen Raubkriege gegen Deutschland, durch seine barbarischen Verwüstungen der Pfalz und der Rheinlande, durch seine ruchlosen Schändungen unsrer altehrwürdigen Kaiserdome und Kaisergräber zur Genüge bewiesen. Also Deutschland als den blutgierigen Kriegswolf hinzustellen, das ist eine freche Fälschung der Geschichte; wenn deren Bücher nicht deutlich genug redeten, so würden die Steine, die Ruinen des Heidelberger Schlosses, der alten, ehrwürdigen Stiftskirche zu Hersfeld in Kurhessen und so vieler von den Franzosen während der letzten zwei Jahrhunderte in Deutschland frevelhaft zerstörten Schlösser, Burgen und Kirchen zum Himmel schreien. Als im vorigen Jahre das vierhundertjährige Jubiläum der Universität Heidelberg gefeiert wurde, zu dem fast alle Universitäten Europas ihre Vertreter gesandt hatten, da mußte den Abgeordneten der Pariser Universität von selbst ein Gefühl tiefer Scham bei dem Anblick der in bengalischem Lichte erstrahlenden Schloßruinen überkommen; denn sie gedachten des unmenschlichen Befehles des französischen Kriegsministers Louvois, die Pfalz mit Feuer und Schwert zu verwüsten (de brûler le Palatinat), sie gedachten der Greuelthaten ihrer mordbrennerischen Generale Duras, Melac und Monclar, sie gedachten der schmachvollen Denkmünze, welche Ludwig XIV. auf das brennende Heidelberg mit der Inschrift prägen ließ: Heidelberga deleta! Rex dixit et factum est (Der König befahl's und Heidelberg wurde zerstört). Und dieses mordbrennerische Volk, das seine Helden- oder vielmehr Schandthaten im ganzen westlichen Deutschland mit scheußlichen Schriftzügen eingegraben hat, das in den Bildern seiner Ruhmesgalerie zu Versailles in Blut und Brand förmlich schwelgte, das durch die Schreckenszeit von 1793 und die Scheußlichkeiten des Kommuneaufstandes von 1871 den Ausspruch seines größten und eigensten Schriftstellers, Voltaire, der Charakter des französischen Volkes sei eine Mischung von Affe und Tiger, leider nur allzusehr

bestätigt hat, dieses Volk will sich als das fromme Lamm hinstellen, das kein Wässerchen trübe! Nein, und abermals nein, meine Herren Franzosen, das mögen Sie sich und Ihren geschichtsunkundigen Freunden in Rußland einzureden versuchen, aber jedermann in der ganzen Welt, der die Geschichte kennt, weiß zur Genüge, was es von dieser Narrenspossе zu halten hat.

Und wie es jedem Heuchler geht, so bricht auch bei Herrn Lavisse durch den ganzen Schwall schönklingender, gleißnerischer Redensarten die wahre Gesinnung hindurch, wenn er versichert, eine aufrichtige Versöhnung (zwischen Frankreich und Deutschland) sei unmöglich, aber Frankreich werde warten, es werde sich nicht blenden lassen durch die Blicke und Flügelschläge des deutschen Adlers, der über den Vogesen kreise, es werde vielleicht auf seinen Lohn warten müssen, aber es werde ihn erlangen; wenn er der französischen Demokratie weise Ratschläge erteilt, wie sie die Bundesgenossenschaft monarchischer Staaten — gemeint ist natürlich in erster Linie Rußland — gewinnen könne. „An dem Tage, er sei fern oder nahe — so schließt er mit dem unvermeidlichen Knalleffekt —, wo sie [etwa Rußland und Dänemark] ihre Heere in Marsch setzen, werden sie — man beachte die feine und doch so durchsichtige Wendung! — Beweise einer zuvorkommenden Hochachtung einem wenn auch demokratischen Staate geben, der über eine Million Soldaten verfügt."

Ja ja, das bleibt unter allen Umständen des Pudels Kern, der langen gleißnerischen Rede kurzer Sinn — die Million Soldaten, und über diesen Kern aller französischen Friedensheucheleien ist sich das deutsche Volk ebenso klar wie das französische. Das aber mögen sich Herr Lavisse, Herr Cherbuliez (oder wie er sich aus einer Art Schamgefühl bei seinen deutschfeindlichen Artikeln in der Revue des deux mondes mit falschem Namen unterzeichnet: Herr Valbert) und wie sie alle heißen, die Revanchehetzer der französischen Gelehrtenwelt, das mögen sie sich gesagt sein lassen: Kommt es endlich zu dem von ihnen herbeigesehnten Kriege, dem Deutschland bisher trotz aller unerhörten Herausforderungen mit beispielloser Langmut aus dem Wege gegangen ist, so wird ein gutes Teil der schweren Verantwortung auch auf die „Pharisäer und Schriftgelehrten" der Revue des deux mondes zurückfallen, an denen sich dann das biblische Wort erfüllen wird: Wer Wind säet, der wird Sturm ernten.



Die soziale Frage im Reichslande.

3.

chon seit Jahren sucht die katholische Kirche so wie anderwärts auch im Elsaß die soziale Frage in ihrer Weise zu lösen, wobei sie mehr das moralische als das wirtschaftliche Gebiet ins Auge faßt und nach der Ansicht arbeitet: Wenn eine klerikale Erziehung allen Menschen den Geist christlicher Nächstenliebe eingeflößt hat, so muß der Kampf der Klassen aufhören. Not und Armut werden allerdings dadurch nicht aus der Welt geschafft, das wird aber auch nicht angestrebt; denn diese Prüfungen erziehen für den Himmel und geben anderseits den mit irdischem Glücke gesegneten Gelegenheit, sich durch Liebeswerke die Seligkeit zu verdienen. Die Mittel zu jenem Zwecke sind für die Kinder die konfessionelle Schule, für die Erwachsenen ein System von Vereinen, welche von Geistlichen geleitet werden. Die Schule zerfällt in Kindergärten (salles d'asyle), in welchen die Kleinen vom dritten bis zum sechsten Lebensjahre von Nonnen beaufsichtigt und zugleich in den Anfangsgründen der Religion und der biblischen Geschichte unterrichtet und im Singen geistlicher Lieder geübt, sowie durch Erzählungen moralischer Geschichtchen beeinflußt werden. Solcher Anstalten gab es 1884 bereits eine ziemlich große Anzahl, doch wurden sie nur zur kleinern Hälfte von Nonnen geleitet: neunundachtzig weltliche und fünfundsiebzig geistliche Lehrerinnen beschäftigten sich hier mit 12770 Kindern. Auf den Kindergarten folgt die Volksschule, die in öffentliche und private Anstalten zerfällt; in den letztern liegt der Unterricht der Mädchen fast ausschließlich in geistlichen Händen, wogegen von den erstern nur zwei Drittel geistliche Mädchenlehrerinnen haben und der Unterricht der Knaben vom Ideale der Klerikalen noch weiter entfernt ist. Für die der Schule entwachsenen Knaben ist der Jünglingsverein und für die Mädchen der Verein der Marienkinder gegründet, die in Mülhausen beide sehr gut gediehen sind, und von welchen der erstgenannte vorzugsweise jugendliche Arbeiter zu Mitgliedern zählt. Der Jünglingsverein hatte 1872 erst hundertundfünfzig und 1883 schon über sechshundert Mitglieder. In mehrere Sektionen für Turnen, Gesang, Instrumentalmusik u. dergl. geteilt und mit Abendkursen für Buchhaltung, Englisch u. dergl. ausgestattet, besitzt er ein schönes Vereinshaus, in welchem alle vierzehn Tage theatralische Aufführungen stattfinden, und auf dem Rebberge einen Sommergarten. Der Verein der Marienkinder, der einen mehr kirchlichen Charakter trägt, zählt jetzt zwischen 1500 und 1600 Mitglieder. Hat ein Jüngling ein Marienkind geheiratet, so pflegt er der Männer-, sie der

Frauenkongregation beizutreten. Gegen die Beteiligung der Arbeiterschaft an weltlichen Vereinen wirkt die Geistlichkeit nach Kräften, und selbst die Konsumvereine werden von ihr als Keime einer sozialdemokratischen Organisation scharf überwacht. Die katholische Armenpflege hat ihren Mittelpunkt im St. Vincenz-Verein, der im Jahre 1885 Unterstützungen im Betrage von etwa 11000 Franks, meist in Gestalt von Naturalien, verteilte. Die Einwirkung der Geistlichkeit auf alle diese Genossenschaften erfolgt durch den Beichtstuhl und die Kanzel. An Sonnabenden hört sie in Mülhausen von zwei Uhr nachmittags bis acht Uhr abends, an Sonntagen schon von vier Uhr morgens an Beichte, und man zählt hier jährlich 80000 Kommunikanten. In den Predigten wird das Tröstliche, was im Katholizismus für die Armen und Enterbten liegt, stark hervorgehoben, vor falschen Arbeiterfreunden gewarnt und zu verstehen gegeben, daß nur die Priesterschaft dem Arbeiter Stütze sein könne. Ein besonders eifriger Bekämpfer des Sozialismus ist der bekannte Stadtpfarrer von Mülhausen, Abbé Winterer. Sonntags sind die Kirchen allesamt wohl gefüllt. Die Pracht des katholischen Gottesdienstes macht eben auf den Arbeiter, der alle Werkeltage in seine Fabrik eingesperrt ist, einen mächtigen Eindruck, die Vereine fördern den kirchlichen Sinn, und die aus dem Volke hervorgegangenen Pfarrer und Kapläne sind die einzigen Gebildeten, welche mit den Arbeitern in nähern freundschaftlichen Verkehr treten und sich dabei des geliebten „Ditsch," der deutschen Sprache, bedienen. Der Sozialpolitik der Fabrikanten widerstrebt die Geistlichkeit grundsätzlich durchaus nicht; denn auch sie will den Arbeiter abhängig sehen, wenn auch nicht wie jene aus wirtschaftlichen, sondern aus religiösen Gründen. Wären die Fabrikanten des Oberelsaß klerikal gesinnt, so würde der Klerus die bestehenden Einrichtungen und Zustände, so zweifelhaften Wertes sie sind, geradezu als ideal preisen. Da jene aber meist Protestanten sind und sich gegen die kirchliche Propaganda gleichgiltig verhalten, so kommt es bei dieser nur zu wohlwollender Neutralität gegen sie. „Allein es kann — sagt Herkner — unmöglich verkannt werden, daß die klerikale Macht in stetigem Aufsteigen begriffen ist, und was in Mülhausen von der katholischen Geistlichkeit zum Teil noch zu erkämpfen steht, ist im übrigen Oberelsaß, namentlich in und bei Thann und Gebweiler, bereits vollständig erreicht. Hier ist unter den ärmern Klassen einfach kein moralischer Einfluß zu finden, der sich an Bedeutung mit dem klerikalen vergleichen ließe."

Betrachten wir jetzt die Thätigkeit der Regierung in Betreff unsrer Frage, so tritt uns zunächst die Verordnung des Generalgouverneurs vom 18. April 1871 über das Schulwesen entgegen, die als das wichtigste Fabrikgesetz der Reichslande bezeichnet werden muß. Sie spricht den Grundsatz des obligatorischen Unterrichts aus, und zwar bis zu der Zeit, wo die Kinder als zur Entlassung reif erklärt worden sind. Zur Entlassungsprüfung sollen nach ihr die Knaben nicht vor dem vierzehnten, die Mädchen nicht vor dem dreizehnten Lebensjahre

kommen dürfen. Dann heißt es im dritten Paragraphen: „Zu einer regelmäßigen Beschäftigung in den Fabriken oder ähnlichen Dienstverhältnissen dürften schulpflichtige Kinder nur unter Genehmigung der Schulbehörden verwandt werden," und diese Erlaubnis ist nach einem Präsidialerlaß vom August 1884 Kindern unter zwölf Jahren zu versagen. Die Folgen der Verordnung von 1871 waren segensreich. Ein Verwaltungsbericht von 1872 sagt darüber: „Eine bedeutende Vermehrung der Schulkinder machte sich besonders in größern Orten wie Mülhausen und in den Fabrikgegenden bemerklich. Hier aber traten auch von Anfang an der Regelmäßigkeit des Schulbesuchs die meisten Hindernisse entgegen." Am 1. Januar 1873 besuchten in den sechs Kreisen des Oberelsaß 66762 Kinder die öffentlichen Schulen, aber auf diese fielen im letztgenannten Jahre nicht weniger als 590181 Versäumnistage, und sehr charakteristisch ist es, daß dabei im ackerbautreibenden Kreise Altkirch nur 123, dagegen im industriellen Kreise Thann 1214 Versäumnistage auf eins der Schulkinder kamen. Überdies ist zu beachten, daß die Mehrzahl der Arbeiterkinder nicht die öffentlichen, sondern die Fabrikschulen besucht, welche mangelhaft organisirt sind. Immerhin ist es ein großer Fortschritt, daß 1875 nur noch dreiundsechzig und 1882 nur achtundzwanzig Kinder unter zwölf Jahren in Fabriken arbeiteten, und daß dies 1884 ganz aufhörte. Kinder von dreizehn bis vierzehn Jahren sollen nach der geltenden Gesetzgebung täglich mindestens drei Stunden Schulunterricht erhalten, aber nach unsrer Schrift bringen die Arbeiterkinder dieses Alters nur eine bis zwei Stunden in der Fabrikschule zu und arbeiten daneben $10^1/_2$ bis $12^1/_2$ Stunden in der Fabrik, während dieselben Altersklassen im übrigen Deutschland nur sechs Stunden darin beschäftigt werden dürfen. Für die jugendlichen Personen von fünfzehn und sechzehn Jahren gelten die Bestimmungen des Gesetzes vom 22. März 1841 noch vollständig, d. h. sie arbeiten wie die Erwachsenen täglich $12^1/_2$ Stunden und nehmen an der Nachtarbeit und Überzeit derselben teil, wenn die Umstände solche erfordern. Dem gegenüber gestattete die für die andern Teile des deutschen Reiches giltige Gewerbeordnung von 1869 solchen Personen nur eine zehnstündige wirkliche Arbeit, also zwei Stunden weniger als das im Reichslande geltende Gesetz, aber um $2^1/_2$ Stunden weniger, als die hier thatsächliche Arbeitsdauer jener Altersklassen betrug. Es wäre billig gewesen, die Elsasser Fabrikherren der Gewerbeordnung Altdeutschlands ebenfalls zu unterwerfen, und wenn man sich dazu nicht entschließen konnte, so hätte man mindestens dem alten Gesetze zu strenger Durchführung verhelfen sollen. Aber auch das geschah nicht. Der mit der Dampfkesselpolizei beauftragte „Bergmeister" berichtet über das Jahr 1873: „Wie im vorigen Jahre schon erwähnt, hat der Bergmeister die ihm in Bezug auf die Inspektion der Fabriken früher obliegende Thätigkeit nicht aufnehmen können. Im Artikel 16 des Gesetzes vom 22. März 1841 ist die Bildung von Kommissionen zur Beaufsichtigung der in den Fabriken arbeitenden Kinder vorgeschrieben. Solche

Kommissionen fanden sich indes im Bezirke teils gar nicht vor, teils hatten dieselben ihre Thätigkeit eingestellt. Bereits 1871 wurde die allgemeine Bildung solcher Inspektionskommissionen ins Auge gefaßt, und 1872 wurde sie in der Weise bewerkstelligt, daß man, abgesehen vom Kreise Mülhausen, wo nur in der Stadt eine gebildet wurde, für jeden der industriellen Kantone eine Kommission von drei bis vier Mitgliedern einsetzte. Ihre Thätigkeit ist aber keine sehr lebendige geworden, und so kann dieser Versuch nicht als gelungen bezeichnet werden. Eine wirksamere Aufsicht wird voraussichtlich der Reichsgesetzgebung zu verdanken sein, die zur Zeit mit eingehenden Vorarbeiten behufs Ausarbeitung einer Gesetzesvorlage beschäftigt ist." Vielleicht wollte die Regierung in der Meinung, durch die Unterrichtsgesetzgebung schon einflußreiche Kreise der Bevölkerung tief verstimmt zu haben, sich nicht weiter unbeliebt machen, vielleicht wirkten die manchesterlichen Ansichten des damaligen Oberpräsidenten als Hindernis, jedenfalls unterblieben die in Aussicht gestellten Maßregeln. Nach dem Verwaltungsberichte für 1875 war eine regelmäßige Beaufsichtigung der Beschäftigung jugendlicher Fabrikarbeiter noch nicht möglich gewesen. Nur gelegentlich hatte etwas der Art bei Kesselrevisionen in einigen Fabriken stattgefunden. 1876 geschah dies in etwas größerm Umfange, wobei in zwei Fällen eine unstatthafte nächtliche Beschäftigung von Kindern in Spinnereien entdeckt wurde. Im folgenden Jahre wurde wiederum in einigen Baumwollspinnereien eine für jugendliche Personen ungehörige Verlängerung der wirklichen Arbeitszeit auf 12½ Stunden nachgewiesen.

Nun stellte im Jahre 1878 der Abgeordnete Stumm im deutschen Reichstage den Antrag auf Einführung des Titels VII (Fabrikgesetzgebung) der Gewerbeordnung in die Reichslande, wobei er darauf hinwies, daß eine Fabrikgesetzgebung für jugendliche Arbeiter und Frauen im Sinne aller andern Kulturstaaten in Elsaß-Lothringen überhaupt nicht bestehe. Man dürfe sich, fuhr er fort, von der Einführung einer solchen nicht dadurch abhalten lassen, daß es dort einige humane Fabrikanten gebe; denn es gebe neben diesen auch Arbeitgeber, welche sich an humanen Bestrebungen nicht beteiligten und Kinder vom jüngsten Alter beschäftigten. Übrigens müßte Licht und Sonne unter den altdeutschen und den reichsländischen Konkurrenten gleich verteilt sein, und die von ihm angeregte Maßregel sei nur eine Frage der Zeit. Der Unterstaatssekretär Herzog war andrer Meinung. Er behauptete, das Gesetz von 1841 greife zwar nicht so tief als der Titel VII der deutschen Gewerbeordnung, unterziehe indes immerhin die gesamte Kinderarbeit strenger Beaufsichtigung durch die Fabrikinspektoren. Dann aber unterliege es keinem Zweifel, daß eine so bedeutende Industrie wie die in Elsaß-Lothringen von einer Beschränkung in der Verwendbarkeit ihrer Arbeitskräfte, wie sie das vorliegende Gesetz enthalte, schwer beeinträchtigt werden würde. Jedenfalls müsse einer Änderung der Dinge eine Untersuchung der Verhältnisse vorausgehen, und deren Ergebnis werde bestimmen,

ob es möglich sei, die Vorschriften des siebenten Abschnittes der Gewerbeordnung in Elsaß-Lothringen alsbald in ihrem ganzen Umfange oder nur mit gewissen den Übergang erleichternden Änderungen einzuführen. Auch der Abgeordnete Grad erklärte sich gegen Stumms Antrag und für Aufrechthaltung der bestehenden Ausnahmestellung der Reichslande, indem er sagte: „Einerseits sind die wesentlichsten Vorschriften über die Arbeit in den Fabriken schon längst bei uns aus eigner Initiative zur Ausführung gekommen, anderseits knüpfen sich an die ganze Gewerbeordnung, wie sie jetzt gefaßt ist, für den industriellen Betrieb Schwierigkeiten und Nachteile, welche durch dringende Maßregeln zur Wahrung der reichsländischen und der ganzen deutschen Industrie im allgemeinen ausgeglichen werden müssen." Damit waren Schutzzölle gemeint, und diese wurden ein Jahr später gewährt, ohne daß die gefürchtete deutsche Gewerbeordnung in Elsaß-Lothringen zur Geltung gelangte. Die Untersuchung aber, welche ihr vorausgehen sollte, ist bis heute noch nicht über Vorarbeiten hinausgekommen. Am 1. Oktober 1879 übernahm von Manteuffel als Statthalter die Regierung der Reichslande, und an die Stelle des büreaukratischen Regiments trat das von Notabeln, unter welchem von gedeihlicher Lösung der Frage nicht mehr die Rede sein konnte.

Vergleichen wir die altdeutsche Gesetzgebung mit der reichsländischen, so stellt sich folgendes heraus. Nach dem Gesetze vom 17. Juli 1878 und der Bundesratsverordnung vom 20. Mai 1879 dürfen im Reiche Kinder von 12 bis 14 Jahren nur 6, jugendliche Personen von 15 und 16 Jahren im allgemeinen nur 10 Stunden in Fabriken beschäftigt werden, und für die Zeit dieser Beschäftigung (von früh 5½ bis abends 8½ Uhr) ist eine einstündige Mittags-, eine halbstündige Vormittags- und eine ebenso lange Nachmittagspause vorgeschrieben. Im Reichslande dagegen können Kinder 9, jugendliche Personen 12 Stunden arbeiten. Das ergiebt den hochbedeutenden Unterschied zwischen dem Reiche und dem Reichslande, daß in letzterem die Kinder thatsächlich 4½ bis 5½, die jugendlichen Personen 2½, in den Spinnereien 1½ Stunden länger arbeiten als in ersterem. Nehmen wir nach Herkners Tabellen an, daß die Zahl der in den Spinnereien des Oberelsaß beschäftigten Kinder 960, die der jugendlichen Personen rund 2000 und die der Arbeitstage 300 jährlich beträgt, so ergeben sich zum Vorteile der Spinner im Oberelsaß jährlich 2 240 000 Arbeitsstunden mehr, als das deutsche Gesetz gestatten würde. Die Zahl der in den übrigen Zweigen der oberelsässischen Textilindustrie, den Webereien, Druckereien, Bleichereien u. dergl., beschäftigten Kinder beläuft sich auf 666, die der jugendlichen Personen auf ungefähr 2800. In diesen Etablissements beträgt die Arbeitszeit täglich durchschnittlich 11½ Stunden, und da in Altdeutschland für Kinder nur 6, für jugendliche Personen nur 10 Stunden erlaubt sind, so ergiebt sich auch für die in den zuletzt erwähnten Fabrikationszweigen beschäftigten Kinder und jugendlichen Personen des Oberelsaß ein Plus von 3½ bez. 1½ Stunden für den Tag, und in Summa genießen wieder die Oberelsasser Textil-

fabrikanten 1 959 300 Stunden mehr als ihre altdeutschen Konkurrenten Jene 2 240 000 und diese 1 959 300 Stunden addirt, geben eine jährliche Prämie von 4 199 300 Stunden. Am 18. Oktober 1885 bekam das Reichsland einen neuen Statthalter, und es begann eine energischere Regierung. Hoffen wir, daß sie bald in der Lage sein wird, auch auf diesem Gebiete Wandel zu schaffen durch Einführung des deutschen Gesetzes zum Schutze der Arbeiter. Gefiele das den Fabrikanten nicht, die sich aus Interesse bisher leidlich freundlich zu ihr stellten, so stünde solcher Verdruß in eigentümlichem Widerspruche mit der sonst von diesen Herren zur Schau getragenen humanen Gesinnung. Wie sähe es aus, wenn sie ihrem Lande die Wohlthaten der deutschen Arbeiterschutzgesetzgebung noch länger vorenthalten wissen wollten, nachdem ihre Abgeordneten sich im Reichstage mit so schönem Eifer bemüht haben, der altdeutschen Arbeiterschaft diese Wohlthaten noch zu erweitern? Haben doch die Anträge der Zentrumspartei auf Ausbildung der deutschen Fabrikgesetzgebung die bereitwilligste Unterstützung selbst des Herrn Karl Grad gefunden. Oder sollte diese etwa nur bedeuten, daß man die Gesetze, welche man für sich fürchtete, als den Konkurrenten in Altdeutschland gesund und zu gönnen betrachtete?

Wir blicken zum Schlusse mit Herkner auf die Geschichte der oberelsässischen Industrie zurück und sehen, wie diese durchaus von Männern deutschen Ursprungs begründet wurde. Wir sehen ferner hier einen Unternehmungsgeist in gewerblicher Beziehung und zugleich ein politisches Geschick in der Wahrnehmung der eignen Interessen, eine Herrscherklugheit und Herrscherkraft sich kundgeben, welche wie die neueste Entfaltung des Geistes der mittelalterlichen Städterepubliken erscheinen, aber mit ihrer Beimischung von Schlauheit und Rücksichtslosigkeit und mit der Gewandtheit, die jeden im politischen Leben auftauchenden Faktor nach Möglichkeit dem eignen Interesse dienstbar zu machen weiß, sowie mit der Kunst, ihre Selbstsucht vor der Welt zu verhüllen und sich von ihr als Ausbund humaner Denkart rühmen zu lassen, besonders an die alten italienischen Republiken erinnern. „Es liegt etwas Venezianisches im Verfahren dieser Mülhäuser Fabrikherren, sowohl da, wo sie Großstaaten für sich ausnutzen, als auch da, wo sie der Kirche zur Befestigung ihrer eignen Stellung Zugeständnisse machen, und wo sie die untern Klassen in strenge Abhängigkeit von sich bringen oder darin erhalten.“ Als Mülhausen französisch wurde, wären diese Patrizier lieber Schweizer geblieben, und dieser schweizerischen republikanischen Gesinnung blieben sie bis heute treu. Ihre Herzenswünsche ließen sich nicht verwirklichen, wohl aber verstanden sie es meisterhaft, aus dem Liebebedürfnis der sie abwechselnd beherrschenden durch Sprödigkeit gegen die Bewerber pekuniären Gewinn zu münzen. Die großen Bestellungen und Staatsvorschüsse des ersten Napolen strichen sie ein, ohne selbst etwas dafür zu geben. Die Restauration ließ sich, um sie zu gewinnen, von ihnen in ihrer Zoll- und Handelspolitik beeinflussen und gewann sie damit nicht für ihre beiden Könige.

Die Politik Ludwig Philipps suchte sich ihre Gunst durch dreißig Millionen Staatsvorschüsse zu erkaufen, aber sie jubelten der zweiten Republick zu, und trotz der von dieser gewährten Verdoppelung der Exportprämien hießen sie bald nachher den Staatsstreich Napoleons des Dritten willkommen. Ja wir begegnen sogar dem bezeichnenden Vorgange, daß einige Fabrikanten, ärgerlich über gewisse Maßregeln des zweiten Kaiserreiches, beim Ausbruche des deutsch-französischen Krieges sich mit einem Aufrufe an die deutsche Nationalität der Arbeiter wenden und sie gegen die französische Regierung aufregen. Fast selbstverständlich ist es, daß sie es auch mit der deutschen Regierung bloß insoweit halten, als diese ihren Interessen Förderung verspricht. Einzig und allein mit der katholischen Kirche haben sich diese klugen Patrizier dauernd verständigt, da diese nicht wie die weltlichen Mächte dem Wechsel unterworfen ist und ihnen gefährlicher werden kann als jene, indem sie namentlich auf die weiblichen Kreise der Arbeiterschaft einen sehr bedeutenden Einfluß ausübt. Hält die Geistlichkeit die Arbeiter nicht mehr zur Unterwürfigkeit gegen ihre Brotherren an, so steht es schlimm um deren Macht und deren Interesse. Seit der Annexion aber vereint den Klerus und die Fabrikanten ein gleicher Haß gegen die Regierung, und so kam es zu einem stillschweigenden Einvernehmen zwischen ihnen, das seine Spitze gegen das Reich kehrt. Der protestantische und freimaurerische Fabrikant überläßt den Pfarrern und Kaplänen die Herrschaft über die Seelen der Arbeiter, und dieser Klerus erhält die letztern willig, ihre Kräfte durch die Fabrikanten in unbilligem Maße ausbeuten zu lassen. Die Arbeiterbevölkerung ist nach ihrem innersten Wesen durchaus deutsch und könnte, wenn sie von der Herrschaft der Koalition befreit und selbständiger gemacht würde, dem deutschen Reiche bald gewonnen werden. Die Fabrikanten sind dagegen französisch gesinnt und nicht mit den neuen Zuständen zu versöhnen, und sie sind bis jetzt die unbeschränkten Gebieter in den Thälern des Oberelsaß. Im Münsterthale gehören fast alle Werke und ein großer Teil der ländlichen Grundstücke einer einzigen Firma. Da die von ihr beschäftigten Leute nur bei ihr Verdienst finden, herrscht sie hier unbedingt. Ihre Inhaber aber wohnen in Paris, und zu ihnen zählt infolge seiner Heirat sogar ein Offizier der französischen Armee, und so wird natürlich niemand erwarten können, sie werde ihre Gewalt über die Bewohner der Gegend, eine Gewalt, die infolge der Nichteinführung der deutschen Gewerbeordnung beinahe absolut ist, im Interesse des Reiches anwenden. Wenden wir uns nach Thann, so steht dort die Fabrik eines bekannten französischen Senators, dessen Schwiegersohn als französischer Ministerpräsident eine Rolle spielte. Kann es zweifelhaft sein, in wessen politischem Interesse hier die Macht des Arbeitgebers über den Arbeiter geltend gemacht wird? Ähnlich steht es in andern Thälern, ähnlich in Mülhausen. Allenthalben sind die Fabrikherren Anhänger Frankreichs, ihre Söhne nehmen Frauen von da, ihre Töchter heiraten dahin; auch wo die Väter sich

mit den Deutschen aus Klugheit leidlich vertragen, sind die Kinder weit davon entfernt, und in den wenigen Fällen, wo die Inhaber großer Firmen sich der deutschen Regierung einigermaßen genähert haben, wird dies geschickt im Interesse auch der deutschfeindlichen Fabrikanten verwertet.

Diesen Mißständen sollte gesteuert und abgeholfen werden. An der Macht dazu fehlt es nicht. Die deutsche Regierung ist nicht gezwungen, mehr als billig Rücksicht zu nehmen. Sie hat es nicht gleich denen, die in Frankreich einander ablösten, nötig, um die Zuneigung der Starken zu werben, indem sie auf den genügenden Schutz der Schwachen verzichtet, sie ist selbst hinreichend stark, um in dem Bewußtsein, damit ein gutes Werk zu thun, diesen Schutz zu übernehmen und auszuüben. Entfremdet sie sich damit die Gemüter der Fabrikanten, so hat das aus zwei Gründen nicht viel zu bedeuten: einmal ist die Denkweise dieser Herren von der Art, daß durch eine solche Politik sehr wenig Liebe und guter Wille verloren gehen kann, dann aber gewänne diese Politik die Arbeiter, sie würden Dank empfinden, sie würden die Freiheit erlangen, ihre Dankbarkeit zu äußern, und sie würden unter allen Umständen die Mehrzahl bilden, an der Stimmurne bei den Wahlen, bei Gelegenheit zu öffentlichen Kundgebungen und anderwärts. Sie würden schließlich auch die Fabrikanten nötigen, dem Reiche gegenüber andre Saiten aufzuziehen.



Die Alchemie.



Ueber anderthalb Jahrtausende lang ist behauptet und geglaubt worden, daß Gold und Silber künstlich hervorgebracht werden könnten, und ist das Streben unzähliger darauf gerichtet gewesen, dies zu stande zu bringen, mit andern Worten: die Alchemie mit Erfolg zu betreiben. Die Geschichte der Alchemie hat eine viel größere Bedeutung für die Kulturgeschichte, als für die Chemie; denn für die Beurteilung der Bildungsstufe eines Volkes ist die Kenntnis seiner Irrtümer so wertvoll wie die seiner Leistungen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, darf ebenso wie der Hexenglaube, der Glaube an Zauberei, Geisterbeschwörung, Spiritismus, Tischrücken und Homöopathie, auch die Alchemie unser Interesse in Anspruch nehmen, und deshalb darf eine vor kurzem erschienene Geschichte der Alchemie von Kopp sicher auf zahlreiche Leser rechnen.*)

*) Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit. Von Hermann Kopp. Zwei Teile. Heidelberg, C. Wintersche Universitätsbuchhandlung, 1886.

Erfahrungen, daß aus Substanzen, welche ohne weiteres einen Gehalt an Gold oder Silber nicht erkennen lassen, durch geeignete Behandlung das eine oder andre der genannten Metalle erhalten werden kann, scheinen den Ausgangspunkt dafür abgegeben zu haben, daß man glaubte, auch mit thatsächlich gold- und silberfreien Körpern denselben Erfolg zu erreichen. Der Augenschein zeigte, daß die Farbe des Kupfers sich durch Behandlung mit zinkhaltigen oder arsenhaltigen Substanzen in Goldgelb oder Silberweiß verwandelte, und dies wollte schon etwas bedeuten, wenn nach der Lehre des Aristoteles in den verschiednen Körpern nicht die Materie, sondern nur die Eigenschaften der Materie verschieden sind.

Der Verfasser des oben erwähnten Buches verfolgt nun die Geschichte der alchemistischen Bestrebungen durch alle Länder und Zeiten hindurch. Am frühesten zeigten sie sich in Ägypten; bis in das vierte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung scheinen die Zeugnisse dafür zurückzureichen. Schon damals wird von der Darstellung eines Präparates gesprochen, durch dessen Einwirkung die Umwandlung unedler Metalle in edle vor sich gehe, und diesem Präparate eine Bezeichnung gegeben, welche dem später so allgemein gewordenen „Stein der Weisen" entspricht, wofür dann auch der Name Elixir, Tinktur oder Magisterium gebräuchlich wurde. Schon früh erhielt die Kunst den Namen Chemia oder Chymia oder Alchemie (nach dem in der Goldbereitungskunst erfahrenen Cham, dem Sohne Noahs?), die eigentliche Chemie aber galt lange Zeit nur als Hilfsmittel für die Lösung des Problems der Metallveredlung. Den Arabern kommt ein wesentlicher Anteil an der weiteren Verbreitung der Alchemie zu, sie trugen sie durch alle Länder, welche sie nachher in Besitz nahmen, von Ägypten aus; so kamen die alchemistischen Lehren nach Spanien, und von da zu den christlichen Abendländern Europas. Im dreizehnten Jahrhundert waren sie in Spanien, Frankreich, Italien, Deutschland und England verbreitet, und man begegnet da bereits einer gewissen Vorstellung über die Art der Bereitung des Steins der Weisen: vor allem müsse der richtige Rohstoff bekannt sein, die materia prima. Aus ihm solle etwas gewonnen werden, was als Merkur der Weisen bezeichnet wurde. Diesem Stoffe solle ein andrer, gleich geheimnisvoller — philosophisches Gold — beigemischt werden; die Mischung solle in einem Glasgefäß von besondrer Form, dem philosophischen Ei, vor sich gehen, wo das Gemisch anfangs eine schwarze, dann eine weiße Farbe annehme, bei lebhafterer Erwärmung aber gelb und dann glänzend rot werde, womit man dann glücklich zum Schluß der Arbeit gekommen und die Darstellung des Steins der Weisen vollendet sei.

Weit über das Mittelalter hinaus wurde derartiges gelehrt und geglaubt, unzählige haben sich an der Darstellung des Steins der Weisen versucht, aber niemand erreichte das ersehnte Ziel. Von allen wurde gläubig das einmal vorgesprochene wiederholt, die materia prima sei eine ganz gemeine Substanz,

man müsse sie nur zu suchen und zu finden wissen. In vielen alchemistischen Schriften wurde auf sie hingewiesen, in Rätseln und allegorischen Umschreibungen wurde sie angedeutet, aber glattweg genannt wurde sie von einer alchemistischen Autorität nie. Die offene Mitteilung eines solchen Geheimnisses, dessen Erkenntnis den von Gott dafür besonders auserwählten vorbehalten bleiben müsse, galt eben als sündhaft. Natürlich suchte man auch vergebens nach einem sogenannten Partikular, d. h. einem Präparate, welches wenigstens einen Teil des bearbeiteten Metalls zu veredeln imstande sei. Als wenn es an Verlockung noch gefehlt hätte, kam der Stein der Weisen auch noch in den Ruf, eine Universalmedizin zu sein, eine Panacee, ein Lebenselixir, dessen Besitzer beliebig lange gesund und kräftig zu leben das Mittel besaß. Der gänzlichen Erfolglosigkeit alchemistischer Bestrebungen standen viele Jahrhunderte hindurch die ermutigenden und ermunternden Äußerungen gerade derjenigen gegenüber, welche als die hauptsächlichsten Vertreter der Naturkenntnis ihrer Zeit auch als die zuverlässigsten Beurteiler alchemistischer Dinge galten. Indem der Verfasser uns in die Arbeitsstätten, die Schriften und die Lebensschicksale der hervorragendsten Alchemisten führt, erfahren wir, wie man mit allen möglichen Stoffen und auf alle erdenkliche Weise immer demselben blendenden Ziele zustrebte. Bald klammerte man sich ängstlich an die Vorschriften der Vorgänger, bald ging man hoffnungsvoll auf eignen, noch unbetretenen Wegen voran, und das Leben unzähliger Menschen ging auf in dem heißen Bemühen, selbst zu erreichen, was andre vordem erreicht haben wollten. Alchemisten von Ruf finden wir an den Höfen von weltlichen und Kirchenfürsten; um deren persönliche auri sacra fames oder die Bedürfnisse des Staates zu befriedigen, wurden sie durch Geschenke und hohe Gunst angelockt und gefesselt, auch wohl zu bedeutenden Ämtern und Würden berufen. In den biographischen Mitteilungen über einzelne solche Persönlichkeiten ist Kopp außerordentlich gründlich. Man muß den Fleiß und die Ausdauer bewundern, welche er an das Studium dieses Teiles der Geschichte der Alchemie gewendet hat. Das ganze Werk hat dadurch freilich einen Umfang gewonnen, welcher nicht ganz im Verhältnis zu dem für weitere Kreise wissenswerten steht. Die Behaglichkeit des Lesens wäre gewiß vermehrt worden, wenn die weniger wichtigen Abschnitte schon durch den Druck als solche gekennzeichnet worden wären; sie wird auch durch eine gewisse Breite der Darstellung, durch öftere Wiederholungen und durch einen stellenweise schwerfälligen Satzbau beeinträchtigt. So heißt es z. B. im ersten Teile auf Seite 30: „Nach solchem, von was als für seine Zeit neu oder bekannt in diesen Schriften die Rede ist, wäre der Verfasser in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, eher gegen das Ende desselben hin, zu setzen."

Die zahllosen Schriften der Alchemisten bieten ein trauriges Bid der Verwirrung in jeder Hinsicht. Aus andern Büchern oder aus unsicherer Überlieferung geschöpftes wurde kritiklos wiederholt, Neues unter Anwendung einer

neuen, willkürlichen, krausen, oft mystisch unverständlichen Nomenklatur hinzugefügt, viel thatsächlich Falsches mit wenig Wahrem vermengt, Unverstandenes mit Verstandenem, wirklich Beobachtetes mit lediglich Geglaubtem bona aut mala fide zu einem wüsten Knäuel durcheinander gewirrt, dessen Entfaltung eine sehr anerkennenswerte Leistung des Verfassers ist. Die Arbeit war umso mühevoller, als man bei dem ausgesprochenen Autoritätsbedürfnis früherer Zeiten sehr geneigt war, berühmten Namen einzelne, den alchemistischen Lehren günstige Zeugnisse oder Abhandlungen unterzuschieben, von denen sich bei gewissenhafter Nachforschung ergiebt, daß sie in gar keiner Beziehung zu ihnen stehen. Um die literarische Verwirrung zu vollenden, haben endlich viele Alchemisten während eines langen Lebens in sich selbst Wandlungen erfahren, sind aus begeisterten Adepten Zweifler geworden oder haben auch den umgekehrten Weg zurückgelegt, ohne immer klar erkennen zu lassen, auf welcher Stufe ihrer Entwicklung sie angelangt waren, und wie weit feste Überzeugung, wie weit nur die Rücksicht auf ihren Ruf und äußere Vorteile ihnen bei ihren jeweiligen vielfach gewundenen und auf Schrauben gestellten schriftlichen Auslassungen die Feder geführt hat.

Nur einzelne literarische Erscheinungen können hier, ohne den Rahmen eines Berichtes zu überschreiten, herausgegriffen werden. Thomas von Aquino, geboren 1224 oder 1227, vom Papste Johann XXII. kanonisirt und in der Encyklika Leos XIII. vom Jahre 1879 als ein Muster für die richtige Art des Forschens und Lehrens aufgestellt, war eine in alchemistischer Beziehung viel umstrittene Größe. Die Dominikaner, die den Vorwurf der bald nach Thomas' Zeit kirchlich verpönten Beschäftigung mit Alchemie von dieser Zierde ihres Ordens abzuwälzen bestrebt waren, wiesen die ihm zugeschriebenen Bücher als unecht zurück, andre aber bezeichneten Thomas als einen unverwerflichen Zeugen dafür, daß die Alchemie das verwirklichen könne, was von ihr gehofft wurde. Ein Zeitgenosse desselben, Bacon, der Doctor mirabilis, der den Aberglauben seiner Zeit richtig beurteilte und dem Wissen auf Autorität hin, sowie dem Wissen durch Schlußfolgerung das Wissen auf Grund experimenteller Forschung gegenüberstellte, war gleichwohl von der Möglichkeit der Metallveredlung überzeugt. Aber das Meisterstück wurde dem um dieselbe Zeit lebenden Raymundus Lullus zugesprochen. Eine Drachme des vollkommenen Steins der Weisen wandle hunderttausend Drachmen Quecksilber zu einem mit allen Eigenschaften der ersteren kostbaren Substanz ausgestatteten Pulver um, von welchem eine Drachme in gleicher Weise auf hunderttausend Drachmen Quecksilber einwirke, und dies könne hundertmal wiederholt werden, bevor die wunderbare Kraft des Steins sich erschöpfe.

Wenn in den folgenden Jahrhunderten gewisse bildliche Ausdrücke auftauchten, wenn man z. B. die Umwandlung eines Metalls in Gold so ausgedrückt findet, daß dem ersteren Metall der Königsmantel angezogen werde,

oder wenn es heißt, daß das im Kupferbade befindliche Eisen den Panzer des Mars ablege und sich mit dem Kleide der Venus schmücke, so könnte man versucht sein, hinter dem angewendeten Bilde eine Ahnung der Wahrheit zu vermuten, aber mit Unrecht; es lag die Überzeugung einer wirklichen Metallverwandlung vor: alle Metalle waren nur aus Sulphur und Merkurius zusammengesetzt, und die verschiednen Körper galten nur als mit verschiednen Eigenschaften bekleidet. Wurden die einen Adepten durch die ins maßloße gesteigerten Versprechungen eines Lullus angespornt, so mögen andre wieder durch die bescheidenen Worte eines oft angeführten Alchemisten (Basilius Valentinus) sympathisch und tröstlich berührt worden sein: „Ich war der Anfänger und hatte große Mühe gehabt, ehe ich etwas gelernet und profitirt. Wirst du nun fleißig meine Schriften lesen, so wirst du aus meinen Parabeln der zwölf Schlüssel die primam materiam . . . merken zu finden.“ Im zweiten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts lenkte der große Paracelsus die Chemie in andre Bahnen, er setzte ihr hauptsächlich die Herstellung und Wirkungsweise von Arzeneien zum Ziel. Er stellte sich vielfach in Gegensatz zu der bisher allein giltigen Lehre (nach ihm bestehen alle Körper aus drei Grundstoffen: Sulphur, Merkurius und Sal), aber weder er, noch seine Anhänger verzichteten auf den Ruf, sich auf die Goldmacherei zu verstehen. Zwar sagt er: „Viel haben sich der Alchimey geeußert, sagen es mach Silber und Gold: so ist doch solches hie nicht das fürnemmen, sondern allein die bereitung zu tractiren, was tugent und krefft in der Arzney sey“; aber dennoch fanden sich von nun an gerade unter seiner Fahne die Alchemisten zusammen. Paracelsus gab auch selbst mannichfache Belehrungen bezüglich einer ganzen Reihe von Metallverwandlungen, leider sind die wichtigsten Vorschriften wieder verzweifelt undeutlich. Diesem Geheimthun scheint jedoch die reine Menschenfreundlichkeit zu Grunde zu liegen: „So es nicht wider Gott wer — sagt Paracelsus —, also mein ichs, daß nit ein jeglicher soll Reich seyn, denn Gott weiß wol, warumb er der Geyß den Schwantz nit zu lang gelassen hat: So wer da manchem mit kurtzen wortten wol zu helffen. Aber dieweil Reichthumb den Armen verfürt, nimpt ihm Demütigkeit und die Zucht, verwandlet ihn in Hoffart und Übermutt, und macht auß ihm ein scharff Schermesser, ist besser geschwiegen und sie Arm bleiben lassen.“

Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts begegnen wir den ersten deutlichen Regungen einer zweifelnden Kritik. Sala erkannte und sprach es aus, daß beim Verweilen von Eisen im Kupferbade nicht etwa Kupfer aus dem Eisen entsteht, sondern nur aus der dieses Kupfer bereits enthaltenden Flüssigkeit niedergeschlagen wird. Aber die Zweifel richteten sich weniger gegen das Prinzip als gegen die Methoden. So versicherte der bedeutende van Helmont wieder, die Metallveredlung auf eine eigne Weise selbst ausgeführt zu haben. Und wenn der um die wissenschaftliche Chemie verdiente Glauber (im Anfang des

siebzehnten Jahrhunderts) auch zu wahrheitsliebend war, um unter den Alchemisten glänzen zu wollen, verschmähte er es doch nicht, Titel von Büchern und dergleichen so zu fassen, daß ein Anstoß bei den Alchemisten vermieden wurde, und gelegentlich durchblicken zu lassen, daß er wohl Großes verrichten könnte, wenn er nicht durch heilige Verpflichtungen daran verhindert wäre. In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts erhebt sich die Chemie zu der Erkenntnis, daß sie nicht im Interesse der Metallveredlung oder der Heilkunde, sondern als ein Zweig der um ihrer selbst willen zu pflegenden Naturwissenschaft betrieben werden müsse. Der erste Vertreter dieser neuen Anschauung war Boyle. Aber aus der Theorie, daß die Verschiedenheit der Körper auf die ungleiche Größe und Form, die Lagerung, die Ruhe oder Bewegung der kleinsten Teile zurückzuführen sei, läßt er doch wieder die Möglichkeit hervorgehen, daß aus einem Metall ein andres werde. In Frankreich ist gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts Homberg, der Hofalchemist des Herzogs Philipp II. von Orleans, zu erwähnen. Kunckel, in gleicher Stellung bei unserm großen Kurfürsten und später bei König Karl XI. von Schweden, glaubte fest an die Wahrhaftigkeit der Alchemie, konnte selbst aber nichts erkleckliches darin zu stande bringen. Umsomehr leistete er auf Anregung des großen Kurfürsten in der Glasfabrikation (der Phosphor, ebenfalls eine Nebenfrucht alchemistischer Studien, wurde nicht von ihm gefunden, wie man lange geglaubt hat, sondern war schon vorher entdeckt worden, und zwar von dem Alchemisten Brand in Hamburg). Zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts finden wir Stahl, den Vater der Phlogistontheorie, als königlichen Leibarzt in Berlin. Er urteilte anfänglich günstig über Alchemie, wurde jedoch später zurückhaltender. „Übrigens — schreibt er — möchte wohl gethan seyn, wenn man bei Herausgebung des zweiten Teiles [nämlich eines von Junker geschriebenen Lehrbuches, welches wesentlich Stahls Ansichten wiedergab] die Namen andrer Autoren sonderlich deshalb exprimirte, damit nicht bloß propria autoritate vorgeschrieben oder doch konfirmiret schien, was nachgehends ipsis experimentis nicht wahr befunden wird, als wodurch fast insgemein in alchimicis viele mit Gewalt leichtgläubige Leute dergestalt in Schaden verleitet werden, daß sie in so bekräftigter Hofnung vollends alles dran setzen, und vielfältigen Exempeln nach in gänzlichen Ruin verfallen. Wobey ich wohl leyden könnte, wenn selbst namhaft gemacht würde, wie ich in dem alten Collegio chimico von anno 1684, so letzthin von Herrn Lic. Carln ediret, in meinem damalen 25. Jahre noch nicht so vollkommen von aller dergleichen Leichtgläubigkeit frey gewesen, wiewohl auch manches nicht gantz vergebens oder falsch seyn dürfte, wenn es bloß ad veritatem physicam inveniendam untersuchet, nicht aber auf die thörichte transcendental-Hofnung oder Einbildung der Goldmacherey angewendet würde." Noch ein Zeitgenosse Stahls, der berühmte Arzt Boerhaave, sprach sich in alchemistischem Sinne aus, aber mit ihm schließt auch die lange Reihe der che-

mischen Autoritäten, welche ein Jahrtausend hindurch sich für die Möglichkeit der künstlichen Hervorbringung edler Metalle verbürgt haben. Das bisher der Alchemie geschenkte Vertrauen verwandelte sich allmählich in Mißtrauen, der Glaube in Unglaube.

Man fragt staunend, wie es möglich war, daß eine auf objektiv Unwahrem sich aufbauende Lehre nicht nur die Vorstellungen des Volkes, sondern auch der erleuchtetsten Vertreter der Wissenschaft so lange beherrschte. Kein Zweifel, daß dem am letzten Ende das auch in unsrer Zeit noch nicht ausgestorbene Behagen am Wunderbaren zu Grunde lag. Und wenn irgendwo, so war in der Alchemie der Wunsch der Vater des Gedankens: Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles. Autoritäten ersten Ranges versicherten in jedem Jahrhundert immer von neuem, die Metallverwandlung sei möglich, sie selbst hätten sie mit Erfolg betrieben, man sah sie von Machthabern und gekrönten Häuptern mit Gunst- und Ehrenbezeugungen überhäuft. Das alles forderte zum Glauben heraus und verschaffte ihm immer neue Stützen. Der Unsinn des Ganzen wurde bei dem tiefen Stande der exakten Naturwissenschaften nicht erkannt. Die für unser Zeitalter so verdächtige Geheimniskrämerei, der Mangel an klaren und bündigen Lehrsätzen und Anweisungen wog leicht im Vergleich mit den scheinbar handgreiflichen Beweisen für die Richtigkeit der Sache. In vielen Familien hatte man oft zu einem Schmuckstück verarbeitetes Gold, dessen Ursprung die Tradition aus einer alchemistischen Werkstätte mit Bestimmtheit herleitete. In der Schatzkammer zu Wien befand sich noch 1797 eine große Denkmünze, gefertigt aus $2^1/_2$ Pfund angeblich alchemistischen Goldes. Eine gleiche Denkmünze besaß die Sammlung auf Schloß Ambras in Tirol. Anderwärts wurden aus alchemistischem Golde mehr oder weniger gangbare Münzen geschlagen. Hierher gehören die englischen Rosenobel aus dem vierzehnten und dänische Dukaten aus dem siebzehnten Jahrhundert. Zahlreiche wohlthätige Stiftungen aus derselben Quelle galten ebenso als notorisch, wie die höchst wohlthätige Wirkung des Steins der Weisen auf den menschlichen Organismus. Wer heutzutage auf die medizinische Wirkung der famosen Haarpillen oder das erfolgreiche Besprechen der Gesichtsrose schwört, vermag der noch, ohne zu den Scheinheiligen zu gehören, über alchemistische Verirrungen früherer Jahrhunderte die Achseln zu zucken? Auch Juristen stellten sich in ihren Erkenntnissen wiederholt auf den Standpunkt der Wahrhaftigkeit der Alchemie. Und schließlich kam auch die Religion mit ins Spiel. Es hatte sich die Auffassung gebildet, daß es auf besondrer göttlicher Auswahl beruhe, wenn sich jemand zu dem höchsten alchemistischen Wissen erhebe, und daß ein dazu nicht auserkorener weder durch geistige Anstrengung, noch durch Anwendung von Gewaltmitteln das Ziel der Alchemie erreichen könne. Moses und der Evangelist Johannes, Hiob, Salomo, Jesaias und andre biblische Persönlichkeiten galten so als Alchemisten von Gottes Gnaden. Anderseits sollte aber auch der Verstockteste und Bösartigste zu einem frommen und

tugendhaften Menschen werden, wenn solche Gnade über ihn gekommen sei, Adept der Alchemie zu werden. Erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, zugleich mit der Erschütterung des Wunderglaubens auf andern Gebieten, vollzog sich der Umschwung zu Ungunsten der Alchemie. Die Alchemisten waren zu allen Zeiten Betrogene oder Betrüger gewesen. Bekannt waren alchemistische Betrügereien schon in früheren Jahrhunderten. Münzen, angeblich alchemistischen Ursprunges, ergaben sich als aus unedelm Metall bestehend, andre Produkte der geheimen Kunst erwiesen sich lediglich als geringwertige gold- oder silberfarbige Legirungen. Freilich kam bei andern alchemistischen Arbeiten wirkliches Gold und Silber zum Vorschein, aber nur als das Ergebnis der gröblichsten Täuschungen: edles Metall wurde vor Beginn der Arbeit in dem doppelten Boden des Tiegels oder in einer Höhlung des Rührstabes verborgen, und was dergleichen Taschenspielerkünste mehr waren. Die Zahl solcher bewußten und absichtlichen Gaunereien nahm aber mit der Zeit umsomehr zu, je stärker sich das Bedürfnis nach alchemistischer Hilfe zumal an fürstlichen Höfen geltend machte, und ihre Entlarvung hatte umso härtere Strafen zur Folge, je mehr persönliche Einbuße die Beschützer der Künstler erlitten hatten. Körperliche Züchtigung war noch eine milde Form; in vielen Fällen wurden alchemistische Betrüger durch die Todesstrafe getroffen, deren Anwendung zugleich das sicherste Mittel war, diejenigen, deren Vertrauen so arg getäuscht worden war, vor bloßstellenden Erzählungen ihrer Leichtgläubigkeit und Habgier zu schützen. Wenn schon die kostspieligen Versuche der im Dienste von Hochgestellten arbeitenden Alchemisten mehr auf die Leerung als auf die Füllung der Taschen ihrer Dienstherren hinausliefen, so gerieten die Arbeiter selbst nicht minder in Elend und Geldbedrängnis. Oft war von Verständigeren davor gewarnt worden, obgleich die bitteren Erfahrungen allein laut genug dagegen hätten predigen können. Aber thatsächlich fanden solche Mahnungen erst im achtzehnten Jahrhundert in weiteren Kreisen Gehör. Jetzt mehrte sich auch die Zahl der antialchemistischen Schriften, Schwarzkünstler erschienen auf der Bühne als komische Figuren. Von nachhaltigster Bedeutung war es jedoch, daß die wissenschaftliche Chemie ihre Unterstützung der Alchemie mehr und mehr entzog. Noch glimmte der Glaube an sie besonders in den weniger unterrichteten Schichten des Volkes weiter; daß er auch da bald erlöschen werde, wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gehofft, aber noch einmal flackerte er auf, und zwar in hochstehenden Kreisen der Gesellschaft, durch die Verbreitung rosenkreuzerischer Bestrebungen.

Ein Theologe, namens Andreae, hatte zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in einigen Schriften auf einen angeblich zweihundert Jahre vorher durch einen gewissen Rosenkreuz gestifteten Bund aufmerksam gemacht, der die Besserung der Welt und der Menschen durch Hinführung derselben zur wahren Philosophie und Religion, sowie die Verminderung des menschlichen Elends

zur Aufgabe habe. Obgleich Andreae in spätern Schriften seine Mitteilungen über das Vorhandensein eines Rosenkreuzerbundes selbst für erdichtet erklärte, und obgleich niemals ein sicherer Beweis für das damalige wirkliche Bestehen eines solchen erbracht worden war, so glaubten dennoch viele daran, viele wurden Mitglieder dieses vermeintlichen Bundes, und so entstand schließlich in der That eine Art von geheimem Bund, der bis dahin nur in der Einbildung gelebt hatte, und dem eine eigentliche Organisation auch jetzt noch fehlte. Unter den der Rosenkreuzerbrüderschaft zur Verfügung stehenden geheimen Kenntnissen wurde Ende des vorigen Jahrhunderts die schon verfallende Alchemie von neuem genannt und ging unter dem Schutze der rosenkreuzerischen Flagge auf frische Eroberungen aus. Auf der andern Seite gewannen alle diejenigen, welche sich als Mitglieder des Rosenkreuzerbundes betrachteten, engern Anschluß unter einander, gemeinsame Erkennungszeichen und einen gemeinsamen Anhalts- und Ausgangspunkt durch Anschluß an den Freimaurerbund, der Ende des zweiten Jahrzehntes des vorigen Jahrhunderts in England zu der jetzt noch von ihm festgehaltenen Gestaltung gekommen war. Und daß man die Freimaurerei als einen Geheimbund betrachtete, dessen höhern Graden sich die Geheimnisse der Magie, der Theosophie und Alchemie offenbaren, kam namentlich wieder der letztern zu statten. Die Freimaurerei galt aber nur als der Vorhof des Tempels, dessen verborgener Eingang nur den würdigen Freimaurern sich entdeckte, und so war für jeden erst einmal in den Freimaurerbund eingetretenen die Gefahr groß, dafür gewonnen zu werden, daß er aus der Freimaurerloge in einen Rosenkreuzerzirkel und von der harmlosen Beschäftigung mit Freimaurerei, an welcher sich zu beteiligen er zuerst nur gedacht hatte, zu der aufreibenden und nie befriedigenden Erwartung der Einweihung in höheres Geheimwissen und oft zu materiellem und moralischem Ruin überging. Zwei hervorragende Männer dieser Art waren der Graf St. Germain, welcher stark verschuldet, und der Graf Cagliostro, welcher in lebenslänglicher Haft endete (Schillers „Geisterseher“ erinnert an das Treiben des letztern). In Berlin erreichte die Rosenkreuzerei die höchsten Kreise. Es ist bekannt, wie die von Bischoffswerder und Wöllner den König Friedrich Wilhelm II. zu fesseln, in den Bund aufzunehmen und in jeder Art, auch durch Geisterbeschwörung, auf ihn einzuwirken wußten. Vielfach wurde hier auch praktisch in Alchemie gearbeitet (Generalchirurgus Theden). In Kassel nahmen bedeutende Männer wie der Anatom Sömmering und der Weltumsegler Forster an der Betreibung der Alchemie thätigen Anteil, auch Knigge ist in diesen Kreisen zu finden. Aber noch ehe das vorige Jahrhundert zu Ende ging, begann das Ansehen des Gold- und Rosenkreuzerordens zu wanken, es regte sich die Anschauung, daß der herrschende Einfluß desselben für die wahren Zwecke der Freimaurerei verderblich sei. So machte sich auch die Loge zu den drei Weltkugeln, in welcher der Orden eine Hauptstätte seines Treibens gefunden hatte, von ihm los, und schließlich fanden es am Anfang

unsers Jahrhunderts fast alle, die bis dahin noch als Rosenkreuzer thätig gewesen waren, ratsam, jede Erinnerung an die frühere Verirrung zu vermeiden. Den nunmehrigen völligen Verfall der Alchemie konnte nichts mehr aufhalten.

Von lediglich theoretischem Interesse ist es, wenn wissenschaftliche Chemiker der neuesten Zeit (Lewinstein 1870, Sasse 1875) zwar nicht die Möglichkeit der Metallverwandlung geradezu behauptet, so doch betont haben, daß die Unmöglichkeit einer Lösung des alchemistischen Problems durch die Chemie keineswegs erwiesen sei. Lewinstein meint, wenn das Gold sich nach Analogie andrer Substanzen bei weiteren Forschungen als ein zusammengesetzter Körper herausstellen sollte, was ja nicht undenkbar sei, so ließe sich vielleicht auch ein synthetisches Verfahren finden, das Gold aus seinen Elementen aufzubauen. Sasse sagt: Je mehr sich die Überzeugung Bahn brach, daß die verschiedenen Eigenschaften der Körper nur auf verschiedenen Bewegungen ihrer kleinsten Teile beruhen, umso weniger konnten sich die Forscher verhehlen, daß die alten Alchemisten wohl zu schnell verurteilt worden wären. Die Aufgabe der Alchemie tritt jetzt nicht mehr in geheimnisvoller Weise, sondern klar und bestimmt als einfaches mechanisches Problem an die Wissenschaft und Industrie heran. Er fragt sich: Ist es möglich, Atomverbindungen zu bilden und zu lösen, während die Chemie bis jetzt nur Molekülverbindungen zu bilden und zu lösen vermag? Ist es möglich, die Atombewegungen zu ändern?

Dem stellt Kopp mit Recht folgendes gegenüber: Die Chemie ist ihrer Grundlage nach eine Erfahrungswissenschaft, und nur thatsächlich Erwiesenes zu deuten ist die Aufgabe der ihr zugehörigen Theorien, deren Berechtigung sich allerdings auch und ganz wesentlich darin erweisen kann, daß sie neue Thatsachen voraussehen lassen, welche dann als wirklich statthabend befunden werden. So lange keine sichere Erfahrung vorliegt, daß ein edles Metall oder ein Metall überhaupt künstlich hervorgebracht werden kann, und keine auf unzweifelhafte Ergebnisse der Erfahrung gestützte Theorie zu einer die Möglichkeit dieser Hervorbringung anzeigenden Schlußfolgerung führt, so lange hat die Chemie die Erwartungen der Alchemisten nach allem, was sich praktisch ergeben hat und theoretisch urteilen läßt, als unbegründet zu betrachten, und hat sie keinen Grund, seine Möglichkeit zuzugestehen.

Ein Anhang längerer Anmerkungen und ein umfangreicher Beitrag zur Bibliographie der Alchemie bilden den Schluß des Koppschen Werkes. Für diejenigen, welche dem Werke nicht die nötige Zeit und das nötige Interesse zu widmen imstande sind, haben wir eine kurze Zusammenfassung des wesentlichen Inhaltes zum Teil mit des Verfassers eignen Worten gegeben. Allen denen aber, welche sich mit dem Studium der Alchemie eingehender beschäftigen wollen, wird das Werk selbst ein schätzbares und unentbehrliches Hilfsmittel sein.

Dichterfreundinnen.

Von Franz Pfalz.

4. Madame Luzifer.

(Schluß.)



Die romantische Schule zeigt in der ersten Hälfte ihrer Entwicklung, gleichsam in aufsteigender Linie, mehr Verwandtschaft mit der französischen Revolution, als man gewöhnlich annimmt. Sie selbst war revolutionär, ihr Ziel war unbedingte Aufrichtigkeit, schrankenlose Geltung des Einzelwesens, nackte Gegenständlichkeit. Alle Schönrednerei, aller Zwang der Nationalität war ihr verhaßt, in der grenzenlosen Weite der Formen und Stoffe der ganzen Welt sollte sich der Einzelne ausleben können, als Gegengewicht zu dieser Fülle galt ihr einzig und allein der scharfzugespitzte Gedanke und die untadlige Form. Aber wie die französische Revolution, so verlor auch sie sich im Unbestimmten, im Phantastischen und in eigenmächtiger Willkür. Mit der Kirche und dem Hofe hatte sie noch kein Bündnis geschlossen. So waren die beiden Schlegel, Tieck, Novalis und die Philosophen Fichte und Schelling. Ein inniger Freundschaftsbund verband diese Neuerer, und mitten in demselben stand Karoline als Bannerträgerin. Sie war dieselbe geblieben, die sie in Mainz gewesen war, nur daß sie den Freiheitsbaum aus dem politischen Boden herausgezogen und in die Literatur verpflanzt hatte.

Zunächst warf sie sich mit allem Eifer auf die Schriftstellerei. Nicht daß sie selbst zusammenhängende Werke geschrieben hätte, sie machte sich nur bei der literarischen Familienindustrie der Brüder Schlegel unentbehrlich; die Schlegel suchten damals noch in friedlichem Verkehr mit aller Welt zu bleiben, um sich die Spalten der Zeitschriften für ihre Arbeiten offen zu halten. Diese waren so ziemlich alle kritischer Natur. Friedrich, der sich damals erst in Dresden, dann in Berlin aufhielt, schöpfte mit Vorliebe aus der Geschichte und Literatur der Griechen und Römer, Wilhelm rezensirte. Schillers Horen, Reichards Deutschland, Schützens Jenaische Literaturzeitung waren die Kanäle, durch welche ihre Ansichten und Grundsätze in das lesende und denkende Publikum hinausfließen sollten. 1798 gab Friedrich Schlegel eine eigne Zeitschrift, das Athenäum, heraus. Karoline mußte alles lesen, alles prüfen, die schwachen Stellen anstreichen oder selbst verbessern. Manche von Wilhelms besten Arbeiten, wie

die prächtige Analyse von Shakespeares Romeo und Julie, sind größtenteils von ihr entworfen. Daneben diente sie geduldig als unermüdliche Abschreiberin.

Aber diese friedliche Betriebsamkeit ging bald in die bekannte romantische Streitfertigkeit über. Friedrich Schlegel begann sich an Schiller zu reiben. Möglich, ja wahrscheinlich ist es, daß dabei zunächst persönliche Empfindlichkeit mitwirkte. Schiller hatte einen ihm für die Horen dargebotenen geschichtlichen Aufsatz von Friedrich, „Cäsar und Alexander," zurückgewiesen. Jedenfalls konnte der junge Kritiker der Versuchung nicht widerstehen, dem Dichter der Räuber eine altkluge Belehrung zu Teil werden zu lassen. Wie sehr auch sein kühler denkender Bruder abriet, Friedrich ließ in Reichards Deutschland eine Rezension über Schillers Musenalmanach für 1796 veröffentlichen, die von beleidigenden Ausfällen strotzte; da wird nicht allein von „erhabener Unmäßigkeit," sondern auch von „unheilbar zerrütteter Gesundheit der Einbildungskraft," von dem „Krampf der Verzweiflung, der sich absichtlich berauscht," von „vernachlässigter Erziehung, welche die innere Humanität unterdrückte," geredet; der übermütige Scherz: die „Würde der Frauen" könne nur gewinnen, „wenn man das Gedicht strophenweise rückwärts lese," gehört heute noch zu den Anekdoten, die gelegentlich belacht werden. Es mag sein, daß Friedrich Schlegel in und mit dieser Rezension, nebenbei wenigstens, die Bürger durch Schillers Rezension seiner Gedichte widerfahrene Härte rächen wollte, allein es war ihm doch nicht wohl zu Mute, als er den Pfeil losgedrückt hatte. Er suchte einzulenken. In der Vorrede und im Schlusse der Abhandlung „Über das Studium" ergeht er sich absichtlich in einem überschwänglichen Lobe Schillers.*) Aber er hatte den Löwen gereizt, und in den Xenien des Musenalmanachs von 1797 traf der Dichter den frechen Rezensenten empfindlich. Alle Übertreibungen, Einseitigkeiten und voreiligen Behauptungen Friedrich Schlegels werden gegeißelt, ganz besonders die überschwängliche Verherrlichung der Griechen:

> Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen,
> Bricht in der Gräcomanie gar noch ein hitziges aus.

Nun glaubte auch Schlegel jede Rücksicht beiseite setzen zu müssen. Reichards Deutschland bot ihm seine Spalten als Kampfplatz an. Der Xenienalmanach nicht nur, auch die Horen mußten seine giftigsten Geschosse aushalten. Und um Hieb und Stich noch empfindlicher zu machen, wurde Goethe als der Erhabene hingestellt, dem allein das Prädikat der Meisterschaft gebühre. Der „dreiste Patroklus," der in den Xenien frohlocke mit dem großen Peliden verwechselt zu werden, konnte dadurch umso besser in die Schranken zurückgewiesen werden. Es war natürlich, daß Schiller nunmehr mit dem „Laffen," der ihm seinen Weg kreuzte, gänzlich brach. Aber auch August Wilhelm Schlegel wurde aus

*) R. Haym in seinem bekannten Werke „Die romantische Schule" weist S. 204 auf die Zeit der Abfassung dieser Abhandlung ausdrücklich hin.

dem engern Kreise der Mitarbeiter an den Horen entlassen, weniger um ihm, als um seiner Frau eine Lektion zu geben.

Karoline war nicht schuldlos, sie hatte aus ihrer Abneigung gegen Schillers Dichtungen kein Hehl gemacht, wenn sie auch den gesellschaftlichen Verkehr mit der Schillerschen Familie pflichtschuldigst gepflegt hatte und sich sogar so weit herabließ, daß sie Schiller brieflich erklärte, sie habe keinen Anteil an Friedrichs Rezensionen. Persönliche Verhältnisse mischten sich ein. Sie hatte Hubers Verhältnis mit Therese Forster gebilligt, wenn nicht begünstigt, und Huber war ja der ungetreue Verlobte von Körners Schwägerin, Dora Stock! Kein Wunder, wenn auch zwischen ihr und Schiller kein reines Verhältnis zu stande kam. Allein die Hauptsache war und blieb doch Schillers pathetischer Stil, der ihr nicht zusagte. Bei jeder Gelegenheit hatte sie sich mißfällig über das Gekünstelte, Unwahre, Übertriebene in Schillers ersten Dramen ausgesprochen, auch der „Wallenstein" konnte sie nicht ganz versöhnen. Über „Wallensteins Tod" urteilt sie nach der ersten Aufführung: „Wir haben in Weimar endlich den Wallenstein ums Leben gebracht — und wollen hoffen, daß er dadurch die Unsterblichkeit erlangt. Die Schönheit und Kraft der einzelnen Teile fällt am meisten auf. Wenn man es nach einem einzigen Sehen beurteilen dürfte, so würd' ich sagen, das Ganze hat sehr an Effekt durch die Länge verloren. Es hätte nur ein Stück sein müssen, dann hätten sich die Szenen konzentrirt auf einen Brennpunkt, die sich jetzt langsam folgen und dem Zuschauer Zeit zu kühler Besonnenheit lassen. Der letzte Akt thut keine Wirkung — man merkt den Fall des Helden kaum, an dessen Größe elf Akte hindurch gebaut worden, um eine große Erschütterung durch seinen Sturz hervorzubringen. Und die mannichfache Absicht, die Berechnungen, welche hindurchschimmern! Es ist eben ein Werk der Kunst allein, ohne Instinkt." Um ihres Mannes willen, der duldsam war und Schillers bedurfte, nahm sie sich zusammen und ließ in ihrem Verkehr mit Schiller und dessen Frau die Abneigung nicht in Feindseligkeit ausarten. Aber seit 1798, seitdem das Athenäum gegründet war, ließ sie ihr die Zügel schießen, vielleicht weil es nun ein bestimmtes Absatzgebiet für die Schlegelschen Produkte gab, vielleicht auch, weil ihre Rücksicht für Wilhelm Schlegel geringer wurde. Am 21. Oktober 1799 schreibt sie an ihre Tochter: „Schillers Musenkalender ist auch da — über ein Gedicht von Schiller, das Lied von der Glocke, sind wir gestern Mittag fast von den Stühlen gefallen vor Lachen, es ist à la Voß, à la Tieck, à la Teufel, wenigstens um des Teufels zu werden." Daß sie auf beide Schlegel in dieser Richtung einwirkte, ist ohne Zweifel, und Schiller nennt sie wohl nicht ohne Grund: das Übel oder Frau Luzifer. Nie hat er den Schlegeln und ihrer „Sippschaft" vergeben, was sie an ihm gesündigt hatten, aber nie ist es ihm gelungen, Goethe in dieselbe feindliche Stellung zu den Begründern der romantischen Schule hineinzudrängen. Goethe hielt in vornehmer Überlegenheit einen freundschaftlichen Verkehr mit ihnen aufrecht, übersah

manche Taktlosigkeit und ließ es sich gefallen, daß sie ihn dafür mit Liebe und Begeisterung höher hoben, als sie ursprünglich wohl beabsichtigt hatten. Karoline besonders pries ihn bei jeder Gelegenheit, vertiefte sich in seine Werke und suchte seine Gesellschaft.

Die Kritik ist der Höhepunkt der ältern Romantik. Friedrich Schlegel war schon 1796 längere Zeit in Jena gewesen, im September 1799 kam er wieder, die Veit, seine Vertraute, folgte ihm, auch Tieck mit seiner Frau traf ein und Hardenberg, man genoß noch einmal die literarische Verbrüderung.

Es ist nicht uninteressant zu beobachten, wie Karoline und die ältern Romantiker über die Weimarer Gesellschaft dachten. Über Frau Karoline von Wolzogen schreibt sie schon 1796: „Die Schillers haben andre Gäste, deren ich für mein geringes Teil allenfalls entübrigt (sic) wäre, das ist ihre Schwester und Schwager, ein dicker Herr von Wolzogen, der während der Revolution viel in Paris gewesen ist. Die Schwester ist nicht halb so natürlich wie die Schiller und kann einem faut soit peu Langeweile machen." Über die Frau von Kalb 1796: „Frau von Kalb habe ich auch gesehen — sie kann am jüngsten Gericht als eine echte Adliche bestehen und wird so befunden werden. Über Mangel an Artigkeit hab ich gar nicht zu klagen, allein ihr Geist, und Geist hat sie, ist doch in eine etwas schiefe, verrenkte Form gegossen. Wer mich entzückt und fast verliebt gemacht hat, das ist Herder. Wir hatten einen Thee dort, zu welchem Wieland beschieden worden war, den ich in einer außerordentlich guten Laune gesehen haben soll, und es ist wahr, er sagte lustige Sachen, unter anderm schimpfte er gegen die Schweine, deren Schöpfung er dem lieben Gott nicht verzeihen könne, und die er in dem höchsten Anfall von Unwillen darüber Antigrazien nannte, dann über die Xenien, über Frau von Berlepsch, Genlis, Staël.... Madame Herder habe ich mir kleiner, sanfter, weiblicher gedacht. Aber für die fehlgeschlagene Erwartung hat mich der Mann belohnt. Der kurländische Accent stiehlt einem schon das Herz, und nun die Leichtigkeit und Würde zugleich in seinem ganzen Wesen, die geistreiche Anmut in allem, was er sagt — er sagt kein Wort, das man nicht gerne hörte — so hat mir denn seit langer Zeit kein Mensch gefallen, und es scheint mir sogar, daß ich mich im Eifer sehr verwirrt darüber ausgedrückt habe. Den Mittag drauf waren wir bei Goethe, und Herder auch, wo ich bei ihm und Knebel saß, allein ich hatte den Kopf immer nur nach einer Seite. Goethe gab ein allerliebstes Diner, sehr nett, ohne Überladung, legte alles selbst vor und so gewandt, daß er immer dazwischen noch Zeit fand, uns irgend ein schönes Bild mit Worten hinzustellen." Karoline fand freundliches Entgegenkommen, bei manchen sogar enthusiastische Verehrung. Falk schreibt an Wilhelm Schlegel 1797: „Welch eine Frau! Ihre ächt genialische Art, Werke der Kunst ins Auge zu fassen, ihr freier, von allen Fesseln des Schulzwanges entfesselter Geist, der feine Takt im einzelnen, verbunden mit einem festen Überblicke des Ganzen, und dabei die

Grazie der Weiblichkeit, die sich über alles verbreitet, was sie sagt und thut, macht sie mir mit jedem Tage schätzbarer."

Im Jahre 1799 traten mancherlei Veränderungen ein, welche die Romantiker in Jena entzweiten und ihrem Interesse eine andre Richtung gaben. Die Folge war, daß Karoline, die auf dem einmal gewonnenen Standpunkte verharrte, sich von ihnen trennte. Fichte, des Atheismus angeklagt, verließ bekanntlich im Mai 1799 Jena und siedelte nach Berlin über, wo er von Friedrich Schlegel und Tieck mit offnen Armen empfangen ward. Schon vorher, am 5. Oktober 1798, war der junge Schelling nach Jena gekommen und hatte sich dem Freundeskreise der Romantiker angeschlossen, aber in ziemlich reservirter, fast trotziger Weise. Dem Fichteschen Ich setzte er die Weltseele, der subjektiven Weltanschauung die objektive, naturphilosophische entgegen. Über den ersten Eindruck, den er auf Karoline machte, berichtet diese selbst an Hardenberg 1799: „Was Schelling betrifft, so hat es nie eine sprödere Hülle gegeben. Aber ungeachtet ich nicht sechs Minuten mit ihm zusammen bin ohne Zank, ist er doch weit und breit das Interessanteste, was ich kenne, und ich wollte, wir sähen ihn öfter und vertraulicher. Dann würde sich auch der Zank geben. Er ist beständig auf der Wache gegen mich und die Ironie in der Schlegelschen Familie; weil es ihm an Fröhlichkeit mangelt, gewinnt er ihr auch so leicht die fröhliche Seite nicht ab. Kann er nicht unbedeutend schwatzen oder sich wissenschaftlich mitteilen, so ist er in einer Art von Spannung, die ich noch nicht das Geheimnis gefunden habe zu lösen. Neulich haben wir seinen vierundzwanzigsten Geburtstag gefeiert. Er hat noch Zeit, milder zu werden. Er hat so unbändig viel Charakter, daß man ihn nicht an seinen Charakter zu mahnen braucht." Schon damals war es entschieden: der vierundzwanzigjährige Philosoph, der „Granit," wie sie ihn nannte, imponirte der dreiunddreißigjährigen Frau gewaltig, und in demselben Maße entfernte sie sich innerlich von Schlegel, dessen Schwäche sie durchschaute. „Männer, die nicht Männer sind, machen auch des vorzüglichsten Weibes Unglück," hatte sie schon 1794 an Meyer geschrieben, als sie Forsters gedachte. Während des Jahres 1800 trat die innere Scheidung von den Brüdern Schlegel auch äußerlich hervor, und daran war vielleicht nicht wenig schuld, daß Friedrich, der in Jena geblieben war, mit seiner Freundin, Dorothea Veit, in ihrem Hause wohnte. Friedrichs Lucinde hatte ihr nicht wohlgethan, mit dem Urbild derselben, Dorothea Veit, geriet sie in Mißhelligkeiten, Wilhelm sollte Partei gegen diese und den Bruder nehmen, ward aber dabei die Kluft gewahr, die ihn von seiner Frau trennte, und sehnte sich nach Berlin, wo ihm ein größerer Wirkungskreis winkte.

Karoline war jedoch noch weit davon entfernt, die Auflösung ihrer Ehe zu betreiben. Im Gegenteil, sie faßte alle ihre moralische Kraft zusammen, um einen Bruch mit Wilhelm, dem sie sich lebenslang zum größten Danke verpflichtet fühlte, zu vermeiden und doch auch ihrem Herzen zu genügen. Während

sie selbst so manches durchlebt hatte, war ihre Tochter Auguste (geb. 1785) zur fünfzehnjährigen Jungfrau herangewachsen. In den Briefen, die beide Schlegel und die Mutter an sie richten, sowie aus den Äußerungen, die sie gelegentlich gethan haben soll, erkennt man in ihr wenig mehr als ein sehr frühreifes und mit aller Gewalt zur Frühreife hingedrängtes Kind, das in der kritisch-ironischen Atmosphäre der Romantik geistig wie in heißer Treibhausluft aufschoß, doch wird sie auch von Fernerstehenden als ein sehr liebenswürdiges und hochbegabtes Mädchen gepriesen, und das Bild, welches G. Waitz dem ersten Bande seiner „Karoline" vorangestellt hat, widerspricht dem nicht. Diese Tochter bestimmte Karoline ihrem angebeteten Schelling zur Frau und wollte ihn damit als Sohn an ihr Herz ziehen. Schelling scheint ganz damit einverstanden gewesen zu sein, das trauliche Du zwischen den so Verbundenen besiegelte den Bund. Im Frühjahr 1800 erkrankte Karoline am Nervenfieber und hatte an den Folgen desselben so schwer zu leiden, daß der Arzt ihr dringend riet, ein Bad zu besuchen. Von Augusten und Schelling begleitet, ging sie nach Bocklet. Wie merkwürdig verschlungen das Verhältnis der drei Seelenfreunde war, ersieht man aus einem Briefe Augustens an Schelling, ihren „lieben Mull": „Ich danke dir recht sehr für das Mittel, das du mir an die Hand gegeben hast, Mütterchen zu amüsiren, es schlägt herrlich an. Wenn ich auch noch so viel Narrenspossen treibe, sie zu unterhalten, und es will nicht anschlagen, so sage ich nur: »wie sehr er dich liebt,« und sie wird gleich mutig. Das erste mal, als ich es ihr sagte, wollte sie auch wissen, wie sehr du sie denn liebtest, da war nun meine Weisheit aus, und ich half mir nur geschwind damit, daß ich sagte: mehr als alles; sie war zufrieden, und ich hoffe, du wirst es auch sein." In Bamberg gab es einen mehrwöchentlichen Aufenthalt, weil die Witterung auffallend kühl wurde, Schelling machte unterdes eine Reise nach Schwaben und traf mit seinen Lieben erst in Bocklet wieder zusammen, wo er Karolinen vollkommen hergestellt, Augusten aber krank fand. Das zarte Kind wurde von der Ruhr ergriffen und starb am 12. August. Zum Unglück entstand noch ein schlimmes Gerede, welches Schelling beschuldigte, den Tod der Kranken durch eine zu starke Dosis Opium herbeigeführt zu haben und welches noch zwei Jahre später ein Pasquill in der Jenaer Literaturzeitung hervorrief. Durch das übereinstimmende Zeugnis Wilhelm Schlegels und mehrerer Ärzte, die Auguste zwar nicht behandelt hatten, aber um diese Zeit in Bocklet gewesen waren, wurde Schelling gerechtfertigt und der Nachweis geführt, daß der behandelnde Arzt, um den Verdacht der Ungeschicklichkeit von sich abzuwenden, das Gerücht ausgesprengt hatte.

Die Wirkung, welche dieser erschütternde Fall auf die davon betroffenen ausübte, wirft ein grelles Licht über den kleinen, von Leidenschaften beengten Kreis. Natürlich und zugleich maßvoll erscheint der Schmerz bei Karolinen: sie trauerte tief, litt körperlich darunter, aber suchte sich zu fassen, indem sie ihre Gedanken zu einem höheren und allgemeineren Standpunkte hindrängte;

Schelling war trostlos, nur der Zuspruch Karolinens vermochte ihn aufzurichten, Schlegel beklagte die Verstorbene wie sein eignes Kind, eilte zu ihrem Grabe und gelobte, ihr ein würdiges Denkmal zu setzen. Der Bildhauer Friedrich Tieck, des Dichters Bruder, übernahm die Ausführung, allein die Aufstellung unterblieb. Unterdes hatte Schlegel seiner Trauer um das liebe Mädchen wiederholt in Gedichten Ausdruck gegeben.

Bis zum 1. Oktober verweilten die drei seltsam verbundenen und getrennten Menschen an Augustens Grabe und in Bamberg, dann ging Schelling nach Jena zurück, und Schlegel begleitete seine Gattin nach Braunschweig. Vorsichtig dekretirte das hannoversche Universitätskuratorium noch jetzt, daß der Professorin Schlegel, verwitweten Böhmer, der Aufenthalt in Göttingen nicht zu gestatten sei, falls sie auf der Durchreise länger als ein paar Tage dort verweilen würde. Schlegel blieb bis zum Februar 1801 in Braunschweig, dann begab er sich nach Berlin, um dort Vorlesungen zu halten, Karoline sollte später nachfolgen. Es kam ihr darauf an, ob sie ihren Gemahl von dem Bruder und dessen Anhang würde losreißen können oder nicht, denn mit Friedrich, der eine Professur an der Universität Jena anzunehmen im Begriff stand, war sie ganz zerfallen und hatte von ihm und dessen nächsten Freunden keine Schonung zu hoffen. Schon unmittelbar nach Augustens Tode schrieb Hardenberg (Novalis) an Friedrich: „Der Himmel hat sich ihrer angenommen, da ihre Mutter sie verließ und ihr Vater sie hingab. Eben auf der Schwelle der Welt mußte sie umkehren. Sie ist einem trüben Schicksal entgangen, und laß ihr uns glückwünschen und uns freuen, daß sie ein reines, jugendliches Andenken von dieser Welt noch mitnahm. Der Frieden ihrer Seele komme auf Wilhelm. Für die Mutter ist es eine ernste Warnung. Ein solches Kind läßt sich nicht so leicht wie ein Liebhaber erhalten. Sie ist nun ganz frei, ganz isolirt. Ich zweifle, daß sie es so nimmt, wie es zu nehmen wäre. Die Eitelkeit ist ein unsterbliches Kind."

Etwas Wahres lag in dieser Anklage. Karoline ging wirklich ernsten Verwicklungen entgegen, jetzt, da sie sich aus dem Freundeskreise der Romantiker losmachte, bedurfte sie mehr als je einer festen Stütze. Eine solche bot ihr der Gatte, den sie nicht betrüben, nicht verlassen wollte, keineswegs, auf den einzigen aber, der ihr ein fester Halt im Leben sein wollte und sein konnte, der sie liebte und von ihr mit der ganzen Glut der ersten Liebe vergöttert ward, hatte sie kein Anrecht mehr. Vergebens kämpfte sie gegen ihre Neigung an, vergebens wollte sie in ihm nur den Bruder ihres verklärten Kindes, nur den Sohn sehen. „Mein Herz, mein Leben — ruft sie ihm im Oktober 1800 von Braunschweig aus zu —, ich liebe dich mit meinem ganzen Wesen, zweifle nur daran nicht! Welch ein Blitz von Glück, wie mir Schlegel gestern Abend deinen Brief gab. Gott segne dich, sei recht ruhig, du darfst es sein." Und einige Tage später: „Du liebst mich, und sollte die Heftigkeit des sich in dir

bewegenden Wehes dich auch einmal mit Haß täuschen und mich damit zerreißen, du liebst mich doch, denn ich bin es wert, und dieses Universum ist ein Tand, oder wir haben uns innerlich für ewig erkannt." Indem sie ihn über Augustens Verlust tröstet, schmiegt sie sich selbst immer fester an ihn an: „Ich erkenne deine Schmerzen alle und habe sie mit dir auszutauschen. Aber ich habe noch welche zurück, die immer nur mein bleiben müssen. Nie kannst du doch das Wehe der Mutter ganz in dich aufnehmen. Sei nicht betrübt, wenn du dir denkst, wie das deine Freundin zerreißen müßte. Dieses alles muß mir wieder zur Freude werden, glaubst du es nicht? Es löst sich meine Seele mehr und mehr in jenes Wehe auf, und doch bin ich getrost und stark. Dies erhalte dir gegenwärtig, wenn ich auch nicht verhindern kann, an deinem Busen zu weinen. . . . Wenn mein Herz wanken will, dann kann ich mich nur an das deinige lehnen und Trost suchen, das ist das rechte Verhältnis zwischen der sterblichen Mutter und dem göttlichen Sohne. Ja, du erhebst mich schon durch die Hoffnungen, die du mir giebst, durch deine Ansichten, wie ich sie auch haben könnte, deine Ideen, wie ich sie nur dir nach haben kann, und daß wir uns in jener heitern Helle begegnen, die allein das wahre Element meines Gemüts ist." Von Friedrich Schlegel zieht sie ihn ab, dafür weist sie ihn an Goethe: „Ich wiederhole es noch einmal, warum kann ich dem Goethe nicht sagen, er soll dich mit seinem hellen Auge unterstützen. Er wäre der einzige, der das nötige Gewicht über dich hätte. Gieb dich wenigstens seiner Zuneigung und seinen Hoffnungen auf dich ganz hin und denke, daß du noch liebe Freunde hast, so gut wie das Jahrhundert sie vermag. . . . Er liebet dich väterlich, ich liebe dich mütterlich, was hast du für wunderbare Eltern!" Einmal, nachdem sie ihm ihr ganzes Herz ausgeschüttet hat, schließt sie: „Du mußt endlich versuchen, ob du mich entbehren kannst, aber traue dir langsam darüber. Wir gehören einander an, wir sollten innig eins sein. Habe ich dir je mißtraut, du meine Seele? Warum denn du mir? Du wirst mich fragen, ob mir denn der Ausgang gleichgiltig ist? Ja, muß ich antworten, und wenn die süße Liebe mich auch zurückhalten will. Ich bin meines unzerstörbaren Glückes wie meines unheilbaren Unglückes gewiß. Das ist mein Vorrecht. Und nun laß uns wieder in unsre bisherige Stille begeben, du hast mich so oft schon Entzücken in ihr über dich empfinden lassen. Ja, erheitere mich mit deinen Bestrebungen und Gedanken. Liebe mich, ich kniee vor dir nieder in Gedanken und bitte dich darum." Einen merkwürdigen Gegensatz zu diesen Ergüssen bilden die Briefe, die sie gleichzeitig an ihren Gatten nach Berlin schreibt. Sie sind so vertraulich, so sorglich, so zärtlich, daß man sich unwillkürlich fragt, ob die gewandte Frau nicht ein frevelhaftes Spiel mit ihrem „lieben Wilhelm" treibt. In Wahrheit sind sie doch wohl nur der Beweis, daß sie mit schwesterlicher Anhänglichkeit die Gattin Wilhelms bleiben wollte, auch während ihr Herz einem andern gehörte.

Aber dieser erkünstelte Heroismus war ein unhaltbarer Zustand. Mit der ganzen Macht der Naturnotwendigkeit fühlte sie sich nach Jena, an Schellings Seite, hingezogen, obgleich sie die Nähe Friedrichs und der Veit fürchtete wie das Feuer. Nachdem sie gleichsam zögernd noch eine Reise nach Harburg und Hamburg zu Verwandten gemacht hatte, kehrte sie nach Jena zurück. Ihr Gatte war nicht sehr erbaut davon. Aber Karoline erklärte ihm unumwunden: „Ich kann niemals Schelling als Freund verleugnen, aber auch keine Grenze überschreiten, über die wir einverstanden sind. Dies ist das erste und einzige Gelübde meines Lebens, und ich werde es halten, denn ich habe ihn angenommen in meiner Seele als den Bruder meines Kindes. Dadurch, daß ein verräterisches Geheimnis zwischen uns wegfällt, gewinnt alles eine andre Gestalt, zuerst für uns selbst, und diese Sicherheit geht in die Umgebungen über. Ich glaube daher nach Jena gehen zu können."

Im April 1801 kam sie dort an; um allem Gerede von vornherein die Spitze abzubrechen, hatte sie sich von ihrer Schwester Luise begleiten lassen und behielt diese einige Zeit bei sich. Friedrich schreibt an den Bruder: „Karoline ist vorigen Donnerstag Abend hier angekommen. Ich glaubte auch, weil du sie noch als deine Frau zu agnoszieren scheinst, ihr einen Besuch machen zu müssen; er ist zwar von beiden Seiten recht höflich ausgefallen, aber doch so frostig, daß ich zweifle, ob ich ihn ohne besondre Veranlassung so bald wiederholen werde." Wilhelm Schlegel war nun ganz in Forsters Lage. Er erwarb sich mühsam in Berlin seinen Unterhalt und mußte daneben für den Haushalt seiner ihm halb entfremdeten Frau, ja für deren Ehrenwache sorgen. Und wie Forster Hubern, so bewahrte er Schelling die aufrichtigste Freundschaft. Wiederholt war er auf längere Zeit in Jena, aber freilich nur, um mehr und mehr einzusehen, wie die Kluft immer breiter wurde, die ihn von seiner Frau schied, denn Karoline versenkte sich im täglichen vertrauten Umgange völlig in Schelling. Zum Bruche mußte es kommen, selbst wenn Schlegel, wie Karoline es verlangte, sich ganz von dem Bruder trennte. Aber auch dies konnte der gutherzige und etwas schwache Mann nicht, er schwankte mit einer beträchtlichen Neigung zu Friedrich und dessen Freunde. Eine merkwürdige literarische Fehde beschleunigte endlich die Krisis. Am 2. Januar 1802 war Wilhelms „Jon" auf der Weimarischen Bühne in Szene gegangen. Bald darauf erschien in der von Spazier herausgegebenen „Zeitung für die elegante Welt" ein Bericht über diese Aufführung, in dem die Leistungen der Darsteller in wohlwollender Weise besprochen wurden. Der Aufsatz rührte von Karoline her, auch Schelling hatte die Hand dabei im Spiele gehabt. Beide machten dem Freunde in Berlin gegenüber kein Geheimnis daraus, aber dieser ärgerte sich, daß des Dichters so wenig gedacht und sein Jon „ein Schauspiel nach dem Euripides" genannt worden war. In einer Erwiderung an den Herausgeber gerichtet bezeichnete er, natürlich unter der Maske des unparteiischen Anonymus, das Stück als

ein neues Originalschauspiel, verglich es mit dem „Jon“ des Euripides und kam zu dem Schlusse, daß es sich von seiten der Eleganz mit den Produkten der französischen Tragödienschreiber vergleichen lasse, während es an Kraft den Werken der griechischen Tragiker zunächst stehe.*) Dies verdroß Schelling. In zwei folgenden Nummern erschien eine ironische Berichtigung des anonymen Schreibens, in der der „Jon“ überschwänglich gelobt, zugleich aber die schwache Seite desselben, daß er einen Stoff national zu machen suche, der nur für die Bürger des alten Athens berechnet war, hervorgehoben wurde. Schlegel brachte unter seinem Namen eine abschließende Erwiderung, in dem er seinen Standpunkt aufrecht zu erhalten suchte, fühlte aber wohl, daß Schelling und Karoline auch ihn aufgaben. Seine Briefe an Karolinen werden kürzer und mürrischer, bleiben zeitweilig ganz aus oder handeln mit offenbarem Unbehagen von Geldsachen. Endlich verlangt er mit ziemlicher Bestimmtheit, daß Karoline nach Berlin komme. Nach langem Zögern trat sie im April die Reise an, Schelling folgte ihr. Aber schon im Mai kehrte sie zurück, um — die Scheidung einzuleiten. Das Wiedersehen war nicht erfreulich gewesen, unerquicklich besonders auch deshalb, weil Schlegel jedes weitere Geldopfer für Karoline lästig zu werden anfing. Durch Vermittlung des Herzogs Karl August kam die Scheidung auf dem kürzesten Wege am 17. Mai 1803 zu stande. Schon am 26. Juni wurde sie mit Schelling in der Prälatur Murhardt in Schwaben ehelich verbunden, Schellings Vater selbst vollzog die Trauung. In Würzburg, wo Schelling eine neue Professur angenommen hatte, schlug das glückliche Paar sein neues Heim auf.

Karoline war wirklich glücklich. Durch Ungenügen, Irrtum, Gefangenschaft, Verfolgung und aufregende Arbeit hindurch war sie am höchsten Ziel ihrer Wünsche, im Hafen der wahren Liebe, angelangt. Nun las sie wenig mehr, von den Lippen ihres geliebten Meisters entnahm sie die Weisheit, die ihr als die allein wahre erschien. Ihr inneres Leben war im Gleichgewicht; in dem geistigen und leiblichen Anschauen des angebeteten Mannes erfreute sie sich der höchsten Wonne, die ein weibliches Herz erfüllen kann. Wohl war auch in Würzburg äußerlich nicht alles so, wie sie wünschte, aber was ist das äußere Leben im Vergleich mit dem innern! Mit Schelling zugleich waren Paulus, der Jurist Hufeland und von Hoven als Professoren nach Würzburg, der neugestalteten bairischen Universität, berufen worden. Diese gehörten dem Schillerschen Kreise an und brachten Karolinen offen und versteckt mancherlei Feindseligkeit entgegen. Zwischen Würzburg und Weimar gingen Briefe hin und her, welche nichts weniger als Liebe atmeten. Die Frau des Professors von Hoven konnte von der eiteln, herrischen, falschen, koketten Madame Luzifer nicht Schlimmes genug berichten. Es mag wohl sein, daß der von Natur so selbst-

*) Haym, Die romantische Schule, S. 706 ff., hat diesen interessanten Streit zuerst in das rechte Licht gestellt.

bewußten Frau etwas Eitles, Herrisches und Zudringliches von früher her anhaftete, aber eben so gewiß ist, daß diese Berichte aus Würzburg übertrieben sind. So schreibt die Frau des Professors Paulus an Schillers am 11. März 1804: „Von dem Übel (Karoline), wie Schiller zu Hufeland sagte, sind wir so ziemlich befreit. Diese bösartige Natur hat durch eben so boshafte als dumm erfundene Lügen über mich die Hoven abhalten wollen, mit mir umzugehen; als sie sah, daß ihr dies nicht gelang, so wurde sie gegen die Hoven impertinent, und nun sehen wir sie gar nicht mehr. Auch Schelling hat bei dieser Gelegenheit bewiesen, daß er ein folgsamer Ehemann ist und daß die bösen Einflüsse dieser Madame Luzifer kräftig auf ihn wirken. Es ist recht gut, daß unsre Wohnung durch eine Kirche von der ihrigen getrennt ist, wo nach katholischer Sitte fleißig geräuchert wird." Die Hoven versteht es noch besser, ins Schwarze zu malen: „Die Nachrichten, die ich über die berühmte Dame erhalten hatte, der Eindruck, den ihr persönliches Betragen auf mich machte, waren nicht geeignet, mir Mut zu machen und ihren Umgang zu wünschen; im Gegenteil, es fiel mir schwer, wenn ich mich mit ihr in einem Hause dachte, und darum weigerte ich mich, unsre freie Wohnung zu beziehen; Hoven tröstete mich, daß mit dem Teufel gut auszukommen sei, wenn man ihn kenne. Ich gestehe, daß es mich Überwindung kostete, die äußeren Zeichen der Achtung zu beobachten; ich zwang mich um Hovens, um ihres Mannes willen. Schon in Ludwigsburg hatte sie angefangen, nach Hoven ihr Netz auszuwerfen; als er hier ankam, gab sie sich alle Mühe, ihm gefällig zu sein; sie schmeichelte, lispelte, that gelehrt, süß verschämt, putzte sich, hüpfte um ihn her, wollte für ihn sorgen, kurz, sie bot alle Künste auf. Meine Ankunft war ihr höchst fatal, ob sie sich gleich freundlich gegen mich zeigte. Sie fing bald an, mich bearbeiten zu wollen und meine Gefälligkeit zu mißbrauchen. Mein höflicher Widerstand machte sie nur dreister. Sie versuchte mit ihrer Gelehrsamkeit zu imponiren, ich bemerkte es nicht. Sie putzte sich wie ein fünfzehnjähriges Mädchen und zeigte mir diese Herrlichkeiten mit gravitätischem Schritte, ich that, als sähe ich es nicht. . . . Hier scheint sie ihr Glück nicht zu machen und ihre Rechnung zu verfehlen; sie wollte ganz Würzburg dressiren. Die Weiber fliehen sie, und die Männer lachen sie aus. Auch ist ihre Lebensgeschichte ziemlich im Umlaufe. . . . Überhaupt scheint es mir, daß niemand einen eigentlichen Wert bei ihr hat als ihr eignes Ich, sogar ihr unterthäniger Gemahl nicht, ob sie gleich höchst zärtlich thut, ihm die Hände tausendmal leckt und, wie Hoven sagt, mit ihm grünäugelt. Er ist ein unglücklicher Mensch. Sie wird ihm überall seine Existenz verkümmern. Es ist sehr zu beklagen, daß sie so mächtigen Einfluß auf ihn hat, ob sie ihn gleich oft mißhandelt und despotisirt und dann wieder auf der Erde kriecht. Die Augen werden ihm noch schrecklich aufgehen." Man sieht, der Klatsch verfolgte die einstige verwegene Parteigängerin bis in ihr Asyl.

Auch Schelling gefiel es in Würzburg nicht sehr, da er von den bigotten

Altbaiern grobe Angriffe erdulden mußte. Als 1805 Würzburg im Austausch an den Großherzog von Toskana kam, benutzte er die Gelegenheit, um eine Veränderung herbeizuführen. Er verblieb in bairischen Diensten und wurde im Frühjahr 1806 an der Akademie der Wissenschaften in München angestellt. Hier fand er manchen alten Bekannten und manchen neuen Freund, aber Karoline konnte sich auch hier nicht recht eingewöhnen. „Eingerichtet habe ich mich — schreibt sie am 28. November an Luise Gotter — nur ganz notdürftig, mich dünkt, ich möchte mich nirgends mehr ansiedeln und es ganz buchstäblich nehmen, daß wir alle Pilger sind.“ Es klingt wie eine Vorahnung des Todes.

Im August 1808 begleitete sie ihren Gatten, der nach anstrengendem Arbeiten sehr der Erholung bedurfte, zu dessen Eltern nach dem Kloster Maulbronn. Hier ward sie von einer herrschenden Seuche, Ruhr und Nervenfieber, ganz plötzlich ergriffen und verschied am 7. September. Ihr Gatte war trostlos: „Sie war ein eignes, einziges Wesen — klagt er in einem Briefe an den Schwager Philipp Michaelis —, man mußte sie ganz oder gar nicht lieben. Diese Gewalt, das Herz im Mittelpunkte zu treffen, behielt sie bis ans Ende. Wir waren durch die heiligsten Bande vereinigt, im höchsten Schmerz und im tiefsten Unglück einander treu geblieben — alle Wunden bluten neu, seitdem sie von meiner Seite gerissen ist. Wäre sie mir nicht gewesen, was sie war, ich müßte als Mensch sie beweinen, trauern, daß dies Meisterstück der Geister nicht mehr ist, dieses seltene Weib von männlicher Seelengröße, von dem schärfsten Geist, mit der Weichheit des weiblichsten, zartesten, liebevollsten Herzens vereinigt. O etwas derart kommt nie wieder!“ Vier lange dunkle Jahre hat er dann getrauert, bis er in der Tochter ihrer liebsten und treuesten Freundin, in Pauline Gotter, einen Ersatz fand.

Und Karoline? Nur fünf Jahre des höchsten Glückes hatte ihr das Schicksal als Ersatz für die Wirren der Jugend gewährt, aber der geistige Gewinn ihres Lebens war groß. Ihr Name ist verknüpft mit den besten Namen ihrer Zeit, und unter allen Frauen der klassischen Periode hat sie am tiefsten und am weitesten gewirkt. Selbständig wie keine der andern, durchmaß sie die freigewählte Bahn in lichter Geisteshöhe, darum drangen ihre Worte auch tiefer als die aller, mochten sie Liebe wecken oder Haß.



Galeotto.



aleotto bezeichnete im spätern Mittelalter als allgemein bekannte dichterische Figur das, was man noch heutzutage in England gleichfalls literarischen Ursprungs einen Pander nennt (Pandarus s. Shakespeare, Troilus und Cressida), einen Angehörigen jener ehrbaren Zunft, die man, wie alles, was in ihr widerliches Gewerbe schlägt, nicht gern offen nennt und doch so oft nennen muß. König Galeotto ist nämlich im Kreise der Artusromane der flache, nichtige Gelegenheitsmacher, welcher den herrlichen, aber zugleich unschuldigen „tumben" Helden Lanzelot und das Muster der Frauen, die sittsame Königin Ginevra, zu Falle bringt. Die Bedeutung des Namens war als bekannt so sicher vorauszusetzen, daß Dante an jener Stelle des fünften Gesanges der Hölle, welchem das unglückliche Liebespaar Paolo und Francesca seine Unsterblichkeit verdankt, Francesca vom Lanzelotbuche, das auch in ihnen das Verhängnis wirkte, ausrufen läßt:

Galeotto war das Buch, und der es schrieb —
An jenem Tage lasen wir nicht weiter.

Die Wunderstelle hat in einem spanischen Dichter unsrer Tage abermals eine Tragödie gewirkt, wie es ja trotz des thörichten Umsturz- und Neuanfangsdünkels gewisser Zeiten ewig die Eigentümlichkeit guter Stoffe — d. h. erster glücklicher Fassungen allgemein menschlicher Vorgänge — sein wird, durch alle Zeiten immer neu befruchtend zu wirken. Tief erfaßt, reif und ernst durchgeführt, ist bei diesem die erschütternde Wirkung auch diesmal nicht ausgeblieben. Da sie zugleich tief, edel und eigenartig ist, so möchten wir nicht verfehlen, das mit obigem Titel versehene Familiendrama des José Echegaray aus der gleichgiltigen Menge seiner äußerlichen, gerade nur einen Theaterabend ausfüllenden Geschwister an dieser Stelle herauszuheben. Das Stück bedeutet überhaupt in mancher Hinsicht eine Art standard of work, d. h. da wir freilich nicht Meisterwerk sagen können, eine Art Muster und Ziel der modernen Bühnenproduktion. Es ist in Deutschland schon geraume Zeit bekannt, durch den Druck und Aufführungen an den wichtigsten Plätzen. Es hat sich, wie es bei uns Gott sei Dank noch immer möglich ist, geräuschlos und ohne jedes der bekannten, dem besten Publikum von vornherein nur verdächtigen „drastischen Mittel" die Aufmerksamkeit und Neigung der Einsichtsvollen erworben. Es eignet sich daher vortrefflich, manches daran anzuknüpfen, was sich von einem höhern Standpunkte über diese ganze Literatur und ihre mit komischem Ernst immer wieder erörterten alleinigen Ansprüche auf die Zukunft vielleicht sagen ließe. Als uns das Stück zum ersten male flüchtig aufstieß — vor mehr als

Jahresfrist in einer der vielen Monatsrevüen, die gegenwärtig an jedem Ersten gleichzeitig auf das Pflichtgefühl des deutschen Lesers einstürmen —, machte es uns einen unbehaglichen Eindruck. Paul Lindau führte es als Übersetzer ein, es gab darin — denkbar unspanisch! — Berliner Kommerzienräte und Schriftsteller, beim Durchblättern sahen wir aus Phrasen und Interjektionen, daß es sich tragisch anließ, uns schwante erklärlich genug ein dramatisirter „Berliner Roman," und wir lasen es natürlich nicht. Das bereits nach Jahrhunderten zählende Abhängigkeitsverhältnis der spanischen von der französischen Bühne war zur Genüge bekannt, als daß uns bei der Sache noch etwas spanisch hätte vorkommen können. Umsomehr erstaunten wir später, in mehr als durchschnittlichen Berichten über die erwähnten Aufführungen einen ganz verschiednen Maßstab angelegt zu finden; private Urteile erhöhten die Neugier, und schließlich haben wir trotz des Autors für das Schicksal des Stückes gebangt. Denn es ist unsrer — wie es allgemein heißt — ja nun für ewige Zeiten ausschließlich „demokratischen" Bühne schon lange kein Stück geboten worden, welches dem vielköpfigen Götzen Publikum, öffentliche Meinung, Allgemeinheit und wie sonst der allmächtige Gegensatz zum höhern Einzelnen noch heißen mag, so ohne Mätzchen, Verbeugungen und Ausnahmen, so ruhig und klar, so selbstverständlich und darum auch so grausam die Wahrheit sagt wie dieses. Es ist ein wahres Glück, daß der Name Echegaray keinen deutschen Autor bedeutet. Wir würden sein Stück sonst kaum an der Gußstätte von Blumenthals „Großer Glocke" zu hören Gelegenheit gehabt haben. Und das wäre aufrichtig zu bedauern; denn es wird am Deutschen Theater nach gewissenhaftem Studium gut gespielt. Insbesondre hat es uns gefreut, den Träger des Stückes und eigentlichen (sicher auch ursprünglichen) Galeotto, Don Manuel, nicht mehr auf der Bahn zu begegnen, die er uns kürzlich als Mephistopheles nicht zu seinem Vorteil betreten zu wollen schien.

Es ist dem Dichter mit diesem „Galeotto" eigen ergangen. An ihm hat sich der Übergang vollzogen, der gerade dem Dramatiker viel zu schaffen macht, wenn, wie es wohl vorkommen soll, der Stoff sich ihm unter der Hand wandelt und erst eigentlich ausgestaltet. Ein Vorspiel, recht von der Art desjenigen in dem Calderonschen Schauspiele „Das Leben ein Traum," in welchem die im Stücke zu erweisende Behauptung aufgestellt wird, bringt technische Tifteleien, die hier auf den Brettern ganz besonders befremden, wenn man nicht weiß, wie tief sie der spanischen Kunst von jeher eingewurzelt sind. Aber es bringt zugleich ausgiebige Deutungen. Aus diesen nun scheint klar hervorzugehen, daß der Dichter ursprünglich eine Liebestragödie beabsichtigt hat, in welcher der Ehemann unbewußt den Galeotto spielt. Ein alternder würdiger Kaufherr trägt eine Lebensverpflichtung gegen einen verarmt gestorbenen Freund an dessen reichbegabten Sohne ab mit jener geselligen Hingabe, die den Spanier überhaupt auszeichnet. Er nimmt den stolzen Jüngling, dem er sonst auf keine Weise beikommen kann, als Sohn in sein Haus. Allein er hat mit einem bedenklichen

Umstande nicht gerechnet: in diesem Hause befindet sich eine junge Frau — seine Frau. Der junge Mann, ein Dichter, aber zugleich ein Charakter (kein Tasso, wie man verglichen hat), lernt umso rascher damit rechnen. Alle Versuche, ihm auszuweichen, scheitern an dem reinen, gutmütigen Sinne des unbeugsamen Wohlthäters. Das ist doch wohl schon eine Art Grundplan, und durch ein merkwürdiges Zusammentreffen kann unser Publikum in dem gleichzeitig im Residenztheater aufgeführten dramatisirten Zugroman des französischen „Marlitt,“ der „Gräfin Sarah“ des George Ohnet, beobachten, wie sich seine Ausführung etwa ausnimmt. Sie ist schon nicht mehr ganz französisch, vor dem raffinirten „auf die Spitze treiben“ des „Sittendramas“ schreckt Ohnet bereits zurück; wie überhaupt in diesem Schriftsteller diese Art grande littérature, deren Bekämpfung noch vor kurzem frei nach „Meister Laube“ nur dem gelben Neide „unaufgeführter“ deutscher Autoren Schuld gegeben wurde, sich allmählich wieder in die Kotzebueschen Niederungen zu verlaufen scheint, von denen sie ihren Ausgang genommen hat. Der Spanier macht jedenfalls den Eindruck, vor nichts zurückgeschreckt zu sein. Er wäre leidenschaftlich, bitter, gewaltsam, nach einem eingefügten Gedichte zu urteilen auch poetisch, wenngleich nicht lyrisch gewesen. Hier scheint die Grenze seiner Begabung ihm fühlbar geworden zu sein, nicht zu seinem Nachteil, denn er teilt sie mit seiner Zeit. Dieser Zeit, wie sie nicht lyrisch ist, steht überhaupt diese Art Stoffe, die berauschende Blüte einer aufs äußerste lyrischen Periode, nicht an. Sie sind überdies — ganz natürlich — nicht dramatisch. Richard Wagner hat neuerdings beides (jedenfalls zum Schaden seiner Tantiemen, wie auch die „Gemeinde“ zugeben wird) in seinem Tristan erfahren. Von der Art, in der die französischen Ehebruchsdramatiker sich — allerdings sehr zeitgemäß! — diesen Stoff zurechtzustutzen verstanden, wird unsern spanischen Dichter gesunder Sinn und poetisches Verständnis bald abgebracht haben. Aber was soll der dramatische Dichter, nicht bloß in Madrid, heutzutage thun? Er befindet sich einem Publikum, noch mehr vielleicht Direktionen gegenüber, die solche Kost verlangen, in ihr schon den feinsten möglichen Geschmack (von haut-goût könnte man ja reden!) der fortschreitenden Literatur erkennen. Sarkastisch weist das erwähnte Vorspiel darauf hin. Er hält sich also an das vorgeschriebene, so eng umgrenzte Stoffgebiet, und sinnt und diftelt in der Weise seines Dichters im Vorspiel, wieder einmal im Sinne des estilo culto, des spanischen, das hieß „gesuchten“ Geschmackes nach etwas Neuem. Und — vielleicht infolge der langen Erholung, die sich die Literatur des Cervantes gegönnt hat! — gelingt dem Sucher wieder einmal ein glücklicher, d. h. ungesuchter Griff, noch kein Don Quixote, aber doch so ein Stück davon. Und wer weiß! Glückliche Finder pflegen nicht bloß einmal Glück zu haben.

Man sage nicht, daß uns der Analogieteufel im Nacken sitze: ein Stück Don Quixote ist dieser Galeotto schließlich seiner Gattung, den Familien- und

insbesondre den Ehebruchsstücken gegenüber, wirklich geworden. Er kehrt sie um, wie weiland der Held der Mancha die Amadisromane. Wie in jenem dem verschrobenen Geschmack einer höchst unritterlich gewordenen Welt an abenteuerlichen Ritterthaten einmal ein wirklicher Ritter begegnete, der aber keine Abenteuer findet: so stellt sich hier dem vor Liebestollheit mehr als je sicheren heutigen Publikum der spitzfindigen Ehebruchstragödien ein sogenanntes „schuldiges Paar" vor, das nichts weniger als schuldig ist, an nichts weniger als an Liebe denkt. Das ist der glückliche Griff, den der Dichter des ganzen Galeotto schließlich über den Dichter seines Vorspiels hinaus machte. Aus der Liebestragödie wurde ihm unter der Hand eine Tragikomödie der Liebe. Er konnte sich, wie sein großer Vorgänger, im gleichen Falle sagen: dieser Geschmack ist nicht echt, natürlich, sondern lediglich durch die Mode gefordert und durch die Lust am Aufregenden, Pikanten genährt, eben ein Theatergeschmack, wie jener ein Romangeschmack. Nicht der Ritter ist ihnen die Hauptsache und nicht die Liebe; sie würden im Gegenteil die ersten sein, welche den wackern, ehrlichen Ritter hänseln und zum Besten haben, welche edle, unglückliche Liebe begeifern und in den Schmutz ziehen. Nein, sie selbst sind sich dabei die Hauptsache, die Aufbauschung ihrer müssigen Nichtigkeit, die Kaffeebegeisterung für den „eklatanten Fall," das „Sensationsereignis," und wie sichs abspielt und herauskommt; das Romantische dort, das Dramatische hier, beides nichts als Futter für die Neugierde, für den Klatsch. Der Liebesdramatiker der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat nun erst den eigentlichen Helden seiner Liebestragödien entdeckt, es ist der „große" Galeotto, der Klatsch. Man könnte fragen, woher der Klatsch nun ein Kuppler sei? Sicherlich ist dies auch bei der jetzigen Fassung des Stückes eine berechtigte Frage. Denn es soll ja nicht gezeigt werden, wie ein unbefangenes, disharmonisches Paar durch das Gerede der Leute in wirklicher Liebe zusammengebracht wird (ein herrlicher Lustspielstoff, wie schon Shakespeare in „Beatrice und Benedikt" erkannt hat), sondern wie im Gegenteil ein sehr harmonisches und von der Gefährlichkeit dieser Harmonie nicht unbelehrtes Paar durch die Macht der Verhältnisse zusammen gehalten und durch den „Klatsch" schließlich wider ihren Willen höchst tragisch zusammengeführt wird. In diesem Sinne kann man den „Klatsch" nur sehr uneigentlich einen Kuppler, einen „Galeotto" nennen. Jener in seiner Gutmütigkeit beschränkte Ehemann aber ist wirklich ein unbewußter „Galeotto." Wir haben es also in diesem Stücke mit zwei Galeottos zu thun, von denen der eine im wirklichen, der andre nur im übertragenen Sinne gemeint ist. Wäre das letztere gleich von Anfang an festgehalten und streng durchgeführt worden, so hätten wir wirklich ein Musterstück vor uns, die runde, sichere Darstellung einer originellen, kräftigen Idee. Die drei Leutchen, um die es sich da handelt, leben ruhig, edel, sinnig neben einander, ohne den Galeottobeigeschmack des einen, durch natürliche Verhältnisse zusammen gehalten. Nun

beginnt die Tragödie. Der Klatsch bemächtigt sich des Verhältnisses, erfüllt die Herzen der jungen Leute mit Befangenheit und Gewissensskrupeln, das des ältern, sonst ruhigen, edeln Mannes nach und nach mit aufregendem Zweifel, Mißtrauen bis zur gemeinsten blinden Eifersucht und plumpster Rachgier. So, wie wir es nun haben, kommt der eigentliche Galeotto durch den uneigentlichen schließlich mit sich selbst in Konflikt. Er ist an der ganzen Sache Schuld, und gleichwohl kommt diese seine Schuld schließlich nicht zur Sprache, wie doch gerade der „Realist“ verlangen könnte. So hat sein Verfahren — er behandelt den unglücklichen Jüngling, das Andenken seines Lebensfreundes, schließlich mit Faustschlägen ins Gesicht, seine edle, unschuldige Frau mit gemeinsten Beschimpfungen — nicht nur etwas Peinliches, sondern etwas geradezu Empörendes. Es zeigt sich auch hier wieder, daß diese par excellence sogenannten realistischen Wirkungen gerade unwahr sind, und gerade durch ihre Unwahrheit verstimmen. Denn die Kunst hat von jeher gelegentlich noch viel schrecklichere Dinge, die aber nicht „verstimmen,“ eben wenn sie wahr behandelt werden. Die Durchführung der Hauptidee verdient aber dafür uneingeschränktes Lob, besonders wenn man (wofür der Dichter in seiner endgiltigen Fassung mit genügender „dramatischer Ökonomie“ gesorgt hat, was aber die Darstellung im Deutschen Theater nicht immer berücksichtigte) streng darauf hält, daß in der Aufführung der beiden jungen Leute sich nichts von verhaltener oder gar auflodernder Liebesglut zeige. Dadurch kommt ein Nebenton in den dramatischen Satz, der verwirrt, feiner hörende auch stört. Gerade je vernünftiger sich die beiden wackern jungen Leute benehmen, je mehr gerade sie in dem tollen Hexensabbat menschlicher Interessen, Begierden und Leidenschaften ihre geistige und moralische Überlegenheit bewahren, desto mehr gewinnt das ganze Stück an Größe, an Eigentümlichkeit. Sie, deren Frauenwürde im Anfange selbst das interessirte Fraubasen- und Geckengeschwätz zu beschämen weiß, die selbst in dem für sie fürchterlichsten Augenblicke noch das einzig richtige Wort findet, schreckt da, wo es ihr nötig scheint, selbst vor der äußersten Härte gegen ihr eigenstes Gefühl nicht zurück, bloß um das Ganze im Gleichgewicht zu erhalten. Und da es ihr so wenig gelingt, da das Entsetzliche von allen Seiten auf sie einstürmt, da winselt und fleht sie nicht, sondern bricht eben, da sie nichts mehr thun kann, zusammen. Man hat scheinbar mit Recht bemerkt, daß die beiden sich nur leidend verhalten, dies wohl auch gleich als neugeschliffenen Gegenbeweis gegen die Forderung des Handelns in der dramatischen Tragik benutzt. Dies ist aber nicht richtig. Diese Helden handeln sehr energisch, denn sie wehren sich gegen das Unrecht, und wir wüßten nicht, wo des Menschen Handeln sich von Natur thatkräftiger und zugleich edler zeigt. Gerade der tragische Zwang macht aus ihm, dem bisher unentschlossen zaudernden Träumer, mit einem male einen zum äußersten entschlossenen Mann. Uns ist eine Stelle haften geblieben, in der das nach romanischer Art zu einem zugespitzten Ausdruck kommt. Die Sache

ist zu einem gefährlichen Zweikampf mit einem endlich aus dem gestaltlosen Nebel des Klatsches herausgegriffenen Individuum gediehen. Ernesto, unser Held, der gern und leidenschaftlich redende Dichter, ist stumm, gleichgiltig. Darüber befragt, antwortet er in jenem Goethischen Sinne etwa, daß er sich nur über Personen errege, den Thatsachen aber gefaßt gegenüber stehe, und läßt das Wort fallen: „Stech' ich den Schurken nieder, so gewinnt die Welt, tötet er mich, so gewinne ich." Das ist nicht ohne Erhabenheit, wie alles, wobei das ethische Pathos in einen greifbaren, anschaulichen Gegensatz zur Welt tritt. Erhabenheit besitzt in diesem Sinne ganz besonders der Schluß. Die Gemeinheit hat auf allen Linien gesiegt, sie hat Recht behalten gegen das Heldentum der Unschuldigen, Verworrenheit, Schande überall; gar manchem auch wahrhaft männlichen Geiste möchte es passend erscheinen, eine solche Tragödie in stoischem Sinne durch einen Schuß durch die Schläfe zum Abschluß zu bringen. Allein er sieht auf das arme, hilflos zusammengebrochene Weib, das durch ihn leidet, das die, wie meist, so auch hier zugleich sehr materiell triumphirende Gemeinheit auf die Straße stößt, und er beschließt zu leben. Ein solcher Schluß ist, wenn er Berechtigung hat, tragischer als Dolch und Gift. Schon Ödipus beweist es. Und daß es nicht an der nötigen Reinigung und Erhebung fehlt, dafür sorgt der Held durch den moralischen Mut, mit dem er sich jetzt mit dem Rechte des unschuldig beschimpften, „vom äußersten belehrten" der innerlichst überwundenen Welt gegenüberstellt. Jetzt tritt er zu ihr und nennt sie sein Weib. Der Darsteller muß eine heilige Betonung in dies Wort legen.

Es enthält nicht die wenigst bedeutsame Anerkennung, welche man diesem nicht „philosophischen" und doch von echt philosophischem Geiste erfüllten, nicht tendenziösen und doch beredten, im Innersten aufrüttelnden und dabei tief sittlichen Stücke zollen kann, wenn man es eine Tragikomödie nennt. Gerade daß diese erschütternden Wirkungen sich aus so geringfügigen, ja lächerlichen Anlässen aufbauen, das ist das eigenste Verdienst unsers Dramas. Es trägt nicht, wie andere seines Zeichens im Gefühl ihrer Schwäche oder um womöglich die Tragödie zu übertragiren, alles Mögliche und Unmögliche in seinem engen Rahmen zusammen, es erregt nicht die Elemente in einem Wasserglase, es spreizt sich nicht mit dem „Kosmos" in seiner kleinen Welt, es kennt ebensowenig wie die Welt selbst „kleinstädtische Titanen" oder besser gesagt „titanische Kleinstädter." Was seinen Helden zustößt — das Drama gesteht es ehrlich zu, ohne zu künsteln oder aufzubauschen —, ist eben das, was man im gewöhnlichen Leben sehr untragisch „Pech" nennt: Mißdeutungen unschuldigster Vorgänge, lächerliche Überraschungen zur Unzeit, allerhöchstens eine kleine Unbesonnenheit, die nur durch Ort und Zeit unheilvolle Bedeutung gewinnt. Aber gerade dies verbindet diese häusliche Tragödie mit dem auf großartigstem Hintergrunde sich abspielenden tragischen Weltvorgange. Durch diese Treue, diese ruhige Wiedergabe des rein Thatsächlichen wird sie typisch und damit bedeut-

samer vielleicht als jener. Es ist nicht mehr dieser Klatsch, das zufällige Tagesgespräch von Barcelona oder Saragossa, es wird der Klatsch überhaupt. Und sehr wohl hat es der Dichter verstanden, ohne daß er offen darauf hinwiese oder daraus ein besonderes Motiv machte, dem Klatsch noch den besondern Bestandteil zu geben, durch den er eigentlich erst er selbst wird, den Eigennutz. Die bloße Freude am Klatsch ohne Hintergedanken ist lächerlich, kann gefährlich sein, ja Tragisches wirken, aber sie ist harmlos, sie würde am Schlusse dieses Stückes selbst einen tragikomischen Eindruck machen. Dadurch aber, daß ihre Vertreter im Stücke Verwandte des vorgeblich betrogenen Gatten sind, daß ihnen die junge Frau im Wege, der Adoptivsohn ein Dorn im Auge ist, so sehr sie das auch verbergen möchten hinter ihrem Klatsch, dadurch wird dieser erst echt und zugleich dramatisch verwendbar. Und nun wird der Schluß, wie wir ihn schon oben andeuteten, so gehaltvoll, so richtig, um das scheinbar geringfügigste Prädikat eines dramatischen Schlusses zu gebrauchen.

Der Galeotto ist — sicher nicht zur Erbauung unsrer Modernsten, die alle halben Jahre mindestens einmal feierlich den armen Vers auf den ästhetischen Index setzen — in Versen, und zwar im spanischen Nationalmaß, in vierfüßigen Trochäen geschrieben. Sicher nicht zum Schaden seines typischen Gepräges. Wir wollen die Prosa, in welche ihn Paul Lindau kleidete (bis auf gewisse Ungezogenheiten des Zeitungsstils, die vom ernsten Schriftsteller an solcher Stelle am wenigsten ermuntert werden sollten), gern anerkennen. Aber wir wünschten sehr, ihn auch im Originalgewande zu besitzen. Vielleicht erweist uns ein poetischer Philologe, wenn nicht ein sprachkundiger und sprachgewandter Dichter, nachträglich den Dienst noch, den der erste Uebersetzer nicht leisten wollte und — konnte. Niemand brauchte sich der Arbeit zu schämen. Man weiß, in welch wunderlichen und unerfreulichen Experimenten sich die Literatur zur Stunde ergeht, um, wie sie es mit einer in unsrer literarhistorischen Zeit ganz unglaublichen Naivität nennt, „einen neuen Weg zu finden.“ Einseitigkeiten, Bilderstürmereien und in ihrem Gefolge Beschränkung und Verwilderung, also um im Bilde zu bleiben: Verirrungen sind noch stets die Folgen gewesen. Die Kunst hat zu allen Zeiten nur ein Ziel gehabt, und ihr Weg führt, wie die Geschichte beweist, um dies Ziel herum in auf- und absteigenden Krümmungen, aber nicht in gerader Linie von ihm ab ins aschgraue Nichts hinein. Wichtiger, heilsamer, wenn auch leider nicht immer wirksamer als die „neuen Wege“ haben sich stets die Anregungen erwiesen, durch welche die Kunstübung sich verjüngen, zu neuer Erfassung und immer neuer Ausgestaltung und Vertiefung ihrer ewigen Aufgabe sich emporschwingen konnte. Noch fehlen uns diese nicht, noch sind wir sicher vor „neuen Wegen.“ Und da es auf dem Gebiete des Dramas, und zwar gerade auf diesem besonders, jetzt bei uns ein so schlimmes Ansehen gewinnt, so sei auf diese südliche Anregung für den südlichsten Kunstzweig auch aus dieser Rücksicht hingewiesen.



Eine Fahrt in den Orient.

Von Adam von Festenberg.

(Fortsetzung.)

6. Brussa.



ine Einschiffung oder Landung läßt sich in Konstantinopel ohne fremde Hilfe nur mit Mühe bewerkstelligen, zumal da der Dampfer für die Umgebung und für das Innere Asiens von rein türkischer Mannschaft bedient wird. Unser braver Dragoman, der ein Dutzend lebender Sprachen zur Verfügung hat, holte uns schon zeitig von dem Hotel ab und wußte uns mit Geschick durch alle Fährlichkeiten an den Bord des Brussaschiffes zu bringen. Es ist ein ehemaliger Flußdampfer der Donaugesellschaft, welcher der türkischen Regierung als seetüchtig von irgend einem nicht skrupulösen Verkäufer aufgehängt worden ist, aber für eine Seefahrt durchaus ungeeignet ist. Obgleich das Meer verhältnismäßig ruhig war, schwankte das Schiff aufs heftigste und rief bald bei einer Anzahl von Passagieren Seekrankheit hervor. Da wir diesem Übel entgingen, so konnten wir uns an aller Herrlichkeit, die uns geboten wurde, ungetrübt erfreuen. Das Schiff war dicht besetzt, und da sich nur wenige Europäer darauf befanden, so überwogen die malerischen Trachten des Orients. Die von Religions wegen gebotene Abgeschlossenheit der Frauen bringt es mit sich, daß auch auf den Fahrzeugen ein besondres Haremlik für sie eingerichtet ist, das kein Mann betreten darf und in dem sich diese armen Geschöpfe, welche keine andre Lage kennen, unbewußter Heiterkeit hingeben. Die Sonne strahlte, das Meer blaute, und das große Häusermeer, aus welchem ein Wald von schlanken Minarets hervorragte, erglänzte unter diesem heitern Himmel und ließ vergessen, wie fürchterlich das Innere ist. Wir konnten aber auch schon die Frucht unsrer gestrigen

Orientirungsreise genießen, da die Moscheen und Paläste keine Abstraktionen mehr für uns waren, sondern uns als alte Bekannte begrüßten.

Die Meerfahrt dauerte etwa fünf Stunden; wir ließen die Prinzeninseln zur Seite und kamen in die Bucht von Mudania, über welcher der phrygische Olymp sein schneebedecktes Haupt in den Wolken verhüllt. Die Landung bot wieder das alte türkische Bild; eine Flut von Menschen stürzte sich auf das Verdeck, um sich als Träger, Führer und Kutscher anzubieten, und es bedurfte aller Energie, sich der Zudringlichen zu wehren; von einer Landungsbrücke ist keine Rede. Jeder gelangt zur Erde, wie er es am Besten vermag, und so blieb auch uns nichts andres übrig, als einen Salto mortale von dem Radkasten zu machen. Aber auch dadurch hatten wir unsre Freiheit nicht gewonnen; der Zugang in die Stadt ist durch ein mächtiges Gitterthor abgesperrt, durch das nur der mit dem türkischen Paß (Teskere) bewaffnete durchgelassen wird. Dahin drängte nun alles, und da die Einheimischen von dem internationalen Dietrich, den man hier Bakschisch nennt, keinen Gebrauch machen, da ferner rücksichtslos jeder dem andern zuvorzukommen sucht, so dauerte es eine geraume Zeit, ehe wir den schweren Zugang fanden, auf den der Dantesche Vers Per mè si va alla città dolente anzuwenden wäre. In Mudania bestiegen wir sofort den bereiten Wagen, dessen Führer ein Grieche Paulos oder, wie es jetzt gesprochen wird, Pawlos war. Von Mudania selbst sahen wir nicht viel, der Wagen fuhr sofort in der Richtung von Brussa.

So waren wir also wieder in Asien und hatten Gelegenheit, tüchtig asiatischen Staub zu schlucken, der trotz seiner größeren Ehrwürdigkeit sich von dem märkischen in nichts unterscheidet. Man konnte es sehen, daß seit vier Monaten kein Regen gefallen war, alles Grün auf den Feldern war versengt, und nur die reichen Trauben freuten sich der Glut. Lange Zeit blieb noch das Meer zur Linken und gewährte uns wenigstens in seinem Anblicke die Erquickung, welche uns die staubige Landstraße und die Hitze der Sonne entzog. Aber auch schon hierher ist die Zivilisation gedrungen, denn von Zeit zu Zeit sprengten kleine Griechenknaben und -Mädchen an den Wagen und boten uns Blumen, Wasser und, was hochwillkommen war, Trauben an, deren wir eine Menge um weniges Geld erwarben. Da der Koran den Wein verbietet, so ist die göttliche Frucht hierzulande nicht zum Keltern bestimmt, sondern wandert, soweit sie nicht reif Verwendung findet, als Rosine in unsre Heimat, um die Kuchen unsrer Hausfrauen zu würzen. Die Straße bietet einen lebhaften Verkehr, da sie das Innere Asiens mit der übrigen Welt verbindet; eine Eisenbahn wäre daher, wenn irgend wo, hier ein dringendes Bedürfnis, und die türkische Regierung hatte sogar schon begonnen, dem Plane einer solchen näher zu treten. In der That sehen wir schon ganze Schienenstrecken, aber mitten im Bau war, wie es in der Türkei nicht selten ist, das Geld ausgegangen, und so war er stecken geblieben, sodaß, was bisher zu stande kam, einfach von den Anwohnern

für eigne Zwecke verwendet wird. Für uns war es freilich belustigend, zu Wagen zu reisen, und gerade dies ermöglichte uns, den Anblick eines Hochzeitszuges zu genießen, welcher die junge Frau ihrer neuen Heimat zuführte. Vorauf dem Zuge gingen Flötenbläser, Geiger und Cymbelschläger, deren Zusammenwirken keineswegs melodisch genannt werden konnte; ihnen folgten auf Eseln die Beteiligten, die Braut von ihren Jugendgespielinnen begleitet, alle in seidenen Gewändern, aber mit verschleierten Gesichtern, der Bräutigam und die Verwandten. Die elenden Häuser des Dorfes, in welches der Zug lenkte, bildeten zu der Pracht der Kleidung einen schroffen Gegensatz, und nach den Häusern zu schließen, dürfte sich dem jungen Paare keine freudenreiche Zukunft eröffnen. In der Mitte des Weges muß der Wagen in Ermangelung einer Brücke den alten Odrysesfluß — sein jetziger Name ist Ulfer-Tschai — durch eine Furt überschreiten, an deren Ende unter hohen Bäumen auf grünem Platze ein Kaffeewirt seine Baracke aufgeschlagen hat, um auch seinerseits gegen die Spende des üblichen Kaffees von den Reisenden einen Tribut zu erheben.

Näher rückten die wasserreichen Berge des Olympos, und plötzlich veränderte sich auch die Vegetation; die Felder wurden zahlreicher, das Grün frischer und saftiger, und endlich ragten aus den dichten Pflanzungen die Minarets von Brussa hervor, dem wir uns gegen die Zeit des Sonnenunterganges näherten. Eine kleine Differenz mit unserm braven Wagenlenker, der in echt griechischer Weise seine Forderung in das Ungemessene stellte, brachte uns in ein im Reisebuche noch nicht erwähntes neues Hotel (d'Anatolie). Die freundliche französische Wirtin, Madame Brotte, und deren diensteifriger Sohn Alexander verdienen wohl, daß ich ihrer auch in diesem Briefe dankbar gedenke. Wir haben nirgends eine so wohlthuende Aufnahme gefunden; die energische Frau, welche nach dem Tode ihres in einer Seidenfabrik beschäftigt gewesenen Mannes dieses Gasthaus eröffnete, versteht auch dem einheimischen Dienstpersonal die Grundsätze europäischer Reinlichkeit praktisch einzuflößen; nirgends waren die Stuben, welche der Sorge Glykerens anvertraut waren, so reinlich wie hier, und niemals blitzten unsre Stiefeln so hell, als unter der Hand unsers Hausknechtes Homeros. Auch die große Gesandtschaft, welche unter der Führung des Fürsten Radziwill von unserm Kaiser an den Hof Abdul Hamids geschickt wurde, ist bei ihrem Ausfluge nach Brussa Gast der Madame Brotte gewesen und hat ihr im Fremdenbuche ein ehrendes Denkmal gesetzt. Dabei sind — um auch diesen Punkt zu erledigen — die Preise bescheiden und die Verpflegung ausgezeichnet.

Trotz der zeitig eintretenden Dunkelheit konnte ich es mir nicht versagen, in Begleitung Alexanders einen Gang mit der Laterne nach den berühmten Sultangräbern zu machen. Der Vollmond gab der Landschaft einen magischen Glanz, als wir zu der Höhe hinauf längs der cyklopischen Stadtmauern durch die malerischen Ruinen des Thores von Hissar auf das Plateau gelangten, wo in einem Rosengarten die Gräber (Turbe) der sechs ersten Sultane aus der Osman-

dynastie (Osman, Orchan, Bajazed, die beiden Murads und Mohammed I.) ruhen. Die Besichtigung des Innern einer solchen Turbe bietet wenig Interessantes; über dem eigentlichen, mit einer Marmortafel bedeckten Grabe erhebt sich ein Sarkophag, der gewöhnlich mit Sammet bekleidet und mit goldgestickten Arabesken oder Inschriften bedeckt ist. Oben an der Spitze ist der Turban (jetzt Fez) des Verstorbenen befestigt, und an seinen Seiten hängen zahlreiche persische oder türkische Shawls. Riesige Silberkandelaber vervollständigen das feierliche Bild; zu ihrer Seite ruhen auf kleinen Bretgestellen die Korane der Verstorbenen, oft kostbare Handschriften.

Selten mag wohl Orchans Grab des Nachts besucht worden sein. Von dem Felsrande der Gräber breitet sich zu den Füßen die malerisch gelegene Stadt, aus der einzelne Lichter auftauchten, während sonst nur der Glanz des Mondes die einzelnen Umrisse zeichnete. Wir saßen lange an dieser Stelle, ringsum in tiefer Ruhe, die nur durch den Klagegesang eines türkischen Imam oder durch das melodische Lied eines griechischen Mädchens unterbrochen wurde. Ein solcher Augenblick ist am ersten geeignet, sich in die Vergangenheit zu versenken und jenes unerbittlichen Römerfeindes zu gedenken, der, von der Übermacht Roms zu Boden geworfen und von dem mißtrauischen Feinde verfolgt, nicht einmal in Bithynien vor seinen Widersachern Ruhe fand. Die Schilderung, die Mommsen in seiner Römischen Geschichte von Hannibal und von seinen letzten Augenblicken in diesem Lande gab, trat mir lebendig wieder vor die Seele. Aber freilich ist es nur Tradition, daß Hannibal der Gründer des zu Ehren seines Gastfreundes genannten Prusa gewesen sein soll; aus jener alten Zeit mögen nur noch die Mauern als stumme Zeugen zurückgeblieben sein, denn der Eintritt Brussas in die Geschichte beginnt erst mit den Eroberungszügen der Araber und mit den Kämpfen zwischen den Osmanen und Byzanz. Hier schlug Orchan in drohender Nähe, der alten Kaiserstadt gegenüber, 1317 seine Residenz auf, bis sie sechzig Jahre später nach Adrianopel verlegt wurde, von wo aus der Untergang des byzantinischen Reiches sich erfüllen sollte. Aus dieser sagenreichen Zeit stammen auch die Moscheen, von denen leider ein nicht geringer Teil durch Erdbeben und Vernachlässigung in Trümmern liegt. Aber noch zeigen die kunstvollen Arabesken von Marmor und die blauen und grünen Fayencebekleidungen der grünen Moschee (Jeschil Dschami), wie ein kraftvolles Volk auch selbständig zu einer Kunst gelangt.

Von solchen Gedanken erfüllt, ist auch der Schlaf des Nachts nur ein halber, der Geist kann nicht zur Ruhe kommen. Das Gesehene und Erlebte kämpft schon mit dem zu Erwartenden, die Traumbilder fließen in einander. Als endlich die Seele Ruhe fand, da klopfte schon Homeros an die Thür und meldete, daß die Esel zum Ritt auf den Olympos bereit stünden.

Olympos, Olympos, welche Erinnerungen werden bei deinem Namen wach!

Of youth and home and that sweet time
When last I heart their soothing chime.

Überall, wo griechische Kultur Wurzel schlug, hier wie bei Smyrna, auf Cypern und an der thessalisch-mazedonischen Grenze, belegte sie die höchsten Berge mit dem Namen Olympos, und so streiten die Gelehrten, welcher von ihnen der homerische Sitz der Götter gewesen sei. Als ich am Morgen mit Monsieur Alexander und unsern beiden türkischen Führern Abdallah und Mohammed aufbrach, ließ ich alle archäologischen Zweifel beiseite und wiegte mich in dem Gedanken, nach dem Sitz der Götter aufzubrechen. Mühevoll genug war der Aufstieg zu der Wohnung der Seligen, ewig Dauernden. Oft mußten wir unsre Tiere selbst ziehen, und oft sahen wir, wie nahe der Abgrund bei der Höhe liegt. Aber alles prangte in herrlichem Grün und schien anzudeuten, daß, wie die Bewohner des Himmels ewig jung bleiben, auch ihr Sitz ewige Frische bewahrt. Würde in dem Reichtum an Schluchten der Beweis für die Echtheit des homerischen Olymps gesucht werden, so könnte der mysische in dem Wettkampfe den Sieg davontragen, denn immer wieder, wenn wir eine neue Höhe erklommen hatten, zeigte sich ein neuer Einschnitt. Von dem ersten Plateau sahen wir im Schleier des Morgens das weithin ausgedehnte Brussa vor uns liegen, und der märchenhafte Zauber, der am Abend vorher von dem Orchangrab die Landschaft verhüllt hielt, war einem hellen Blicke gewichen. Eine lachende Landschaft lag vor uns, und was die Nachlässigkeit der Menschen und der Schmutz der Jahrhunderte gesündigt haben mochte, hier entzogen Gärten und Wälder dem Auge das Häßliche und gestalteten es zu einem anmutsvollen Bilde. Von dem zweiten Plateau aber enthüllt sich das Meer und die fruchtbare Ebene von Mysien und Bithynien und läßt erwarten, daß sich auf dem Gipfel auch die troische Ebene dem begeisterten Auge zeigen werde. Wir mußten es leider für diesmal aufgeben, nach dem Göttersitz zu gelangen und mußten unsrer Wanderung hier ein Ziel setzen, da der Nachmittag noch Brussa gewidmet sein sollte. Muß doch die Mehrzahl der Sterblichen, welche zur Höhe strebt, inmitten des Weges wieder umkehren, denn nur wenige von den Berufenen sind auserwählt.

Längst hatte die Sonne ihre Höhe überschritten, als wir in unserm Hotel anlangten. Aber nachdem durch die Güte von Madame Brott „die Begierde nach Trank und nach Speise gestillt“ war, wurden frische Esel bestiegen, und vorwärts ging es durch die Stadt. Diese bietet das Bild von Stambul in höherer Potenz, das orientalische Leben und Treiben ist noch unverfälschter und wird durch die umgebende Natur noch malerischer. Gegen die sengenden Strahlen der Sonne bilden rankende Bäume und Tücher, die sich von einer Seite der Straße zur andern ziehen, eigentümlich und anmutig geformte Schutzdächer und erinnern an die verdeckte Straße, welche Hildebrands Meisterhand verewigt hat. Lange Karawanen schwerbeladener Kameele, die von Bagdad die Waaren

an die Küste bringen, sperren oft minutenlang den Weg, bis man das Warten dadurch verkürzt, daß man dem Beispiele der Bewohner folgt und durch die Leitseile hindurchkriecht.

Auch von dem Gewerbereichtum Brussas erhielten wir Kenntnis und besichtigten eine Seidenfabrik, wo unverhüllte Türkenmädchen mit ihren griechischen Landsmänninnen an der Herstellung des kostbaren Stoffes arbeiten, mit denen sich die europäischen Frauen schmücken. Leider wandert die rohe Seide zum größten Teile nach Lyon, wie denn auch französische Häuser eine viel größere Vertretung hier gefunden haben als deutsche. Unsre Landsleute wagen, wenn sie im Vaterlande bleiben, lieber ihre Kapitalien bei Börsenoperationen, als daß sie sie einem auswärtigen, mühevollen Unternehmen anvertrauen, oder wenn sie das Eldorado außerhalb der Heimat suchen, so wenden sie ihre Blicke nach Amerika, um oft genug enttäuscht zurückzukehren. Und doch ist die Rechtssicherheit in der neuen Welt gewiß nicht besser als hier. Freilich hörten wir von dem Gouverneur, der eine besondre Vorliebe für das Theater hat und zu Ehren der deutschen Gesandtschaft Schillers Räuber in türkischer Sprache aufführen ließ, allerlei merkwürdige Dinge, und die Art, wie er namentlich bei seinen Untergebenen die Liebe zur dramatischen Kunst fördert, stimmt mit europäischen Beamtenbegriffen nicht überein. Die Verwaltung ist eben eine türkische, und auch die unvermeidlichen Hunde des Orients stehen ihren Stambuler Kollegen nicht nach. Brussa ist aber auch mit heilbringenden Quellen gesegnet, deren Wirkung wie die der Gasteiner eine verjüngende ist. Auf unserm Wege nach Tschekirge begegneten wir ganzen Karawanen von Frauen, welche von den Bädern zurückkehrten, Türkinnen wie Griechinnen; bei den letzteren genießen die Bäder von Bügük und Kütschük Kökürdli ein ganz besondres Ansehen, weil in diesen der heilige Patridius von einem römischen Prokonsul den Märtyrertod erlitt. Wir selbst haben ein heißes Bad besucht, konnten es aber in dem glühenden Raume kaum einige Sekunden aushalten und kosteten nur von der Schwefelquelle. Die Rückkehr am Abend zeigte uns den Alpencharakter der Landschaft von den Strahlen der untergehenden Sonne gerötet, und ich würde mich am Malojapasse geglaubt haben, wenn nicht die Straßenszenen nur zu deutlich den Orient ins Gedächtnis zurückgerufen hätten. Mit dem Gefühl der Genugthuung, aber gleichzeitig mit dem des Schmerzes sind wir in der darauffolgenden Nacht von Brussa geschieden, und ich kann nur zustimmen, wenn unser Freund über Brussa folgendes Urteil in sein Tagebuch verzeichnete:

Daß der Olympos der Sitz der unsterblichen Götter gewesen,
 Brussa, erfährst du noch heut, ob du auch Allah verehrst.
Selbst der Araber Wut und der Türken gräuliche Wirtschaft
 Raubten die Anmut dir nicht, die einst die Götter verliehn.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Die Reform des höhern Schulwesens auf Grund der Ostendorfschen These: Der fremdsprachliche Unterricht ist mit dem Französischen zu beginnen. Von Dr. G. Völcker, Direktor des Realprogymnasiums zu Schönebeck a. E. Berlin, Springer, 1887.

Die zahllosen Reformschriften auf dem Gebiete der Schule machen auch dem Laien anschaulich, daß hier wenigstens noch keine wissenschaftliche Grundlage für das Urteil gefunden ist, sondern Parteistellung, persönliche Erfahrung, auch Einfälle entscheidend wirken. Wenn das einerseits an dem gegenwärtigen Zustande der Psychologie und der darauf gegründeten Pädagogik liegt, so ist doch auch anderseits der beständige Wechsel der Bedürfnisse des wirtschaftlichen und sozialen Lebens, für die unsre Schulen mitsorgen müssen, eine wichtige Ursache der beispiellosen Mannichfaltigkeit der Ansichten von der Einrichtung der höhern Schulen, besonders der Einrichtung des Sprachunterrichts.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift scheint freilich ein einfaches Thema zu haben, wenn er die Forderung des verstorbenen Direktors Ostendorf unterstützt, daß der Unterricht in der fremden Sprache mit dem Französischen, nicht mit dem Lateinischen, anfangen müsse. Aber schon der Umstand, daß sein Buch 251 Seiten umfaßt, giebt zu verstehen, daß er auf seinem Wege allerlei Schwierigkeiten gefunden hat. Er geht ihnen auch nicht aus dem Wege, und seine Schrift hält sich fast überall sehr maßvoll. Es ist klar, daß der Anfang des Sprachunterrichts mit dem Französischen seine Vorteile hat. Wenn in den Sexta, Quinta und Quarta genannten Klassen aller höhern Schulen kein Latein gelernt wird, sondern nur Französisch, so ist ein Vater wirklich imstande, nach jenen drei Jahren zu beschließen, ob sein Sohn bei der lateinlosen bürgerlichen Laufbahn verbleiben oder ob er die gymnasiale oder abgeschwächt gymnasiale Bildung verfolgen soll. Bei der jetzigen Einrichtung steht dem Besuche der lateinlosen Sexta vieles im Wege. Daß aber die beliebte Aenderung auch ihre Bedenken hat, geht schon daraus hervor, daß Rektor Völcker nicht so weit geht, drei gemeinsame lateinlose Klassen anzusetzen, sondern sich mit zweien begnügen will, wenn er das Bessere nicht erreichen kann. Es ist nämlich fraglich, ob ein sechsjähriger Betrieb des Lateinischen statt eines neunjährigen überhaupt noch den Gewinn abwirft, der gesucht wird, und ein vierjähriger Betrieb des Griechischen statt eines sechsjährigen desgleichen.

Darauf kann man nur mit Zukunftshoffnungen antworten, die an die bekannte Schnellfabrikation anklingen, oder mit Experimenten, die hie und da gemacht worden sind und deren Beweiskraft gering ist, weil die Umstände sich nicht so leicht herstellen lassen. Auch wird es sogar für den Laien immer etwas sein, was ihm unnatürlich vorkommt, wenn man, nicht etwa ausnahmsweise, sondern grundsätzlich, die Tochtersprache, das Französische, zuerst lernen läßt, und dann erst die Muttersprache, das Lateinische. Wie man das nun entschuldigt oder empfiehlt, wie man über die formale Bildung, über Methode der Spracherlernung, über Art und Wert der Lehrmittel u. s. w. in der jetzigen Kampfperiode spricht, auch in dem vorliegenden Buche, darüber geht man am liebsten still hinweg, es ist zu beschämend für den Stand der heutigen Wissenschaft. Inzwischen wäre allerdings zu wünschen, daß in Preußen und Deutschland in liberaler Weise, wie in Altona, Versuche mit der Ostendorfschen Schulart gestattet würden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Politische Zustände und Aussichten in Frankreich.

1.

Der in diesen Tagen erfolgte Zusammentritt der gesetzgebenden Körperschaften in Frankreich giebt uns Veranlassung, wieder einmal diesem Nachbarlande unsre Blicke zuzuwenden und auf Grund einer Rück- und Umschau den Versuch zur Beantwortung einer Frage zu unternehmen, die uns von allen auswärtigen Fragen zunächst am Herzen liegt. Es ist kein Zweifel, daß die Franzosen uns den Krieg erklären werden, um für die Niederlagen und Verluste der Jahre 1870 und 1871 Rache zu nehmen, sobald sie können. Das eigentliche Volk zwar, die Bauern und die Bewohner der kleinen Städte, steht einem solchen Abenteuer offenbar größtenteils gleichgiltig oder abgeneigt gegenüber; aber eine Partei, die, was ihr an Zahl fehlt, durch Rührigkeit und Dreistigkeit ersetzt, und die dadurch einen Einfluß gewonnen hat, der viele Leute und namentlich alle Streber veranlaßt, auf sie Rücksicht zu nehmen und sich ihr mehr oder minder anzuschließen, drängt mit allen Mitteln zu möglichst baldigem Angriff auf Deutschland, und es ist nicht undenkbar, daß sie ihre Absicht einmal durchsetzt. Zweifelhaft ist nur, ob die, auf welche es zuletzt ankommt, sich so bald überzeugen lassen werden, daß man das, was man will, auch mit einiger Aussicht auf Erfolg zu wagen imstande sei. Die gegenwärtige Regierung ist augenscheinlich zu dem Abenteuer nicht zu haben. Aber der Parlamentarismus, dieser Saturn, der schon so viele seiner Kinder gefressen hat, kann über kurz oder lang dem jetzigen Ministerium ein Ende machen und einem radikalen das Leben geben, welches Herrn Boulanger wieder ins Amt berufen könnte, der hier wenigstens

kriegerische Velleitäten bedeuten würde. Hat Frankreich nun militärisch derartige Fortschritte gemacht, daß eine Regierung mit solchen Zielen mit gutem Grunde glauben könnte, es sei dem Gegner im Osten allein gewachsen? Bei aller Anerkennung dessen, was in den letzten Jahren für die Reorganisation der französischen Wehrkraft geschehen ist, meinen wir das verneinen zu müssen. Es fragt sich daher: Haben in der letzten Zeit die Aussichten Frankreichs sich gebessert, bei einem Angriffe auf das deutsche Reich auswärtigen Beistand zu finden, welcher seine verhältnismäßige Schwäche auszugleichen geeignet wäre? Mit andern Worten: Ist Frankreich in dieser Zeit stetiger, zuverlässiger und damit bündnisfähiger geworden als früher? Nur insofern interessirt uns seine innere Politik mit ihren Folgen.

Wenn jemand sich nach dem Frankfurter Frieden gefragt hätte, was Frankreich jetzt nach dem Verluste Elsaß-Lothringens und der Zahlung der schweren Kriegsentschädigung für die nächsten Jahre thun und lassen werde, so würde er, falls er verständigen Sinnes, sicher geraten haben, es werde Ruhe halten, sich im Innern sammeln und festigen und nach außen hin so viel Freunde und so wenig Feinde zu machen suchen, als sich mit seinen Lebensinteressen irgend vertrüge. Diese sehr natürliche Vermutung ist durch den Gang der Dinge nicht gerechtfertigt worden. Die republikanische Form, welche am 4. September 1870 dem Lande durch Überraschung aufgedrängt wurde, hat sich befestigt, aber wesentlich infolge der Uneinigkeit der monarchischen Parteien und der Unfähigkeit ihrer Prätendenten. Nicht einmal die Republikaner vermochten sich unter einander zu einigen und eine feste Regierung zu schaffen. Die „Republik der achtbaren Leute" ist nicht bloß nach ihrer finanziellen Seite hin eine Herrschaft der Leute, welche Geld haben oder Geld in Gestalt von Stellen und Gehalten für sich und ihre Freunde erstreben, die Demokratie in wichtigen Beziehungen, ganz ähnlich wie in den Vereinigten Staaten, eine Plutokratie, die sich des Parlamentarismus zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke bedient. Trägt man dabei Doktrinen zur Schau, so ist es eben bei den meisten nur Mantel und Schein, und Minister werden nicht sowohl wegen ihrer Politik angefochten und gestürzt, als weil sie dem Ehrgeiz und der Habsucht von Parteiführern im Wege sind, welche nach ihrem Posten und damit zugleich nach der Befugnis streben, das Heer von Stellenjägern, das in der Partei hinter ihnen herzieht, in der Presse für sie und sich selbst wirkt, bei den Wahlen das Stimmvieh mit Redensarten blendet und einfängt, auf Kosten des gemeinen Wesens ebenfalls mit mehr oder minder einträglichen Posten zu versorgen. Das ist die eine Strömung in der Sache: rührige und aufgeweckte Advokaten mit weitem Gewissen und erfahren in Parteikünsten in erster, ähnlich geartete Zeitungsschreiber in zweiter Reihe sind die Politiker, die bei dieser Jagd die Hauptrollen spielen. Daneben aber geht eine andre Strömung her, die man als unterirdisch bezeichnen kann, obwohl sie nicht selten offen zu Tage tritt: der Einfluß der

goldnen Internationale, der jene Advokaten und Journalisten, bisweilen unbewußt, häufiger jedenfalls mit vollem Wissen und Wollen dienen, die Einwirkung der großen, meist jüdischen Geldfürsten, in erster Linie der Rothschild, deren Handlanger Leon Say ist, dann der Hirsch, der Erlanger, der Dreyfuß, der Ephrussi und der Camondo auf die Geschicke des Landes, dessen Presse von ihnen größtenteils erkauft ist, sodaß sie fast uneingeschränkt und unbehelligt über das, was man „öffentliche Meinung" nennt, gebieten. Die Milliarden, die sie besitzen, und der Trieb, sie zu vermehren, sind Hauptfaktoren der innern und bisweilen auch der äußern Politik des heutigen Frankreich, und diese Macht kennt selbstverständlich keinen Patriotismus und nur soweit Rücksicht auf die Wohlfahrt des Staates, als diese ihrem Gedeihen nicht im Wege steht. Das sind die eigentlichen treibenden Kräfte im politischen Leben des jetzigen französischen Volkes, soweit es von Paris beherrscht wird. Der Parlamentarismus ist ihr Werkzeug, durch ihn „fruktifiziren" diese Advokaten, Journalisten und Finanziers in den Kammern und in der Presse die Hilfsquellen des Landes, durch ihn gestalten sie nach Möglichkeit auch das Verhalten der Republik nach außen hin, durch ihn bringen sie fortwährend neue Minister ans Ruder, von denen sie Förderung ihrer Interessen erwarten. Ehrliche Republikaner sind unter den französischen Politikern selten und, wo sie vorkommen, gewöhnlich Phantasten, die nicht viel gelten. Die Gruppe der Opportunisten, welche in der letzten Zeit fast ausschließlich die Minister lieferte, besteht zum großen Teile aus Juden und Dienern des jüdischen Geistes, welcher mit Hilfe der Volksvertretungsmaschine den französischen Staat regiert, zersetzt und ausbeutet. Gambetta war der Prophet dieses Geistes, er machte unter der Maske des Patrioten und Freiheitsapostels selbst sehr einträgliche Geschäfte, und ließ seine Jünger in der gleichen Verhüllung ebenfalls erkleckliches verdienen. Unter anderm setzte er mit dem Beistande Leon Says die bekannte falsche Konvertirung ins Werk und entschied den Rückkauf der Sekundärbahnen durch den Staat, wobei für seine Stammesgenossen beträchtlicher Gewinn abfiel. Rechtzeitig von dem Vorhaben der Regierung unterrichtet, bemächtigten sie sich, nachdem der Kurs der Aktien entsprechend herabgedrückt worden war, des größten Teiles der letzteren, die dann von den Kassen der Regierung zum Nennwerte eingelöst wurden. Die schmutzigen Ränke, welche dem Feldzuge nach Tunis vorangingen und ihm folgten, sind noch in der Erinnerung der Zeitungsleser, die Rolle, welche der Jude Rustan, später Vertreter Frankreichs in Washington, dabei spielte, der Vertrag, den Renault im Namen einiger Pariser Finanzjuden zum Vollzuge vorlegte, die Art, wie Cambon mit der Gesellschaft der tunesischen Wasserwerke einen ihm schweres Geld abwerfenden Handel abschloß und den Widerspruch arabischer Beamten gegen diesen Schwindel durch Drohungen beseitigte, der Prozeß des tunesischen Generals Mustafa Ben Ismael, die Dienste, welche Parlamentarier von Ruf und Ansehen, wie Floquet und

Naquet, letzterer mit Rothschildschem Gelde, dabei leisteten, der öffentliche Zank zwischen den Biedermännern Floquet und Cambon, der darüber entbrannte, daß einer den andern um seinen Anteil an der Wucherbeute gebracht oder ihm nicht genug davon abgegeben hatte, werden unvergessen sein. Ein andrer Parlamentsheld, Charles Ferry, der Bruder des bekannten Exministers, einst ein armer Schlucker, jetzt zwanzigfacher Millionär, mußte vor der Entrüstung seiner Wähler über faule Geschäfte, die er betrieben hatte, dem öffentlichen Leben entsagen und treibt jetzt nur noch Geldhandel, wie Levy Cremieux, der eigentliche Handelsminister des Opportunismus, der mehrere Jahre hindurch ungeheure Gewinnste einstrich. Im Einverständnis mit Chalemel-Lacour, einem andern Juden, der später Frankreichs Botschafter am englischen Hofe war, eröffnete er in der Republique Française den großen Baissefeldzug gegen die tunesische Anleihe, der mit einem Krach endigte; doch war der eigentliche Vorbereiter des letztern Rothschild, welcher sich dabei der Unterstützung von Mitgliedern der Regierung erfreute.

Die französisch-ägyptische Bank ist eine jener kolossalen Maschinen, mit welchen der französische Zweig der goldnen Internationale die Welt auszubeuten bemüht ist. Sie macht in allerhand, in französischen Brauereien und Waffenfabriken, in Konstantinopolitanischen Wasserwerken, in Unterstützung der Nationalbank zu Mexiko und in ägyptischen Fellahin, die sie dadurch zu Grunde richtet, daß sie ihnen Darlehen aufdringen läßt, die sie am Verfalltage nicht einlösen können. Das alles ist jedoch bei ihr nur Nebensache. Ihr großes Geschäft sind die Syndikate, der Börsenwucher und die im Einvernehmen mit der Regierung in Szene gesetzten Gründerunternehmungen. Eine solche verband sie mit der Expedition nach Tonking. Zu derselben lag eigentlich kein rechter Beweggrund vor. Nur für Völker, die an Menschenüberfluß leiden, ist eine Kolonialpolitik Bedürfnis. Frankreich ist nicht übervölkert, und seine Auswanderung ist verhältnismäßig gering. Es braucht eher Arbeitskräfte, als daß es solche abgeben kann. In dem gesunden und naheliegenden Algerien weist das europäische Element weit mehr Spanier, Italiener und Malteser auf als Franzosen. Der Handelsumsatz zwischen Frankreich und Südamerika beträgt 920, der zwischen Frankreich und Algerien nur 306 Millionen Franken. Tonking ist weit entlegen und sehr ungesund, und seine Bewohner zählen zu den ärmsten von ganz Asien. Es eignet sich weder für den Handel noch für die Landwirtschaft. „Ich bestreite, daß irgend ein Franzose sich je in Tonking so viel erwerben kann, als ihm die Reise dahin kostet," sagte Admiral Duperré, der das Land als früherer Gouverneur von Cochinchina kannte. Und Alcide Bleton, der es im Auftrage des Ministers der Marine und der Kolonien bereist und untersucht hatte, berichtete, er habe hier nichts ermitteln können, was sich zur Ein- oder Ausfuhr eignen würde. „Aber die Ehre Frankreichs, sein Ansehen, seine Fahne!" riefen die Herren Levysohn und Tondu in der Deputirtenkammer aus. „Die Ehre über alles, die Fahne darf nicht zurückweichen, und kostete es uns

fünfzigtausend Soldaten.“ Ähnliche patriotische Hochgefühle äußerten im Senat Dietz-Monin und Bozerian und ernteten damit den Beifall der hohen Versammlung. Da legte Andrieux eines schönen Tages der Kommission für Tonking ein Dokument vor, welches die Begeisterung jener Patrioten von einer ganz neuen Seite beleuchtet. Dasselbe lautet: „Vorschlag zur Gründung einer großen Staatspachtgesellschaft in Hinterindien. Artikel 1: Der Konseilspräsident, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, bewilligt im Namen des Staates die Errichtung einer französisch-hinterindischen Gesellschaft, vertreten durch die Herren N. N., welche die Konzession annehmen, wie folgt: 1. Dieselbe wird auf neunundneunzig Jahre verliehen und umfaßt alles, was sich in Cochinchina, Anam, Tonking und Kambodscha an Ländereien, Forsten und nicht in Betrieb stehenden Bergwerken vorfindet, soweit sie nicht die Eigenschaft von Domänen tragen; 2. wird der Gesellschaft das ausschließliche Recht zugesprochen, in Tonking eine Zahl-, Leih- und Diskontobank zu errichten, welche dieselben Rechte und Privilegien genießen soll wie die, welche der indo-chinesischen Bank durch das Dekret vom 21. Januar 1875 verliehen worden sind. Ferner die Befugnis, solche Eisenbahnstrecken anzulegen und für ihren Nutzen zu betreiben, welche die französische Regierung genehmigen wird, desgleichen auf den Flüssen und der See Transportlinien, dann Häfen, Kanäle, Docks und Waarenlager, wie sie es für vorteilhaft hält. Endlich wird ihr die Beitreibung der Grundsteuer nach anamitischem Gesetz sowohl in Baarem als in Naturalien, sowie der Umsatz der letztern in Geld für Rechnung des Staates gegen festzusetzende Entschädigung übertragen.“

Dieser Entwurf trug am Schlusse eine von Jules Ferrys Hand herrührende und mit seinem Namen unterzeichnete Bemerkung, dahin lautend, daß dieser Finanzvertrag ihm von einer Anzahl Deputirten und Senatoren übergeben worden sei, die aufgezählt waren, und unter denen sich — Tableau und Trompetentusch mit Paukenschall — die Namen Tondu, Dietz-Monin und Bozerian, jene glühenden Schwärmer für die Ehre der französischen Fahne, leuchtend hervorhoben.

Die ganze Familie Ferry beteiligte sich an diesem Schnappen nach Beute. Der Berner Bankier Bavier-Chauffour, ein Vetter des Ministers, bekam den Auftrag, in Hinterindien das Interesse Frankreichs zu wahren, und er schloß mit dem Hofe von Anam einen Vertrag, der ihm auf hundert Jahre den Bodenbesitz der Insel Kebao über und unter der Erde sowie das Kohlenbecken von Hugao in der Bucht von Allong verschaffte. Das reizte zur Nachahmung. Als sich die Kunde vom Abschlusse dieses Vertrages verbreitete, erfuhr man, daß eine Anzahl von Kaufleuten und Geldmännern, an deren Spitze selbstverständlich die Juden Günzburg, Ullmann und Ernest Levy standen, sich im Lokal der Syndikatskammer auf der Rue Lancry zu einer Gründung in Tonking zusammengefunden habe, und es erging ein Zirkular, nach welchem man es vorzüglich auf Goldgraben abgesehen hatte. Schwerlich waren die

Herren so einfältig, dort in Tonking Gold zu vermuten, sie gedachten es vielmehr unter Vorspiegelung solcher Vermutung aus den Taschen leichtgläubiger Franzosen zu locken, d. h. mit einer Gründung, deren Aktien erst durch allerlei Manöver emporgetrieben werden sollten, um zuletzt, nachdem die Gründer ihren Gewinn eingeheimst hatten, zu wertlosen Papieren zu werden. Mit viel Pomp und Getöse wurde eine Kommission von Ingenieuren eingesetzt, um diese und andre Konzessionen zu regeln, deren Wert man von einer feilen Presse mit allerhand Fabelei rühmen ließ. Ein Beispiel war die Münchhauseniade, welche der „Independant,“ ein Journal Ferrys, damals dem Publikum als Köder vorhielt, und in welcher es von Tonking hieß: „Dort ist ein solcher Überfluß an Gold, daß man in manchen Gegenden Enten nur deshalb aufzieht, weil sie einen kostbaren Guano liefern, indem sie in den Bächen schwimmend und tauchend unaufhörlich Goldkörnchen verschlucken.“ Ganz anders lautete das Urteil Raoul-Duvals, der einem Zeitungsberichterstatter, der ihn über die Sache befragte, die Antwort erteilte: „Der wirkliche Ertrag dieser Konzessionen zum Bergbau wird der sein, daß das Geld aus den Taschen vertrauensseliger Aktionäre in die der Konzessionäre abfließen wird. Andre Erträge giebt es nicht, weil in dem von unsern Truppen besetzten Delta des Roten Flusses keine Bergwerke sind und über diese Linie hinausgehen den Kopf riskiren heißt. Berge mit Erzen befinden sich nur in den Waldregionen an der chinesischen Grenze, und Gold in erwünschter Menge giebt es nur auf den Karten des Herrn Dupuis; was aber die übrigen Metalle betrifft, so gehört eine ungewöhnliche Unkenntnis des Handels mit ihnen dazu, sich einzubilden, daß die Bergwerke Tonkings, so reich ihre Adern auch sein mögen, mit Nutzen für uns auszubeuten seien. Noch nie ist Eisen, Kupfer und Blei so billig gewesen als jetzt.“ Der Krieg in Tonking wurde also zwar nicht allein, wohl aber wesentlich für die schwindelhaften Zwecke einer Gesellschaft von einflußreichen Börsenmännern unternommen, zu denen Kammermitglieder und Verwandte des Ministerpräsidenten gehörten. Er kostete dem Staate ein paar hundert Millionen Franken und wenigstens 30 000 Soldaten, und seine Mißerfolge fegten Ferry vom Ruder weg, nachdem vorher das „große Ministerium“ Gambettas, vorzüglich weil es mit einer von seinen Absichten gegen Rothschildsche Interessen verstoßen hatte, zusammengebrochen war. Auch das Ministerium Brisson, welches dem Ferryschen folgte, hielt sich nur kurze Zeit und starb ebenfalls an der Tonkingschen Krankheit, die hier aber, wie bei den andern Ministerwechseln vorher, nur zu dem alten Siechtume trat, welches in der fieberhaften Begier der Kammerparteien nach Ministerstellen und andern Staatsposten einträglicher und einflußreicher Art seine Hauptursache hatte, und welches auch Freycinet, den Nachfolger Brissons, nicht lange an der Regierung ließ, da seine feierliche Beschwörung in der Botschaft Grevys selbstverständlich ohne Erfolg war. Der Präsident hatte in dieser Ansprache die Hoffnung ausgesprochen, das Parlament werde, wie Frank-

reich das Fortbestehen der republikanischen Regierungsform verlange, für die ministerielle Stetigkeit sorgen, welche so notwendig sei für die gute Führung der Geschäfte, für die Würde der Republik und für ihr Ansehen in der übrigen Welt, und zu diesem Zwecke dringend Einigung der republikanischen Parteien zur Bildung einer regierungsfähigen Mehrheit empfohlen. Diese Mahnung war in den Wind gesprochen; denn sie vertrug sich nicht mit dem Geiste der Parteien. Noch war kein Jahr seit dem Amtsantritte Freycinets vergangen, als er, der ohne Zweifel zu den befähigtsten und ehrlichsten Politikern des heutigen Frankreichs gehört, bereits genötigt wurde, sich zurückzuziehen, und zwar in einer wenig bedeutenden Frage und infolge einer Intrigue der Radikalen, welche die Zeit für gekommen hielten, die Ministerstühle mit ihren Führern zu besetzen. Der Abgeordnete Colfavru stellte am 3. Dezember 1886 den Antrag, die Gehalte der Unterpräfekten, zusammen etwa drei Millionen Franken, zu streichen. Der Minister des Innern bekämpfte denselben, sagte aber zu, er wolle demnächst eine Vorlage über Verminderung dieser Beamtenstellen machen. Vergebens wies Freycinet darauf hin, daß es nicht angehe, eine ganze Kategorie von Staatsdienern durch Streichung der Gehalte aufzuheben und so den Einfluß der Zentralgewalt auf die innere Verwaltung zu schwächen, und stellte die Vertrauensfrage. Mit den Radikalen hatten sich die Abgeordneten von der monarchischen Rechten verbunden, und der Antrag Colfavrus erhielt eine Mehrheit von fünfzehn Stimmen, worauf die Minister, gehorsam dem Brauche des französischen Parlamentarismus, den Präsidenten Grevy um ihre Entlassung baten. Der letztere hatte es sehr schwer, einen neuen Leiter des Kabinets zu finden, da die Kammermehrheit äußerst unzuverlässig war. Man dachte auf Seiten der Radikalen an den Kammerpräsidenten Floquet. Aber er hatte dem Kaiser Alexander II. einmal ein Vive Pologne! zugerufen (seine tunesische Vergangenheit war vergessen und hatte bei seiner Partei nichts auf sich), und so paßte er nicht zu der russischen Freundschaft, die man erstrebte. Endlich ließ sich der bisherige Kultusminister Goblet bewegen, die Bildung eines neuen Kabinets zu übernehmen, und es gelang, dasselbe zustande zu bringen. Acht Mitglieder des alten behielten ihre Posten, darunter auch der Kriegsminister Boulanger. Nur die Besetzung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten wollte nicht rasch von statten gehen, da selbständige Persönlichkeiten Bedenken trugen, neben Boulanger, der seine Kollegen beherrschte und trotz der friedfertigen Redensarten, die er gelegentlich vernehmen ließ, mit Macht auf den Revanchekrieg hinarbeitete, die auswärtigen Interessen Frankreichs zu wahren. Zuletzt ließ sich Flourens, der Vizepräsident des Staatsrates, bereit finden, der zwar weder parlamentarisches Ansehen noch diplomatische Erfahrung mitbrachte, aber sich in der Folge nicht ungeschickt erwies und so auch, als Goblet, welcher gleichfalls dauerhafter war, als viele erwartet hatten, endlich auch dem Moloch des Parlamentarismus zum Opfer fiel, in das neue Kabinet Rouvier hinübergenommen wurde.

Die Geschichte des letztern ist bekannt. Es läßt sich als Ministerium der Ersparungen bezeichnen. Daneben wird es dadurch charakterisirt, daß es sich von Boulanger befreit hat und ihn und seine Partei bekämpft, woraus indes nicht zu schließen ist, daß es den Gedanken der Revanche für die Zukunft von sich gewiesen hat. Über seine Aussichten auf Dauer läßt sich, während dies geschrieben wird, nichts mit einiger Bestimmtheit prophezeien. Doch ist der Charakter der Kammer der alte geblieben und wird es bleiben, so lange in Frankreich der Parlamentarismus bestehen wird, und eine neue Vereinigung der Radikalen mit den monarchischen Gruppen der Kammer zu einer Mehrheit, welche die Verdrängung Rouviers bestrebt, ist, wenn auch gegenwärtig nicht wahrscheinlich, doch möglich. Kommt es dazu, so wird abermals guter Rat teuer sein. „Bricht eine neue Kabinetskrise aus — sagte Ferry in der Rede, die er am 27. September zu Saint-Dié hielt —, so können Sie sicher sein, daß sie schwer zu lösen sein wird. Darum wollen wir uns bereit halten; denn die Ereignisse könnten uns überraschen." Es ist für diesen Fall allerdings nicht ausgeschlossen, daß der Präsident auf Freycinet zurückgreift, und der würde Boulanger jetzt nicht wieder unter seine Kollegen aufnehmen, aber entweder den Radikalen Zugeständnisse machen oder bald abermals abtreten müssen. Es ist aber auch möglich, daß Grevy seine Abneigung gegen Clemenceau endlich überwindet und diesen Führer der Radikalen mit der Bildung eines Kabinets beauftragt, in welchem Boulanger mit seiner Popularität nicht fehlen dürfte, obwohl er die Bonapartisten und ebenso die Orleanisten stark vor den Kopf gestoßen hat. Auch dieses radikale Ministerium würde indes keinen langen Bestand haben, da Clemenceau in seinem Programm zu einschneidende Maßregeln versprochen hat. Versucht er sie auszuführen, so hat er sofort eine Koalition der gemäßigten Republikaner und der Rechten gegen sich; sieht er davon ab, so läßt ihn seine eigne Partei im Stiche. Der dritte mögliche Fall ist, daß der Präsident seinen jetzigen Premier trotzdem, daß die Mehrheit der Kammer ihm fehlt, behält, die letztere auflöst und durch Ausschreibung neuer Wahlen an das Land appellirt. Das wäre aber ein Wagnis, welches für die gemäßigten Republikaner noch mehr zum Schaden ausschlagen könnte als die Wahlen von 1885. Diese neuen Wahlen würden wahrscheinlich einerseits die monarchische Rechte, anderseits die Reihen der Radikalen verstärken, die nicht bloß unter den Arbeitern der großen Städte, sondern auch unter der Landbevölkerung durch ihre Deklamationen viel Anhang gewonnen haben und den Namen Boulanger in den Fahnen führen würden, mit denen sie zur Stimmurne zögen. Was dann geschehen würde, ist schwer zu sagen und darf, da in diesen letzten Betrachtungen nur Möglichkeiten und Vermutungen sich aneinander reihen, füglich unerörtert bleiben. Die Absicht war, zu zeigen, daß der Parlamentarismus für das innere Leben Frankreichs kein Segen, daß er vielmehr die Ursache von Fäulnis und Zersetzung gewesen ist, und daß er bis heute mit seinen unaufhörlichen Ministerwechseln der Regierung

jenen unklaren, unsteten und unzuverlässigen Charakter gegeben und bis heute erhalten hat, der das Gegenteil von Bündnisfähigkeit ist. Ein zweiter Artikel soll das durch Blicke auf die auswärtige Politik Frankreichs weiter verfolgen.



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

8. Etwas vom Leben.

eben oder die Frage, was es sei oder wie es sein könne und solle, hat für unsere Zeit und Zukunft eine ganz besondre Bedeutung. Wer bei gesundem Leben ist, braucht freilich die Frage nicht und denkt auch gar nicht daran. Aber das ist es eben, wir haben im Einzelnen und Ganzen das rechte Leben nicht mehr oder noch nicht, so weit es nach den gegebenen Bedingungen möglich ist. Ja wir sind wohl auf die Schneide einer Entscheidung gestellt, die wesentlich in unsere Hand gegeben ist und unser Leben entweder abwärts führen soll oder aufwärts und damit auf den rechten Weg, denn alles rechte Leben ist zugleich aufsteigende Bewegung. Auch im Auslande, das uns besonders seit 1870 so sorglich beobachtet, sieht man uns wechselnd von beiden Seiten, sogar scharf zugespitzt. Da giebt es Freunde, die in uns das Volk der Zukunft erblicken, wie das schon vorher in England Carlyle that, sogar in Frankreich einmal Victor Hugo, wie lange vorher schon die Staël-Holstein, die uns also in einem aufsteigenden Leben sehen, so alt wir sind als Volk. Dagegen steht eine andre Meinung, wir seien eben so alt, daß wir im Altern, unser Leben also im Eingehen begriffen sei, unter der zernagenden Gewalt der Übercultur. So denken die Russen aus der Schule der Aksakow, Katkow u. s. w., mit der Kraft einer so zu sagen geschichtsphilosophisch begründeten Überzeugung. Darnach wäre uns zur Wahl gestellt ein neues junges großes Leben oder ein Ausleben, Absterben. Was ist das Wahre daran? Wie steht es mit unserm Leben? Was ist das rechte Leben? Was ist Leben überhaupt? Das ist in der That die Lebensfrage für uns, von der alle andern Fragen abhängen oder in die sie einlenken.

Sehen wir zunächst nach der verneinenden Seite. Leben ist Bewegung, Selbstbewegung, mit Freude an der Bewegung selber sowohl als mit Glauben an das Ziel, dem doch jede Bewegung zustrebt. Da das Leben im Grunde eines ist, das durch unser Wesen geht im Einzelnen wie im Ganzen, kann man am Äußerlichen anfangen, darnach zu sehen. Wenn man nun auf Bällen sieht,

wie die männliche Jugend, die doch der lebendigste Teil sein müßte, immer mehr mit Unlust an das Tanzen geht und sich lieber auf die Seite zurückzieht und — denkt, Ernstes oder Lustiges (noch lieber beim Trinken und Rauchen), ist das Lust zur Bewegung? Zur Selbstbewegung in Kunstform, wie doch das Tanzen sein soll, freilich längst nicht mehr ist? Oder wenn in gebildeter Gesellschaft, die doch für alle andern das Muster des Lebens geben soll, der gute Ton es mit sich bringt, daß man beim Verkehr sich mit Mienen und Geberden und mit der Stimme ja nicht lebhaft werden lasse, sodaß man da von Jugend auf lebhaftes Gebaren als Ausdruck lebhaft empfindender Teilnahme an den Dingen und damit das lebhafte Empfinden selber verlernen muß, ist das nicht Scheu vor Bewegung, vor Selbstbewegung, wie die Unlust zum Tanzen? Cultur ist das, aber Leben, rechtes Leben ist es nicht. Und wenn man etwa zum Trost dafür an das wachsende Leben im Theater und Concert denkt, wo die Darstellung alles Äußern auf der Bühne immer lebensvoller, die Musik immer rauschender wird, ist das wirkliches Leben? Ist es nicht vielmehr ein Zeichen, daß das Innenleben abnimmt, weil es ein mitschaffendes Ergänzen dessen, was in Auge und Ohr kommt, nicht mehr vermag und immer mehr verlernt? also die freie eigne Innenbewegung immer mehr verliert, die doch die Quelle alles Lebens ist? Auch die Scheu vor lebhaften Farben, d. h. vor der wirklichen Farbe, die unsre städtische Welt beherrscht, so weit es Kleidung und Haus betrifft, ist eine Scheu vor vollem Leben, ein Einziehen der eignen Innenbewegung. Unser Denken freilich ist bewegter wohl als je. Aber wenn nur Denken und Leben so schlechtweg eins wären, ja dann stünde es gut. Sie stehen aber leider gern in einem Verhältnis des Widerspruchs. Sie solltens freilich nicht, brauchens auch nicht, denkendes Leben und lebendiges Denken wären das Rechte und sind das Kennzeichen gesunder und glücklicher Zeiten beim Einzelnen wie bei Völkern. Aber unser Denken ist zu sehr Kritik geworden, die dem Lebendigen gern ungläubig zu Leibe, ans Leben geht, die auch alles Lebendige annagen oder wenigstens aus Leben in bloßes Denken und Wissen umsetzen will. Das alles und vieles sonst noch sind sichere Spuren von eingehendem Leben, von beginnendem oder begonnenem Alter. Wer hilft uns heraus? Stöße von außen können das thun, die unser Lebensgefüge durch gefahrdrohende Erschütterung wieder einmal in sein natürliches Gleichgewicht zwingen, wie uns ja der letzte Krieg zugleich zu einem Aufrütteln und Wiedereinrenken in ein frisches Leben geworden ist. Ein alterschwaches Gefüge wird durch solche Stöße zerstört, ein lebensfähiges neu belebt. Aber auch von innen kann es die Wissenschaft thun als Wissenschaft vom Leben, zugleich als das Gewissen der Zeit, und das sollte alle Wissenschaft sein, ist es auch zum Glück vielfältig oder wird es.

Eine Wissenschaft und Lehre vom Leben braucht aber schon jeder für sich, für sein eigenstes Leben, um damit zur Kunst des Lebens zu kommen, die man als höchstes Ziel dieses Lebens ansehen kann, zugleich als Durchgang zu allem

Weiteren, auch über dieses Leben hinaus. Nichts liegt jedem von uns näher und dringender auf als Aufgabe, als diese Wissenschaft vom Leben, man nennt es gewöhnlich Welt- und Menschenkenntnis, wobei doch die Hauptsache nicht mit inbegriffen ist, die rechte Kenntnis und Führung des eignen Lebens, das allerdings vom großen Gesamtleben so eng abhängt, daß eins fortwährend ins andre greift. Nichts liegt uns auch näher, als der bei dem Studium zu verarbeitende Stoff, das Leben, denn wir stecken ja recht eigentlich mitten darin, im großen und kleinen Leben, ja wir sind selber Leben, kleines und großes gemischt. Und doch läßt sich auch davon sagen, was der Dichter vom vollen Menschenleben sagt: „Ein jeder lebts, nicht vielen ists bekannt." Aber eben die Dichter, die rechten Dichter, sind von jeher in dieser Wissenschaft und Kunst die besten Kenner und Forscher. Von allen unsern großen Dichtern läßt sich sagen und ließe sich ausführen, daß sie bei ihrem Dichten und Trachten zuletzt eigentlich die rechte naturgegebene, gottgewollte Gestalt des Lebens und die Kunst des Lebens gesucht haben, für sich und die andern, von Klopstock und Wieland, Lessing und Herder, Schiller und Goethe. In besonderm Grade gilt dies von den beiden letzten, vorzugsweise von Goethe, der länger oder mehr gelebt hat, von innen und außen, als die andern, und dem „Leben" geradezu der bestimmende Schwerpunkt im Gleichgewicht seiner reichen Gedankenwelt wurde, wie seinem Freunde die Idee, das Ideal. So kann er auch hier den Ausgangspunkt der versuchten Betrachtung geben.

1. Vom Einzelleben.

Einzelleben, dies Wort, das man nun zuweilen findet für das gespreizte und verdunkelte fremde Individuum, Individualität (bei Fichte in den Reden „einzelnes Leben"), ist mir hier willkommen, es sagt so hübsch gleich selbst mit, daß das Einzelleben als solches ein vereinzeltes ist, das sich selbst nicht genügen kann, obschon wir beim erwachenden Bewußtsein (nicht in unsrer Herkunft) damit anfangen, um damit immer weiter auszugreifen. Goethen ist es ein Gegenstand der Beobachtung gewesen, wie Wenigen, vielleicht Keinem wieder so, das Leben, das heißt zugleich er selbst, das Leben in ihm.

Wie zusammenfassend für seine gewonnenen Einsichten ist eine lehrhafte, nicht beiläufige Äußerung darüber vom Jahre 1822 (s. 19, 221 und 30, 130 Hempel): „Das Höchste, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, ist das Leben, die rotirende Bewegung der Monas um sich selbst, welche weder Rast noch Ruhe kennt. Der Trieb, das Leben zu hegen und zu pflegen, ist einem jeden unverwüstlich eingeboren, die Eigentümlichkeit desselben jedoch bleibt uns und andern ein Geheimnis."

Da fällt wohl zunächst auf, wie neben dem bestimmt anerkannten unnahbaren Geheimnis doch eine Art naturphilosophischer Beschreibung ebenso bestimmt gegeben wird, allerdings nur der Erscheinungsform, nicht dem Wesen nach, in

der rotirenden Bewegung, also den Weltkörpern entsprechend. Vor allem braucht da aber der Zusatz von fehlender Ruhe, der, wenn man es nachfühlen will, etwas Bängliches gewinnt, eine Ergänzung; hat doch jeder bewegte Kreis im Innersten eine Stelle, die sich nicht mit bewegt, so unvorstellbar das bleibt, um die sich aber eben der Kreis wie dienend bewegt. Goethes Worten kann als Ergänzung zugesetzt werden, was in dem Briefe des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu *** vom Jahre 1773 gesagt wird: „Unsre Seele ist einfach und zur Ruhe geboren," und hoch oder ins allerhöchste gesteigert, zugleich erweitert auf alles Lebendige oder Bewegte in der Welt überhaupt, in dem Spruche, der mit den Worten „Wenn im Unendlichen" beginnt, im 7. Buche der Zahmen Xenien:

Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
Dem kleinsten [nämlich Dinge] wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ewige Ruh in Gott dem Herrn.

Die rotirende Bewegung erscheint aber schon vierzig Jahre früher, gewiß auch nach dem Vorbild der Weltkörper, im Tagebuch vom Jahre 1780, 26. März (S. 217 in Keils Ausgabe): „Ich muß noch herauskriegen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege," deutlich aus genauer Selbstbeobachtung, die man ihn da so eifrig betreiben sieht, um aus den Irrungen des Alltagslebens zur Höhe des Rechten zu kommen. Und schon im Jahre 1775 in dem Briefe an die Karschin (Hirzels Junger Goethe 3, 98): „Von meiner Reise in die Schweiz hat die ganze Circulation meiner kleinen Individualität viel gewonnen." Und noch früher erscheint bei ihm diese Vorstellung, selbst noch weiter ausgeführt; davon nachher. Daß sie übrigens nicht etwa bloß physisch oder irgendwie materialistisch gedacht ist, auch nicht in verdünntester Form, worauf gerade die späteste Äußerung von der Monas führen könnte, dafür bürgt die Äußerung gegen die Karschin, noch mehr die Tagebuchsäußerung, wo als Inhalt des Kreises in ihm, des „Zirkels, der sich in mir umdreht von guten und bösen Tagen" genannt werden: „Leidenschaften, Anhänglichkeit, Trieb dies oder jenes zu thun, Erfindung, Ausführung, Ordnung, alles wechselt und hält einen regelmäßigen Kreis [er meint laufenden Kreis, Kreislauf], ebenso Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elasticität, Schwäche, Gelassenheit, Begier." Die Vorstellung steht vielmehr auf einer geheimen Linie, die er später „sinnlich-sittlich" oder „sittlich-sinnlich" nannte, einer Linie, welche die scharfe Mitte hält oder sucht zwischen den beiden Erscheinungsseiten unsers Lebens, für die Vorstellung freilich so unfindbar, wie der Mittelpunkt eines bewegten Kreises oder der Indifferenzpunkt eines Magneten, in denen die beiden Richtungen seines Lebens auf einander stoßen, der aber weder positiv noch negativ sein kann. Es ist aber die Linie, auf der das eigentliche Leben, das Geheimnis selbst, nach oben und unten, nach außen und innen ausstrahlend sich bewegt, zugleich die

Linie, auf der der rechte Dichter in seinen guten Stunden zu wandeln weiß, wie alle echte Kunst, weil auf dieser Linie auch der leidige Unterschied von real und ideal sich aufhebt, wie beim Magneten der Unterschied von positiv und negativ; ist es aber nicht eben auch dieselbe, die das fachmäßige Denken unsrer Tage so bänglich sucht unter dem Namen Monismus?

Bei Goethe erscheint aber dort das Leben als das Höchste, das uns gegeben ist — also nicht der Geist, die Vernunft? wohlbemerkt als das Höchste. Das müßte wohl am meisten an der Äußerung auffallen. Ist nicht damit der Mensch unter sich selbst herabgesetzt? Aber gerade das ist das eigentümlich Goethische, was ich meine, daß ihm Denkleben und eigentliches Leben keineswegs zusammenfallen. Von dem vielen, was darüber vorzubringen wäre, nur einiges. Seine eigne Lehre kann in ihren Tiefen nicht denkend, nur lebend gefaßt werden:

„Manches können wir nicht verstehen."
Lebt nur fort, es wird schon gehen. (Zahme Xenien, 2. Buch.)

In einem Briefe an Herder aus jungen Jahren steht der schmerzliche Ausruf: „Armer (moderner) Mensch, an dem der Kopf alles ist!" Das trifft mitten in die Not der modernen Bildungswelt. Er hatte das übrigens eben aus Herders Schule, bei dem von Anfang an Leben, lebendig bestimmende Begriffe sind, an denen er den Wert der Dinge und Gedanken maß, dazu gedrängt von eigner schmerzlicher Erfahrung. Und auch dahinter steht ihm zugleich Hamann als Anreger, der ihm z. B. einmal mahnend schreibt: „Denken Sie weniger und leben Sie mehr" (Herders Lebensbild I, 2, 32), d. h. um die Welt zu verstehen, also wie bei Goethe dort in den Xenien. Bei diesem ist Faust der Vertreter der Umkehr vom Kopfleben zum wirklichen Leben, das ihm an jenem zu Grunde gehen will:

Mir ekelt lange vor allem Wissen!

Ich erinnere mich, wie ich als Schüler über dies Wort stutzte und erschrak, als wäre damit der Weg, den uns die Lehrer wiesen, als Irrweg verworfen, und wie ich es dann auf der Universität nur zu gut verstehen lernte. Als ich da einmal in den letzten Semestern einen Schulkameraden traf und wir unsre Gedanken rasch austauschten im Lärm der Straße, da brach er in scharfe Klage aus, wie er das Collegienlaufen und Studiren satt und übersatt habe: „Hätte ich nur etwa für ein angenommenes Kind zu sorgen, ich würde wieder leben," und das klang in mir voll wieder, das Gefühl des Lebens selbst, nicht nur der Begriff, durchzuckte mich dabei. Es war die Zeit, wo es Mode war und uns wehmütig wohl that, das deutsche Volk selbst mit Faust zu vergleichen und auch mit Hamlet. Das kam aus den Kreisen des sogenannten Jungen Deutschland, die damals die Führung der Geisterbewegung hatten. Welcher Geist da wehte und in welche Zustände hinein, in denen Neues mit Altem rang, ist am besten bei L. Wienbarg zu hören, dem bedeutendsten Vertreter der Schule, der

auch zu der Benennung den Anlaß gab, in seiner Jugendschrift: „Ästhetische Feldzüge, dem jungen Deutschland gewidmet,“ Hamburg 1834, Vorlesungen auf der Kieler Universität gehalten. Da sieht man jene Gedanken weiter arbeiten, auch über Fausts Gesichtskreis hinausgreifen. Nur ein paar Sätze aus der fünften Vorlesung: „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst,“ durchaus im Sinne Goethes, der dem jungen klaren Feuerkopfe mit glühendem Herzen der Gedankenführer war. „Leben wir, um zu lernen? Oder lernen wir vielmehr, um zu leben? Daß man die Natur auf den Kopf stellen kann, um das erstere zu behaupten! Hat es doch in Deutschland sogar den Anschein, als ob die Menschen der Bücher wegen geboren würden u. s. w.“ Folgt ein Versuch, zu definiren, was das Leben sei, das wir Deutsche so schlimm vergessen hätten, dann herbe Klage, wie die gelehrte Arbeit das Geistesleben zersplittere, „wie es in Fabriken geschieht, wo der eine den Knopf, der andre den Schaft, der dritte die Spitze der Nadel fabrizirt.“ „O wie dieses gelehrte Unwesen seit Jahrhunderten die edelsten Kräfte Deutschlands zur unfruchtbaren Tantalusarbeit verurteilt hat, wie wir Deutsche aus wandernden Helden Stubensitzer, aus Kriegern und Jägern lebenssieche, thatenscheue Magister geworden sind!“ Dann ein Blick auf die Geschichte des griechischen Geistes, die reichlich als Spiegel für unsre gebraucht wird, als Schluß: „Meine Herren, als das Leben tot war, hielt die Gelehrsamkeit Leichenschau.“ Doch wir leben noch, aber „wir haben uns herausstudirt aus dem Leben, wir müssen uns wieder hineinleben“ (wohlbemerkt nicht: hineinstudiren, obschon auch das seine Wahrheit hätte).

Dies nur eine Stimme von vielen aus jener Zeit, in deren Wehen ja die unsre mit ihrem Fortschritt geboren wurde. Sie ist nunmehr fünfzig Jahre alt. Klingt sie aber schon veraltet? Ich fürchte, nein. Der Streit im deutschen Geiste zwischen Denken und Leben ist noch in vollem Gange, ja er kann einem zu weit größerer Schärfe zugespitzt erscheinen. Damals stellte sich der Riß zwischen beiden auch dar in dem sogenannten Weltschmerz, den noch wir Alten haben verdauend durchmachen müssen. Das war ein schmerzliches, aber doch mehr wehmutsvolles sehnendes Aufblicken zu der hohen Welt, die unsre großen Dichter und Denker in den Geisteshöhen aufgebaut, zu dem Leben, das sie in die Morgenwolken gemalt hatten, das sich aber hier unten so schwer wollte finden lassen. Der Weltschmerz ist zwar nun aus der Mode, er muß also in dieser Form abgethan sein. Dafür arbeitet er aber in andrer Form in den Geistern, nicht mehr bloß als Poesie, was der Weltschmerz doch wesentlich war, sondern als ernstes, geschlossenes Denksystem, als der Pessimismus, der sich nicht bloß gegen die Welt kehrt, wie sie im Widerspruch zu der im Geiste gesehenen hohen Welt erscheint, sondern gegen die Welt überhaupt, nicht mehr bloß mit wehmütigem Schmerz gegen das Leben mit seinen durch die Menschen bedingten Mängeln, sondern mit zersetzendem Zweifel und zerfasernder Kritik gegen das Leben überhaupt im weitesten Sinne, und seinen letzten Ur-

sprung. Als einzige Rettung erscheint „Verneinung des Willens zum Leben" beim Vater dieser Weltanschauung.

Da will also das Denken das Leben aufheben. Kann der Streit zwischen beiden schärfer werden? Von der Linie, die in diesen Zwiespalt führte, ist da jedenfalls das Ende erreicht, es ist aber das Ende des Lebens selber, eigentlich das Ende des Seins, das Ende der Welt, wenn nur darüber das kleine Menschengehirn die Verfügung hätte. Da das aber so unmöglich ist oder noch unendlich unmöglicher, als der Einfall des Archimedes, die Welt aus den Angeln zu heben, wenn man ihm nur einen Standpunkt außer ihr gäbe — wäre nicht die andre Lösung des Zwiespalts näher, möglicher, besser, wenn sich das Leben aufbäumte zu einer Verneinung des Willens zum Denken? Und das thut es ja auch schon, nach Weisung der Natur in uns, im Schlafe, in Ermüdung, im Gähnen, im Bedürfnis nach Erholung, oder mit Schmerzen und allerlei Winken, womit Leben und Natur das Denken mahnen zum Einhalt auf der Linie, die aus dem Leben hinaus ins Nichts führt. Aber das Denken selber muß bewußt zum Leben, zum vollen Leben zurückkehren, muß nicht bloß seine Geschäfte, sondern die Geschäfte des Lebens besorgen lernen, das ist die wahre Lebensfrage der Zeit.

In wissenschaftlicher Erkenntnis ist ja wohl übrigens Schopenhauers Weltansicht nun überwunden oder wird es, aber es geht damit wie mit einem Steinwurf ins Wasser, nachdem im Mittelpunkt wieder Ordnung geworden ist, arbeitet der Wurf erst noch draußen in weiteren Kreisen. Und wenn der Weltschmerz die Hände nur verstimmt in den Schoß legte oder in die Taschen steckte, so ist es, als ob der volle Pessimismus die Faust ballte, in der Tasche oder gegen den Himmel, weil er nicht die Kraft hat, das Leben im Ganzen, das Weltgebäu zu zerschlagen, dessen Urheber als Pfuscher oder böſester Wille erkannt ist. Zum Glück wird auch hier der Brei nicht so heiß gegessen, als er gekocht auf dem Feuer steht; daß sich irrige Theorien abkühlen, ehe sie zu verderblich ins Leben eingreifen können, dafür sorgt schon das Leben selbst, das über unsre Köpfe hinweg seine großen Wege geht und auch durch uns hindurch, wenn wir es nur freudig ergreifen und uns ihm vertrauensvoll hingeben.

Wie viele nennen sich jetzt Pessimisten und sind doch weit entfernt von der Schärfe des Begriffes bei seinem Urheber, haben wohl davon nicht einmal eine Ahnung. Aber pessimistisch zu sein ist jetzt Mode, es gilt für geistvoller, der Wahrheit näher als optimistisch, d. h. an allem Lebendigen, das einem solchen Pessimisten vor die Hand kommt, weiß er mit seinem Besserwissen die Mängel, die Schattenseiten hervorzukehren, wohl gar zur Hauptsache zu machen, und wenn es vollends mit der Farbe des Frohen, Heitern, Freudigen vor ihn tritt, so ist es ihm von vornherein verdächtig als unwahr, er muß, um seinen Standpunkt zu retten, den frohen Duft abstreifen, wie eine plumpe oder dummneugierige Knabenhand von den Flügeln eines Schmetterlings den bunten Farben-

staub, und zeigt dann das kahle Gerippe: seht, das nur ist die Wahrheit der Sache, das andre hält nicht Stand vor genauem Anfassen. Er lähmt das Leben, dessen Kern Freudigkeit ist, braucht seine Kraft, andre Kräfte zu hemmen, statt zu fördern.

So wären wir denn nach dem hoffnungsvollen, glänzenden Aufsteigen des deutschen Geisteslebens im vorigen Jahrhundert auf der Höhe des neunzehnten Jahrhunderts in einer Klemme, die geradezu beängstigend wirkt, also wieder lebenlähmend, wenn man sich deutlich hineindenkt, in einer Klemme, aus der wir vor allem heraus müssen, wenn uns über allem Denken und Wissen nicht das Leben selbst eingehen soll, wie Goethes Faust; aber nur das Leben selbst kann uns herausführen und das Denken muß ihm folgen. Ein Trost dabei kann das sein, wenn man zurück denkt, daß der Zwiespalt zwischen Denken und Leben dem modernen Geist gleich in die Wiege gelegt erscheint, daß also der Streit zwischen beiden ein Grundzug der modernen Geistes- und Lebensaufgabe ist. Man braucht, wenn man das sehen will, nur daran zu denken, wie der junge germanische Geist, der die gealterte Welt verjüngen sollte, in die Schule dieser gealterten Welt gehen mußte, wo ihm Nahrung gereicht wurde, die hoch über sein jugendliches Bedürfnis hinausging oder auch in einer Form, die selbst am Alter litt, alte wertvolle Weisheit, die aber nun längst ihrem eigentlichen Leben entrückt und in Compendienform eingeschrumpft war. Daß man im Mittelalter einen Widerspruch zwischen Schule und Leben gar wohl empfand, zeigt allein der mahnende Spruch non scholae, sed vitae discendum est. Im sechzehnten Jahrhundert bezeichnete ein Denker selbst, einer der unbefangensten die es giebt, Montaigne, seinen Beruf nicht als denken, sondern als leben, mon mestier c'est vivre, und das könnte unsre Denkarbeit wieder brauchen, wenigstens als Durchgang, als neuer Ansatz zu gesundem Denken.

Was ist aber Leben in solchem Gegensatz zum Denken? Auch das Denken ist ja Leben, jeder Gedanke, der mir durch Hirn oder Sinn geht (wie die Sprache es ausdrückt), der kleinste oder größte, ist zugleich Leben, Bewegung in mir, so gut wie das ebenso unsichtbare Wachsen der Fingernägel, so umfassend ist der Begriff, wenn man ihn auch nur auf unser Binnenleben beschränkt. Ja aber das ist in der Wirklichkeit unmöglich, unser einzelnes Leben ist nur Leben, indem es in das große Außenleben eingeht, das uns umkreist. In welcher Weise das aber geschieht, das ist die Frage, von der alles Weitere abhängt. Auch der Einsiedler, der alle Brücken zum Weltleben abbrechen will, kann doch in Wahrheit nicht ganz heraus, das Weltbild, das er nur aus der Welt selbst hat, arbeitet doch in ihm weiter, es ist aber kein unmittelbares mehr. Auch der Denker als solcher hat etwas vom Einsiedler, wie jeder Büchermensch, er hat statt des unmittelbaren Lebens nur ein vermitteltes, er muß es aus zweiter, dritter Hand nehmen, und braucht doch des Lebens eigentlich noch mehr, als der mitten darin steht, weil er die Lebenshülsen, die an

ihn kommen in Büchern, Begriffen u. dergl., mit dem Eigenleben aus sich ausfüllen muß, wenn sie nicht tote Hülsen bleiben sollen.

Wie scharf unterschieden solch vermitteltes Leben und unmittelbares gegen einander treten können, das weiß jeder aus Erfahrung. Eine längere Reise giebt uns das Gefühl des vollen großen Lebens wieder, das da von Land und Leute nach Gegenwart und Vorzeit an uns kommt, in uns einströmt. Da merkt man wieder, was Leben ist und sein kann. Man merkt es aber erst recht, wenn man in den Kreis seiner Alltagsthätigkeit zurück kommt. Dort wurde es in sich weit und frei und reich und kommt noch so in den kleinen Kreis der Alltagsarbeit, daß man z. B. da mit Schwierigkeiten, die uns sonst groß erscheinen, leicht fertig wird, weil das Leben so leicht darüber hin kreist in freier Höhe, sie als kleine sieht und kurzer Hand richtig anzufassen weiß. Hier aber, im Arbeitszimmer, wird unser Leben bald unausweichlich wieder enger, kleiner, unfreier in seiner Bewegung, und so sehr man auch wohl im Geiste mit Großem zu thun hat, schrumpft das doch im kleinen Stubenleben selbst mit ein und das nahe Kleine macht sich uns groß. Ich erinnere mich, daß sich in jungen Jahren die Empfindung des Unterschieds bis zur Pein steigern konnte, mit dem Gefühl: das ist ja gar kein Leben hier! Und ein junger Freund, der den letzten großen und kurzen Krieg mitzumachen hatte, auch an blutigen Schlachten beteiligt als Offizier, bekannte mir gleich nach seiner Rückkehr, es litte ihn daheim kaum auf dem Stuhle, auch vor seinen Lieblingsbüchern, in denen er doch mit Dingen groß genug zu thun hatte. Ja das Kriegsleben, wenn man das Leben nur nach der Größe seiner Bewegung mißt, bleibt eben das größte Leben, obschon es zugleich so blind und furchtbar mit dem Leben wirtschaftet. Ein einziger Kanonenschuß in der Nähe gehört (ich setze einen voraus, der das gern hört, wie ich) bringt uns in größere Bewegung, giebt uns mehr eigentliches Leben (ich meine nicht bloß physisches), als der Bericht von einer Schlacht aus alter Zeit, über dem man studirt. Mir fällt dabei eine eigentümliche Erfahrung aus dem Jahre 1848 ein. Von Parteikämpfen mit Wort und Schwert, von politischen Stürmen hatte man ja schon genug gehört und daran erregten Anteil genommen, aber nur aus der Fremde und Ferne, aus dem alten Rom, England, Italien u. s. w. Jetzt in den nahen Gährungen und Stürmen, die einen noch ganz anders erregten und belehrten, merkte ich einmal, daß mir nun, wenn ich an die Zeiten von Sulla und Caesar dachte, die Leute von damals auf einmal erst wie volle lebende Menschen erschienen, bisher waren sie mir unbewußt mehr wie Puppen im Puppentheater gewesen, und Andern war es ebenso gegangen, wie ich mehr als einmal erfahren konnte. So sehr ist eignes nahes Leben nötig, um fremdes, fernes zu verstehen, d. h. als volles Leben zu erfassen. Leben ist nur durch Leben zu verstehen.

Aber das Stuben- und Bücherleben, das wir nun einmal nicht aufgeben können, aus dem sogar das neue Leben quellen soll, wie es das in der That

schon thut seit Jahrhunderten durch die besten Geister, die eben in sich so voll von Leben waren und von der Stube aus ihr Leben in das der Zeit einströmen ließen — wie wäre das vor der Gefahr des Scheinlebens zu schützen und ihm Bewegung, rechtes Leben zuzuführen? Ich kann nicht umhin, bei der Frage, die in unsre große Lebensfrage so tief eingreift, wieder an Goethe zu denken. Im Tagebuche von 1780 hat er sich unterm 21. März eingetragen als Selbstbeobachtung: „Morgens nach Belvedere zu Fuß. An Herzog Bernds [Bernhards von Weimar, dessen Leben er schreiben wollte] Leben im Gehen viel gedacht. Was ich Guts finde in Überlegung, Gedanken, ja sogar Ausdruck, kommt mir meist im Gehen. Sitzend bin ich zu nichts aufgelegt. Darum das Diktiren weiter zu treiben," wie er denn auch gethan hat, auch im Zimmer in wirklicher Bewegung zu arbeiten. Die Sache ist so eigenartig wichtig, daß sie ein Capitelchen für sich ergeben würde, das recht wohl daher gehörte, zumal sich dabei recht deutlich zeigt, wie sehr das Leben als Bewegung in uns eigentlich ein einheitliches ist, daß auch bloß leibliches Bewegen dem des Gedankens zu Gute kommt nach Inhalt und Form bis in seine Höhen hinauf und ihm die lebendige Wahrheit, das wahre große Leben finden hilft.

Übrigens liegt ein andrer Trost der Zeit zur Hand, um Sicherung zu geben gegen die alten Schäden des stubenhockerischen Lebens. Das Gesamtleben der Welt ist in eine Bewegung gekommen, nach innen und außen größer als jemals in der Weltgeschichte, und treibt seine Wellen immer lebhafter auch in unsre Stube herein, um die Stubenluft geistig mit der bewegten Luft der großen Welt auszufüllen. Und dieser Bewegung ist in ihrem Wachsen kein Ende abzusehen, auch wenn man in das nahende zwanzigste Jahrhundert voraus blickt oder noch weiter in das dahinter nahende dritte Jahrtausend. Kein Ende der wachsenden, in und außer sich kreisenden Bewegung, also die gerade entgegengesetzte Richtung, als zu welcher der Pessimismus antrieb, die Kreise des Lebens eingehen zu lassen. Wir sehen sie immer weiter ausgreifen und die Einzelleben der Menschen und Völker immer lebhafter ergreifen, die in der Gesamtbewegung ihre Stelle, d. h. ihr Leben zu suchen haben. Für Leben ist also gesorgt auf weite Zukunft hin, insofern es Bewegung ist, auch für Leben in den Studirstuben, von denen nicht nur die Erkenntnis, auch die rechte Lenkung der Bewegung zuletzt ausgehen soll. Und daß wir Deutschen uns dabei noch nicht auf den Altenteil setzen lassen wollen, in den Großvaterstuhl beim Ofen, wie der Freund Nachbar im Osten wünscht und der im Westen mit, dafür bürgt was in unserm Jahrhundert bei uns geschehen ist, im Geiste wie mit der That. Freilich, daß das neue Leben, das über uns gekommen ist, auch in den Einzelnen wirklich Leben werde, dazu gehört, daß alte Dünste und Dämpfe vollends hinausgefegt werden, die in dem alten Leben ohne Leben im gelangweilten Hirn ausgebraut worden sind, der Pessimismus und Kriticismus und Solipsimus und wie diese Stubenteufel sonst heißen, die am Leben und am

Lebendigen keine Freude haben und es darum möglichst klein machen. Wir müssen es dahin bringen, daß der schmerzliche Ausruf des jungen Goethe: „Armer Mensch, an dem der Kopf alles ist!" veralte und nur mit gelehrtem Commentar verständlich werde. (Schluß folgt.)



Neue Dramen.



Der Schwierigkeit, über neue Bühnendichtungen vom Lesetisch aus zu urteilen, ist man sich gegenwärtig so lebhaft bewußt, daß man dieser Aufgabe möglichst aus dem Wege geht. Man weist auf die zahlreichen Enttäuschungen hin, die man mit den Theaterstücken erlebt hat: Dramen, die beim Lesen gefallen haben, fielen auf der Bühne durch, andre wieder, die man im „Textbuch" — hier ist dieser technische Ausdruck sehr nötig — kaum zu Ende lesen konnte, erlebten eine Unzahl von Aufführungen. Anstatt aus diesen Erfahrungen den Schluß zu ziehen, daß man dort eben nicht mit Zuschaueraugen gelesen und hier die Mitwirkung außer dem Textbuche stehender Umstände, etwa der zufällig mitwirkenden Virtuosität eines Schauspielers, übersehen hat, zieht man lieber gleich die bequeme Folgerung, daß ein Urteil über Dramen vom Lesen aus überhaupt nicht maßgebend für ihren dramatischen Wert sein könne. Zumal auf Äußerungen Heinrich Laubes liebt man in dieser Frage sich zu beziehen. Und dann weist man noch auf die unglücklichste Sorte aller Dichtungswerke hin: auf das Buchdrama, welches zum Gedeihen des deutschen Theaters so wenig beigetragen hat. Es wurde von der Masse der Leser gemieden, weil es dieser schwer fällt, mit der eignen Phantasie die Andeutungen von Szene und Bewegung zu ergänzen, auf die der Dichter durch die dramatische Form seines Werkes im Texte notwendig beschränkt bleibt; und aufführbar waren die Buchdramen schon deswegen nicht, weil die Verfasser die Gesetze und Forderungen der Bühneneinrichtung wiederum zu wenig oder auch gar nicht berücksichtigt hatten. Und doch ertönt von allen Seiten die Klage, daß wir kein nationales Theater hätten, und doch ist keine Dichtungsart heutzutage so umworben, als gerade die dramatische! Vom Roman, von der Novelle erwartet man keine höhere Blüte mehr, man ist zufrieden mit dem, was die Meister derselben erreicht haben; ein literarisches Bedürfnis geht in Wahrheit nur von der Bühne aus. Warum aber überläßt die Kritik die neue Dramenproduktion ihrem Schicksal, der Laune oder der zufälligen Kenntnisnahme durch die Theaterdirektoren? Warum verschanzt sie

sich hinter dem bequemen Satze, daß Bühnenwerke eben nur von der Wirkung auf der Bühne beurteilt werden könnten, und vermeidet es, sie auch unaufgeführt zu würdigen? Als ob sie nicht auch vor der Annahme zur Darstellung, um eben jene Bühnenwirkung zu erproben, kritisch gelesen, als ob der zuweilen kostspielige Versuch ihrer Aufführung nicht von denselben Beweggründen aus gemacht werden müßte, die dem literarischen Leser den Wunsch einflößen, das Stück dargestellt zu sehen! Manches Gute könnte die Kritik stiften, wenn sie aus ihrer bequemen Einwicklung hervorträte, denn nicht immer ist die Wahl, welche Theaterdirektoren unter den neuen Erscheinungen der dramatischen Literatur treffen, rein sachlich, von keinen andern als künsterischen Beweggründen geleitet. Es ist zur Genüge bekannt, wie zahlreicher persönlicher Beziehungen es bedarf, um ein Stück bei einer Theaterdirektion durchzusetzen, wie die Gunst einflußreicher Schauspieler umworben und das schnell gesponnene Netz von Theaterintriguen zerrissen werden muß, die niemals verfehlen, sich den Bestrebungen eines ernsten Dichters in den Weg zu stellen. Am besten freilich für den Bühnendichter ist es heutzutage, wenn er zugleich der einflußreiche Kritiker eines vielgelesenen Residenzblattes ist. Dann wird er jedenfalls berücksichtigt. Fällt auch sein Stück übel aus, weiß der Direktor überhaupt von vornherein, daß damit wenig zu gewinnen ist — thut nichts! Es wird stets aufgeführt! Denn der Lohn bleibt nicht aus: der Kritiker ist dem betreffenden Theater verpflichtet, seine Zeitung behält in allen Fällen eine wohlwollende Haltung, die journalistischen Kollegen der andern Blätter, die in der gleichen Lage sind, werden der andern Krähe auch kein Auge aushacken, und so wird mit viel Schund und wenig Witz sehr viel Geld verdient. So wenigstens geht's in Wien zu. Es soll aber anderwärts auch nicht besser sein.

Doch zur Sache. Vor uns liegen drei dramatische Werke namhafter Dichter, Dramen von Hans Herrig, von Hermann Lingg und von Martin Greif: jedenfalls ernst zu nehmende literarische Erscheinungen, deren Charakter und Wert wir daher im folgenden zu zeichnen versuchen werden.

Richard Wagner zieht in seiner Schrift „Oper und Drama" (Gesammelte Schriften und Dichtungen III. 343) bei Besprechung der Bemühungen Beethovens, der Instrumentalmusik einen bestimmten, individuellen Inhalt zu verschaffen, einen Vergleich zwischen dem großen Tondichter und einer andern weltgeschichtlichen Persönlichkeit: Christoph Columbus. Er sagt: „Die Geschichte der Instrumentalmusik ist von da an, wo jenes Verlangen sich in ihr kundgab, die Geschichte eines künstlerisches Irrtumes, der aber nicht, wie der des Operngenres, mit Darlegung einer Unfähigkeit der Musik, sondern mit der Kundgebung eines unbegrenzten innern Vermögens derselben endete. Der Irrtum Beethovens war der des Columbus, der nur einen neuen Weg nach dem alten, bereits bekannten Indien aufsuchen wollte, dafür aber eine neue Welt selbst entdeckte; auch Columbus nahm seinen Irrtum mit sich ins Grab: er ließ seine Genossen

durch einen Schwur bekräftigen, daß sie die neue Welt für das alte Indien hielten. So immer noch im vollsten Irrtume befangen, löste dennoch seine That der Welt die Binde vom Gesicht, und lehrte sie auf das unwiderleglichste die wirkliche Gestalt der Erde und die ungeahnte Fülle ihres Reichtums erkennen." Von diesem (in der Geschichte der Musik viel umstrittenen) Vergleiche Richard Wagners hat Hans Herrig, wie er im Vorworte andeutet, die Anregung zu seiner dramatischen Dichtung Columbus (Berlin, Fr. Luckhardt, 1887) erhalten. Die Stelle muß blitzartig in seine Phantasie eingeschlagen haben, denn noch im Nachgefühl jenes Augenblicks fragt er pathetisch: „Wer wird in Richard Wagners »Oper und Drama« die Nebeneinanderstellung von Columbus und Beethoven lesen, ohne tief davon ergriffen zu sein?" Mehr aber als diese Anregung dürfte Herrig kaum von jener Stelle empfangen haben, die Ausführung des Gedankens geht ganz eigne Bahnen.

„Der Entdecker" wollte Herrig, wie er in demselben Vorwort erzählt, anfänglich seine Dichtung betiteln, und damit wäre zugleich die Idee seines Stückes und das künstlerische Stilprinzip ausgesprochen gewesen. Denn sein Drama behandelt nicht die Tragödie des Undanks, die, wie man weiß, Christoph Columbus erschütternd erlebte, es reicht nur vom Auftreten des Genuesers am kastilischen Hofe bis zu dem Augenblicke, wo der Matrose vom Mastkorb des in dem unbekanntesten Westen segelnden Schiffes die jubelnden Rufe: „Land! Land!" ausstößt, und das Schiffsvolk, das eben meutern wollte, vor seinem Admiral beschämt in die Kniee sinkt. Aber innerhalb dieser kurzen Zeit spielt sich bei ganz frei erfundener Handlung das beinahe tragisch ergreifende Schicksal des „Entdeckers" ab. Also symbolisch, typisch nahm Herrig seinen Helden: in den Erlebnissen desselben wollte er ein Bild vom Laufe der Welt, von der Beschaffenheit der menschlichen Natur im weitern Sinne, und im engern ein Bild von dem Schicksal aller derjenigen geben, welchen der Genius eine neue epochemachende Idee offenbart hat, der sie ihr Dasein rückhaltslos widmen, in deren Dienst sie als begeisterte Apostel unter die Menschen treten, um diese zu gewinnen, da sie ja, ach! auf ihre Mitwirkung so sehr angewiesen sind. Und wie das zugeht, bevor die Idee verwirklicht werden kann, welchen Kummer und welchen Kampf das kostet, welche Mächte sich in solchen Fällen hilfreich, welche widerspenstig erweisen, und wie dies alles in der menschlichen Natur begründet ist, wie sich der Genius selbst in dieser Rückwirkung der Welt als Charakter zeigt: das ist der Inhalt des Herrigschen Dramas. Es ist, man möchte sagen, ein großes Stück Menschenwissenschaft, und so hervorragend die Gestaltungskraft Herrigs ist, der sehr wohl wußte, daß die Poesie nicht Vertreter allgemeiner Tendenzen und Strömungen, sondern bis ins Irrationale individualisirte Menschen braucht, um rein zu wirken — so ganz überwunden scheint uns das Allgemeine in dieser Dichtung doch nicht zu sein. Beim Lesen, müssen wir bekennen, erhielten wir einen mächtigen Eindruck, aber er blieb gemischt,

als wir das Buch aus der Hand legten. Den Grund werden wir gleich erkennen.

Die echt künstlerische Art, in der Herrig seine — nicht Welt-, sondern so ganz eigentlich — Menschenanschauung zur Darstellung gebracht hat, verdient aufrichtige Anerkennung. Eine gleich stramme Komposition, die konzentrisch jeden Zug der Handlung zur Beleuchtung des in der Mitte stehenden Charakters benutzt, die mit der Kunst der Gegensätze so wirksam spielt, eine Figur durch die andre erklärt, die gesamte Dichtung zu einer harmonischen und doch bewegten Einheit gestaltet, dürfte gegenwärtig so leicht nicht wieder gefunden werden. Die größte Sorgfalt ist auf das Charakterbild des Columbus verwendet; hier sind auch jene historisch-irrationalen Elemente aufgenommen, die aus dem Typus ein bestimmtes Individuum machen. Alles einzelne können wir hier nicht, ohne breit zu werden, wiedergeben, aber wir wollen doch durch eine kurze Erzählung das gesagte beweisen.

Mit zwei sinnreichen Gegensätzen wird Columbus in das Stück eingeführt. Vor der Audienz bei dem aragonisch-kastilischen Königspaare, Ferdinand und Isabella, trifft er mit zwei Menschen zusammen, die gleich ihm Schwärmer sind in den Augen der nüchternen Menschen: mit dem verliebten Edelmann Ojeda, der die Hofdame Anna mit echt spanischer Leidenschaft (seine Verse haben auch den Rhythmus spanischer Romanzen) verfolgt, das Fräulein ist aber spröde, und der arme Verliebte dürstet nach Ruhm, um sich vor ihr auszuzeichnen. Die zweite Begegnung ist die mit einem Greise, der das Rezept Gold zu machen in der Tasche trägt und nun den König Ferdinand für seine Künste gewinnen will. Wodurch aber unterscheidet sich Columbus, der gleichfalls die Menschen aus der gewohnten Bahn reißen will, von dem Alchemisten, der den Stein der Weisen gefunden hat? Und was soll der gut realistische Staatsmann Ferdinand solchen Leuten erwiedern? Columbus hat für sein Anliegen auch nichts andres als Hypothesen vorzubringen. Und ist er nicht schon mit einem portugiesischen Schiffe ausgezogen und erfolglos wieder heimgekehrt? Dem Goldmacher wirft Ferdinand einen Beutel mit Geld hin, und dieser hebt ihn auf, froh, so viel erbeutet zu haben. Auch dem Columbus, dessen würdiges Auftreten dem Könige gefällt, der ihm als tüchtiger Seemann gepriesen wird, will sich Ferdinand gefällig erweisen. Die befragten Gelehrten und Theologen geben Columbus in Gegenwart des Königs den beleidigenden Rat, sich gründlicher der Wissenschaft zu widmen. Für neue Ideen sind Büchermenschen am wenigsten empfänglich. Also will Ferdinand den Genueser in den ehrenvollen Dienst seiner Flotte nehmen. Was aber sagt Columbus darauf? Er sagt es später (im zweiten Akt) zu vertrauten Freunden:

Umherzulaufen als geheilter Narr!
Bin ich ein Narr, gut denn! so will ichs bleiben.
Sie werden schon an meinem Grabe stehn

Und bitterlich sich schämen. Jetzt mich beugen,
Daß Recht behielte diese falsche Welt?
Und hetzt sie mich mit Hunden in den Tod,
Beim Himmel, Recht behalten soll sie nicht.

Dieser unbeugsame Starrsinn, dieser unbändige Stolz, dieses Hochgefühl und klare Bewußtsein von dem Werte seines Unternehmens gehören auch zum Charakter des Entdeckers. Denn ohne diesen Starrsinn ließe er sich durch den Widerspruch der Menschen von seinem Plane abbringen, ohne dieses klare Bewußtsein wäre er eben nur der blinde, auf den Zufall bauende Goldmacher. Und noch ein Zug unterscheidet einen Columbus von einem Spekulanten. Wie dieser den Geldbeutel für alle Fälle zu sich steckt, ob nun seine Idee Aufnahme findet oder nicht, ein Columbus hingegen mit seiner Idee steht und fällt, so sagt der Goldmacher:

Ja ja! Wir haben Grund, die Welt zu hassen!
Columbus: Wer darf sie hassen, da sie Gott geliebt!
Greis: Du liebst sie? (Columbus nickt schwermütig.)
Freund, laß dir die Wahrheit sagen:
Du bist ein Narr, ganz gründlich bist du toll.
Columbus: Ein alter Mann mit einem Jünglingsherzen,
Verliebt in eine Welt, die ihn verschmäht —
Ja, das ist toll!

Und indes der Goldmacher hingeht, seinem Magen einen Festtag zu bereiten, bricht Columbus im Schmerz über die erfahrene Ablehnung seiner Pläne verzweifelt zusammen. Diese seine Schwermut steigert sich (bis in die Mitte des dritten Aktes, wo der Umschlag eintritt) in einer Weise, daß er an Selbstmord denkt und sich beinahe mit seinem Sohne Diego in dasselbe Meer gestürzt hätte, dessen Zauber ihn, den alten Seemann, ganz in Banden hält. Diese Szene ist von großer Poesie. Aber da geschieht das große Wunder: das Weib mit seinem nachempfindenden Enthusiasmus, seinem Instinkt tritt ins Spiel. Der Königin Isabella hat bei jener Audienz der graue Genueser sehr wohl gefallen: sie hält ihn nicht wie Ferdinand für einen Phantasten, sie ist von seiner Ehrlichkeit überzeugt, und jedenfalls hält sie eines solchen Mannes Ideen für bedeutend genug, daß für sie etwas gewagt werde. Und nun kommen noch die Versicherungen der fachmännischen Seeleute hinzu, daß Columbus zweifellos im Rechte sei, daß alle, die die See kennen, überzeugt seien, es müsse drüben festes Land zu finden sein — freilich: das Testament solle schon der kühne Mann machen, der hinüber fahren wolle. Auch die alten Freunde des Columbus wirken mit, und so gelangt Isabella zu dem Entschlusse, ihm die nötigen Schiffe zu verschaffen. Nun aber gilt es, den Widerstand des geliebten und geachteten königlichen Gemahls zu überwinden. Isabella erinnert den Widerstrebenden, daß ihr Rat, wenn auch der eines Weibes, sich oft als vorteilhaft bewährt habe, freilich habe sie ihn mit Küssen überreden müssen. Doch Ferdinand bleibt kalt, er habe kein Geld

für solche Abenteuer, müsse für näherliegende Staatsbedürfnisse sorgen. Förmlich erzürnt scheidet er von der fest auf ihrem Entschluß beharrenden Königin. Nun will sie aus ihren eignen kastilischen Einkünften des Columbus Schiffe ausrüsten. Diesem wird eben, nachdem er willens gewesen war, ganz aus der Welt zu scheiden, dieser Umschlag in seinem Schicksal von der Königin selbst mitgeteilt. Und anstatt, wie ein Höfling erwartete, zunächst ihr zu danken, sinkt er vom Gefühl bewältigt in die Kniee und betet:

O Gott, mein Gott, nur stammeln kann ich dir;
Und du doch hast's gethan, du halfest mir,
Verwarfst mich nicht, so sehr ich das verdient,
So sehr beleidigt dich mein feiges Herz.
Vergieb mir, was ich that, was ich gedacht,
O Gott, mein Gott, wie soll ich danken dir,
Für das, was du mir schenkst in deiner Gnade —

eine tief ergreifende Szene. „Mir ists, als wär' ich süßen Weines voll!“ sagt er beim Abgehen.

So weit hat es Columbus gebracht: die Menschen glauben an seine Sache. Da treten neue Verzögerungen und Schwierigkeiten auf, die teils von ihm selber verursacht, teils in der allgemeinen menschlichen Natur begründet sind. Der Lohn, den er für den Fall des Erfolges seiner Fahrt in Anspruch genommen hat — er will Vizekönig des zu entdeckenden Landes sein, sein Sohn Diego soll mit allen Nachkommen des Geschlechtes den Granden des Reiches gleichgestellt werden —, hat die Königin Isabella so sehr erschreckt, daß sie nun fast verzagt und bedauert, ohne Zustimmung des Gatten gehandelt zu haben. Zu ihrem Kleinmut kommt die sich unmittelbar vor der großen That einstellende Mutlosigkeit der Matrosen, die sich zur Fahrt bereit erklärt haben. Der König giebt, als echter Realpolitiker, der inzwischen wieder versöhnten Königin den Rat, sich hinter die Matrosen zu stecken, um so den ganzen Plan fallen zu lassen. Doch dazu ist sie zu edel: Columbus selbst soll sich noch vor ihren Augen als der Berufene bewähren, der Herr ist über den Willen der Menge. In einer dramatisch bewegten Szene stimmt er dieselben Matrosen, die mit dem Rufe: Nieder mit Columbus! eingedrungen sind, völlig um, sie wollen nun mit ihm alle Gefahr teilen, wenn er sie nicht weiter als fünfhundert Meilen ins Meer hinaus führe. Von diesem politischen Kunststücklein ist nun auch Ferdinand selbst für Columbus gewonnen, und dieser zieht mit den Segenswünschen aller in die unbekannte Weite. Aber nach fünfhundert Meilen ist noch immer kein Land sichtbar. Sie sind schon weiter: siebenhundert Meilen, Columbus hat es seinen Leuten verborgen. Diese aber haben den Mut verloren, sie meutern, wollen heimkehren, sie haben den Admiral auf einer Lüge ertappt und das Vertrauen zu ihm verloren, sie wollen ihn töten — da ruft der Matrose vom Mastkorb: „Land! Land!“, und der Ruf berührt sie wie ein sicht-

bares Wunder des Himmels. Sie sinken vor dem Geschmähten zerknirscht in die Kniee, dieser aber zieht seine Matrosen empor und küßt sie. Mit einem Monologe des Columbus (aus dem leider zu sehr der Dichter selbst spricht, um den Schluß zu begründen) und der Entfaltung der spanischen Fahne im Angesichte des über den Horizont getretenen neuen Landes schließt das Stück.

So wirkungsvoll rührend nun — beinahe schon ein Theatercoup — dieser Schluß ist, so kann man doch nicht sagen, daß das Stück einen reinen Eindruck hinterlasse. Man behält die Empfindung von einer tendenziösen Kunst. Wohl ist es richtig, daß der Dichter seine Bilder und Gesichte mit einem geistigen Gehalte erfüllen soll, allein nicht alles Bild darf sich in ein geistreiches Aperçu auflösen lassen. Hier, bei Herrigs Stück, hat man nur allzuoft das Gefühl, als ob der Dichter erklärend hinter uns stünde, uns auf die Schulter tippte und als treuer Schüler Schopenhauers flüsterte: Ta twam asi! Das bist du! So ist die Welt! Die Absichtlichkeit also tritt bei aller Kunst störend hervor, sie zerstört das Bild und die damit verbundene freie Gemütsstimmung, und giebt bloß dem Denken Nahrung. Sodann ist das Drama für den Geniekultus auch nicht die geeignetste Form. In die Fehler andrer, welche Geistesheroen auf der Bühne verherrlichten, ist Herrig gewiß nicht verfallen, davor bewahrte ihn sein tiefer Geist und sein guter Geschmack. Aber die Bühne vermag ihrem Wesen nach nur unser rein menschliches Mitgefühl zu erregen: der kämpfende Columbus ist ästhetisch wirksam, der Columbus in dem Strahlenkranze seines Erfolges langweilig. Herrig hört ja in der That auch in diesem Augenblicke auf; aber dem Zuschauer ist dies gleichwohl kein befriedigender Abschluß für die gesamte Handlung. Nur die geschichtsphilosophische Reflexion sagt sich mit dem Monologe des Helden, den Herrig ihm schließlich in den Mund gelegt:

Was liegt an mir noch in den künft'gen Tagen?
Nun ich erfüllte das, weshalb ich kam,
Nun bin ich grad' so viel, wie diese alle,
Ein Werkzeug Gottes, das er abgenutzt —

Also Columbus, der Entdecker, sei nunmehr eigentlich poetisch tot. Und doch ist er es wieder nicht! Er lebt ja fort und wird zurückkehren und um den Lohn für seine Entdeckung von neuem kämpfen! Wir vermögen doch nicht so ganz und gar den Menschen Columbus vom Entdecker zu trennen. An dieser ästhetischen Unklarheit leidet dieser Abschluß des in allem andern so geistvollen und kunstreichen Dramas. Mit Abstraktionen läßt sich keine Handlung abschließen.

Dem neuen Schauspiel in fünf Akten: Die Bregenzer Klause von Hermann Lingg (München, Ackermann, 1887) konnten wir keinen Geschmack abgewinnen. Ein nüchternes, schwungloses Werk: nüchtern in seiner ungeadelten Prosa, nüchtern in der kraftlosen Charakteristik, nüchtern in seinem versöhnlichen

Schlusse, der gar nicht zur tragischen Anlage der ganzen vorhergehenden Handlung passen will. Es ist eines jener Dramen, worin die Menschen im Edelmut sich überbieten, indes zugleich andre Figuren ungewöhnliche Bosheit offenbaren. Was dem Stücke Herrigs im Übermaß eigen ist: die symbolische Vorbildlichkeit der Handlung, das fehlt dem Stücke Linggs: die große, allgemein menschliche Idee, es ist nur historischer und historisch-allegorischer Stoff. Auch fehlt es seiner Handlung an der strengen Einheit, an einer vergleichsfreien Mittelfigur, die zwei neben einander hergehenden Handlungen sind nur äußerlich verknüpft. Das Augenmerk des Dichters war nicht auf die künstlerisch liebevolle Ausführung und Gestaltung der Charaktere gerichtet, deshalb interessirt man sich auch nicht menschlich für die Personen als solche, sondern bloß für die Lösung der Verwicklung. Das geschichtliche Kolorit hätte von vorteilhafterer Wirkung für die Stimmung des Ganzen werden können, aber es ist nicht angestrebt worden. Die Hauptgestalten sind eine Frau von der Art der Orsina oder der Lady Milford: eine kriegerische Amazone, eine gewissenlose Abenteurerin, welche das „Soldatenglück," die Mühe des dreißigjährigen Krieges gewissermaßen verkörpern soll; sodann der schwedische General Wrangel, der in Deutschland Krieg führt, um sich selbst zu bereichern, und vorgiebt, es für die Protestanten zu thun; sein Sohn Reinhold, ein Abkömmling des Max Piccolomini, ein heißblütiger Gesell, der sich unbegreiflich schnell in die schöne Katholikin Pia Montfort verliebt, deren väterliches Schloß am Bodensee die Schweden soeben besetzt haben und die die egoistischen Liebesanträge der französischen Emissärin Marfisa höhnisch zurückweist. Im Vordergrunde endlich stehen der Kastellan des Schlosses Montfort, ein durch die Schweden um Hab und Gut gebrachter reicher Bauer und sein Sohn. Dieser ging in den Studentenjahren durch, verlockt durch das abenteuerliche Soldatenglück, und kam in schwedische Dienste. Nun finden sich Vater und Sohn wieder (große Erkennungsszene), eben als der Kastellan die Schweden als scheinbarer Ephialtes durch die Bregenzer Klause zum Sturm auf die befestigte Handelsstadt führen will. Da aber der eigne Sohn — Kapitän Falkenberg nennt er sich — jenen dem Tode geweihten Schwedentrupp führen soll, tritt der Kastellan zurück, nun ein doppelter Verräter. Der edle Falkenberg bleibt aber seinem Offiziersworte treu, er geht mit den Schweden durch die Schlucht, von deren Höhen die Vorarlberger sicher treffende Kugeln herabsenden, entkommt wunderbar dem sichern Tode und gelangt gerade noch rechtzeitig auf die Bühne, als sein Vater zu Pulver und Blei begnadigt worden ist. Seine Bitten rühren überraschenderweise den alten rohen Wrangel, der soeben seinen Sohn bei demselben Sturm auf Bregenz verloren hat. Gleichzeitig ertönen die Glocken der nahen Stadt, die den sehnlichst erwarteten Münsterschen Frieden verkünden. Der alte Wrangel muß also auf seine Ideale, den Weg zum Papst nach Italien zu finden, stillschweigend verzichten und nolens volens in die Friedensgebete einstimmen. Die Abenteurerin

Marfisa ist mit der Leiche Reinholds im Bodensee versunken — eine wohlgemeinte historische Symbolik.

Ein Schauspiel im breiten massigen Stile Shakespearescher Historien, in dem es auch viel zu schauen giebt, wozu die auf ein weites geographisches Gebiet (zwischen Pavia und der Lüneburger Haide) verteilte Szenerie allein schon Gelegenheit giebt, ist Martin Greifs fünfaktiges Drama Heinrich der Löwe (Stuttgart, Cotta, 1887). Den altererbten Gegensatz zwischen Staufen und Welfen hat Greif in dem Streite zwischen dem sagenverklärten Kaiser Friedrich Barbarossa und dem glänzenden Herzog der Sachsen und Baiern, Heinrich dem Löwen von Braunschweig, in den Hintergrund seines Dramas geschoben, jener Gegensatz dient nur dazu, im Blute liegende welfische Treulosigkeit überhaupt anzudeuten. Dagegen hat Greif, seiner, wie es in der Lyrik sich zeigt, dem Meister Uhland verwandten poetischen Natur gemäß, die sittliche Idee der Freundestreue, deren Zwang noch durch die Vasallen- und Vaterlandspflicht verstärkt wird, zum eigentlichen Motiv seiner gestaltenreichen Dichtung gemacht. Er hat im Kaiser Friedrich Barbarossa und in seinem Gegner Heinrich zwei große, lebensvoll heraustretende, dabei durchaus einfache Mannesgestalten geschaffen, die, vielleicht nicht zum Vorteil der einheitlichen Wirkung des ganzen Schauspiels, um das Interesse des Zuschauers mit einander wetteifern; nachdem der Löwe ausgespielt hat, nimmt der Kaiser unsre Teilnahme übermächtig in Anspruch. Der Herzog wird als ein heißblütiger, rasch auffahrender, seines Wertes sich wohl bewußter Kriegsherr hingestellt. Er hat sich unleugbar große Verdienste um Kaiser und Reich erworben; er hat jenem einmal in der Schlacht das Leben gerettet, er hat diesem zum Heil die Wenden besiegt, in Italien oft das Kriegsglück entschieden. Friedrich II., sein Jugendfreund und auch durch seine welfische Gattin Beatrix mit ihm verschwägert, eine wahrhaft königliche Natur, zum Herrschen berufen, sparte nicht mit Dank und Auszeichnungen: Herzog Heinrich ist der mächtigste Vasall im Reiche geworden. Aber je mehr Macht er in seiner Hand vereinigte, umso ländergieriger, umso stolzer wurde er, und sein hitziges Naturell faßte leicht Argwohn selbst gegen die wahrhaft redliche, offene Seele des befreundeten Staufenkaisers. Als dessen junger Sohn Heinrich von allen Großen des Reiches zum deutschen König erwählt wird, da verweigert ihm der Löwe seine Stimme, und Kaiser Barbarossa muß sich zu spät sagen: „Den Mann haben wir zu groß gemacht!" Aber er ist in Not, er bedarf um jeden Preis der Unterstützung des Baiernherzogs. In diesem hat jedoch das Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit des Kaisers schon so tiefe Wurzeln gefaßt — obgleich er sich mit eignen Augen von der guten Absicht desselben hätte überzeugen können an dem Benehmen des Herzogs Welf, seines Agnaten —, Heinrichs Stolz und Ehrgeiz sind überdies so mächtig geworden, daß er seiner Treuepflicht und des schuldigen Vasallengehorsams vergißt und den Kaiser mitten in der größten Bedrängnis im Stiche läßt. Aber Hochmut kommt vor dem

Falle, und die sich demütigen, werden erhoben, scheint uns der Dichter aufs neue lehren zu wollen. Barbarossa demütigt sich nur allzusehr, beinahe auf Kosten seiner Kaiserwürde, in den Augen des Zuschauers. Nicht genug an dem Kniefall vor dem trotzig verschlossenen Löwen, muß sich der im Kirchenbann stehende Friedrich auch noch vor dem von ihm selbst aus Rom vertriebenen Papst Alexander demütigen — eine Szene, deren Notwendigkeit für die Idee des ganzen Schauspiels wir nicht recht einsehen konnten. Genug, Heinrich der Löwe hat, obwohl er wußte und davor gewarnt wurde, daß ihn alle seine Nachbarn neidvoll hassen, auf das eigne Beispiel des Treubruchs hin die Erfahrung zu machen, daß die Welt auf Treue gegründet ist, und daß er gegen den Kaiser nichts ausrichten kann; er muß sich, von dessen Truppen umzingelt, auf Gnade und Ungnade ergeben. Der in Italien so unglückliche Barbarossa aber übt überraschend reiche Gnade an seinem treulosen Vasallen, indem er ihm bloß seine Lehen abnimmt und das Allod Braunschweig läßt, das er zugleich zum Herzogtum erhebt, und ferner den Löwen zu dreijähriger Verbannung vom deutschen Boden verurteilt. Dieser versöhnliche Schluß auf eine solche That der Verräterei wurde zwar durch die geschichtlichen Thatsachen geboten, aber er will unser Bedürfnis nach einer poetischen Gerechtigkeit nicht recht befriedigen. Corfiz Ulfeld war auch ein Landesverräter, Marino Falieri desgleichen, und beide Dramen hat Greif tragisch enden lassen. Indes muß man zugestehen, daß er dem versöhnlichen Abschluß jenes „Löwen" glücklich vorgebaut hat, indem er das Mißtrauen Heinrichs gegen Friedrich stark begründete, sodaß man umgekehrt leicht in den Irrtum geraten konnte, Friedrichs Vorgehen sei macchiavellistisch unredlich; sodann sind die streitigen Objekte, welche das Mißtrauen Heinrichs hervorrufen, seine Stammgüter, deren Verlust ihm besonders nahe gehen mußte; es wird auch seine berechtigte Vatersorge um die heranwachsenden Kinder nachdrücklich betont, und schließlich ist eine Verbannung für den so zäh an seinen Besitz hängenden Löwen auch ein sehr starker Schlag. Vernichtet darf aber ein um das Reich so verdienter Vasall keineswegs werden. Im übrigen zeigt das Stück große Schönheiten: eine edle Sprache, klar umrissene Nebenfiguren, häufig erhebende Stimmung der Situationen; der weite Gesichtskreis der Landschaft, der unsre Augen nach außen ablenkt von der Grübelei über innere Konflikte, steht so recht im künstlerischen Einklange mit dem großen politischen Thema des Werkes.

Nicht eigentlich als Ergänzung gefordert und doch sehr sorgfältig vorbereitet, schließt sich Greifs Schauspiel in fünf Akten: Die Pfalz im Rhein (Stuttgart, Cotta, 1887) dem gleichzeitig erschienenen „Heinrich der Löwe" an. In dem zweiten Stück soll die endliche Versöhnung zwischen Welfen und Ghibellinen durch enge Familienbündnisse vorgestellt werden, ein Plan, der schon im ersten Schauspiel erwogen wurde, wo von der einstigen Vermählung des jungen Heinrich von Braunschweig mit der Tochter des staufischen Pfalzgrafen

Conrad gesprochen wurde. Eine baierisch-patriotische Spitze ergab sich bei diesem Stoffe von selbst, denn aus jener Heirat von Kindern zweier sich befehdenden Fürstenhäuser entstammte Agnes, die Gattin Ottos des Erlauchten von Wittelsbach. In zarter poetischer Weise ist auch schon im „Löwen" ein Lob Münchens und des ersten Fürsten des Landes aus dem Geschlechte der Wittelsbacher eingeflochten. So erscheinen einzelne Gestalten des ersten Schauspiels im zweiten wieder, dessen Handlung dreizehn Jahre später (1194) sich abspielt: der inzwischen ergraute Heinrich der Löwe, seine Getreuen, Gunzelin und Wölpe. Es erscheint wieder der streberhafte Pfalzgraf Conrad bei Rhein, dessen Tochter Agnes mit der Leidenschaft einer Julia Capulet, deren Schicksal auch dem ihrigen so ähnelt, ihren Romeo, Heinrich von Braunschweig liebt, übrigens eine Geschichte, die schon öfter von den Dichtern behandelt worden ist, zuletzt von Franz Nissel. Sie wird verwickelt durch die Werbung des Königs Karl von Frankreich um die Hand der staufischen Fürstentochter Agnes, obgleich er zu Recht mit Ingeborg, der Tochter Waldemars von Dänemark, vermählt ist; aus politischen Motiven will er sich der ungeliebten Dame entledigen, um mit dem mächtigen deutschen Kaiserhause verbündet zu werden. Nicht mehr der große Barbarossa ist Herrscher im heiligen römischen Reiche: er starb inzwischen auf dem Kreuzzuge beim Baden in einem kalten Flusse. Sein Sohn Heinrich, in dem der alte Staufenhaß gegen die Welfen wieder aufgelebt ist, ein herrschsüchtiger, in seinen Mitteln nicht eben wählerischer, eitler und rachsüchtiger Mann ist ihm unebenbürtig in der Würde nachgefolgt. Er unterstützt die Werbung des Franken um Agnes, auch aus selbstsüchtig politischen Gründen. Agnes jedoch weiß mit ihrem Heinrich, mit der Unterstützung ihrer Mutter, mit derjenigen des Bischofs Burkhard von Worms und mit Hilfe eines wunderbaren Zufalls alle Hindernisse zu besiegen und das anerkannte Weib ihres von Jugend auf geliebten Erziehungsgenossen Heinrich zu werden. Eben dieser Zufall, ein wesentlich episches Motiv, das aber den Angelpunkt der Handlung bildet und einen nicht recht glaublichen Umschlag in den Charakteren des wahrhaft bösen Pfalzgrafen Conrad und des Kaisers Heinrich hervorbringt, scheint uns die Achillesferse des an Schönheiten sonst reichen Stückes zu sein. Der Pfalzgraf ist nämlich über die Liebe seiner Tochter zu Heinrich und die hinter seinem Rücken kirchlich abgeschlossene Ehe so wütend, daß er Agnes selbst in den Kerker schickt, in die Pfalz im Rhein, und allen Ernstes entschlossen ist, sie durch Henkershand richten zu lassen. Schon ist er mit den Knechten in einer stürmischen Nacht auf dem Rhein, nm das wahnsinnige Urteil vollstrecken zu lassen, da schlägt das Boot um, die Knechte versinken für immer, ihn selbst rettet nur die ritterliche Menschenliebe des jungen Heinrich, der eben kurz vorher auf demselben Wege zu Agnes gekommen war und sich — ohne zu wissen, wer untersank — in die Wellen warf, den mit den Fluten ringenden Mann zu retten. Der ohnmächtige, von Wasser triefende

Pfalzgraf wird auf die Bühne gebracht. Als er zu sich gekommen ist, bewirkt die Mitteilung seiner Rettung eine so mächtige Wandlung in ihm, daß er nun allem Haß entsagt und der bisher verhaßten Ehe seines Kindes herzlich zustimmt. Menschlich wahr mag so ein Umschlag im Charakter sein; ein neues Leben, sagt man ja, beginne für denjenigen, der dem Tode entronnen sei. Aber dramatisch verwertbar will uns solch ein Umschlag nicht erscheinen, denn im Drama ist es gerade die Stetigkeit in der Entfaltung eines Charakters, die gefordert wird, jede Plötzlichkeit erkältet uns. Noch mehr wird dies fühlbar bei dem nicht minder plötzlichen Umschlag des Kaiser Heinrich, der sich jener Ehe gleichfalls feindlich gegenübergestellt hatte und auf diese Nachricht der wunderbaren Rettung Conrads ohne Vermittlung all seinen bisherigen Haß fahren läßt. So kommt es, daß der Schluß derselben Dichtung konventionell wird, welche einen ersten Akt von einer hinreißenden dramatischen Kraft enthält, wie sie Martin Greif nur noch in der großen Reichsratsscene seines „Corfiz Ulfeld" und in der großartigen Exposition seines eifersüchtigen Dogen „Marino Falieri" offenbart hat.

Wien. Moritz Necker.



Mit der Diogeneslaterne.

Satirische Streifzüge von Albert Gehrke.



2. Im Gefolge der Musen.

Moderne Literatur.



Arglos sang sonst der Poet zur Laute,
Was der Gott im Busen ihm vertraute.
Was in Lust und Leid das Herz durchbebte,
Gab den Faden, der die Dichtung webte.
Aber heute? Eine trübe Masse
Wissensqualm steigt brodelnd zum Parnasse.
Mit Gedankenballast überladen
Seufzt die Lyrik Schopenhaueriaden;
Der Roman, von Memphis her bezogen,
Ist Domäne der Archäologen;
Will der Dramenheld nicht ennuyiren,
Muß er pathologisch interessiren.
Himmel, hilf! Es giebt hier keine Rettung —
Dichtkunst stirbt noch an Kulturverfettung!

Französische Stücke auf deutschen Bühnen.

Der Franzmann brütet Rache,
Sinnt, wie er es wohl mache,
Daß Deutschlands Kraft verfiegen muß
Auch ohne Hieb und Flintenschuß.
So plant er Dynamitanstiftung?
Nein — Ehebruchsdramenblutvergiftung.

Gesunde Konstitution.

Mancher müht sich, Mittel anzugeben,
Unsre Bühne ideal zu heben.
Aber Publikum
Nimmt das meistens krumm;
Meint, es habe einen guten Magen,
Brauche nicht sich mit Diät zu plagen.

Verendet.

Poesie lebt unvergänglich,
Wie die Sterne ewig glühn,
Nur die Kunstform kann sich ändern,
Nur die Gattung kann verblühn.

Kürzlich hat man auch das Drama
Eingesargt ins Totenhaus.
Mit den Ibsenschen Gespenstern
Hauchte es die Seele aus.

Wie es starb? An jener Krankheit,
Welche Moderstoffe gährt,
Eh der Geist noch unter Pesthauch
Aus dem ekeln Leibe fährt.

Die literarische Clique.

Ihr macht einander Reklame,
Ihr lobt einander euch an,
Es hilft hier einer dem andern
Die Ruhmesleiter hinan.

Im Assekuranzgeschäfte
Blüh' euch Poeten das Glück!
Die Nachwelt weist eure Wechsel
Als nicht diskontirbar zurück.

Geisterrache.

Dachs, der Rezensent, geheißen
Deutschlands Dramen-Robespierre,
Lag einst schlaflos. Da erschienen
Zornesbleich, ein Schreckensheer,

Die Gestalten der Tragödien,
Vaudevillen und Komödien,
Wie sie Dachs im Überwitze
Totstach mit der Federspitze.

Schaurig sang der Chor der Geister:
Dachs, es naht dein Strafgericht.
Kaum begrüßten wir das Dasein,
Stahlst du uns das Lebenslicht.
Sollst deshalb, es wird dich richten,
Fortan selber Dramen dichten,
Die, um unsern Mord zu klagen,
Sämtlich unsre Züge tragen!

Wehe, was die Schatten drohten,
Furchtbar in Erfüllung geht.
Dachs, das kritische Orakel,
Ist dramatischer Poet.
Doch die Herren Intendanten
Das Genie noch nicht erkannten,
Seufzen bei dem Stückesieben:
Dachs hat wieder abgeschrieben!

Klage der Muse.

Gott Vater, höre mich und meine Klage!
Als Himmelsbotin stieg ich hin zur Erde,
Auf daß es dort vom Strahl der Schönheit tage,
In Künstlerschaft der Mensch gottähnlich werde.

Da kam ein Weib, ein Trugbild, das mich äffte,
Gesandt von dem Versucher, deinem Spötter.
Es prahlte höhnend: Auch im Kunstgeschäfte
Ist abgethan der Glaube an die Götter.

An jene gebt den Preis, die das Vermodern
Getreulich schildern als Naturkopisten!
Drob rief die Menge in Begeistrungslodern:
Wir wollen Wahrheit! Hoch die Realisten!

Ein Geleitsbrief.

Mein Freund, wer will Romane schreiben,
Muß heut es hübsch manierlich treiben.
Nicht was da unten fliegt und kriecht,
Nach Armut und nach Arbeit riecht,
Darf deine Schaffenslust begeistern,
Von höhern Zielen laß dich meistern.

Bedenke, daß die Frau es ist,
Die heutzutag Romane liest.
Drum wähle deinen Helden klüglich;
Vielleicht, daß wo ein Graf verfüglich,
Sonst fängt der interessante Mann
Mit dem Assessor aufwärts an.
Bei Schilderung der Herzensdame
Sind Geist und Schönheit zwar Reklame,
Doch winke noch als Liebeslohn
Des Schwiegervaters Million.
Auch dürfte es sich wohl empfehlen,
Vom armen Mädchen zu erzählen,
Das später hohes Glück genoß
Als aufgefundner Adelssproß.
Hast so den Faden du gewunden,
Dann kürzet dein Roman die Stunden,
Der dankerfüllte Leser hat,
Erscheint er im Familienblatt.

Auf gewisse Dialektdichter.

Wer was in Mundart reimt, wird leicht dem Volk gefallen,
Süß klingt dem Mutterohr des eignen Kindes Lallen.
Das nutzt ihr aus. Es soll die Armut der Gedanken
Das Idiom, naiv, gemütlich überranken,
Denn bringt ihr einen Witz — gesteht es unverhohlen,
Das Volk hat ihn gemacht, und ihr habt ihn gestohlen.

Grabschrift.

Hier ruht Intendanturrat Q.,
Poet und Biedermann dazu.
Ihm selbst ist nicht bekannt gewesen,
Daß seine Verse wer gelesen,
Doch trug er schönen Ruhm davon —
Ihn nannte Kürschners Lexikon.

Der Lyriker an seine Gattin.

Frauchen, kräusle nicht die Lippen,
Weil ich dichterisch empfinde,
Um das Wahre, Gute, Schöne
Meiner Lyrik Perlen winde.
Listig wie Delila willst du
Mich zu deinem Simson machen,
Willst mit schnöden Hausstandssorgen
Zum Philister mich verflachen.

Hüte dich! Verhaltne Verse
Lassen das Gemüt erkranken;
Der Poet, den man hineinzwängt
In die Prosa der Gedanken,
Sitzt von seinem Gott verlassen
Mit dem Teufel zu Gerichte;
Kommt ein Rückfall, schreibt so einer
Gar satirische Gedichte.

Königliche Dichter.

Verwundert las ich jüngst,
Wie oft trotz Herrscherglanz
So manch gekröntes Haupt
Begehrt den Dichterkranz.
Was Schiller träumte, es ist nun geschehn:
Hier darf der Sänger mit dem König gehn!

Tote Seelen.

Im weiten Saale herrscht ein tiefes Schweigen,
Denn zwischen Gräbern pflegt es still zu sein.
In den Regalen, die zur Decke steigen,
Ruhn Manuskripte, ungezählte Reihn.

Was Phantasie dramatischer Erfinder
An Scheingestalten aus dem Dunkel rief,
Hat hier als totgeborne Geisteskinder
Die Intendanz bestattet im Archiv.

Des Mondes Lichtglanz flutet durch die Fenster,
Und horch! in den Papieren rauscht es bang;
Ein Sehnsuchtsruf verwunschener Gespenster,
Nicht anerkannter Dramen Klagesang.

Ein Stimmchen ruft: Mein Held entlarvt die Lüge
Und brandmarkt kühn scheinheil'ges Strebertum.
Der Intendant sprach: Solche Sittenrüge
Mißfällt dem Hoftheaterpublikum.

Ein zweites spricht: Mein Titel ist Sabine.
Dies Weib, von eines Fürsten Herz ersehnt,
Schließt Staatsverträge hinter der Gardine —
Der Intendant verfügte: Abgelehnt!

Ein drittes klagt: Was habe ich verbrochen?
Mein Wasa starb durch Überproduktion.
Gleichzeitig hoben innerhalb vier Wochen
Zehn andre einen Wasa auf den Thron.

So spricht und seufzt es in dem Geisterschwarme. —
Der Dichter träumt von einem Lorberkranz.
Die Göttin winkt, er streckt nach ihr die Arme,
Sie schmückt sein Haupt — da weckt ihn Mondenglanz.

Du Hehre, ruft der Arme, komme wieder!
Und kehrst du nicht am Tage bei mir ein,
So steige nachts als Traumbild zu mir nieder,
Ein deutscher Dichter muß bescheiden sein.

Der Rat des Buddha.

Ein Dichtergreis vor Büchern saß,
In denen er vom Buddha las,
Wie dieses Weisen Findigkeit
Geheilt ein Weib von Herzeleid.
Sie bracht' ihm ihres Kindes Leiche,
Ob so des Todes Starrheit weiche.
Da sagte Buddha ihr die Worte:
Geh, klopfe an vor jeder Pforte,
Und kommst du wandernd an ein Haus,
Wo nie der Tod ging ein und aus,
So bitte sie, die glücklich leben,
Dir eine Hand voll Reis zu geben.

Als noch der Dichter weiter las,
Wie bald das Weib vom Gram genas,
Weil überall, wo es gefragt,
Ein teurer Toter ward beklagt,
Vernimmt er an der Thür ein Pochen.
Beim Handwerk wurde vorgesprochen.
Ein Jüngling, schlank wie Tannenreis,
Verneigt sich vor dem Dichtergreis
Und spricht: Verzeiht, mich drängt zu dichten,
Will nicht mehr Schreiberdienst verrichten,
Der stumpf macht Geist und Phantasie.
Erkennt und fördert mein Genie,
Daß ich mit Ehren angethan
Erklimme die Poetenbahn!

Nachdenklich sieht der alte Mann
Den Jüngling eine Weile an,
Sagt dann: Gern thät ich für Euch Schritte,
Doch führt erst aus, um was ich bitte.
Mit zwanzig Jahren greift wohl jeder,
Einmal zu reimen, nach der Feder.
So wandert denn von Haus zu Haus
Und findet ihr den Jüngling aus,

Der, weil er öfter Verse drechselt,
Nicht Neigung mit Talent verwechselt,
So führt mir her den jungen Mann,
Damit ich ihn bewundern kann.

Errötend merkt der Dichterling,
Auf wen die kluge Rede ging.
Da reicht der Greis ihm beide Hände:
Dem Buddha danket ohne Ende,
Es wirket seiner Weisheit Wort
Auch als Plagiat noch heute fort.

Ein Kunstenthusiast.

Dill schwärmt für alte Kunst und zahlt,
Sieht aus ein Bild wie schwarz bemalt.
Jüngst hatte Dill für schweres Geld
Beim Maler sein Porträt bestellt.
Professor, sprach er, malt geschickt,
Denn niemand, der das Bild erblickt,
Darf zweifeln, daß mein Konterfei
Ein echter alter Rembrandt sei.

Weisheit des Mohammed.

Malet keine Menschenbilder,
Sprach Mohammed, sie verlangen
Einst von euch am jüngsten Tage,
Blut und Leben zu empfangen.

Drohte das auch unsern Malern,
Müßten sie zu ew'gem Grauen
Ihres Pinsels Mißgeburten
Leben heischend vor sich schauen —

Wahrlich selbst ein Dante hätte
Schlimmre Buße nicht erfunden.
Darum, Stümper, schwört zum Islam!
Unsre Kunst kann so gesunden.

Künstlers Familiensinn.

Um die Musen darzustellen
Meißelte Herr Buff — o Graus!
Seine Muhmen, Schwestern, Basen
Kenntlich treu in Marmor aus.

Dankbar ehrten die Verwandten
Ihn mit manchem Toast und Schmaus,
Ihn, der seinen Ruhmestempel
Machte zum Familienhaus.

Der Maler in Nöten.

Wie kann mir mein Pinsel schaffen, was ich suche, Ruhm und Gold,
Da die Menge übersättigt Künstlern kargen Beifall zollt?
Soll ich mit Gefühlen ködern, die man patriotisch nennt,
Malen, wie der Deutsche zugreift in dem schwarzen Kontinent?
Oder ob es besser lohnet mit verwegner Künstlerhand
Fliehnde Nymphen hinzuzaubern, die vergaßen ihr Gewand?
Würde es nicht Schule machen, stieg' ich in den Schlamm hinein,
Die partie honteuse der Großstadt lebenswahr zu konterfein?
Kann die Wissenschaft mir helfen? Ob ich aus der Rentierzeit
Waldidyllen male, oder — um der Farben Seltsamkeit —
Szenerien aus dem Monde, silberhell das Felsgeklüft —?
Himmel, gieb mir einen Einfall, der das Publikum „verblüfft“!

Orpheus am Klavier.

Du glaubst, weil deinem Spiele lauschte stumm
Das vorher überlaute Publikum,
Der neue Orpheus am Klavier zu sein?
Die du zu zähmen meintest, schliefen ein.

Ein gelehrter Münchhausen.

Klips weiß von jedem Buch,
Kennt alle Novitäten,
Und zweifelt jemand dran,
Es macht ihn nicht betreten.
Denn eben jenes Werk,
Das hier zu kritisiren,
Sei eins von denen, die
Ihn anonym zitiren.
Der Autor — lieber Gott,
Man gönn' es ihm, zu glänzen,
Benutzte indiskret
Privatkorrespondenzen.
So läßt Klips generös
Mit seinen Rindern pflügen.
Bleibt Klipsens Ruhm doch groß —
Im Wissen? Nein, im Lügen.

Geschichtliche Ehrenrettung.

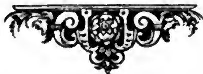
Petrus wachte an der Himmelsschwelle,
Da erschien ein Flüchtling aus der Hölle.
Schrie und tobte mit verwegnem Worte:
Laß hinein mich durch die Gnadenpforte!
Galt als Wüterich und Völkerplage,
Doch Professor Buchschmid bracht' zu Tage,
Daß ich schuldlos als Verdammter schwitze.
Petrus gab Bescheid mit einem Witze:
Sollst herein, wenn Gott beim Weltgerichte
Nachschlägt in Herrn Buchschmids Weltgeschichte.

Von der höheren Töchterschule.

Unsre höhern Töchter lernen nach dem Inspektionsberichte
Mehr von Babel und Assyrien, als von deutscher Reichsgeschichte.
Sorgenvoll erwog ich deshalb, ob es nicht den Staat gefährde,
Wenn Semiramis, das Mannweib, unsrer Töchter Vorbild werde.
Aber lächelnd sprach die Gattin: Als ich neulich Käthchen fragte,
Was ihr Lehrer von den alten Babyloniern alles sagte,
Wußte gottlob! unsre Tochter sich nur darauf zu besinnen,
Daß bestickte Roben trugen schon die Babylonierinnen.

Das deutsche Gymnasium.

Es pocht der Zeitgeist an Gymnasiums Pforte:
Man lehrt hier Bildung, laßt auch mich hinein!
Als Antwort schallen des Professors Worte:
Die Bildung impft man hier nach Buttmann ein.
Denn seufzet auch der Knabe Ach und Weh,
Der Weisheit Anfang bleibt das τύπτομαι,
Begreift der Jüngling die Partikel ἄν,
So ist der Schule Meisterwerk gethan.
Den Denkstoff bieten wir Grammatokraten,
Da hat der Geist der Zeit nicht mitzuthaten.





Eine Fahrt in den Orient.

Von Adam von Festenberg.

(Fortsetzung.)

7. Die Derwische in Stambul.



Nationalökonomische Eiferer und Staatsmänner mögen über das Mönchtum den Stab brechen: auf das Gemüt eines naiven Volkes wird es niemals seinen Eindruck verfehlen, wenn jemand den Gütern des Daseins entsagt, sich von den Freuden der Welt zurückzieht und sich ganz dem beschaulichen Leben im Dienste der Gottheit weiht. Die vita contemplativa hat deshalb unter den christlichen Völkern des Mittelalters als eine besonders geeignete Vorbereitung für die Seligkeit gegolten, und nicht nur die theologischen Schriften des Mittelalters sind voll von dem Preise dieses Lebens im Gegensatz zu der vita activa, auch die Maler haben die erstere in unsterblichen Bildern verherrlicht, wie sie noch heute die Kirche zu Assisi, die spanische Kapelle in Florenz oder den Campo Santo in Pisa zieren. Das Mönchtum aber ist so alt, wie jede höhere Stufe der Religionsentwicklung, und wenn ihm auch das Judentum keine formelle Aufnahme gegönnt hat, so spielen doch die Einsiedler, wie der Prophet Elia selbst, im alten Testament eine Rolle. Auch Mohammed hat vergebens die Mönche von dem Islam ausgeschlossen, der religiöse Fanatismus und die glühende Phantasie der Araber war stärker als sein Verbot, und so bildeten sich eine Reihe von Fakir- oder Derwischorden, welche nicht bloß unser Interesse an arabischen Märchen erregen, sondern auf die Entwicklung des Islams und auf die Geschicke des Reiches von großem Einfluß gewesen sind. Diesen Derwischen so weit näher zu treten, als es dem Fremden gestattet ist, war natürlich unser Wunsch, und es bot sich die Gelegenheit hierzu gleich, als wir von Brussa wieder nach Konstantinopel zurückgekehrt waren.

Die Derwische sind hier zahlreich; trotzdem fallen sie viel weniger als die Mönche Italiens in die Augen, denn diese haben eine feststehende Uniform, welche sie auf den ersten Blick von der modern gekleideten Bevölkerung unterscheidet. Hier aber geht alles so bunt und phantastisch einher, daß es erst einer gewissen Übung bedarf, um auf die Derwische aufmerksam zu werden, zumal da die Mitglieder desselben Ordens oder Klosters nicht die gleiche Kleidung tragen, sondern namentlich in den Farben abwechseln. Charakteristisch ist für sie nur eine spitze Filzmütze; auf dem Körper tragen sie einen weißen Kittel, der oft von den Hüften abwärts in einen umfangreichen Weiberrock ausläuft, und nicht selten hüllen sie sich in einen faltenreichen Radmantel ein. Aber, wie gesagt, sie verlieren sich unter der Menge bunter Trachten.

Für das soziale Leben des Volkes gewinnen die Derwische dadurch besondern Einfluß, daß sie in dem Geruche stehen, Krankheiten zu heilen, und daß sie die einzigen Männer sind, welche Zutritt in die Harems haben, wo sie die Frauen einigermaßen in den Geboten der Religion unterrichten. Für die Fremden bieten die allwöchentlichen Zeremonien der heulenden und tanzenden Derwische ein anziehendes Schauspiel, dem beizuwohnen gegen ein zu vereinbarendes Eintrittsgeld gestattet ist. Ich war schon ungeduldig geworden und ging eines schönen Tages ganz allein auf einen vor dem Kloster (Tekke) an dem Tummelplatz stehenden Derwisch zu und gab ihm pantomimisch zu verstehen, daß ich hinein und mir die Zeremonie ansehen wollte. Der gute Mann war auch zufrieden und machte eine so deutliche auf den Bakschisch abzielende Geberde, daß ich ihr sofort Folge leistete. Damit schien aber für ihn das Geschäft abgeschlossen, er machte keine Miene, meinem Wunsche zu willfahren, sodaß ich zornig wurde und mir den Eintritt erzwingen wollte. Der Derwisch ließ sich jedoch in seiner Ruhe nicht stören, und erst als er sah, daß ich nicht wich, gab er mir ein Zeichen, ihm in einen gegenüberliegenden Laden zu folgen, und ließ mich dort wissen — wobei der Besitzer den Dolmetscher machte —, daß der Tanz erst einige Tage später stattfände. Er gab mir auch auf meinen Wunsch das Geld zurück.

Ich wartete aber nicht lange, sondern da ich erfahren hatte, daß in Skutari am Nachmittag die heulenden Derwische ihr Schauspiel veranstalteten, brachen wir dorthin auf. Die Zeremonie findet in einer Art von Betsaal im Kloster statt, wir durften aber nicht in diesen, sondern mußten auf die Galerie. Der Saal, niedrig und von mäßiger Ausdehnung, enthält keinen besondern Schmuck, die Altarnische ist einfach, und nur an den Wänden hängen große Pauken, die dann verwendet werden, wenn bei Ausbruch des heiligen Krieges die Derwische mit ihnen durch die Straßen ziehen, um das Volk aufzustacheln. Desto anziehender waren die Menschen. Der Gottesdienst hatte bereits begonnen. In der Mitte des Saales saßen auf Lammfellen etwa sechs bis acht Greise, nicht in Derwischtracht, sondern mit Turban bekleidet; einer von ihnen, der das Ganze zu leiten schien, las aus einem Koran eine Sure in feierlichen Tönen, worauf

von seinen Genossen gemeinschaftlich gewisse Segensformeln für den Propheten, seine Gefährten und Verwandten in langsamem Rezitativ gesungen wurden. Vor dem Altar stand der Scheik des Klosters, ein Mann mit edelm, arabischem Gesicht, langem, herabfallendem Haar und dunkelschwarzem Bart. Er beugte ein wenig bei dem Gebet das Haupt, und hatte immer hoheitsvoll die Ehrfurchtsbezeugungen abzuwehren, die ihm von den Eintretenden gezollt wurden, welche vor ihm die Kniee beugten und ihm Hände, Mantel und Füße küßten Kam ein angesehener Mann und beugte sich vor dem Scheik, so beeilte sich dieser, den Ankömmling aufzuheben und ihm die Wange zum Kuß zu reichen. Gegenüber dem Altar hatten sich in einer Reihe, einer hart an dem andern, vierzehn Männer aufgestellt, nicht nur Derwische, sondern auch Leute aus dem Volke, darunter fünf Neger. Mitten in dem eintönigen Gesange klatschte der Leiter in die Hände, und nun begannen jene Männer im Takt, und indem sie bei feststehendem Unterkörper mit jeder Silbe eine Beugung nach rechts, vorn und links mit dem Oberkörper machten, das mohammedanische Glaubensbekenntnis: La ilàh illa 'llah (außer Gott ist kein Gott) auszusprechen. Das geschah mit lauter, schreiender Stimme, während dessen der leitende Imam mit seinen Anreden fortfuhr und, wenn die Heulenden zu ermatten drohten, sie durch Geberden und Händeklatschen aufs neue antrieb. Zuweilen trat der Scheik auf einige Minuten in die Reihe der Heuler, ohne jedoch in seinen Beugungen die fanatischen Verrenkungen der andern nachzumachen. Das Heulen wurde immer heftiger und es schien, als ob die Hölle eine Anzahl Dämonen ausgesandt hätte, die Verrenkungen wurden immer grausiger, und nur ab und zu mengte sich ein Chorgesang der auf der Erde sitzenden in jene Heulrufe, die immer unartikulirter wurden. Draußen waren mehr als fünfundzwanzig Grad, und die Hitze im Saale war unerträglich, denn eine Menge Zuschauer aus dem Volke hatte sich eingefunden; Frauen, welche hinter dem Gitter saßen, Knaben und Mädchen, welche im Saale selbst die Bewegungen und Rufe der Heuler nachahmten. Von diesen goß sich bald der Schweiß in Strömen auf den Boden, aber immer noch war kein Ende abzusehen, zuletzt stießen sie nur noch die Worte: jû hûh (er ist es) aus, aber der leitende Imam ließ mit seinen anspornenden Gebeten nicht nach. Die Augen traten aus den Höhlen, die Gesichter verzerrten sich, und zuletzt stürzte ein alter Derwisch mit Schaum vor dem Munde zur Erde. Er wurde von hinzuspringenden Derwischen weggetragen und in einem Winkel des Saales niedergelegt, während die andern in ihrer Besessenheit sich nicht stören ließen. Ob der Hingefallene das höchste Ziel erreicht und seinen in dieser Zeremonie herbeigesehnten Tod gefunden hat, weiß ich nicht. Ist es aber geschehen und hat er noch vor seinem Ende einige Augenblicke Bewußtsein erlangt, dann ist er mit dem beseligenden Gefühle geschieden, bald die Herrlichkeiten des Paradieses zu genießen — und dies ist ja, wie ihr wißt, in der mohammedanischen Welt ganz besonders ausgestattet. Aber ich hoffe, daß bei

seinem Eintritt auch der irdische Leib sich wandelt, denn sonst würde ich vor den Huris wenig Achtung haben, wenn sie ihre Liebkosungen an diesem schmutzigen, mißgestalteten, halb verrückt aussehenden Menschen verschwenden sollten. Einmal nimmt ja alles ein Ende, und so auch das Heulen, aber zwei Stunden mag es doch gedauert haben. Zuletzt wurden dem Scheik verschiedne Hemden und andre Kleidungsstücke von Kranken vorgelegt, die er unter besondern Segenssprüchen weihte, was der Heilung der kranken Besitzer förderlich sein soll. Endlich brachte man kranke Kinder und legte sie vor die Füße des Scheiks, ihnen schlossen sich Erwachsene in gleicher Lage an, sodaß sich eine lebendige Brücke von dem einen Ende des Saales zum andern bildete. Über dieselbe ging der Scheik mit Würde und Hoheit hinweg, aus seinen leuchtenden Augen strahlte das Gefühl, mit seinen Tritten die Dämonen aus den Leibern der Hingestreckten vertrieben zu haben — eine Heilungsweise, die jedenfalls nicht schmerzlicher und kostbarer ist als die der modernen Medizin.

Mit gemischter Stimmung verließen wir diesen Ort; Mitleiden mit der Verirrung des menschlichen Geistes, der das hohe Gefühl der Religion in ein abstoßendes Zerrbild verwandelte, kämpfte mit Unwillen und Ekel, und man durfte sich mit Recht fragen, ob ein solches Volk je fähig werden kann, in Gemeinschaft mit den übrigen Nationen zu leben. Immerhin schien mir der religiöse Fanatismus beachtenswert; aber auch in dieser Hinsicht begegnete ich Spöttern, welche behaupteten, daß die Heuler sich durch den Genuß von Haschisch zu diesem Treiben befähigten. Unser Freund war durch das Geschehene so angewidert, daß er von einer Fortsetzung unsrer Expedition nichts wissen wollte, und seine Abscheu wurde dadurch nicht gemildert, daß wir auf unserm Rückwege einem heiligen Derwisch begegneten, der nackt, mit Tigerfellen, Wolfshäuten und allerlei Tand bedeckt, nur weil er verrückt ist, im Rufe der Heiligkeit steht und Verehrung genießt. Jedenfalls lag in dem Wahnsinne Methode; denn es vertrug sich mit seiner Heiligkeit, uns anzubetteln und von den Giaurs einige Parastucke mit Dank anzunehmen.

Am folgenden Tage mußte ich mich allein zu den tanzenden Derwischen begeben, deren Kloster in einem schmutzigen Winkel in Kassim Pascha unweit Pera liegt. Hier war wenigstens der Betsaal luftiger, wie es ja auch für Tanzende sein muß. Die Musik zum Tanz wurde auf der Galerie ebenfalls von Derwischen gemacht, von denen die einen lange Hirtenflöten bliesen, andre geigten oder auf kleine Paukbecken schlugen und noch andre sangen, und zwar nach den Noten eines alten handschriftlichen Buches. Wie viel „Leitmotive“ in diesem Spektakel vorhanden waren, vermag ich nicht anzugeben, nur glaube ich, daß man ebenso gut hierbei auf dem Kopfe, wie auf den Füßen tanzen kann. Die Derwische zogen das letztere vor, wenn man ihre Bewegungen überhaupt mit diesem Ausdrucke bezeichnen darf. Der Scheik stand wieder vor dem Altar, diesmal jedoch ohne sich zu bewegen; etwa zwanzig Derwische, von denen ein-

zelne kaum dem Knabenalter entwachsen schienen, drehten sich langsam um sich, indem sie gleichzeitig sich im Kreise fortbewegten. Die Augen haben sie geschlossen, sei es zum Zeichen innerer Verzückung oder — was wahrscheinlicher ist — um nicht vom Schwindel erfaßt zu werden; die Arme halten sie ausgestreckt, wobei sie die eine Hand nach unten, die andre nach oben öffnen. Auch dieser Wirbeltanz mochte eine Stunde dauern, am Ende schlossen sie einen Kreis, worauf einer eine lange Rede hielt, welche das anwesende Volk mit Andacht anhörte, dann knieten alle nieder, riefen: hûh und verloren sich in die Zellen ihres Klosters. Das sind die Derwische, welche zu dem Orden der Mevlevi gehören; es sind Anhänger des Sufismus, deren Streben in einer Vergeistigung der islamitischen Religion besteht und die viele Berührungspunkte mit den Pessimisten haben. So also sieht die ideale Seite des Mohammedanismus aus, die euch wohl die Lust benehmen wird, Bekanntschaft mit den realeren Teilen zu machen. Der Eindruck, den alle diese merkwürdigen Übungen auf das Volk machen, läßt sich schwer beschreiben; der Orientale sitzt unbeweglich mit untergekreuzten Beinen da, sieht sich alles genau an und verzieht keine Miene; nur wo gewisse Anrufungen Gottes oder des Propheten vorkommen, spricht er die üblichen Segensformeln nach.

Unser Freund meinte, daß er, um Verrückte zu sehen, nicht erst nach Stambul zu reisen brauche, das hätte er in Dalldorf näher; er lehnte es ab, Scheußlichkeiten dieser Art zum Gegenstande philosophischer Erörterungen zu machen, da er glaubt, daß die Philosophie da aufhöre, wo die Pathologie anfängt.

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Fortschrittliche Ideale. Die Tagesblätter bringen die Palinodie des Abgeordneten Ludwig Bamberger gegen seine früher ausgesprochene Ansicht betreffs der Verlängerung der Wahlperioden von drei auf fünf Jahre. Der Vorwurf der Inkonsequenz, gegen welchen sich der Redner verteidigt, wird schwerlich mit vielem Nachdruck gegen ihn geltend gemacht werden; denn er nimmt mit Recht für sich wie für jeden im öffentlichen Leben stehenden Mann das Recht in Anspruch, sich durch gute Gründe von einer früher gehegten Meinung abbringen zu lassen. Aber das, was uns höchst seltsam erscheint, sind eben die Gründe. Herr Bamberger sagt nämlich: „Ich bin noch heute wie vor dreizehn Jahren der Meinung, daß drei Jahre zu kurz und fünf eine gute Frist sind. Aber ich werde dennoch gegen den Antrag auf die Einführung der fünf Jahre stimmen, und zwar nicht etwa bloß aus Parteidisziplin, obwohl man das in einer bloßen Zahlenfrage auch zu

hun berechtigt wäre, sondern aus der vollen Ueberzeugung heraus, daß das Eintreten für fünf Jahre jetzt ein schweres Versehen wäre. Und warum? Einfach, weil ich die längere Periode für die richtige halte in einem richtigen konstitutionellen und parlamentarischen Verfassungsstaate, nicht aber in einem Zustande, in welchem das ganze konstitutionelle und parlamentarische System bereits zum blassen Scheine herabgesunken ist, und wo auch dieser Schein, wie ich Ihnen gezeigt habe, bedroht ist, allgemach wieder gänzlich vernichtet zu werden. Man beruft sich auf die Beispiele andrer Länder, England, Frankreich, Italien. O! man gebe mir Freiheits- und Verfassungszustände wie in jenen Ländern, und ich bin bereit, nicht bloß für die fünf Jahre zu stimmen, sondern sie selbst zu beantragen."

Wenn nun auch der Redner im folgenden besonders auf die Macht jener drei parlamentarischen Versammlungen zu sprechen kommt, die jedesmaligen Minister durch ihr Mißtrauensvotum zu beseitigen, so kann doch ein so geschickter und unterrichteter Mann wie Herr Bamberger darin allein unmöglich die politische Glückseligkeit erblicken, sondern er ist offenbar der Ansicht, daß die politischen Verhältnisse im allgemeinen in Frankreich, England und Italien besser seien als bei uns.

Wir lassen England und Frankreich beiseite — wer des Glaubens ist, daß englische und französische Zustände den deutschen vorzuziehen seien, dem ist eben nicht zu helfen — und beschränken uns darauf, jene Behauptung mit Rücksicht auf Italien zu beleuchten.

Italien ist der konstitutionelle Musterstaat. Der König hält sich aufs strengste und gewissenhafteste an die parlamentarische Doktrin, nach welcher das Ministerium zu weichen hat, sobald es das Vertrauen der Volksvertretung verloren hat. Man sollte also glauben, die Bevölkerung müßte sich glücklich fühlen über die aus ihr selbst — mittelbar — hervorgegangene Regierung, und alles so sein, wie es sich ein liberaler Staatsmann nur wünschen kann. Trotzdem wagen wir zu behaupten, daß jeder Deutsche, der unter der parlamentarischen Regierung Italiens zu leben hat, sehnsüchtig deutsche Zustände herbeiwünscht, und nur zu gern auf die Segnungen italienischer Ministerverantwortlichkeit verzichten würde.

Die italienische Einkommensteuer (ricchezza mobile) beträgt bekanntlich 13,20 Prozent der Jahreseinnahme; rechnet man dazu noch die zahlreichen andern Steuern, welche teils der Staat, teils die Kommunen erheben, so begreift man kaum, wie diejenigen, welche ehrlich genug sind, sämtliche ihnen auferlegte Abgaben zu bezahlen, überhaupt bestehen können. Aber die bloße Höhe der Steuern ist noch keineswegs das Schlimmste; die Art ihrer Erhebung und die bis auf die Spitze getriebene Fiskalität der Steuerverwaltung ist derart, daß so mancher in Italien lebende Fremde gezwungen wird, das Land zu verlassen, wenn er nicht etwa auf den Gedanken kommt, die amtliche Schärfe der Steuererheber durch Mittel zu mildern, welche den Italienern von ihrer Kenntnis der Sachlage eingegeben werden und zu landesüblicher Anwendung gelangen.

Uns ist ein Fall bekannt, wo die Zahlung der ricchezza mobile von einem — allerdings erheblichen — Jahresbetrage verlangt wurde, welcher infolge eines zweitinstanzlichen Urteils einem Mitgliede der italienischen Aristokratie zugesprochen worden war, trotzdem, daß die Gegenpartei schon an die dritte Instanz gegangen und selbstverständlich noch kein Pfennig der in Rede stehenden Summe zur Auszahlung gekommen war. Natürlich, da die Zahlung verweigert wurde, so erfolgte die Drohung der Exekution, und der advokatorische Rat ging dahin, schleunigst zu zahlen, um der Pfändung zu entgehen. Der Advokat verhehlte dabei freilich die Schwierigkeit nicht, die er haben würde, die einmal bezahlte Steuer in dem Falle

zurückzuerhalten, daß die letzte Instanz den versteuerten Jahresbetrag der steuerzahlenden Partei überhaupt gar nicht zuspräche.

Man kann fragen: Was geschieht mit den ungeheuern Einkünften, die der Staat aus einer etwa viermal so großen Einkommensteuer bezieht, als z. B. die in Preußen erhobene ist? Werden die Beamten so gut bezahlt, daß sie nicht auf den Gedanken kommen, sich Nebeneinnahmen zu verschaffen, sondern ihr Amt mit Freudigkeit und Zufriedenheit verwalten? Das Gegenteil ist der Fall. Der Staat bezahlt seine Diener in der erbärmlichsten Weise, sodaß Nebenerwerb in irgend einer Form fast bei allen notwendig ist. Um ein Beispiel herauszugreifen, können es die Universitätsprofessoren höchstens auf sechstausend Franken bringen, und sind denn auch mit allen möglichen andern Dingen beschäftigt: als Aerzte, Advokaten, Journalisten u. s. w. erwerben die hervorragendsten Professoren jährlich Summen, neben denen ihr amtlicher Gehalt völlig unbedeutend erscheint. Allerdings stellt der Staat auch keine ernsten Ansprüche an ihre Thätigkeit: sehr viele halten zwei Stunden in der Woche Vorlesungen; man kann sich die Erfolge eines derartigen Lehreifers leicht denken.

Die Sucht, Geschäfte zu machen, durchdringt weite Kreise des Volkslebens und führt zu Zuständen, vor denen uns schaudert. Bekanntlich hat Neapel eine großartige Wasserleitung erhalten, welche im April 1885 vollendet worden ist. Welcher Segen, dachte mancher, für Neapel, daß es endlich gutes Wasser erhalten hat! Wie muß sich der Gesundheitszustand dadurch ändern! Und wie steht die Sache in Wirklichkeit? Die mit der Ausführung betraute Gesellschaft kaufte schadhafte alte Röhren in großer Zahl, die bei der ersten Benutzung geborsten sind und so die von der Bevölkerung erhoffte Wohlthat für einen großen Teil derselben hinfällig gemacht haben. Was Typhus und Cholera dabei geerntet haben, kann man sich denken.

Die Cholera — das bringt uns einen neuen Punkt, der deutlich zeigt, was es mit der Freiheit des Volkes und der öffentlichen Meinung in einem geschickt parlamentarisch regierten Lande auf sich hat. Die freie Presse — sollte man meinen — ist dazu da, die Bevölkerung über die im Lande herrschenden Zustände aufzuklären. Aber ganz anders lag die Sache im abgelaufenen Sommer. Die Zeitungen gaben nur an, daß die Cholera auf Sizilien herrsche; daß sie z. B. in Castellamare, Pozzuoli, Sorrent, Amalfi, Capri und Neapel sehr stark wütete, gaben die Zeitungen erst zu, als die Nachricht davon aus dem Auslande nach Italien gelangte. Vorher enthielt keine Zeitung ein Wort darüber. Ueber Rom ist unsers Wissens in dieser Richtung von keiner Zeitung etwas mitgeteilt worden, obgleich jedermann in Rom wußte, daß täglich zahlreiche Choleraerkrankungs- und Todesfälle vorkamen. Welche Mittel die Regierung angewandt hat, um die „freie" Presse zum Schweigen zu bringen, wissen wir nicht.

Nichts ist überhaupt interessanter, als die Stellung der Presse dem Ministerium gegenüber. Mit großem Geschick wissen manche radikale Blätter den Glauben zu erwecken, sie seien schlechterdings unnahbar und unnachsichtig — bis dann ein so schlagender Fall, wie das ganz allgemeine Verschweigen einer schweren, über das ganze Land verbreiteten ansteckenden Krankheit, auch den Gutmütigsten die Augen öffnet. Kommt dann aber ein Fall vor, der stadtkundig und nicht mehr zu vertuschen ist, so wirft man sich in die Brust, wie die Zeitungen im September thaten, als eine große Submission bei der Tiberregulirung im Betrage von vielen Millionen einem Manne zugesprochen wurde, der keinen Pfennig von der verlangten Kaution hinterlegen konnte und überhaupt gar nicht imstande war, die

Sache in die Hand zu nehmen, sondern wahrscheinlich nur aus dem Verkaufe jener Berechtigung oder auf ähnliche Weise Vorteil ziehen wollte: die Morgenblätter griffen die Sache auf — in den Abendblättern war zu lesen, daß der Minister bereits Remedur hatte eintreten lassen.

Zum Thomasjubiläum, auf welches in Nr. 24 d. Bl. in so dankenswerter Weise aufmerksam gemacht worden ist, dürften noch einige nicht nachträgliche Bemerkungen am Orte sein. In Nr. 25 ist als der Tag, an welchem Christian Thomas in Leipzig die erste Universitätsvorlesung in deutscher Sprache hielt und damit Bresche legte in die bis dahin unübersteigliche Mauer, welche das zünftige Gelehrtentum von der übrigen gebildeten Menschheit absonderte, der 24. Oktober aufgestellt worden. Diese Angabe ist auch in das soeben erschienene Buch Dr. Alexander Nicoladonis „Christian Thomasius. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Aufklärung“ (Berlin, Stuhrsche Buchhandlung) übergegangen. Sie ist jedoch irrig. Der 24. Oktober ist, wenn die Leipziger Michaelismesse am 16. Oktober begann, der Montag in der Zahlwoche, nicht der Montag nach der Zahlwoche; dies ist vielmehr der 31. Oktober. Nun war aber bis 1700 für das protestantische Deutschland noch der Julianische Kalender maßgebend, nach welchem der 31. Oktober 1687 dem 10. November neuen Stils entspricht. Erst an diesem Tage also sind zweihundert Jahre vergangen, seitdem Thomas unsrer Muttersprache wieder zu ihrem lange vorenthaltenen Rechte verhalf.

Thatsächlich sind schon beinahe weitere zweihundert Jahre früher Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache gehalten worden, und zwar bemerkenswerter Weise gerade in dem Fache, welches auch jetzt noch, und nicht ohne eine gewisse Berechtigung, am Gebrauch der lateinischen Sprache in Dissertationen, Programmen u. dergl. festhält, in der klassischen Philologie. Bereits 1501 las der Rostocker Professor Tilemann Heverlingh ein Kolleg über Juvenals Satiren in deutscher Sprache, freilich auch nicht, ohne sich dadurch den heftigsten Angriffen vonseiten der Humanistenkreise auszusetzen, als deren Vertreter damals der berühmte Hermann von dem Busche in Rostock weilte. Busch schrieb gegen ihn eine Sammlung von dreiundfünfzig Epigrammen unter dem Titel: Oestrus in Tilemannum Heverlingium, rubei Leonis rectorem Rostochiensem, worin er sich u. a. äußerte:

Quidquid Heverlingus legit auditoribus, illud
Vulgari lingua Theutonicaque docet.
Ergo ad Heverlingum perget meliore relicto
Discere qui sordes barbariemque volet.

Sowohl Zeit und Ort der Wirksamkeit Heverlinghs, als auch die von Busch beliebten Ausdrücke vulgaris lingua, sordes barbariesque lassen darauf schließen, daß der Rostocker Professor sich im Vortrage seiner Muttersprache, des Plattdeutschen, bediente, und es würde gewiß eins der merkwürdigsten Denkmäler der niederdeutschen Sprache sein, wenn eins der alten Kollegienhefte oder eine alte Ausgabe des Juvenal mit niederdeutschen Glossen wieder zum Vorschein käme. Heverlingh behielt schließlich den Sieg; Busch, welcher der Universität nicht amtlich angehörte, sondern freie, wenn auch von den Studenten fleißig besuchte Vorlesungen hielt, mußte weichen und begab sich nach Greifswald und dann nach Leipzig, wo er 1507 die erwähnte Streitschrift drucken ließ. Ebenso verließ Ulrich von Hutten, der im Winter 1509/10 nach Rostock kam, ziemlich bald die Stadt wieder, wo er neben freundlichstem Entgegenkommen doch auch manchen Gegner gefunden hatte, während den dritten namhafteren Humanisten Johannes Hadus (Hadelius) wohl

sein eigner unsteter Wandertrieb schon nach vierjährigem Aufenthalt 1516 wieder in Fremde führte.

Ueber die Lebensumstände Heverlinghs (latinisirt Levaneus, von Hutten Querelae II, 5 Philopompus, also etwa „Ueberheberling" genannt) ist wenig sicheres bekannt. Wir wissen eigentlich nur, daß er aus Göttingen gebürtig, Magister der Philosophie und Baccalaureus der Theologie, in den Jahren 1501 bis 1506 Rektor der Regentie (Burse) zum roten Löwen war und 1509 noch in hohem Ansehen in Rostock lebte. Deutsche Schriften von ihm sind nicht erhalten; eine Anzahl lateinischer Gedichte zeigen ihn als einen geübten Versifex, der nicht unberührt geblieben war von dem Aufschwunge der klassischen Studien und viele seiner Zeitgenossen an Reinheit der Sprache und des Versbaues übertraf, aber freilich mit Männern wie Celtes, Busch, Hutten in dieser Hinsicht nicht in die Schranken treten konnte. Manches scheint übrigens darauf hinzudeuten, daß er nicht der einzige war, der sich der Muttersprache auch bei der Behandlung rein wissenschaftlicher Gegenstände nicht schämte; ließ doch auch sein jüngerer Kollege, der berühmte Jurist Johannes Oldendorp, die Schrift, welche ihn zum ersten Begründer der Lehre vom Naturrecht machte (Wat byllick unde recht ys, eyne korte erklaring) 1529 in plattdeutscher Sprache in Rostock erscheinen.

Rostock. A. Hofmeister.



Literatur.

Die Praxis des Reichsgerichts in Zivilsachen. Bearbeitet von A. Bolze, Reichsgerichtsrat. 3. Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1887.

Der dritte Band des vorliegenden Sammelwerkes bietet, wie seine Vorgänger, eine klare, gründliche, umfassende und dabei übersichtliche Bearbeitung der Reichsgerichtsentscheidungen in Zivilsachen aus dem Jahre 1886 und wird den praktischen Juristen eine willkommene Quelle für schnelle Orientirung auf dem großen Gebiete der bis jetzt ergangenen Rechtsprechung unsers höchsten Gerichtshofes sein. Vorteilhaft zeichnet sich dieser Band den frühern gegenüber durch ein angefügtes, sehr genaues Inhaltsverzeichnis aus, welches die sämtlichen bisher erschienenen Bände umfaßt. Künftig soll jeder Band ein solches Inhaltsverzeichnis erhalten.

Herders Briefwechsel mit Nicolai. Im Originaltext herausgegeben von Otto Hoffmann. Mit einem Facsimile. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung, 1887.

Dieser neue, mit diplomatischer Genauigkeit besorgte Abdruck des schon vielfach verwerteten Herder-Nicolaischen Briefwechsels (vom 19. November 1766 bis zum 9. August 1774) ergänzt die Lücken und verbessert einzelne Textfehler der älteren Ausgaben desselben nach den noch vorhandenen Originalmanuskripten oder zuverlässigen Kopien der Briefe beider Korrespondenten. Da sie als eine wertvolle Quelle für die Kenntnis der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts an einem ihrer wichtigsten Wendepunkte gelten müssen, so war das Unternehmen des Herausgebers sehr verdienstlich, und seine nur allzu sparsamen Anmerkungen, die leider

vielfach auf andre Werke verweisen, welche nur der Fachgelehrte leicht bei der Hand haben dürfte, sollen auch mit Dank erwähnt werden.

Wertvoll muß dieser Briefwechsel genannt werden, weil typischer und drastischer die zwei einander ablösenden deutschen Generationen des vorigen Jahrhunderts, des die Aufklärung verbreitenden Rationalismus und des die Natur im Geiste erkennenden Humanismus, einander nicht besser gegenüber gestellt werden könnten, als durch diesen Meinungsaustausch der wichtigsten Stimmführer beider Geistesrichtungen. Hier der kernige Nicolai mit seinem gesunden Menschenverstande, seiner lebensklugen Nüchternheit, seinem selbstbewußten Stolze als Deutscher, als Bürger und als literarischer Freund Lessings und Mendelssohns gegenüber der von Franzosen beherrschten Akademie in Berlin und ihres königlichen Beschützers; ein musterhafter Redakteur der Allgemeinen deutschen Bibliothek, für die er fortwährend nach rezensirenden Mitarbeitern auf der Jagd war, und auf eben einer solchen mit dem ihm noch unbekannten, anonymen Verfasser der „Fragmente" in Briefwechsel trat; eine brave, aber etwas selbstgefällige Natur, die mit der Bescheidenheit wohl auch kokettirte; menschlich teilnahmsvoll für den fernen, schnell liebgewonnenen Mitarbeiter Herder in Riga bewegt, lebhaft im Haß gegen Klotz und dessen Anhang, welche verlogen und seicht gegen ihn, Lessing und Herder stritten; dabei doch beschränkt, ohne Ahnung einer Kunst und Poesie, welche erst die kommende Generation schaffen sollte; spöttisch und boshaft gestimmt gegen trunken stammelnde Genies wie Hamann: so steht Nicolai in diesem Briefwechsel da. Und ihm gegenüber der jugendliche Herder in seinen ersten zwanziger Lebensjahren. Er fühlt sich offenbar angenehm berührt, zur Mitarbeiterschaft an einem Blatte eingeladen zu sein, woran die von ihm so hochverehrten „Moses" und Lessing mit schrieben; er nimmt seine Rezensentenarbeit höchst gewissenhaft, er erkundigt sich vom fernen Riga aus lebhaft nach allen literarischen Neuigkeiten, schreibt enthusiastisch über Klopstocks Oden, und spricht schon hier von einer inneren Musik und Triebkraft der Sprache im poetischen Genius, ein Enträtsler der geheimnisvollen Ahnungen des nordischen Magus; dabei empfindlich, mißtrauisch und doch wieder liebenswürdig dankbar und bescheiden, läßt er sich zu seinen leidenschaftlich hingewühlten Aufsätzen schulmeisternde Korrekturen des in seiner relativen Gedankenarmut klareren Nicolai machen. In die Zeit des Briefwechsels fallen aber wichtige Veränderungen in Herders Leben: er enteilt dem Rigaer Amt, fährt über die Ostsee nach Frankreich, kommt nach Paris, die neuen Anschauungen regen ihn gewaltig an, er ahnt schon eine vergleichende Wissenschaft der Literatur, Sprache und Nation, er kommt über Straßburg nach Bückeburg, hat den jungen Goethe mit dem Büchlein „Ueber deutsche Art und Kunst" in die Literatur eingeführt und ist entzückt vom „Götz"; hat für die Schrift „Ueber den Ursprung der Sprache" einen Preis gewonnen und hat die „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts" herausgegeben: eine mächtige Entwicklung ist in ihm vorgegangen, von der sich Nicolai nichts träumen läßt, und noch immer schlägt dieser den naiv anmaßenden, wohlmeinenden Ton des korrigirenden Redakteurs und Herausgebers der Allgemeinen deutschen Bibliothek an und macht eifernde Vorwürfe wegen der Teilnahme an den „Frankfurter gelehrten Anzeigen." Ein selbstgefällig ironischer Brief Nicolais bringt endlich den zurückhaltenden Herder in Zorn, und dieser ergießt sich in wutstammelnden Sätzen über das arme Haupt des ganz verblüfften Aufklärers. Mit einem sarkastischen Briefe desselben an den hochehrwürdigen Grobian und Konsistorialrat in Bückeburg schließt die Debatte ab.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die Opposition

während und nach der letzten Reichstagssession.



Bei dem demnächst bevorstehenden Beginn der zweiten Session des Reichstages erscheint es umso angemessener einen Rückblick auf die erste Session mit Hervorhebung des Verhaltens der Opposition zu werfen, als es wahrscheinlich ist, daß dieser erste Teil der Legislaturperiode nur die einleitenden Akkorde abgegeben hat für das Konzert, welches im zweiten Teile aufgeführt werden wird.

Eröffnet wurde der Reichstag am 3. März. Er war stark genug für diese Eröffnung. Da nun bis zum 1. April das Budget erledigt sein mußte und da die Heeresvorlage drängte, so war es dem Kaiser nur zu danken, daß er nicht mit der Eröffnung bis zum 15. März, bis nach der Erledigung der Stichwahlen, wartete. Natürlich war das der schwarzroten Verbrüderung ungelegen; Windthorst wollte über vorzeitige Reichtstagseröffnung eine Zänkerei anfangen, fiel aber gegenüber der reichstreuen Majorität gründlich durch. Sein Einwand, der Reichstag sei, so lange die Stichwahlen noch nicht beendigt seien, noch nicht vorhanden, war gar nicht ernst gemeint; er hätte sich sonst an keiner einzigen Handlung dieses Reichstages beteiligen dürfen und mit seinen Scharen den Saal verlassen müssen. Er wollte aber nur eben stänkern. Mit demselben ungünstigen Erfolge setzte er seine Hemmschuhpolitik fort, als die Beratung der Heeresvorlage auf den 7. März angesetzt wurde. Er bekam, was er verdiente, man kehrte sich nicht an seinen Widerspruch. „Mächtig segelte der neue Reichstag, die reichstreue Nationalflagge an seinem Maste, die Heeresvorlage am Bord, dem Septennatshafen zu,“ schnell, freudig, einmütig, wie die Thronrede es gehofft hatte. In der neuen Lage sich zu bescheiden, fiel natürlich Freisinn und

Ultramontanen schwer genug; sie machten denn auch die wunderlichsten Kapriolen. Die Freisinnigen fingen an, auf wirtschaftliche Sonderinteressen zu spekuliren; sie klopften bei den Nationalliberalen an, wie es mit dem Reichssteuerprojekt aussähe; Herrn Hänels Blatt meinte, wenn die Nationalliberalen sich ihrer Vergangenheit erinnern wollten, sollte ihnen viel vergessen sein — eine alte Litanei. Allen diesen Spekulationen und andern der Art auf die Eifersucht der nationalen Parteien schnitt Kardorffs Rede von vornherein den Lebensfaden ab. Gefährlicher waren die Drohungen und Rohheiten des intransigenten Organs der Klerikalen, der Germania, welche den Papst aufforderte, seine Meinung in Bezug auf das Septennat als eine ihm aufgezwungene zu widerrufen. Er sei in der Lage von Pius VII., Paschalis II. und Clemens XIV. gewesen „und Paschalis II. und Pius VII. hatten das große Glück, durch eignen Widerruf ihrer für die Kirche abträglichen und gefährlichen Handlungen den Fehler gut zu machen. Clemens XIV. starb leider darüber hinweg." Leo XIII. war also gewarnt; er sollte wissen, daß ihn unter Umständen das Schicksal Franchis, seines so plötzlich verstorbenen, dem Frieden geneigten Staatssekretärs, erwartete.

Wie unversöhnlich der boshafteste Gegner des deutschen Staates, Windthorst, in seinem Hasse gegen Bismarck und das protestantische Kaiserhaus ist, zeigte er, als im preußischen Herrenhause die kirchenpolitische Novelle Aussicht hatte, angenommen zu werden, womit dem Kulturkampfe ein Ende gesetzt zu werden schien. Da veröffentlichte er in der Germania eine Denkschrift, durch die er vor der Öffentlichkeit Stellung nahm, ehe der Gesetzentwurf vor das Abgeordnetenhaus gelangte. Er besprach darin die einzelnen Artikel des Entwurfes und kam zu dem Ergebnis, daß dieser „in keiner Weise als eine abschließende Revision der Kulturkampfgesetzgebung betrachtet werden könne." Wenn der Artikel zur Regelung der Anzeigepflicht zur Annahme gelangte, so wären wir damit genau wieder auf dem Punkte angekommen, „von wo die Kulturkampfgesetzgebung im Jahre 1873 ihren Ausgang genommen hatte." So war der böse Dämon, den Deutschland in Windthorst hat, eifrig bemüht, der Verständigung und dem Frieden zwischen Staat und Kirche entgegenzuarbeiten. Die ganze Kritik der Denkschrift war zur Aufregung des katholischen Volkes bestimmt. Noch kurz vorher bei Beratung des Kultusetats hatte Windthorst erklärt, das Zentrum würde angesichts der schwebenden Verhandlungen die kirchenpolitische Frage jetzt nicht erörtern. Nun, als die Dinge sich zur Entscheidung zuspitzten, trat er aus der Zurückhaltung plötzlich heraus und begann nicht bloß gegen den Staat, sondern gegen die Kurie selbst die neue Hetze. Derselbe welfische Agent, der jahrelang vom Kulturkampf gelebt, dem katholischen Volke von „direkter Verfolgung" immer vorgepredigt, es bis zum „Knirschen des inwendigen Menschen" aufgereizt hatte, wollte das Ende des Kulturkampfes mit allen Mitteln aufhalten; die welfischen Ziele verlangten das.

Auch die Freisinnigen stimmten mit ein in den ultramontanen Klagegesang über die Erweiterung der Macht des Staates. Es war rührend, wie die Volkszeitung für die Stärkung der klerikalen und päpstlichen Macht in die Schranken trat. Indessen, die Freisinnigen langten auch nach einer andern Seite aus, indem sie den Nationalliberalen schöne, zärtliche Worte ins Ohr bliesen. Nach Miquels erster Rede über die Reichseinkommensteuer, in welcher er damit einen Fehler gemacht hatte, daß er dem freisinnigen Projekte viel zu viel Ehre anthat, indem er es ernst nahm, schrieb Hänels Blatt, die Kieler Zeitung: „Das Finanzprogramm Miquels verdient ohne Zweifel eine vorurteilsfreie Erörterung. Es ist nicht ganz das unsrige, aber es steht uns viel näher als das der Konservativen und Agrarier." Herr Hänel fand überhaupt, daß die Freisinnigen den Nationalliberalen viel näher stünden als ihren bisherigen Freunden, den Ultramontanen, natürlich, da ihm ein Ministerium Bennigsen-Miquel „nur eine Frage der Zeit zu sein schien," das dann „der äußersten Rechten einfach auf Gnade und Ungnade überliefert sein würde, wenn es sich nicht auch noch auf einen außerhalb der nationalliberalen Partei stehenden unabhängigen linken Flügel stützen könnte." So außerordentlich besorgt war das Organ Herrn Hänels für den Bestand des zukünftigen Ministeriums, das sich auf den „linken Flügel stützen" soll. Mit den Ultramontanen ist es nichts gewesen; sie haben zu den zweiunddreißig Mann vom Fortschritt, von denen siebzehn durch Mithilfe der Sozialdemokraten durchgebracht wurden, allerdings noch etliche liefern helfen, wie z. B. den tapfern Bamberger; aber der gute Deutsche will doch schließlich von der schwarzroten Verbrüderung zu wenig wissen, als daß man das Spiel fortzusetzen wagen könnte. Aber die Nationalliberalen, vielleicht gehen sie wieder, wie zu Laskers Zeiten, auf den Leim!

„Wir haben schon früher ausgeführt — schrieb das Organ des Herrn Hänel —, daß die nationalliberalen Parteiführer auch ihren Blick in die Zukunft gerichtet halten werden." Bei diesem Blick in die Zukunft wird man den Vertreter der „großen liberalen Partei" schon verstehen, wenn er prophezeit, „daß die Bahnen für eine maßvolle liberale Politik in absehbarer Zeit wieder frei werden können." Herr Hänel hält gewiß seine Politik, wie sie sich z. B. bei der Frage über den zweiten Direktor im auswärtigen Amte und bei der Polendebatte gezeigt, für ebenso „maßvoll" als „wirklich liberal." Und so wurde denn jede Gelegenheit benutzt, um sich an die früher so sehr verhöhnten und verworfenen Nationalliberalen heranzuschlängeln. Der Großherzog von Hessen hatte einem nationalliberalen Wahlausschuß auf die Meldung von günstigem Ausfall der Wahlen zurücktelegraphirt: „Freue mich, daß ihre Bemühungen mit Erfolg gekrönt, . . . jetzt gilt es, sich wieder mit den Wählern der andern Parteien zu versöhnen." Den letzten Satz druckt die Kieler Zeitung eiligst mit fetten Buchstaben nach. Vor einem Monat hatte die Volkszeitung, die schöne Schwester der Kielerin, den Nationalliberalen die Aussicht gemacht,

im Wahlkampfe als Cartellbrüder der Reaktionären „mit blutigen Köpfen heimgeschickt zu werden." Nach den Wahlen gab dasselbe Organ für jedermann aus dem Volke den deutschen Arbeiter für die „bürgerliche Demokratie" verloren, dagegen sollte sich Ersatz dafür in der arbeitenden Bevölkerung des platten Landes bieten, „die keine grimmigeren Feinde habe als die, welche sich so gern als ihre natürlichen Beschützer und Vormünder aufspielen."

So warf man nach verschiednen Seiten die Angel aus, aber ihr möglichstes versuchten, wie gesagt, die Freisinnigen, um sich den vorher so verachteten und mit Füßen getretenen Nationalliberalen als beste Freunde zu empfehlen. Sie spekulirten auf jedes Anzeichen von einem möglicherweise eintretenden Risse der regierungsfreundlichen Parteien. Man wollte gar zu gern die Nationalliberalen herüberlocken. „Wir hoffen — schrieb Herrn Hänels Blatt am 29. März —, daß die gegenseitige Anziehungskraft (des Zentrums und der Konservativen) alle Hindernisse überwinden und schließlich zu einer Verschmelzung führen wird. Erst wenn das geschehen wird, haben wir eine Hoffnung, daß auch die liberalen Kräfte im Parlament sich wieder zu planvollem Wirken zusammenfinden. Daß dies schließlich geschehen wird, bezweifeln wir nicht einen Augenblick." Die Nationalliberalen werden gegenüber solchen Lockrufen zur Bildung der „großen liberalen Partei" daran denken müssen, daß „die gegenseitige Anziehungskraft" zwischen Zentrum und Freisinn bisher noch ein gut Teil stärker gewesen ist, als zwischen Zentrum und Konservativen, und zwar ganz naturgemäß, da „das planvolle Wirken" derer vom Fortschritt vor allem darin bestand, das Wirken des Reichskanzlers unwirksam zu machen. Auch wehte, nachdem die Nationalliberalen sich wohl gehütet hatten, sich aufs neue umgarnen zu lassen, gar bald eine ganz andre Luft. Wenn verlautete, daß eine Anzahl derselben der Beseitigung des Sozialistengesetzes unter entsprechender Verschärfung der Preß-, Vereins- und Strafgesetzgebung geneigt sei, so konnte man deshalb wohl erwarten, auch die Freisinnigen mit für den Plan eintreten zu sehen, weil Herr Hänel als Vertreter der Fortschrittspartei dereinst bei der ersten Beratung des Sozialistengesetzes erklärt hatte, lieber eine Verschärfung des gemeinen Rechts, als ein Ausnahmegesetz gegen die arbeitenden Klassen in Kauf nehmen zu wollen, und einen dahin gehenden Antrag gestellt hatte. Wenn jetzt nun von nationalliberaler Seite dieses „Ziel der Zukunft" ins Auge gefaßt wurde, so sieht der edle Fortschritt nach der Volkszeitung vom 27. September darin einen Beweis, „wie sehr jede auch aus ehrenwerten Absichten entspringende Berührung mit dieser Gesellschaft vermieden werden muß."

Hatte der Fortschritt nicht lange vorher in den Klagegesang Windthorsts mit eingestimmt über Erweiterung der Macht des Staates, so wurde nun zur Abwechslung die Aussöhnung mit dem Papste als Stärkung der katholischen Kirche bejammert. Daß diese Stärkung auf das Konto des Fortschritts zu schreiben ist, kommt den freisinnigen Herren gar nicht in den Sinn. „Durch

den Kulturkampf ist die katholische Kirche in Deutschland ungemein gestärkt worden, und durch die Art, wie dieser Kampf, ohne daß irgend ein Zweck durch ihn erreicht war, plötzlich abgebrochen wurde, und wie er jetzt beendigt wird, muß sie noch viel mehr gekräftigt werden." Ganz recht, nur hätte das Kieler Fortschrittsblatt nicht bereits im Jahre 1874, als Bismarck scharf im Kampfe gegen den Papst stand, finden sollen, daß im Kulturkampfe doch zu viel Kraft aufgebracht werde. Diese klugen Politiker meinten damals gelegentlich: wenn man reale Politik treiben wolle, so müsse man die Hilfe nehmen, woher man sie bekommen könne. Und so fing der Fortschritt an, zuerst unter allen Parteien mit dem Zentrum zu buhlen. Diese „reale Politik" hat den Kanzler schließlich genötigt, sich mit dem Papste auszusöhnen.

Es mag nun noch etwas näher auf das Treiben der Opposition außerhalb des Reichstages während dieser Zeit eingegangen werden, weil es uns zeigt, wie richtig das deutsche Volk am 21. Februar geurteilt hat, wenn es dem Fortschritt seine Mandate entzog. Und da kommen wir auf das Verhalten wenigstens eines Teiles der freisinnigen Presse in dem Fall Schnäbele zu sprechen, welches zeigte, wie jeder Gegner Deutschlands bei freisinnigen Blättern auf ein gewisses Wohlwollen rechnen kann. Die Verhaftung des französischen Polizeikommissärs war gerichtlich beschlossen worden; die deutschen Behörden hatten sich ohne Zweifel Beweisstücke für seine Schuld verschafft, und zwar überzeugende Beweisstücke; die deutschen Beamten, welche mit der Verhaftung beauftragt waren, hatten sich tadellos benommen; sie hatten sich von jedem Übergriff fern gehalten; die Anklage selbst bezog sich auf Beteiligung an landesverräterischen Umtrieben. Gleichwohl ließ sich bei einer solchen Sachlage die Vossische Zeitung nicht abhalten, mit ihren Mitteilungen aus sogenannten Privatnachrichten aus Frankreich Partei zu nehmen für Schnäbele gegen die deutsche Regierung und den Chor der englischen und russischen Hetzstimmen zu verstärken. Die französische Presse fand das auch sehr schön, der Pariser Constitutionel zollte den Berliner Demokraten seinen Beifall in folgender Weise: „Es ist hocherfreulich, daß die demokratische Presse in Deutschland immer wieder scharf gegen die Regierung des Herrn von Bismarck losgeht, weil dieser fortgesetzt Frankreich in unqualifizirbarer Weise herausfordert und vergewaltigt." In dieser Schnäbelegeschichte erscholl eine geradezu betäubende Musik deutschfeindlicher Zeitungsstimmen aller Länder; da durften doch die fortschrittlichen nicht ganz fehlen.

Nun erschien das Ministerium Rouvier. Es kam nur zu stande dadurch, daß Boulanger nicht wieder als Minister angenommen wurde. Bei dieser Gelegenheit ließ sich Eugen Richters Zeitung in folgender Weise aus: „Boulanger, der französische Kriegsminister, ist in der abgelaufenen Woche von der politischen Bildfläche, fast könnte man sagen sang- und klanglos, verschwunden; aber das Produkt der Angst vor Boulanger, die gegenwärtige Reichstagsmehrheit in

Deutschland, ist geblieben und wird auch noch bis 1890 bleiben. Herr Boulanger ist gegangen, aber das neue deutsche Septennat besteht fort." Es bedarf nicht des Hinweises auf die sechzehn Regimenter, darunter vierzehn neu gebildeten, die jüngst wieder zur Verstärkung der Besatzungen an die deutsche Grenze gelegt worden sind, um zu sagen, daß ärgeres als solche freisinnige Sprache auch ein französisches Revancheblatt dem deutschen Reichstage und dem deutschen Volke nicht an den Kopf werfen kann. Wie denken doch diese Deutschfreisinnigen von ihrem deutschen Volke, sobald es nicht auf ihre Lockstimme hört!

Im übrigen ließen trotz des deutlichen Urteils, das durch die Wahlen über sie gesprochen worden war, die Freisinnigen nicht von den aufdringlichsten Versuchen ab, immer wieder den Wählern beweisen zu wollen, wie unrecht diese gehabt hätten, sie in die Minderheit zu verweisen. Da war denn die Ablehnung des Septennats richtig, das sollte der Sturz Boulangers zeigen; daß die friedlichere Lage ganz allein herbeigeführt worden war durch die Mehrheit des neuen Reichstages, verschwiegen die freisinnigen Fälscher. Auch mit ihrem Verhalten in der Polenausweisungsfrage waren sie im Rechte; das sollte der russische Immobilienukas zeigen, wenn auch die Polenausweisungen mit dieser Maßregel gar nichts zu thun haben. Das freisinnige Verhalten in der Kolonialpolitik war richtig, denn die kolonialen Versuche hatten nach zwei Jahren noch keinen greifbaren Vorteil; der Widerspruch gegen die Unterstützung der Dampferlinie war begründet, denn der Weg des Reichspostdampfers nach Asien über Triest erwies sich lohnender für die Engländer als für die Deutschen. Vor allem fühlte Bamberger bei der Debatte über Abänderung des Reichspostdampfergesetzes bezüglich der Richtung über Triest wieder einmal das Bedürfnis, der Nation darzuthun, daß seine Feindschaft gegen die Hebung des deutschen Handelsverkehrs immer noch fortbestehe. Besonders aber sollte die Opposition des Freisinns gegen die Branntweinsteuererhöhung eine volkserweckende That sein; wenn der Schnaps teurer wird, so muß der kleine Mann, der schon so viele male durch die Kornzölle zu Grunde gegangen ist, noch einmal zu Grunde gehen. Kurz, die großen Propheten des Freisinns, der edle Richter und der Volksfreund Bamberger, haben immer Recht gehabt, und das dumme Volk, das von ihnen nichts mehr wissen will, hat Unrecht.

Dabei gaben sich die Fortschrittsmänner alle mögliche Mühe, glücklicherweise vergebens, das Defizit in den Staatskassen aufrecht zu erhalten; daher ihr Versuch, den Kaffeezoll aufzuheben. Es wird eben die Popularitätshascherei fort und fort als bestes Stück ihrer Staatskunst betrieben. Daß der Kaffeezoll nur von den Kaufleuten eingesteckt würde, wäre ihnen gerade recht; der Staat könnte immerhin um die fünfzig Millionen gebracht werden. Was schadet das? Durch die Beseitigung dieses Zolles würden doch dem Reiche die Mittel für die Altersversorgung der Arbeiter entzogen. Wenn man nun das sogar unter der Firma „Verbesserung der Lebenslage der Arbeiter" kann, was ist da für

ein besseres Agitationsmittel zu haben, als der Ruf: Weg mit dem Kaffeezoll! Das ganze Verhalten der Freisinnigen in der Debatte über die Branntweinsteuervorlage zeigt den unwürdigen und lügenhaften Charakter der Partei. Seit vielen Jahren, sobald andre Steuergesetze dem Reiche vorlagen, wies gerade diese Partei darauf hin, daß der Branntwein bluten müsse. Mit dem Pathos sittlicher Entrüstung, worin sie so Großes leisten, werfen sie dem Bundesrat vor, er wolle nur aus Schonung der kartoffelbrennenden Großgrundbesitzer der östlichen Provinzen den Branntwein nicht zur Steuererhöhung benutzen. Nun, da er als Steuerobjekt zur Bestreitung unbedingt notwendiger Reichsausgaben und zur Abstellung der Defizitwirtschaft aufgestellt wurde, gingen die Freisinnigen mit den unwürdigsten Angriffen besonders gegen die Nationalliberalen, die an Lakaiengesinnung das Äußerste leisten sollten, bis zu dem Grade von Böswilligkeit vor, daß sie das Fuselöl für unschädlich erklärten. Und wie sprachen sie! Zwischen Rickert und Richter und den Sozialdemokraten, die sich in die Ehre teilten, die Branntweinsteuervorlage zu bekämpfen, war so wenig Unterschied, daß die drei in der gleichen Phraseologie des Agitators aufgingen, einer Phraseologie, die in ihrer Leerheit und Blöße sich um so widerwärtiger zeigte, je mehr die Redner der staatserhaltenden Parteien, sowohl die Konservativen als die Nationalliberalen, mit der Beherrschung des Stoffes eine überaus treffende und edle Sprache verbanden. Mirbachs und Miquels Reden waren und wirkten überzeugend. Vom Zentrum stimmten nur wenige mit Windthorst; dieser und seine Welfen standen mit Freisinn und Sozialdemokraten in Gemeinschaft gegen die Vorlage. Aber die Mühle der Firma Windthorst-Richter-Grillenberger konnte nur noch mühsam klappern. Auf wen soll auch noch, und wäre es der beschränkteste politische Verstand, eine solche Gaukelei Eindruck machen! Das Reich bedarf ein Plus von achtzig bis neunzig Millionen für seine Einnahmen; die mag es, wenn es nun einmal nicht anders geht, aus dem Branntwein erhalten; dafür soll es aber fünfzig Millionen aus dem Kaffee verlieren! Das sind keine Männer mehr, die solches Spiel treiben, das sind Jungenstreiche. Eine ehrliche Partei, wenn sie einmal im Kampfe unterliegt, kann tröstlich zu sich sagen: „Wir sinken, mutige Fechter — Ermattet im heißen Strauß — Es kommen neue Geschlechter — Und fechten ihn ehrlich aus.“ Aber den Störenfried weist jeder wohlmeinende Mann fort von seiner Hausthür.

Die nationale Zuverlässigkeit des in diesem Reichstage nun vollends welfisch-intransigent-ultramontan gewordenen Freisinns trat in ihrer ganzen Glorie bei der Debatte über den Gesetzentwurf von Elsaß-Lothringen betreffend die Ernennung und Besoldung der Bürgermeister und Beigeordneten hervor. Der Entwurf verlangte weiter nichts, als was bis zum 22. Juli 1870 geltende französische Gemeindegesetzgebung gewesen war. Von Seiten des Reichs kam es darauf an, die Gefahr zu beseitigen, daß in den Gemeinderat die erbittertsten

Feinde der deutschen Herrschaft gelangten. Die protestlerischen elsaß-lothringischen Abgeordneten benutzten die Redefreiheit zu so herausforderndem Auftreten, daß der Abgeordnete v. Kardorff der Entrüstung aller deutsch fühlenden nur einen mäßigen Ausdruck gab, als er die Herren Elsaß-Lothringer ersuchte, im deutschen Reichstag einen etwas bescheidneren Ton anzuschlagen. Und was thaten die Herren vom Freisinn? Bei den gröbsten Angriffen gruppirten sie sich bravorufend um die deutschfeindlichen Redner und spendeten zusammen mit denen vom Zentrum, die Windthorst noch beherrscht, den Feinden Deutschlands den lautesten Beifall. Darunter sind manche, die sonst jede Gelegenheit benutzen, um sich als sehr deutsch und gut kaiserlich aufzuspielen. Mögen etliche dieser Freisinnigen auch jetzt noch bona fide meinen, die echtesten Deutschen zu sein, aber Eugen Richter und seine eigensten Leute stimmen ihre Geige nach dem Tone, den Windthorst angiebt und der nach der Melodie geht: „Bismarck kann mich nicht ärgern, ich aber ärgere Bismarck.“ Eine prächtige Gesellschaft!

Auch Windthorst spielte meist eine traurige Rolle. Bezeichnend genug für die Stellung dieses guten Reichsfreundes war es noch zuletzt, daß er notgedrungen für das Branntweinsteuergesetz stimmte. Der Riß wäre sonst gar zu sichtbar gewesen, der ihn von der Mehrheit seiner Partei trennte. Gegen den entscheidenden Paragraphen hatte der Welfe gestimmt, gegen das ganze Gesetz wagte er nicht zu stimmen; er machte nur seine „schweren Bedenken“ geltend. Da aber das eigentlich „schwere Bedenken“ von ihm doch nicht gesagt werden konnte, nämlich dies, daß der finanziellen Schwäche des Reichs mit einem Schlage ein Ende gemacht wurde, so legte er sich auf seinen Beruf, zu stänkern. Diesmal suchte er die Süddeutschen gegen das Reich aufzuhetzen. Da mußte er sich von dem Vertreter Baierns beim Bundesrat sagen lassen, daß er gar nichts anderes bezwecke, als Mißtrauen zu säen. Als Herr von Lerchenfeld-Köfering ihm die Pille etwas versüßen wollte und unter Lachen der Rechten und der Nationalliberalen seine Überzeugung aussprach, daß der Herr Abgeordnete Windthorst „nur Gutes bezwecke,“ gab Herr Windthorst sofort eine Probe dieses „Guten“ damit, daß er als die Bestrebung der Reichsregierung ausgab, „die Selbständigkeit und Initiative der einzelnen deutschen Regierungen zu schwächen.“ Indes steht doch so viel fest, daß Herrn Windthorst in dieser Session das Handwerk, das Reich zu schädigen, wenigstens für sein Wirken im Reichstag, gründlich gelegt worden ist; seine Stellung im Reichstage war bisher eine völlig machtlose, bisweilen sogar unwürdige, wenn man erwägt, daß es ihm nicht einmal gestattet war, bei der Hauptvorlage nach seinem Herzen abzustimmen, geschweige denn wie früher den deutschen Reichstag zur Versuchsstation für welfische und ultramontane Experimente zu machen.

So haben denn Zentrum und Deutschfreisinn in diesem Reichstag ihren staatsfeindlichen Bestrebungen keinen schädlichen Ausdruck geben können. Unsre auswärtigen Feinde, die unsre Kraft darnach bemessen, ob wir einig sind oder

nicht, haben sehr rasch ihre drohende Stellung aufzugeben für ratsam gehalten, eine Sache, die recht deutlich zeigt, welch schädliches Beginnen die freisinnig-klerikalen Bestrebungen, die in der Verwerfung des Septennats gipfelten, gewesen sind. Es giebt ja im Deutschfreisinn eine Anzahl Persönlichkeiten, die nicht wissen, was sie damit thun, daß sie die Gefolgschaft Richters bilden und von denen das Wort gilt: Sic vos non vobis vellera fertis oves. Aber das hilft dem Vaterlande nichts. Ihre Partei war das zersetzende Element im deutschen Reiche; ihre Kunst bestand darin, alles, was staatsfeindlich war und ist, um sich zu schaaren. Glücklicherweise haben wir Männer an der Spitze, die sich durch doktrinäre Spitzfindigkeiten so wenig mürbe machen lassen, wie durch jesuitische Bosheit. Mit ihnen zu wirken hat der neue Reichstag als seine Pflicht erkannt, die ihm vom deutschen Volke auferlegt war. Der Dank, den der Kaiser der scheidenden Versammlung am Schlusse der ersten Session für erfolgreiche Thätigkeit aussprechen ließ, war wohlverdient. Möge solches Zusammenwirken von Reichstag nnd Reichsregierung auch fernerhin bleiben! Dann wird der Stern Deutschlands leuchten, auch wenn das Unwetter kommt.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf die Zwischenzeit. In dieser wurde von der freisinnigen Presse alles zur Anklage gegen die Regierung benutzt, was Staub aufwirbeln konnte. So der Fall Hinze. Herr Hinze war durch ehrengerichtlichen Spruch zum Verlust der Uniform und seines militärischen Charakters verurteilt worden. Er war ein durch dieses Urteil hart getroffener Mann, ohne Frage. Aber der Freisinn stellte ihn als ein Opfer politischer Verfolgung hin, und das war er nicht. Seine fast gewerbsmäßige Agitation, sein Appell an die studirende Jugend zum Zusammengehen mit den sozialdemokratischen Bestrebungen, sein nicht offiziermäßiges Verhalten in dem Joekelschen Falle mußte es doch auch für andre als militärische Kreise sehr fraglich erscheinen lassen, ob dies alles das Verbleiben des Herrn Hinze im Offizierstande noch länger ermöglichte. Das Urteil der militärischen Kreise ging dahin, daß er von Glück zu sagen habe, daß ihn sein Schicksal erst jetzt erreiche. Aber mag dem sein, wie ihm wolle, das, wogegen man sich mit allem Ernste erklären muß, ist, daß auch in diesem Falle die freisinnige Presse sich nicht auf eine sachliche Kritik der Entscheidung beschränkte, sondern die Unparteilichkeit des Gerichts in Frage zog. Die freisinnige Presse befolgte hier dieselbe Methode, die sie gegen das Reichsgericht befolgt hatte, als es gegen Munckel entschied.

Gegen Bismarcks großes Werk der Sozialreform wurde von der Partei, die schlechterdings nichts vonseiten des Staats, d. h. überhaupt nichts Zuverlässiges und Nachhaltiges für die Arbeiter thun will, wie schon früher, so jetzt, wo sichs um den wichtigsten Teil handelte, um die Alters- und Invalidengesetzgebung, auf die thörichste Weise gehetzt. Es verlautete, daß die Grundzüge dazu bereits im Reichsamt des Innern fertig seien. Die Grundlage für die Altersversicherung sollte ein niedrigster Rentensatz von 120 Mark sein; zum

Versicherungsbeitrag sollte das Reich ein Drittel, der Arbeitgeber und Arbeitnehmer je drei Mark beisteuern. Daneben sollte auch ein höherer Rentensatz ins Auge gefaßt werden können, sobald eine Berufsgenossenschaft einen höhern Beitrag liefern wollte und könnte. Auch über Witwen- und Waisenversicherungen waren in Betreff des künftigen Gesetzentwurfs Andeutungen in die Öffentlichkeit gelangt. Es waren alles nur Andeutungen, aber sie genügten der freisinnigen Presse, um von vornherein die in Aussicht gestellten Leistungen zu verwerfen; man suchte sie lächerlich zu machen. Daß der alte Arbeiter in den allermeisten Fällen bei seinen Angehörigen eine gern bereitete Stätte finden wird, wenn er auch nur 120 Mark für das Hauswesen zuschießen kann, wissen die freisinnigen Herren, die meist auf hohem Pferde sitzen, freilich nicht. Darum konnte sich Herr Richter erlauben, sich in der Freisinnigen Zeitung über die Geringfügigkeit der Wohlthaten lustig zu machen. „Ein solcher Reichsrentner — sagte er — wird zu wenig zum Leben und auch nicht zu viel zum Sterben übrig haben." Gar nichts scheint dem Herrn besser zu sein. Außerdem wurde das Mögliche von Gehässigkeiten durch die freisinnigen Zeitungen geleistet. So hatte der Staatsminister von Bötticher sich gegen das in die Kunstbuttergesetzgebung hineingebrachte Verbot der Mischbutter ausgesprochen; der Bundesrat nahm aber doch das Kunstbuttergesetz in der vom Reichstag beschlossenen Fassung an; auch Bismarck entschied sich dafür, daß der preußische Bevollmächtigte für das Gesetz, d. h. für das gänzliche Verbot des Verkaufs von Mischbutter stimmte. Was das Richtige ist, muß hier schlechterdings erst die Erfahrung lehren. Es kann der Reichstag Recht haben, da das gänzliche Verbot die Ehrlichkeit im Handel und Wandel entschieden fördert; es kann auch Minister von Bötticher Recht haben, wenn er meint, eine strenge Durchführung des Gesetzes sei nicht möglich, der eine könne wegen derselben Handlung bestraft werden, der andre frei ausgehen. Also die Erfahrung muß erst hier das bessere lehren. Nun war es selbstverständlich, daß Bötticher seinen Sommerurlaub antrat vor der Sitzung des Bundesrats, in welcher das Kunstbuttergesetz zur Annahme kommen sollte und in welcher er die preußische Stimme hätte abgeben müssen. Jeder, der nur ein wenig Verständnis für die Lösung von derartigen Konflikten hat, sieht hier den natürlichen Weg leicht gegeben. Die Deutschfreisinnigen sprengten aber sofort, als Bötticher vor seinem Urlaub nach Friedrichsruh reiste, das läppische Gerücht aus, Bötticher sei von Bismarck sehr ungnädig empfangen worden, sein Urlaub sei nur der Vorbote seines Sturzes.

Am 23. September war das fünfundzwanzigjährige Ministerjubiläum Bismarcks. Fremdländische Zeitungen benutzten den Tag zum Ausdruck der Verehrung des Staunens vor der Genialität und gewaltigen Größe des deutschen Staatsmannes. Die Times sah in den Errungenschaften Bismarcks, der Stärke und Einigkeit Deutschlands, die sicherste Bürgschaft des europäischen Friedens. Das Wiener Fremdenblatt beglückwünschte in seinem Leitartikel „den großen

Freund Österreichs, den Mitbegründer der deutsch-österreichischen Allianz, welche den Frieden Europas wahrt," und rühmte die innere reformatorische Thätigkeit Bismarcks und seine unerschöpfliche Arbeitskraft. Und was sagten an diesem Tage deutschfreisinnige Blätter, wie die Volkszeitung? Diese sah in Bismarck „den Schnitter, der die Gedankensaat der deutschen Demokratie mit dem rücksichtslosen Wagemut des Junkers in dichten Schwaden niederstreckte." Sie beklagte, daß das neue Deutschland nicht demokratisch, sondern „bismärckisch" geworden sei. Nun sei es thöricht, „das Urteil der Geschichte schelten zu wollen, weil unser Gegner es kräftiger und schneller zu seinen Gunsten zu wenden gewußt, als wir." Das deutsche Bürgertum habe leider keinen Hampden und keinen Cromwell zu stellen gewußt, der dem Gegner des Bürgertums das Schicksal Straffords bereitete. Nun müsse es seine Schwäche eben damit büßen, „daß in dem neuen Deutschland die Strafford und nicht die Hampden herrschen." Aber wenn er auch den geschichtlichen Erfolg habe, darum wachse Bismarck doch nicht über sein eignes Maß hinaus. „Selbst die auswärtige Politik des Fürsten Bismarck, die vielgefeierte, entbehrt der schöpferischen Gedanken, welche den kleinsten Staatsmann durch einen Abgrund auch von dem größten Diplomaten scheiden." Ein Staatsmann ist also Bismarck nicht zu nennen, soweit hat er's an seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum als Minister noch nicht gebracht. In der innern Politik vollends sei Fürst Bismarck nicht im entferntesten zu vergleichen mit einem Stein oder Hardenberg, mit einem Disraeli oder Gladstone oder einem Grafen Cavour, da der eigentliche Lebensodem von Bismarcks innerer Politik „das Regieren mit mechanischen Gewaltmitteln" sei. Das war deutschfreisinnige Sprache am 23. September 1887 (siehe Volkszeitung Nr. 222).

Wenn auch nicht in dem Maße, aber immer noch stark genug, wütete in dieser Sprache die politische Raserei gegen die Freunde der Regierung. Als es hieß, daß sich die Nationalliberalen mit den Konservativen über eine Verlängerung der Reichstagswahlperiode von drei auf fünf Jahre verständigt hätten, da ergoß sich auf erstere eine Flut von fortschrittlichen Schmähungen. Die Volkszeitung vom 21. September brachte einen Leitartikel „Der erste Sturm auf die Verfassung," worin sie durch die beabsichtigte Verlängerung der Gesetzgebungsperiode die Axt an die Wurzel der Verfassung gelegt sah durch eine Mehrheit, die sie mit dem schönen Namen eines „Angstprodukts" schmückte, deren einziger Lebenszweck sei, „die Lasten des Volkes zu vermehren und die Rechte des Volkes zu vermindern." Jetzt werde der Sturm auf die Verfassung an dem Wahlrechte unternommen und das Volk da gezüchtigt, wo es gesündigt habe. Jetzt hätten die Wähler von Rechtswegen den Schaden dafür zu tragen, daß sie sich hätten einreden lassen, „die zur großen Haupt- und Staatsaktion aufgeblähte Septennatsfrage sei nur um ihrer selbst willen da und nicht als eine Maske für allerlei reaktionäre Schändlichkeiten." Und das sagten diese Schwätzer

zu derselben Zeit, als Boulanger in seiner Rede an die Offiziere seines Armeekorps es für Wahnsinn erklärte, zu glauben, daß der Augenblick einer Entwaffnung für Europa gekommen sei, und den Krieg offen als sein Ziel wiederholt verkündete. Ganz besonders kehrt sich die Wut der fortschrittlichen Politiker gegen die Nationalliberalen. Es ist das wenigste, wenn sie einer Heuchelei bezichtigt werden, gegen deren Fäulnis der englische Cant eine edle Offenheit sei und die weder Haut noch Fleisch noch Knochen schone. Sie sind „Kautschukseelen," die ihre Überzeugungen mit Geschwindigkeit umkehren, sie „starren noch von Boulanger- und Melinitschwindel," sie sind „Vergewaltiger der Verfassung, die bald in ihrer nackten Blöße am hellen Tage einherwandeln werden." Das sind so etliche Liebenswürdigkeiten des Organs für jedermann aus dem Volke. Die Nationalliberalen werden in solchen Produkten von Volksbelehrung eine Bestätigung dafür finden, daß „der Opposition jedes Gefühl für Billigkeit und Schicklichkeit abhanden gekommen ist," und werden in ihrer Ansicht fester bestärkt werden, „daß die Wohlfahrt des deutschen Volkes durch die allzu häufige Wiederkehr der Wahlen in hohem Grade gefährdet ist."

Unerwartet, aber überaus freudig begrüßt von allen, denen der Friede in der Welt das höchste politische Ziel ist, war das Erscheinen des italienischen Ministerpräsidenten Crispi in Friedrichsruh. Auch hier müssen Freund wie Feind sich vor der hohen Staatskunst des mächtigen Mannes im Sachsenwald beugen. Es ist das erstemal, daß ein italienischer Minister über die Alpen gegangen ist, um dem deutschen Reichskanzler die Hand zum Bunde zu reichen. Über diesem Ereignis, das einen so freudigen Eindruck auf die friedliebenden Völker machte, verschwand auch der ungünstige Eindruck, den das fatale Begegnis an der Grenze anfangs hervorrief, als ein deutscher Jäger einen französischen Jagdtreiber erschoß. Wer etwas von den Scherereien weiß, denen unsre Grenzwächter täglich und stündlich von französischer Seite ausgesetzt sind, wer insonderheit auch die kecke Wilderei berücksichtigt, die von drüben her betrieben wird, der wird begreifen, mit welcher ungeheuern Schwierigkeit Zusammenstöße auch der schwersten Art an der Grenze zu vermeiden sind. Die Volkszeitung benutzte aber auch diesen Fall, um wenigstens mit einem gewissen Maß von Verschuldung die deutsche Regierung zu beladen. Sie knüpfte an die Äußerung der „Post," daß der Unglücksfall sich als eine unmittelbare Folge unsrer Einrichtung darstelle, in hämischer Weise die Bemerkung, die öffentliche Meinung verlange, daß Einrichtungen, bei denen es möglich sei, „daß unschuldige oder doch nur mit einer geringen Schuld belastete Leute von untergeordneten Beamten oder Soldaten, welchen eine klare Vorstellung über das Maß des Verschuldens nicht innewohnt, erschossen werden können, geändert werden müssen." Daß es der französischen Regierung zukomme, zu allererst dem Chauvinismus zu steuern, der sich so häßlich und aufreizend an der Grenze geltend macht, dafür hat die Volkszeitung kein Wort.

Mehr Besorgnis als alle Anzapfungen der Regierung durch den Freisinn konnte der Kongreß der vereinigten Sozialdemokraten in St. Gallen erregen. Er that einen Schritt weiter vorwärts, um den sozialen Krieg und das Verderben der Völker herbeizuführen. Wenn sich auch nicht mit Bestimmtheit sagen läßt, daß die Gemäßigten der Partei von den Radikalen zurückgeworfen worden seien, weil sie durch ihre Beteiligung an parlamentarischer Arbeit die Frage der sozialen Revolution erst in zweiter Linie gestellt hätten, so wurde doch die schärfere Betonung des revolutionären Charakters der sozialdemokratischen Bewegung beschlossen. Auf die Wahlen kann das zukünftig einen großen Einfluß haben, da die Deutschfreisinnigen besonders bei den Stichwahlen durch die Gemeinschaft mit den Sozialdemokraten ihre Geschäfte gemacht haben. Nur ist fraglich, ob die St. Gallener Beschlüsse im einzelnen Falle durchgeführt werden. Der Parteitag hat auch von dem künftigen Zentral-Wahlkomitee der Partei verlangt, daß es den Vielkandidaturen der einzelnen Genossen nach Möglichkeit entgegentrete. Gleichwohl wurde bei den sächsischen Landtagswahlen, die am 18. Oktober vorzunehmen waren, Bebel in drei, Liebknecht in fünf Wahlkreisen aufgestellt. So ist es auch fraglich, ob das Verbot, mit andern Parteien bei den Wahlen zu gehen, d. h. gegebenen Falles den Freisinn oder die Ultramontanen zu unterstützen, ausgeführt wird. Die sozialdemokratischen Führer wissen zu gut, daß die Freisinnigen ihren Bestrebungen den Boden bereiten. Die Freisinnigen selbst waren, wie die Volkszeitung in ihrem Berichte über die St. Gallener Beschlüsse zeigt, über die Maßen entzückt, daß die Bekehrung der deutschen Sozialdemokraten „zur rohen Gewalt" nicht wahr sei, und sich nur darin die schärfere Betonung der sozialen Revolution kundgegeben habe, daß die Richtung Bebel-Liebknecht auf der ganzen Linie gesiegt habe. Daß aber die Sozialdemokraten jetzt eine gemäßigtere Haltung grundsätzlich aufgegeben hätten, das sei die Frucht der staatsmännischen Thätigkeit der Freunde des Sozialistengesetzes. Sicher, dieses Völkchen mit dem Heilmittel der „freien Diskussion" würde noch fortschwatzen, auch wenn es die Hiebe der sozialdemokratischen Fäuste schon spürte. Trotz des Sieges der extremen Richtung in St. Gallen, deren Vertreter z. B. keinen Anstoß nahmen, die Thaten der Kommune selbst im deutschen Reichstage zu verherrlichen, sieht die Volkszeitung keine Spur von Befürwortung „roher Gewalt." Es ist eben nur die „unausbleibliche Wirkung des Sozialistengesetzes eingetreten," aber die sozialdemokratische Partei hat sich doch noch „innerhalb der praktisch und prinzipiell auch nach heutigem Recht zulässigen Grenzen gehalten." Also die Forderung der Enteignung von Grund und Boden und der sämtlichen Produktionsmittel, die Forderung, das ganze bewegliche und unbewegliche Eigentum den bisherigen Besitzern zu entziehen, liegt den Staatsmännern des Organs für jedermann aus dem Volke „innerhalb der auch nach heutigem Rechte praktisch und prinzipiell zulässigen Grenzen." Und mit solchen An-

sichten und deren Verbreitung will der Freisinn nicht die Vorfrucht für die Sozialdemokratie sein!

Der Caffarel-Andlau-Boulangersche Skandal giebt dem edeln „Organ" in einem Artikel über die französischen Armeeverhältnisse Veranlassung, einen Unterschied zu machen zwischen „der plebejischen Masse" des französischen Offizierkorps, das seit dem Kriege neugebildet worden ist, und einer „Anzahl patrizischer Überbleibsel des Kaiserreiches, einer aristokratischen Clique," und liefert der Volkszeitung den Beweis, „daß es nicht der volkstümliche Charakter des französischen Heerleitungswesens ist, der die soeben bekannt gewordenen Fälle von Bestechlichkeit erzeugt hat, sondern daß umgekehrt der Geist, auf dem die Armee der Republik beruht, sich gegen die faulen Überreste der Napoleonischen Wirtschaft auflehnt." Mit der raffinirtesten Heuchelei sucht so das freisinnige Organ Münze für die Herrlichkeit der Demokratie zu schlagen, indem sie nicht jenen Recht geben will, „die die eingeleitete rücksichtslose Untersuchung als ein Zeichen des Verfalls und der Verkommenheit" betrachten — wer diese Leute seien, darüber schweigt das Blatt —, sondern sie will diese „rücksichtslose Untersuchung" betrachten „als ein Zeichen eines regen, demokratischen Gemeinsinns." Und so wird denn der schmutzige Handel begraben unter dem „regen demokratischen Gemeinsinn," und auch diese Caffarelsche Geschichte muß zur Verherrlichung der Republik dienen!

Warum beschäftigen wir uns aber mit der unerfreulichen Arbeit, auf dieses Gebahren der Opposition hinzuweisen zu einer Zeit, wo der Zusammenschluß der Mittelparteien eine gemeinsame Arbeit möglich gemacht hat, wie sie fruchtbringender in den Annalen des deutschen Reichstages noch nicht dagewesen ist? Darum, weil daraus deutlich zu ersehen ist, wie das Viribus unitis das oberste Gesetz für die Kartellparteien bleiben muß.



Politische Zustände und Aussichten in Frankreich.

2.



Die Aufgabe Frankreichs war in der Zeit nach 1871, wie wir wiederholen, sich möglichst viele Freunde und möglichst wenige Feinde unter den Mächten zu machen und durch Stetigkeit der Regierung bündnisfähig zu werden. Das letztere ist, wie gezeigt wurde, durch den Parlamentarismus und die Selbstsucht der Parteien vereitelt, das erstere niemals im Ernste versucht worden. Keines-

falls durften die Franzosen, wenn sie klug waren, sich in schroffen Gegensatz gegen eine Macht ersten Ranges stellen; sie haben es aber sogar gegen mehrere gethan. Allerdings haben einige Ministerien, namentlich das Ferrysche, versucht, erträgliche Beziehungen zu Berlin herzustellen und zu pflegen, und dabei Entgegenkommen gefunden, aber andre, vorzüglich die, in welchen Boulanger seine Renommistenrolle spielen durfte, thaten ungefähr das Gegenteil, und was das Volk angeht, so haben die, welche für dasselbe das Wort führen, nie aufgehört, der Welt zu sagen, daß die Nation uns von Herzen hasse, weil wir, als sie uns ohne Grund angriff, uns als die stärkeren erwiesen und ihr ein Stück Land abnahmen, dessen wir zur Sicherung unsrer Grenzen gegen weitere Angriffe bedurften, und das überdies einmal zum deutschen Reiche gehört hatte. Dieser Haß war, so erklärte man uns, unauslöschlich und sollte so bald als möglich in Thaten kundgegeben werden. In Spanien unterstützte man die Karlisten und liebäugelte mit den Republikanern, wozu später die grobe Beleidigung des jetzt verstorbenen Königs durch den Pariser Pöbel und die Nebenbuhlerschaft in Marokko kamen. Ferner ergriff Frankreich die erste beste Gelegenheit, es mit Italien zu verderben, indem es in Tunis nicht allein dessen Interesse schwer verletzte, sondern auch den Stolz des verjüngten tapfern Volkes empfindlich gegen sich aufregte, sodaß selbst die französische Partei hier nunmehr sich von den brutalen Nachbarn abwendete oder wenigstens verstummen mußte. Die Einsprüche des römischen Hofes wurden mit kaum verhehlter Geringschätzung behandelt und eine Schutzherrschaft über Tunesien errichtet, die einer Besitzergreifung gleichkam und bei der Lage desselben dicht vor Sizilien zu einer gefährlichen Bedrohung wurde. Kaum war dieser Triumph erfochten, so wurde mit China ein Streit über Tonking vom Zaune gebrochen, und als ob es daran nicht genug wäre, der versöhnlichste aller Päpste, die in diesem Jahrhunderte auf dem Stuhle Sankt Peters saßen, tief gekränkt. Ludwig Philipp hatte den alten Widerwillen der Engländer gegen die Franzosen in ein gutes Einvernehmen verwandelt, Napoleon der Dritte es erhalten und gefördert. Die Kolonialpolitik der Republik zerstörte es durch ihre Unternehmungen in Nordafrika, in Tonking und China, in Madagaskar, auf australischen Inseln*) und namentlich durch ihr Verhalten zu der ägyptischen Frage. Wir vermögen in der Geschichte der letzten Jahre kaum ein einziges Beispiel aufzufinden, wo die leitenden französischen Politiker in der Art verfahren wären, daß sie sich eine fremde Macht damit günstig gestimmt hätten, man müßte denn an Griechenland denken, das aber wenig bedeuten will und durch dessen Beschützung und Förderung bei seinen Vergrößerungsgelüsten man sich die Pforte entfremdete, deren Macht trotz aller ihrer Einbußen in den letzten Jahrzehnten immer noch zehnmal schwerer wiegt als die des kleinen, ruhmredigen Gernegroß in Athen.

*) Die Neuen Hebriden sind gemeint. Der betreffende Streit ist übrigens, wie der ägyptische, vor kurzem geschlichtet worden.

Aber Rußland, wirft man ein, und das durfte doch nicht vergessen werden. Unzweifelhaft — so sagt man weiter — hat Frankreich sich auf diplomatischem Wege um das Wohlwollen des Zaren bemüht, und die französische Presse that und thut ihr möglichstes, dem russischen Volke zu schmeicheln und ihm Sympathien mit den Franzosen einzuflößen und die schon vorhandenen zu steigern; auch sind die Reisen Déroulèdes nach Moskau und andern russischen Städten und der Empfang desselben nicht außer Acht zu lassen. Wir thun dies auch nicht, obwohl wir den Großkophta der Patriotenliga für einen eiteln Windbeutel und Phantasten halten und die, welche ihn in Rußland feierten, teils als ähnliche Geister, teils als Leute betrachten, denen er nur als Deutschenfresser Zuneigung einflößte. Die Versuche aber, den Zaren zu gewinnen, fanden ein auffallendes Gegenstück dadurch, daß man zu gleicher Zeit in Paris Nihilisten und andre Umstürzler beschützte und sogar feiern ließ. Die Russen fühlen sich zunächst gleich allen Slawen von dem Deutschen ohne erklärlichen Grund abgestoßen, dann beneiden sie ihn, weil er Eigenschaften besitzt, die ihnen mangeln, und weil das deutsche Reich einen großen Einfluß in Europa übt, endlich verdrießt es sie, daß dieser Einfluß nicht vorwiegend in ihrem Interesse, sondern in dem des Weltfriedens, benutzt wird. Sie behaupten, daß von der frühern Freundschaft zwischen der Berliner und der Petersburger Politik jene nur Vorteile, diese aber nur Schaden gehabt habe, was nicht zutrifft, und wenn es zuträfe, nicht unsre Schuld, sondern die des Fürsten Gortschakoff mit seinem geringen Geschick und seiner selbstsüchtigen Eitelkeit und überhaupt die eines Strebens sein würde, welches mit Zähigkeit fernen Zielen nachtrachtet, statt mit Einsicht und Billigkeit naheliegende Fragen erfolgreich zu lösen. Die Russen ärgern sich über die Bedürfnislosigkeit der deutschen Politik von heute und daneben wohl auch über die Kapitalkraft, die uns in den Stand setzte, einige Milliarden in russischen Werten anzulegen und in Rußland selbst auf dem Gebiete der Industrie und Landwirtschaft gute Geschäfte zu machen. Sie möchten diese Überlegenheit „abschütteln,“ und die dahin gerichteten Versuche wurden mit einer für Rußland nachteiligen Abschüttelung jener Werte beantwortet, da der Ukas über den fremden Grundbesitz in den westlichen Provinzen den Gedanken nahe legte, eine ähnliche Maßregel könne bald einmal auch die fremden Inhaber russischer Papiere schädigen. Unsre Nachbarn im Osten haben bei ihrem Schutzzollsysteme gar kein Recht, sich darüber zu beschweren, daß wir ihre Rohprodukte an der Grenze durch hohe Zölle verteuern, aber sie empfinden den Nachteil der Zollerhöhung und drohen mit Repressalien durch neue Kampfzölle: sie wollen die Länder, welche ihrem Getreide zollfreien Eingang gestatten, in ihrem Zolltarif derart begünstigen, daß die deutsche Industrie in dem russischen Absatzgebiete nicht mehr mit ihnen konkurriren kann. So verbindet sich mit der politischen Verstimmung der Streit der wirtschaftlichen Interessen, um die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland zu lockern und zu ver-

düstern. Dazu kommt endlich ein andrer Umstand, auf den neulich die „Kölnische Zeitung" hinwies. Der Grund, weshalb gewisse Kreise in Moskau und Petersburg sich so eifrig bemühen, Rußland zu feindseligem Vorgehen gegen Deutschland zu drängen, liegt in dem Wunsche, die Unzufriedenheit mit den innern Zuständen auf das Ausland abzulenken. Der Unwille über die innere Politik, über die Verwaltung des Grafen Tolstoi greift mehr und mehr um sich, deren Mißgriffe und der allgemeine Mißstand der Dinge finden in immer weitern Kreisen Verständnis und Widerspruch. Die innere Politik vermag solche Kritik auf die Dauer nicht zu ertragen, und so setzen die an ihr beteiligten Kreise alle Hebel in Bewegung, um die „öffentliche Meinung," d. h. die Zeitungsleser, mit auswärtiger Politik zu beschäftigen. Dieser Ablenkungsversuch wird dadurch erleichtert, daß in Rußland kein einheitliches Ministerium besteht, die verschiednen Minister vielmehr nicht bloß selbständig neben einander, sondern oft gegen einander arbeiten. Tolstoi, der Minister des Innern, läßt aus den angeführten Gründen in seinem Blatte „Peterburgskaja Wjedomosti" unablässig die Trommel gegen Deutschland rühren, während Giers im Journal de St. Petersbourg den friedfertigen Anschauungen und Wünschen Ausdruck geben läßt, die seine Politik beseelen.

Von alledem ist es aber noch ziemlich weit bis zu einer Annäherung Rußlands an Frankreich, noch weiter zu einem Bündnis beider Mächte und sehr weit zu einem Angriffsbündnisse gegen Deutschland. Gewiß giebt es Politiker, namentlich Zeitungsschreiber von der panslawistischen Sorte, die dergleichen verlangen und empfehlen, aber daneben gewahren wir auch zuweilen, daß der Verstand die wahre oder geheuchelte Leidenschaft überwältigt und sich in entgegengesetztem Sinne äußert. Vor einiger Zeit befürwortete „ein alter Diplomat" im Brüsseler Nord, dem bekannten Organ für russische Politik, eine Annäherung Rußlands an Frankreich, wobei das gute Verhältnis Rußlands zu Deutschland gewahrt bleiben könne. Darauf bezeichnete der bekannte Tatischtschew in der Nouvelle revue der Frau Adam dies als „diplomatisches Idyll" und meinte, schließlich werde es doch zu einem russisch-französischen Bündnisse kommen, sobald sich in Frankreich, gleichviel, unter welcher Fahne, eine feste Regierung gebildet habe. Dazu bemerkte dann die „Nowoje Wremja," die wir bisher als in der Wolle panslawistisch gefärbt erscheinen sahen, ohne Zweifel habe „der alte Diplomat" insofern Recht, als es auf Seiten Rußlands unverständig sein würde, wegen der Sympathie Frankreichs die langjährigen friedlichen Beziehungen zu Preußen zu zerreißen, die allerdings nicht immer Vorteil gebracht hätten, mit denen man aber doch rechnen müsse. Weiterhin sagte das Blatt: „Die Franzosen befinden sich in schwerem Irrtume, wenn sie meinen, unsre Freundschaft würde sie in den Stand setzen, ihre thörichte Sucht, in Europa zu hetzen, wieder zu beginnen, eine Manie, die Deutschland viel geschadet, aber auch Rußland große Unannehmlichkeiten bereitet hat. Ein russisch-französisches Bündnis könnte nur Verteidigungszwecke haben.

Wir haben mit Frankreich nichts zu teilen. ... Unsre orientalischen Angelegenheiten haben nichts mit denen Frankreichs in Afrika, Hinterindien und China gemein, nur in Ägypten sind unsre Interessen dieselben, d. h. England feindlich. ... Indes würde es noch nicht genügen, wenn in Frankreich eine feste Regierung entstünde, sie müßte auch zu Rußland eine ganz aufrichtige Stellung einnehmen. Trotz den in der russischen Gesellschaft vorhandenen Sympathien für Frankreich, die auf der Vorliebe der Slawen für alles Französische und besonders auf dem Einfluß der französischen Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts beruhten, konnten wir zwei Jahrhunderte hindurch mit dessen Bewohnern durchaus nicht zufrieden sein, ausgenommen vielleicht in der Regierungszeit Karls X., die aber gerade in Frankreich sehr geringschätzig beurteilt wird. Ein Bündnis wird durch gründliche Bekanntschaft mit Rußland — womit ein Anfang gemacht wurde — und durch Erkenntnis der Vorteile einer Annäherung bedingt. Es darf nicht ausschließlich in der Furcht der Franzosen vor Deutschland wurzeln. Rußland darf keine andre Politik als russische treiben, und wir hoffen, daß es in Zukunft für niemand die heißen Kastanien aus dem Feuer holen wird.“ Bekannt ist, daß Katkoff zwar durchaus kein Freund der Deutschen war, aber für den französischen Geist und seine politischen Äußerungen und Leistungen noch viel weniger Sympathie empfand. Der „Graschdanin,“ welcher als Erbe der Meinungen und Absichten auftritt, die dieser Vertrauensmann Alexanders III. mit seinem Moskauer Preßsprachrohr seinen Landsleuten und der gesamten westlichen Welt predigte, sagte bei der Nachricht von dem auffälligen franzosenfreundlichen Toaste, den der Großfürst Nikolaus auf dem „Uruguay“ vom Stapel zu lassen für gut gehalten hatte, nachdem er deren Richtigkeit bezweifelt, dann sie als phantastisch und für die russische Politik und deren Leiter nichts bedeutend bezeichnet hatte: „Sympathien für Deutschland bestehen in Rußland freilich nicht, ... aber von hier bis zu einer Feindschaft, welche die Regierung in kriegerische Pläne hinsichtlich Deutschlands hineintreiben könnte, ist ein tiefer und breiter Abgrund, und dieser Abgrund möge — das wünscht jeder vernünftige Russe — noch lange ein solcher bleiben. Die Sympathien zu Frankreich aber bedeuten nichts als einen seelischen Luxus, welchen sich die Russen erlauben, die Zeit dazu übrig behalten, indem sie nicht daheim an der eignen Sache mitarbeiten, sich jeder geistigen Teilnahme an Volk und Kirche Rußlands enthalten, und die sich nicht in die gegenwärtige Hoffnungslosigkeit der sittlichen Lage Frankreichs hineinzudenken vermögen. Jedem, der zu Hause für die eigne Sache [die Verwirklichung des slawisch-byzantinischen Ideals Katkoffs und Pobedonoszeffs] thätig ist, erscheinen ernstliche russische Hinneigungen zu Frankreich, das durch die Revolution in einen Saturn verwandelt worden ist, als etwas höchst Sonderbares; das Geschwätz aber von einem politischen Bündnisse mit Frankreich ist ihm ein Unheil und eine Gefahr. Denn welcher von allen Russen, die ernst und besonnen die Dinge ins Auge fassen, wüßte

nicht, daß ein Bündnis mit Frankreich deshalb für uns eine Unmöglichkeit ist, weil man dort nichts giebt, woran man glauben, worauf man sich verlassen könnte, weil man sich einem Bundesgenossen zuwenden würde, der selber nicht weiß, woran er glauben, worauf er sich verlassen soll."

Solche Äußerungen der russischen Presse hören sich nicht übel an, wenn sie auch nur wie zeitweilige und vorübergehende Ernüchterung aus chronischem Taumel, Wahn und Vorurteil anzusehen sind, und wenn man durch sie auch mitunter an die Trauben erinnert wird, welche sauer waren, weil man sie nicht erreichen konnte. Sicher geht daraus hervor, daß die Katkoffsche Richtung der russischen Privatpolitiker mit Frankreich als dem Lande der revolutionären Ideen grundsätzlich nichts zu schaffen haben mag, und daß die liberalisirenden Parteien es trotz allen Liebäugelns mit ihm bei einigem Nachdenken wenigstens für jetzt nicht als geeigneten Bundesgenossen halten. Dunkle Gefühle treiben an, klare Interessen machen bedenklich und halten zurück, und das giebt ein Schwanken, das zu keinem Entschlusse gelangt. Ein solches Schwanken herrscht augenblicklich auch in den höchsten, maßgebenden Regionen, wenn es hier auch zum Teil auf andern Ursachen beruht. Man ist hier verantwortlicher, man sieht, sobald man sehen will, von seiner Höhe weiter, man würde mehr wagen, wenn man verdrießliche Gefühle über Erinnerungen und Erwägungen, die deren Gegenteil empfehlen, die Oberhand gewinnen ließe, man ahnt vielleicht, daß ein Krieg die polnische Frage wieder erwecken und ein enges Zusammengehen mit Frankreich die Macht der Ideen verstärken würde, die in Rußland den Absolutismus bedrohen, und deren Sieg bei einer Niederlage fast unausbleiblich erscheint. Frankreichs Werbungen werden also vermutlich auch hier starken Bedenken, ja noch stärkern begegnet sein, als bei den Leitartikelschreibern der panslawistischen Presse, und für jetzt geringe Aussicht auf Erfolg haben.

Ganz wie Wasser und Feuer stehen sich aber unsre beiden Nachbarn doch nicht gegenüber, und es ist schon dagewesen, daß gemeinsame Gefühle wenigstens für den Augenblick zu einer Annäherung führten, welche gesunder Menschenverstand, der die Politik regieren soll, dem einen Teile widerraten mußte. Für einen solchen Fall, den wir fern wünschen, aber nicht für unmöglich halten können, ist das große Bündnis der drei mitteleuropäischen Mächte berechnet; dieses nicht gemachte, sondern gewachsene, d. h. aus wirklicher Gemeinschaft der Interessen und deren Erkenntnis durch die betreffenden Staatsmänner hervorgegangene Verteidigungsbündnis Deutschlands, Österreich-Ungarns und Italiens. Während der russische Absolutismus mit der in Frankreich verkörperten Revolution unnatürlich verschmolzen nur den Krieg wollen könnte, da niemand den einen oder den andern der hier vorausgesetzten Verbündeten bedroht, ist die Tripelallianz eine lediglich zur Erhaltung des Bestehenden, des Friedens und seiner Segnungen geschlossene Vereinigung, und wir haben Ursache, zu glauben, daß sie ihrer Aufgabe gewachsen sein und ihre

Zwecke erfüllen wird, wie bisher, wo gegen sie nur minirt wurde, so auch, wenn einmal eine Explosion gegen sie erfolgen sollte. Wir unterschätzen die militärische Kraft Frankreichs nicht und ebensowenig die der Russen, soweit es sich bei dem letztern um Verteidigung handeln würde — ihr Angriff war im Kriege mit der Pforte nicht der Art, daß man ihn für die Zukunft hätte fürchten lernen —, wir schlagen die wahrscheinliche Mitwirkung von Mächten auf der Balkanhalbinsel, die ihr Interesse an die Seite der drei Verbündeten führen würde, nicht sehr hoch an, wir rechnen nicht auf englische Hilfe oder gar auf spanische, wir wissen, daß der Schlachtengott Launen hat, wir halten das Auftreten großer Generale an der Spitze französischer oder russischer Armeen nicht für undenkbar, und wir hoffen auf den Sieg der Fahnen Mitteleuropas nicht, weil sie über der guten Sache wehen werden. Wohl aber verbürgen uns andre Dinge wo nicht den sofortigen, doch den endlichen Sieg, so weit menschliche Blicke reichen: die rasch zu entwickelnde Stärke der verbündeten Heere und die Tüchtigkeit ihrer Offiziere, vor allen der preußischen und der deutschen überhaupt. Über den Gang eines solchen riesigen Kampfes läßt sich wenig sicheres vermuten, wenn man nicht zu den Vertrauten Moltkes gehört, der unzweifelhaft den Plan dazu in Erwägung gezogen und ihn wohl auch in seinen allgemeinen Umrissen schon entworfen hat, und der, wenn er nicht mehr da wäre, um seine Ausführung zu leiten, eine Schule hinterlassen haben würde, die von seinem Geiste erfüllt ist. Als bestimmt dürfen wir annehmen, daß man sich zuerst gegen die Franzosen als den nächsten und zuerst bereiten Feind wenden würde. Anfangs könnte Deutschland von seinen 39 Infanteriedivisionen 33 im Verein mit 10 Kavalleriedivisionen, zusammen ungefähr 500 000 Mann, über die westliche Grenze vorbrechen lassen, und einige Wochen später könnten neugebildete Heereskörper in hinreichender Zahl nachfolgen. Zu gleicher Zeit könnte Italien mit 9 von seinen 12 Armeekorps in die ihm einst von Frankreich abgenommenen Alpenländer vordringen und von da aus die Verbindung mit dem deutschen Heere suchen, während es mit 3 Armeekorps in Verbindung mit seiner starken Flotte, 55 Schlachtschiffen und gegen 100 Torpedobooten, seine Küsten schützte. So würden gleich zu Beginn des Krieges etwa 51 Infanterie- und 12 bis 14 Kavalleriedivisionen den Franzosen konzentrisch entgegenrücken, denen sie, da die Grenzfestungen stark zu besetzen wären, für den Augenblick höchstens 32 bis 33 Infanterie- und 10 Kavalleriedivisionen entgegenzustellen vermöchten. Zwar zählt Frankreich eine Feldarmee von 1 200 000 Mann, zu der noch eine halb so starke Territorialarmee kommt, aber ehe das alles auf die Beine gebracht wird, wird ziemlich viel Zeit vergehen, die in Deutschland so wenig unbenutzt bleiben wird, wie in Italien, wo man eine Feldarmee von fast 600 000 und eine Mobilmiliz von 360 000 Mann zu Operationen außer Landes marschiren lassen kann. Einige große Entscheidungsschlachten auf französischem Boden werden mit ihrem Ausgange das weitere bestimmen. Endigen sie mit Siegen

der Verbündeten, so werden die Festungen im Lande des Gegners deren Vordringen nach Paris oder einem andern Zentralpunkte nicht lange aufhalten. Was Frankreich nach seiner Niederwerfung zu erwarten hätte, möge man sich mit uns wünschen, wir lassen es aber ungesagt, da wir es mit den alten gescheiten Nürnbergern halten, die keinen henkten, bevor sie ihn hatten. Dann käme die Abrechnung mit Rußland, wenn es entweder zugleich mit Frankreich uns den Krieg erklärt hätte, oder uns verwehren wollte, dieses nach seiner Besiegung derartig zu schwächen, daß es für die Dauer auf Angriffspläne gegen Deutschland und Italien verzichten müßte. Wir nehmen den ersten Fall an und erinnern uns dabei an die vortreffliche Schrift „Von der Weichsel bis zum Dnjepr," aus deren Inhalt wir vor einigen Monaten ausführliche Auszüge mitteilten. Hier die Quintessenz davon mit einigen andern Notizen. Rußland hat in Europa allerdings 48 Infanterie-, 24 Reserve- und 20 Kavalleriedivisionen, desgleichen 6 Schützenbrigaden und eine zahlreiche Artillerie stehen. Davon befinden sich 18 Infanterie- und 8½ Kavalleriedivisionen in den westlichen Gouvernements oder dem Königreiche Polen, welches ungefähr 400 Kilometer in das deutsche und das österreichische Gebiet hineinragt, durch eine Reihe starker Festungen verteidigt wird und jedenfalls der erste Schauplatz des Krieges sein würde. Nur drei durchgehende Eisenbahnlinien führen aus dem Innern des Reiches nach jener Grenzprovinz, und so wird es geraume Zeit dauern, ehe Rußland alle für einen Krieg in diesen Gegenden verfügbaren Truppen dort versammeln kann. Viel günstiger liegen die Verhältnisse im östlichen Preußen und in Galizien. Beide Länder umgeben das russische Polen, und beide besitzen reichlich Eisenbahnen und gute Straßen, welche die Ansammlung und Verschiebung von Truppen an jedem beliebigen Punkte erleichtern. Verwendet Deutschland sofort 33 Divisionen Infanterie gegen Frankreich, so verfügt es noch über 6 solche und 3 bis 4 Kavalleriedivisionen, die im Verein mit den Österreichern die Zusammenziehung und den Aufmarsch der Russen stören können. Von seinen 15 Armeekorps kann Österreich ohne Bedenken 25 bis 26 Infanterie- und 10 Kavalleriedivisionen zu diesem Zwecke verwenden, und bald könnten diesen wie den deutschen Truppen namhafte Verstärkungen nachgesandt werden; denn Österreich-Ungarn gebietet über eine Feldarmee von 1060000 Mann. Polens sumpfige und waldige Natur stellt der jetzigen Kriegskunst so wenig unüberwindliche Hindernisse entgegen wie seine Festungen, und zwingen die Verhältnisse dazu, so würde man nach Überwindung der Franzosen auch vor einer Fortsetzung des Krieges nach dem Innern Rußlands hinein, bis nach Moskau und Petersburg, nicht zurückzuschrecken brauchen; denn die Dinge haben sich in den letzten sechs Jahrzehnten hier wesentlich anders gestaltet, als sie 1812 waren.

Selbstverständlich soll damit nicht ein solcher Krieg, der unter allen Umständen viel deutsches Geld und Blut kosten und sich zuletzt kaum durch mate-

rielle Gewinne lohnen würde, herbeigewünscht und empfohlen, sondern es soll damit nur gezeigt werden, daß wir bei ihm nicht so viel zu befürchten und zu wagen haben würden als die, welche ihn uns aufzwängen, als namentlich die Franzosen, um deren Aussichten bei ihrem bisherigen Denken und Verhalten unsre Betrachtung sich vornehmlich bewegte.



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

8. Etwas vom Leben.

2. Vom Zusammenleben.

as Leben des Einzelnen kann ihm kein wirkliches Einzelleben, kein vereinzeltes sein oder bleiben, es wäre als solches dem Eingehen verfallen. Wer im Leben mit sich allein auszukommen versucht, wie das jetzt als letzte Lebensweisheit bei vielen angetroffen wird, der täuscht sich, wenn er das wirklich fertig zu bringen glaubt. Man muß ja die schwere Kunst lernen oder daran studiren, weil für Jeden Zeiten eintreten, wo er in sich selbst zurückkehren muß und sich in sich selbst neu sichern, aber nicht um da versteckt zu bleiben, sondern um da Kraft zu schöpfen zu neuem Anlauf und Eingreifen in das Getriebe der Welt. Wer sich aber diese Kunst des Einzellebens zur Lebenskunst überhaupt machen will, der bringt es doch nur so weit, durch verringerte Berührung oder Einigung mit dem Außenleben sein Leben selbst zu verringern, er wird wie eine Pflanze, der vom Boden oder vom Menschen nur dürftige Nahrung zugeführt wird, daß sie verkümmert ebenso dahin lebt. Der Begriff oder das Wesen des Lebens auch im Einzelnen schließt das ein, daß es, um wirklich Leben zu bleiben oder zu werden, in das Gesamtleben einschlagen muß. Wirkliches Leben ist nur ein Zusammenleben, in dem doch das einzelne Leben als solches nicht aufgeht, sondern erst recht zu sich kommt, auch zu einer Steigerung und Vertiefung, die es aus sich selbst nimmermehr haben könnte. Klingt das recht abstract, so läßt es sich doch auch als ganz thatsächlich aufzeigen aus dem jeden bekannten Leben, davon nachher.

Vorerst sei noch einmal an Goethes Begriffsdefinition vom Leben erinnert, wenn man seine Äußerung so nennen kann, das Leben als die rotirende Bewegung der Monas um sich selbst. Damit ist weiter zu kommen auch für den hier zu spinnenden Gedankenfaden. Er selbst spricht in dem dort folgenden Absatz

von einem „Eingreifen der lebendig beweglichen Monas in die Umgebungen der Außenwelt, wodurch sie sich erst selbst als innerlich Grenzenloses, als äußerlich Begrenztes gewahr wird.“ Die kreisende Bewegung greift also auch nach außen, über ihre zunächst gesetzte Grenze, das Leibliche, hinaus, das muß ja unausgesprochen doch mit gemeint sein. Dazu stimmt dann eine andre Äußerung: „Alles Lebendige bildet eine Atmosphäre um sich her“ (Sprüche in Prosa 791), also wohl auch nach Art der Weltkörper, man kann aber z. B. auch an Blumen denken. Diese Vorstellung nimmt übrigens einen wichtigen Platz ein in seinem Denken (ich möchte in der Kürze nur an den Dunstkreis in Gretchens Zimmer erinnern) und erscheint überraschend am ausgebildetsten schon in einem Stück aus früher Zeit, in dem Fragment eines Romans in Briefen bei Schöll, Briefe und Aufsätze S. 22, das noch in die Leipziger Zeit gehören kann; es ist von der Liebe die Rede, über deren Wesen zu grübeln er in Leipzig zuerst lebhaft veranlaßt war, um damit über seine inneren Stürme hinauszukommen. Es heißt, leben und lieben wäre eins, dann: „O meine Freundin, was nicht lebt, hat keine anziehende Kraft, es fließt keine Atmosphäre von ihm aus, deren Wirbel uns hinreißen könnten,“ also die kreisende Bewegung, die von innen, vom Innersten ausgeht, in der Atmosphäre des einzelnen Lebendigen sich fortsetzend gedacht und so auf andre wirkend, sie ergreifend, das ist die Vorstellung, die da schon waltet, ganz klar bewußt oder nicht, darauf kommt es nicht an. Denn es sind nach Art des jungen wunderbaren Genies blitzartige Einfälle, um deren nüchternen oder schulmäßigen Ausbau er ganz und gar nicht bemüht ist, die aber doch scharfe Beobachtung enthalten. Nach dem Ausdruck anziehende Kraft scheint zugleich an den Magneten gedacht, wie uns ja anziehend und abstoßend längst geläufige Bilder sind, um die Wirkung von Menschen und ihrem Lebenskreis auf einander sich deutlich zu machen, eben vom Magneten entnommen, der früh von beobachtenden Denkern als Bild auch für die Erscheinungen des Menschen- und Weltlebens überhaupt gebraucht wurde, bei uns im Mittelalter z. B. vom Meister Eckhart.

Also die Lebewesen in sich bewegte Kreise, natürlich mit einem Mittelpunkt als Bezugsquell, die auf einander wirken, anziehend oder abstoßend, das ist die Vorstellung, die man aus Goethes Gedanken, wie sie über ein halbes Jahrhundert hier verfolgbar sind, herausspinnen kann. Will man das metaphysisch nennen, was doch sonst Goethes Denken fremd ist, so ist nichts weiter dagegen zu sagen, sobald man darunter nicht etwas versteht, was über die gegebene Wirklichkeit unerlangbar hinaussteigt in Wolken oder Nebel, sondern eben mitten in ihr findbar ist als das Grundgewebe alles Lebens. Nach meiner Meinung ist überhaupt bei rechten Dichtern für rechte Metaphysik gar viel zu holen, schon weil sie für ihr Denken mitten in Leben und Welt hineinzustreben angewiesen sind, nicht darüber hinaus.

Doch zur Sache. Ich greife zuerst nach dem Nächsten, in das Kleinste

hinein, das giebt allein das Ende des Fadens sicher in die Hand, dem es nachzugehen gilt. So lautet auch Goethes Denkrecept, so oft von ihm ausgesprochen, z. B. in den Sprüchen unter „Gott, Gemüth und Welt“:

Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

Ich ging dieser Tage in der Dämmerung, in der man mehr bei sich selbst ist als bei vollem Lichte, meines Weges dahin auf dem Trottoir einer Gartenstraße und kam hinter zwei junge Männer zu gehen, die im Gespräch in gleichem Schritt dahin schritten. Auf einmal merkte ich, daß ich in ihren Gleichschritt eingefallen war, ohne allen Willen oder Gedanken daran. Ich wehrte mich aber nicht dagegen, um etwa meine Selbständigkeit zu retten, denn es war behaglich und kam sogar den Gedanken zu Gute, die nun auch im Fahrwasser des gleichen Schreitens wie sicherer gingen. Dies Zusammenschreiten war denn ein Zusammenleben ganz im Kleinen und ließ auch dessen Wesen gerade im Kleinen sicher erkennen: man giebt sich mit seinem Bewegen an eine Gesamtbewegung hin und findet das eigene Bewegen dadurch nicht aufgehoben, sondern gefördert, gesichert, belebt.

Hier fehlt noch das innere Zusammenleben, wenn man auch einen kleinen Ansatz dazu schon dabei erkennen kann. Kommt das aber hinzu, so wird das Zusammengehen ein rechtes Bild des Zusammenlebens überhaupt, da alles Leben Bewegung nach einem Ziele ist. Wer in jungen Jahren viel gewandert ist, weiß z. B., wie merkwürdig es wirkt, wenn man abends schwer ermüdet glücklich einen Andern trifft, der in gleicher Richtung wandert. Auch wenn beide nach Austausch der nächsten Gedanken zu müde sind, um ein Gespräch zu führen, fühlen sie doch auf einmal einen Zuschuß von Lust und Kraft, eine neue Belebung, einer vom andern. Schon daß sie sich nur zusammen fühlen, hat diese Wirkung. Sie sehen nun nicht mehr bloß verstimmt vor sich hin nach störenden Steinen oder weil uns das ermüdete Leben überhaupt eine Neigung nach unten giebt, sie blicken nun auch erfrischt auf nach dem Kirchturm des Ortes, wo ihnen Ruhe und frisches Leben winkt, auch mit weiterem, näherem Zusammenleben. Kommt aber Gespräch hinzu oder vollends Gesang, wenn Lust und Kraft das noch hergeben, so kann die Belebung des Schreitens zu einer Frische steigen, wie morgens beim Ausrücken. Und wenn es beim Gespräch auch nicht etwa zu Späßen kommt, die die Ermüdung so wunderbar heben können, weil sie die innere Freiheit plötzlich entbinden, wenn es sich sogar um schlimme Dinge bewegt, die beide Wanderer ähnlich erlebt oder zu erleben haben, so wirkt auch dieser Austausch des Düstern oder Schwierigen doch stärkend auf das augenblickliche Leben und zeigt den Segen des Zusammenlebens erst recht deutlich. Gesang vollends giebt dem augenblicklichen Leben plötzlich wie Flügel über die Ermüdung hinaus, denn Singen ist ein gesteigertes, gleichsam doppeltes Leben.

das sich am besten beim gemeinsamen Singen an einander entzündet. Also: die beiden, die jeder für sich mit ihrem Leben augenblicklich sozusagen auf den geringsten Bestand zurückgekommen waren, gewinnen an einander ein erneutes, ja erhöhtes Leben, haben auf einmal etwas in sich, das in keinem von beiden vorher einzeln vorhanden war, sodaß mans etwa addirend doch hätte haben können, es entsteht erst durch ihr Zusammen und wäre ohne das ausgeblieben. Man kann sichs auf eine scharfe Formel bringen: eins und eins zusammen sind da nicht bloß zwei, wie sonst, sondern mehr. Solches Wunder, darf man wohl sagen, kann das Zusammenleben wirken in Vergleich mit dem Einzelleben. Und das steigert sich mit der steigenden Zahl oder kann es.

Das Zusammensingen gerade kann noch weiter zeigen, worauf es eigentlich dabei ankommt. Ich erfuhr das kürzlich einmal recht deutlich, als ich selbdritt auf einem Waldwege rasch vorwärts wollte. Ein kleiner Gesangverein, der singend langsamer im Takte dahin schritt, versperrte uns den schmalen Weg. Das wollte mich anfangs verdrießen, zumal ich zuerst nur die beiden Bässe, die zuletzt schritten, deutlich in dichter Nähe hörte, und das klang wie zerhackt, eintönig, unschön. Aber der Verdruß mußte sich zur Geduld verstehen, und man mußte hören. Nun kam auch der Zusammenklang der andern drei Stimmen heran und räumte die Seele, die mit kritischen Grillen beschäftigt war, von diesen völlig aus, man hörte nur und lebte bald mit in dem Gesang, wirklich wie mitten darin. Es war ein Wanderlied, zum Preis des Vaterlandssinnes (ich dachte mir dabei einen hörenden Franzosen), sehr schön, frisch und gesund nach Form und Inhalt. Wie reich sind wir jetzt an solchen Dingen und wie anders sind die französischen chansons, auch die patriotischen, z. B. das, welches vor kurzem in Paris aufkam zum Preise Boulangers, En revenant de la revue. Dabei fiel mir aber wieder einmal auf, weil ich die Bässe doch am nächsten hatte, wie sich bei solchem Zusammensingen die begleitenden Stimmen der führenden Stimme so völlig neidlos unterordnen und zu Dienst stellen, ihr sozusagen die Blume vom Ganzen überlassen, um selbst mehr das Blattwerk und den Stengel darzustellen, falls nicht ein andres Bild besser träfe. Meine Bässe sangen ihre bescheidene, dienende Rolle mit derselben ganzen frohen Hingebung, wie vorn an der Spitze der Tenor seine Stimme, die die Melodie führte. Alles ist da ein frohes, schönes, in sich ruhendes Leben, alles eine reiche mannichfaltige Bewegung und doch mit sicherer Ruhe als Kern, was sich alles, Bewegung und Ruhe, auch auf oder in den Hörer überträgt, als sänge er innerlich mit. Aber in diesem schönen Zusammenleben der Seelen, das jedem Einzelnen erhöhtes Leben giebt, dient eben keiner eigentlich dem andern, sondern alle, auch die führende Stimme, dienen einem Ganzen, das sie alle eben herstellen helfen. Von diesem Ganzen, der Seele der kleinen Welt, unfaßbar in Worten und doch das eigentlich Lebendige darin, läßt sich doch sagen, daß es wie über den Stimmen und Sängern schwebt und doch zugleich nur in ihnen, wie durch sie,

für den Augenblick lebendig wird, es lebt und schwebt genauer zwischen ihnen und in ihnen und über ihnen zugleich.

Das klingt wohl mystisch und ist doch thatsächlich. Es ist aber zugleich das Geheimnis des großen Weltlebens, das uns darin einmal näher rückt oder empfunden in uns kommt, daher eben die wunderbare Wirkung, die Musik auf uns übt, daß uns für den Augenblick die Welt wie ganz und vollkommen vorkommt. Ist doch jedes rechte Kunstwerk eine kleine geschlossene Welt für sich, kann ein Ganzes im Kleinen geben und muß also auch die Lebensbedingungen und Gesetze des großen Ganzen im Kleinen zeigen. Ganz besonders die Musik, denn für sie ist, kann man sagen, die Bewegung selber der Stoff und die Seele zugleich, auch alles Leben aber ist Bewegung und die Welt im Ganzen Bewegung, das bleibt doch wohl das Sicherste, was wir von ihr aussagen können, Bewegung, die ihr Ziel nicht außer sich, sondern in sich hat oder sucht und findet, wie das Singen auch, namentlich das Zusammensingen.

Noch eine andre Form des Zusammenlebens ist für dessen Wesen lehrreich, auch noch nach andern Seiten als das Singen, nämlich das Spiel, dieses klare Bild des Menschenlebens in seinem Treiben, daher auch eine Schule für das Leben, wie keine andere.

Das Spiel ist ein rechter Lebenswecker und Lebenssporn, auch für den, der nur zuschaut, wie der Gesang für den, der zuhört, in seiner Weise; auftretendes rechtes Leben wirkt eben belebend in seinen Kreis hinaus, wie Licht und Flamme mit Helle und Wärme, d. h. auch belebend. Auch ein Verstimmter z. B., der sich zu regen nicht Lust hat äußerlich und innerlich, wird doch von einem Kätzchen wider Willen belebt, wenn es z. B. mit einem Garnknäuel so unaussprechlich spaßhaft und so zwecklos spielt, wie mit einem Gegner. Wie aber das Spiel in dem Beteiligten, der in seinen bewegten Kreis selber eintritt, das eigne Leben wach rufen oder rütteln kann, erfährt man z. B. in jungen Jahren, wenn man da einmal vom Bücherleben weg in ein Gesellschaftsspiel kommt. Hier gilt nur unmittelbares eigenstes Leben, dort gab es nur vermitteltes, fernes, aus zweiter, dritter Hand, und wenn es auch dort etwa, mit Großem beschäftigt, weite schöne Kreise zog, es fehlte ihm doch, das fühlt man nun, der springende Punkt in der eigensten Mitte mit seiner quellenden Lebenskraft, der nur durch unmittelbares Leben an oder aufgeregt wird, im bloßen Denkleben aber in eine Art schlummernden Zustand kommt, weil er eben nicht im Kopfe seinen Wohnsitz hat. Daher ist im Gesellschaftsspiel mancher ungelenk und giebt sich Blößen, der in der Schule gelobt, und mancher glänzt, der dort getadelt wird. Hier glänzt und siegt eine in sich gefaßte Kraft mit festem klarem Wollen, Geistesgegenwart und raschem Ergreifen der Gelegenheit, die so rasch vorüberhuscht, eine Kraft und Kunst, die in der Schule nicht geübt oder geweckt, eher beschädigt wird, die aber im Weltleben die eigentlich bestimmende Kraft ist im Kleinen und Großen und da die Entscheidungen herbeiführt, die

das Leben des Ganzen wie der Einzelnen oft auf lange hinaus bestimmen, im Kriege wie im Frieden. Solche Kraft ist auch der rechte Lebensquell, wenn sie sich paart mit klarem überschauenden Kopfe, der zugleich die großen Ziele sieht. Ihre Schule ist das Leben selbst, im Kleinen aber das Spiel, und es ist der Reiz des Spiels, sich darin zu erproben und an kleinen oder großen Erfolgen sich in solcher Kraft und Kunst selbst fühlen zu lernen.

So ist Streit und Reibung das Wesen alles Spiels, mit freier Entfesselung der Kräfte. Wie entschieden das die Seele des Spiels ist, erfährt man recht deutlich in jungen Jahren, wo das Spiel, z. B. Billard- oder Kartenspiel, als ein neuer köstlicher Lebensreiz an uns kommt. Da kam es vor, daß man zu der mit Spannung erwarteten Stunde den Freund nicht als Mitspieler haben konnte und nun wohl den Versuch machte, den Gegner selbst mit darzustellen, allein zu zweien zu spielen. Aber der Versuch wurde sehr bald aufgegeben als ein völlig verfehlter, weil der Reiz des Wettstreits ausblieb und damit die ganze Lust. Freiheit war wohl da, sogar ganz unbeschränkte, aber auch ihr Reiz blieb aus, weil man auch das Gefühl der eignen Freiheit nur am Widerstande gewinnt.

Auch das Spiel also mit seinem Streit und seiner Freiheit ist doch Leben nur als ein Zusammenleben, dem die Einzelnen etwas verdanken, zu dem sie jeder aus sich nie kommen würden. Wie lebhaft auch in einem lustigen Gesellschaftsspiel die einzelnen Kräfte durch einander und wider einander gehen, sie müssen doch zugleich zusammengehen, sonst hört das Spiel als solches auf und geht auseinander, wie ein in seine Bestandteile zerbrochenes schönes Ganze. Das wird recht deutlich, wenn einmal im Spiel einer ungeschickt die Spielregeln nicht einhalten kann oder gar eigenwillig und trotzig nicht einhalten oder für sich gelten lassen will, die Regeln, die auch die gegebene Freiheit selbst im Übermut wie an einem unsichtbaren Zaume lenken und als Ganzes das Durch- und Widereinander der Bewegung wie in einem festen Kreise einhegen. Man ruft ihm zu: „Das gilt nicht!“ („gelten“ vom Gesetz, aus der alten Rechtssprache entlehnt), hilft das aber nicht, will er sich in das Zusammen durchaus nicht einfügen und sich willkürliche Gesetze selbst machen, so ist das Spiel selbst zerstoben oder doch die Lust daran, es kann sogar einen großen Verdruß geben. Es ist, wie wenn beim Zusammensingen eine Stimme plötzlich eine eigne Linie einschlagen wollte, die das Ganze in seiner Harmonie durchbricht und zerbricht. Ein solcher heißt von unsern Vätern her ein Spielverderber, und es ist eine Redensart, mit der man sich in einen Spielkreis einführt: „Ich bin kein Spielverderber.“

So ein Gesellschaftsspiel ist recht deutlich auch wie eine Welt für sich, wie oben der Gesang; wenn es gelingt, ist aus dem Kreise der Spielenden die Außenwelt wirklich wie ausgeschlossen samt ihren Sorgen oder Aufgaben, die sonst die Seele beschäftigen. Auch der Zerstreute, der davon noch in sich behält, kann zum Spielstörer werden. Das Spiel, sobald man sich ihm ganz

hingiebt, räumt uns davon aus, wie der Gesang, giebt uns ganz uns selbst wieder durch freie Selbstbewegung, aber nur eben dadurch, daß wir damit in ein bewegtes Ganze völlig eingehen, nicht um darin aufzugehen, sondern um es herstellen zu helfen und uns selbst damit und darin ganz wieder zu finden. So ist das Spiel eine künstlich zusammengesetzte Selbstbewegung, deren Ziel und Mittelpunkt, deren Selbst eben ganz in ihr selbst ruht, sowohl in den einzelnen Spielern, wie über ihnen im Ganzen, beides unscheidbar in einander gehend, wie oben beim Zusammensingen. Es ist denn auch, wie solcher Gesang, eigentlich ein Kunstwerk, aus lauter Leben hergestellt. Die Bestandteile sind die Menschen selber, nicht wie dort bloß die Stimmen im Dienst des Kunstsinnes, sondern die Willen, d. h. recht eigentlich die Menschen selber, aber auch im Dienst des Kunstsinnes, der bei aller Freiheit der Bewegung die Einzelnen beherrschen, wie das Ganze durchdringen muß oder genauer aus dem Ganzen ausströmt, das sie selber vorübergehend herstellen. Und um Goethes Bild vom Leben im bewegten Kreise anzuwenden, der sich von selbst immer darbot als Bild, so stellt sich ein Gesellschaftsspiel, wenn man seine Kunstform für die innere Anschauung sucht, dar als eine Anzahl bewegter Kreise, die scheinbar frei durcheinander, ja gegeneinander gehen, für welche die eigne Freiheit selbst der eigentliche Zweck ist, die aber doch ihre Bewegung und Freiheit angewiesen erhalten von einem großen Kreise, der alle umhegt und mit seinem Mittelpunkt ihre freien Bewegungen lenkt, sodaß er als höherer in den einzelnen Mittelpunkten wirksam ist. Sichtbar oder hörbar freilich sind nur die Einzelnen, aber das eigentlich Wirksame, das allen ihr erhöhtes Leben und ihre Freiheit giebt, ist ein Unsichtbares, das in allen zur Erscheinung kommt, ja das sie alle für den Augenblick aus sich herstellen.

Was das alles soll? Ja ich habe nicht Lust es auszusprechen, wenn es sich nicht schon selbst ausgesprochen hat als Spiegel für das große, ernste Leben, sich selbst darin zu sehen, wie es von Haus aus eigentlich ist und — überall und immer auch draußen in der Welt sein könnte, um wirklich Leben zu sein, wenn es nur den ihm mitgegebenen Winken von Vater und Mutter, Gott und Natur getreu bliebe. Es ist, dünkt mich, das Einmaleins der Ethik, was aus dem Spiegel blickt. Wie sich freilich beim Aufsteigen zu immer schwereren Exempeln in der Schule die Möglichkeit des Verrechnens steigert, so im Leben die Möglichkeit des Irrens und damit des Elends, je mehr es zu verwickelten Formen aufsteigt. Aber das Einmaleins bleibt doch das durchgehende Grundmaß, an dem die Fehler zu erkennen sind, auf das man alle Rechnung zurückzuführen hat. Alle Irrungen im Thun und Denken sind zuletzt Rechenfehler, am gröbsten aber verrechnet sich der Egoismus.

Nur eine kurze Betrachtung noch, mit Rückgreifen auf die Frage, unsre Lebensfrage im Eingang, ob unser Leben im Aufsteigen oder im Niedergehen ist. Auch da stehen zwei Erscheinungen scharf gegen einander.

Auf der einen Seite steht der Satz, mit dem man allgemein als einem sicheren arbeitet, es sei das Charakterzeichen der modernen Zeit, zuerst in Italien erkennbar, im Vergleich mit dem Mittelalter und dem Altertum, daß da nun das Individuum zu seinem vollen Selbstbewußtsein und Selbstrechte komme aus einer Gebundenheit ins Ganze heraus, die vordem die Geister und Willen gefangen gehalten habe. Gut, ich habe nichts dagegen und habe mich genug darum bemüht, zu sehen, was daran das Wahre und Rechte ist. Aber — es hängt sich ein großes Aber daran — ist das nicht wieder einmal eine Linie, die zu geradlinig fortgesetzt in Irrtum und Verderben führt, wie das in der Geschichte der Menschheit sich so oft als verhängnisvoll gezeigt hat? Ich glaube, unsre Zeit läßt genügend erkennen, daß die Linie schon den Kreis überschritten hat, innerhalb dessen sie berechtigt und förderlich ist. Man hört nun öfter schon von Atomismus in der Geisterwelt reden, der zu nichts anderm führt, als zur Auflösung des gegebenen Ganzen, zum Eingehen des Lebens für das Ganze und für die Einzelnen. Um kurz zu sein, da darüber recht viel zu sagen wäre, will ich nur erinnern, daß schon Goethe das mit Bangen kommen sah und öfter davon spricht, z. B. in der Natürlichen Tochter im achten Auftritt des fünften Aufzugs durch den Mund der Eugenie:

Diesem Reiche droht
Ein jäher Umsturz. Die zum großen Leben
Gefugten Elemente wollen sich
Nicht wechselseitig mehr mit Liebeskraft
Zu stets erneuter Einigkeit umfangen.
Sie fliehen sich und einzeln tritt nun jedes
Kalt in sich selbst zurück.

Dagegen steht aber zum Trost ein andres Zeichen, ein rechtes Lebenszeichen, das etwa seit einem Menschenalter immer deutlicher auftritt, eine Wirkung der bittern Enttäuschung, die das klägliche Scheitern der Achtundvierziger Bewegung hinterließ, ich meine die Entwicklung des Vereinslebens in mannichfaltigster Form, ein rechtes Lebenszeichen wie gesagt, da alles rechte Leben in seinem Aufsteigen ein Zusammenleben sein muß. Dort streben die einzelnen Kräfte aus einander, um jede für sich eine Welt darzustellen, d. h. sie streben in das Unmögliche hinaus; hier streben sie zu einander, um im Zusammen kleine Welten zu bilden, die wieder zu einer großen Welt zusammenstreben. Und diese unsre große Welt ist nun auch fertig als weite Form für alle Bewegung, der Kreis, der alle einzelnen Kreise umhegt und ihnen ihre freie Bewegung sichert und lenkt, wir sind nun wie ein großer Verein. Die atomistische Richtung haben wir als Volk hinter uns, Jahrhunderte lang haben innere und äußere Einflüsse daran gearbeitet, das alte Zusammenleben aufzulösen und uns in die Vereinzelung hinein zu ziehen, zu der die deutsche Art ohnehin von Haus aus neigt. Aber wir kennen den Schaden dieser Neigung

nun gründlich und auch, was an ihr recht und gut ist, das gesunde Gleichgewicht zwischen Einheit und Mannichfaltigkeit herzustellen, wozu wäre sonst unser eifriges Geschichtsstudium da? Unsre Nachbarn können darauf bauen, daß wir nun zwischen der Vereinzelung und dem Zusammenleben die rechte Durchschnittslinie finden lernen. Zu dem letzteren haben sie uns selbst geholfen. Die letzten feindlichen Hammerschläge haben, wie frühere schon, unser Gefüge nicht vollends auseinander getrieben, wie sie sollten, sondern fester zusammengetrieben, sie haben uns vollends zusammen gehämmert. Und neue fremde Schläge gegen uns würden dasselbe wirken. Wir beginnen ein neues Leben, im Ganzen wie im Einzelnen, ein Leben, das seit vielen Menschenaltern unsre besten Geister mit Schmerzen und Opfern vorbereitet und zugerüstet haben.

3. Vom großen, größten Leben.

Großes Leben, ich meine es in dem Sinne, wie Goethe in den oben angeführten Versen den Ausdruck braucht, „die zum großen Leben gefugten Elemente," zu dem sie eben durch ihr Zusammen, ihre organische Einigung zu einem Ganzen erst kommen. Alles Lebendige hat einen Drang und Trieb zum Wachsen, strebt, vom Kleinen ausgehend, ins Große. Wenn der Mensch seinen Gliedern nach damit fertig ist und sein sichtbares Wachsen aufhört, setzt es sich fort als inneres Wachsen, das doch auch nach außen greift, unsichtbar, aber doch wirksam in fortwährend wachsendem Kreise und damit zugleich in die eigne Tiefe. Wie schon das Kind auch geistig in die Familie hineinwächst und im Kleinen mitwirkend ihren Lebenskreis bilden hilft, so dann der Jüngling in seinen Freundeskreis, der ihm für sein Leben die eigne Gemeinde wird. Der Mann wächst ebenso in die wirkliche Gemeinde hinein und hilft sie darstellen mit ihrem Leben und Wirken, und so wachsen seine Kreise und er in ihnen, und wie vielfach sie sich auch durchschneiden, auch mit Kampf und Reibung, sie werden alle eingehegt vom Kreis des Stammes, der Provinz, und diese alle vom Staate, vom großen Vaterlande, im Ganzen ein wunderbar verflochtenes Gefüge, das niemand rein übersehen lernt, auch nicht der an der Spitze stehende Staatsmann oder Fürst, dessen Leben aber als mannichfaltig in einander gefügtes Zusammenleben sich fortwährend fühlbar macht für die Einzelnen wie für die Kreise, aus denen es sich zusammensetzt, alles auf dem Wege des Wachsens, den Zielen zu, die dem Leben als Bewegung gedacht zu Grunde liegen. So ist jedem Einzelnen der Eintritt, nicht bloß der Einblick in ein großes Leben aufgethan, aus dem er selber seine höhere oder innere Lebensnahrung zieht, ohne das sein eignes Leben ein kleines, enges, geringes bleiben würde, dem Wachsen entrückt, das heißt eigentlich hinausgesetzt aus seinem Ganzen.

Denn das Wesentliche und Wunderbare bleibt auch hier, daß die einzelnen Leben sich an einander steigern, wie oben im Spiel, so auch im Ernst des Lebens. Wie zwischen zweien schon, in rechter Freundschaft und Ehe, durch ihr

Zusammen eine Kraft erwächst, von der nicht etwa vor dem Zusammen jeder schon die Hälfte besessen hat, sodaß nur addirt wurde, sondern eine Kraft den Schwierigkeiten und Aufgaben des Lebens gegenüber, die ohne ihr Zusammen für sie und ihren Lebenskreis gar nicht da sein würde, wie aneinander geriebene Hölzer Wärme und Feuer geben können, die jedes für sich kalt waren: so in jeder Gemeinschaft, deren Kräfte nicht nur neben einander leben oder gar gegen einander, sondern in zusammengehender Richtung auf ein Ziel, das nur durch das Zusammen entsteht, wie die Kraft es zu ergreifen auch. Wie man von einem gelungenen Gesellschaftsspiel aus der Lust eine Auffrischung und Steigerung seines Lebens mit fortnimmt, die auch der Arbeit des andern Tages noch zu gute kommt, so geht man von einem gelungenen Vereinsabend, der mit Ernst zu thun hatte, mit einer gesteigerten Lebenskraft fort, die noch Tage lang alle Schwierigkeiten der Lage, um die sichs handelt, nicht nur wie ein Licht beleuchtet, sondern auch wie von einem erstiegenen höheren Stande beherrscht, zu dem der Einzelne aus sich nie gekommen wäre. Und wie sich das steigern kann, wenn sichs wirklich um großes Leben handelt, nun das haben wir im Jahre 1870 in vollem Maße erfahren, um auch ähnliche Erscheinungen in der Geschichte daran begreifen zu können, z. B. auch die Leistungen und den Geist des Schlesischen Heeres damals in den Kämpfen mit dem eigentlichen Napoleon.

Damals konnte man auch erfahren, was das Zusammenleben im Großen bedeutet und wie es möglich ist. Schon im Kleinen kann man es erfahren z. B. im Badeleben, wenn da Leute in Verkehr kommen aus den entlegensten Gegenden und sich, von der befreienden Stimmung des freien Lebens dort getragen, rasch nähern. Da werden wohl auch beliebte Lieder zu singen vorgenommen aus dem reichen Schatze, dessen wir uns rühmen können, und die Leute singen zusammen, als wären sie seit Jahren zusammen gewesen, die sich doch gestern etwa zuerst gesehen haben. Es ist da *ein* Können von Wort und Weise, das sie alle aus ihrer Trennung mitbringen, *eine* Stimmung, die sie in sich an einander entwickeln und als Keim in den Seelen niedergelegt auch schon mitbrachten, kurz, eine fertige Einheit ist da, mitgebracht aus der Trennung: ist das nicht ein Zusammenleben, das eigentlich schon vorher vorhanden gewesen ist, ehe es jetzt ins Leben, in die Erscheinung tritt? Und so mit Zeitfragen, die da zwischen den Männern auftauchen, politische, sociale, religiöse oder sonst welche große Tagesfragen; wie ist man da oft in der Antwort oder doch in der rechten Fragstellung schon einig gewesen, ehe man sich gesehen hat, und wie stärkt das mit Mut und Freude, d. h. steigert das Leben des Einzelnen aus dem Leben des Ganzen heraus, das man da einmal näher fühlt als sonst, das aber wiederum dadurch selbst gesteigert und gesichert wird, denn solche Fälle können an einem Tage zu hunderten vorgehen über das Vaterland hin, ohne äußern und doch mit innerm Zusammenhang. Es ist durch das Ganze hin ein Zusammenleben da, unsichtbar in gewöhnlichen Zeiten, aber still wachsend

und wirksam werdend in unzähligen Kreisen, sobald der rechte Anstoß es auf die Oberfläche treibt. So war es im Jahre 1870, so im Jahre 1813. Mit wie vielen Hunderten hat man in jenem Jahre, besonders in den Wochen der ersten Erregung, eng verkehrt, die man nie gesehen oder eben nur gesehen hatte, und war nun gleich mit ihnen einig und alle mit einander: ein Zusammenleben im Höchsten, das schon längst vorhanden und still gewachsen war, nun aber in der Höhe der Gesamtbewegung ausbrach wie eine Blume an ihrem Geburtsmorgen aus der Knospe, aus der Pflanze, die nur ihretwegen wuchs und wurde. Und welche Kraft gab das allen über das große Vaterland hinweg, eine Kraft zu tragen und zu thun, zu glauben und zu opfern, von der in dieser Form doch keiner vorher in sich eine Ahnung gehabt hatte. So sehr ist rechtes Leben an Zusammenleben gebunden und ist auch im größten Umfang möglich, weit über Raum und Zeit hinweg, deren Trennung sich darin aufhebt. Auch die der Zeit, denn auch zum Leben der Vorzeit stellt sich im Einzelnen ein Verhältnis her, besonders seit die vaterländische Geschichte durch die Ereignisse unsers Jahrhunderts ein andres Gesicht gewonnen hat, aus dem unser eignes Bild uns anblickt — da stellt sich über die Zeitferne hinweg ein Verhältnis her, das wie ein nachgeholtes Zusammenleben ist oder sich dazu erheben kann.

Das größte Leben endlich? Es müßte aus und mit der größten Gemeinschaft kommen, die uns zugänglich ist, also aus der Menschheit. Davon war im vorigen Jahrhundert viel die Rede als dem Höchsten, in dem der Einzelne sein rechtes Leben suchen sollte. Jetzt aber ist das aus der Mode gekommen, zunächst mit Recht, denn man hatte damals über der großen Idee des Weltbürgertums die einzelnen wirklichen Völker zu sehr vergessen, hatte nach Art jugendlichen Aufschwunges zu rasch in die Höhe gegriffen nach der letzten Einheit und dabei die gegebene Mannichfaltigkeit hier unten übersehen, aus der die Einheit sich allein herstellen kann. Diese Mannichfaltigkeit ist denn auch in unserm Jahrhundert eigentlich erst endeckt worden, sie trat deutlich ans Licht heraus eben durch den Druck, den der großartige Versuch Napoleons mit sich brachte, eine Einheit von Frankreich aus ins Leben zu rufen. So kommen nun die einzelnen Völker, die man der Menschheit gegenüber als Individuen ansehen kann, zu ihrem Selbstbewußtsein und streben nach ihrem Selbstrecht als Einzelleben, wie man von der modernen Zeit sagt, daß sie mit der Selbstentdeckung des Individuums begonnen habe. Also eine neue Lebensform wird nötig für das größte Leben, um deren Suchen und Finden sich denn eigentlich nun alle Politik dreht, wie die Zeitungen täglich nahe legen, oft beunruhigend genug. Auf alle Fälle ist aber neues großes Leben in Aussicht, größeres als je, auch reiches und fruchtbares mehr als je, wenn sich die rechten Wege dazu finden. Mir scheint aber, als ob diese neue Linie der Gesamtbewegung nun auch schon den rechten Kreis überschritte, innerhalb dessen sie zu dem neuen Höheren führen kann, den sie herstellen helfen soll durch rechtzeitiges Einbiegen, mir ist,

als wäre es Zeit, in den bittern Hader der Nationalitäten die hohe Idee der Menschheit aus der Zeit unsrer Väter hineinzurufen und zu predigen. Und mir ist, als wäre das uns als Beruf bestimmt, wie ihn im vorigen Jahrhundert die Franzosen übernahmen, freilich so, daß ihnen das ausgerufene Weltbürgertum unwillkürlich zu einem erweiterten Franzosentum wurde. Es muß sich ein gesunder Durchschnitt zwischen der verwaschenen Einheit und der atomistischen Mannichfaltigkeit auch hier finden lassen, wie wir ihn für uns haben suchen müssen. Auch hier ist das rechte Leben mit dem wunderbaren neuen Reichtum, den es den kommenden Jahrhunderten in Aussicht stellt, durchaus an ein Zusammenleben gebunden, das ist ewiges einfältiges Naturgesetz, auch aus dem Einmaleins der Ethik.

War das aber nicht nach menschlichem Maße schon einmal erreicht im Altertume, das uns also Vorbild sein könnte? Nein, dann wäre es auch nicht untergegangen. Damals verlief die Gesamtbewegung so, daß sich alles Culturleben in einen Kreis zusammendrehte, mit dem einen Mittelpunkt Rom, dem gegenüber auch das griechische Leben seine lebenschaffende Kraft einbüßen mußte. Das ist der große Fortschritt der neueren Zeit über das Altertum hinaus, daß diese Einheit, in der die naturgegebene Mannichfaltigkeit unterging, gebrochen ist. Der Versuch, sie wenigstens der Form nach aufrecht zu erhalten, der dem deutschen Volke in die Wiege gelegt wurde, mußte ein schwächlicher Versuch bleiben. Wenn das größte Leben mit seiner Bewegung in einen Kreis gebannt wird, so kommt es ins Eingehen, der eine Mittelpunkt kann nicht leisten, was er soll, dem Leben sein Wachsen zu verbürgen, in dem alles Leben besteht. Das ist nur möglich, wenn der lenkende Mittelpunkt höher liegt und damit das Ganze zum Wachsen nach oben zieht. Das kann es aber nur, wenn eine Mehrzahl von Kreisen außer ihren besondern Mittelpunkten zugleich einen höheren haben, den sie suchen müssen. Das ist das Gesetz für alles Leben, von der Familie und allen kleineren Gemeinschaften bis zu den größten und höchsten. Und jetzt ist, wenn man auch nur auf Europa blickt, und die Staaten und Völker in Amerika und Asien beiseite läßt, die sich immer deutlicher zur Gemeinschaft der Menschheit melden, die Aufgabe der großen Lebensarbeit, der Culturarbeit glücklich kein Monopol mehr, sondern an eine Anzahl von Völkern verteilt, die bei allen Reibungen, welche noch unterlaufen, zuletzt doch auf eine herzustellende Gemeinschaft angewiesen sind (von der man übrigens schon seit dem sechzehnten Jahrhundert gesprochen hat). So ist die Arbeit am Fortschritt der Menschheit nun einem Wettstreite von verschiedenen Kräften übergeben, der im Altertum fehlte oder vor Roms Übermacht nicht aufkommen konnte.

Dieser Wettstreit aber, das sieht man sicher, wird nie wieder auf die falsche Linie geraten können, wo ein Mittelpunkt alles in seinen Kreis zu ziehen und darin zu verschlingen vermöchte, dazu sind die einzelnen Kreise in sich zu sehr gefestigt. Er kann höchstens in einen Streit um den Vorrang der Führer-

schaft übergehen im Aufstreben zu dem gemeinsamen geistigen und Culturleben, das seine Nahrung aus der gemeinsamen Höhe zu holen hat, ein Wettstreit, der denn nie fehlen wird oder soll. Ist er doch im ganzen Gange des höhern Lebens der neueren Zeit zu erkennen, indem darin Italien, Frankreich, England einander ablösten zum Besten des über allen schwebenden Ganzen. Jetzt ist, wie es scheint, dieser Vorrang im Wettstreit des europäischen Lebens an Deutschland übergegangen, das sozusagen wieder an der Reihe war, nachdem es ihn im Mittelalter schon einmal politisch besessen und traurig verloren hatte. Der Umschwung ist aber seit länger als einem Jahrhundert vorbereitet durch die Geistesthaten seit der Genieperiode, deren Wesen recht eigentlich ein lebenschaffendes war durch Befreiung des innersten Eigenlebens. Daß dies neue innere Leben nun auch zu einem neuen äußern Leben und Zusammenleben geworden ist, beweist, daß jenes mit seinem Kern eben rechtes Leben war, auch formschaffend. Es ist mit uns gegangen nach dem Dichterwort im Wallenstein: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Unsre Nachbarn können sich, wohl begreiflich, noch nicht darein finden, daß wir nun auch wieder, um ein politisches Bild des siebzehnten Jahrhunderts anzuwenden, das Zünglein im Gleichgewicht der europäischen Wage darstellen, das den Ausschlag giebt, wie das doch schon äußerlich unsrer Mittellage nach uns eigentlich zukommt. Aber wir wissen, dafür bürgt unser ganzes Herkommen und unser in langen Leiden geschulter Geist, was diese Stellung bedeutet, nicht als ein Vorrang zum Behuf äußerer Herrschaft, sondern als hohes Amt im Dienste des Ganzen, das wir gern auch jedem Berufnern abtreten würden. Daß unser großer Staatsmann seine und Deutschlands Aufgabe in diesem Lichte sieht und übt, das kann Europa sehen, wenn es will. Und dieser Geist kann nicht sterben, es ist der rechte deutsche Geist, wie ihn in ihrer Art z. B. schon Leibnitz, Goethe, Herder hatten.

Man braucht nicht zu zweifeln, es hebt ein neues großes Leben an. Wir sind schon in dem Stande gewesen, in dem das Altertum war, als sein Leben sich unrettbar zum Eingehen neigte. Aber eben das Zusammenleben der Culturvölker als Mehrheit hat uns glücklich über den gefährlichen Punkt hinweggeholfen und wird weiter helfen. Im Anfang unsers Jahrhunderts sah eine geistvolle Französin, die Staël-Holstein, die Culturmenschheit dem Altern ausgesetzt: Il se peut que . . la jeunesse du genre humain soit passée pour toujours, fügt aber hinzu: cependant on croit sentir dans les écrits des Allemands une jeunesse nouvelle (de l'Allemagne 3. Buch 9. Cap.), sie witterte in den Schriften unsrer Dichter und Denker Frühlingsluft für die Menschheit, und jeder von uns kennt ja das aus eigner Erfahrung, hat sie für sein eignes Leben daraus geatmet. Dem Frühling folgt nun der Sommer mit seinen heißen Tagen, seinen Gewitterstürmen und seiner sauren Arbeit. Aber ohne solche Gefahren und saure Arbeit keine Ernte, und es handelt sich um eine neue Ernte für die Menschheit, dafür ist ein Wettbewerb aufgethan groß, wie

noch nie in der Weltgeschichte. Das Leben, das ist die Antwort auf die gestellte Lebensfrage, ist gerettet, sobald wir, die Lebenden nur wollen und glauben, und nimmt einen neuen Anlauf zu höheren Zielen als je, indem es weitere und größere Kreise zieht als je, die von selbst zu einer Vertiefung des Lebens, auch des Einzellebens in sich führen und zugleich zu einer Erhöhung in der Richtung zum Ewigen, Göttlichen, die mit der Vertiefung von selbst gegeben wird. Das muß der Verlauf der neuen großen Lebensbewegung sein, wie ihn Gott und Natur zu lenken bereit stehen, wenn sich die Einzelnen ihr freudig, mutig und gläubig hingeben. Aber auch aufzuräumen giebts mit altem Wust; helfe dazu jeder, der weiß, was wahres Leben ist.



Das Wormser Volkstheater.

Von Richard Löbell.

Seit einigen Monaten berichten die Zeitungen von großen Plänen und Besserungsbestrebungen auf dem Gebiete des deutschen Theaters. Bestehende Bühnen sollen umgewandelt, neue gegründet werden, und der leitende Gedanke spricht sich hie und da in der Bezeichnung Volkstheater aus. So wird in Berlin der Schauspieler Barnay das Walhallatheater zu einem Volkstheater umschaffen. Ebenso bereitet man in Wien unter der Leitung Franz von Schönthans ein Volkstheater vor, für welches ein prächtiges Haus gebaut wird, und das kleinere Worms hat in Fr. Schön, dem Veranstalter des Lutherfestspiels, einen begeisterten und thatkräftigen Förderer desselben Zweckes gefunden. Was so allgemein sich zeigt und in weit auseinander liegenden und verschieden gearteten Orten mit denselben Einsichten und Absichten zu Tage tritt, muß gewissermaßen organisch notwendig sein, und man könnte es mit der Hoffnung betrachten, welche über das ganze Land zu derselben Zeit blühende und schönere Tage verkündende Frühlingsblumen erwecken. Diese schönern Tage des deutschen Theaters sollen durch Volkstümlichkeit und Stil der dramatischen Kunst herbeigeführt werden. Das Streben nach diesem hohen und trotz Lessing, Schiller und H. von Kleist noch nicht erreichten Ziele liegt allen angekündigten Reformen zu Grunde, mögen Ernst, Tiefe und Aufrichtigkeit derselben und Einsicht bei der Ausführung auch nicht überall gleich sein.

Jedenfalls verdienen solche Bestrebungen, wo immer sie auch auftreten, unsre Teilnahme, und vorurteilslos müssen wir ihre Ergebnisse abwarten.

Wenn nur die Literatur- und Theatergeschichte nicht wären, mit ihren bösen Berichten über ähnliche Bestrebungen, deren Spuren heute nicht mehr zu entdecken sind! Doch darf man durch die Erinnerung daran lähmende Zweifelsucht und Mutlosigkeit nicht aufkommen lassen. Grabbe giebt uns ja bei einer Beurteilung des Frankfurter Theaters den bittersüßen Trost, daß „keine Nation so oft wie die deutsche von Verirrungen wieder auf den rechten Weg gekommen ist," und wir wollen hoffen, daß diesmal aus den Ansätzen etwas Gutes und Dauerndes sich entwickeln werde, weil diese Ansätze von ganz andern Zeitumständen begleitet sind, als die frühern ergebnislosen. Hat des idealistischen Schillers Ansicht: „Wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation," die Probe auf ihre Richtigkeit leider nicht bestehen dürfen, so wird vielleicht umgekehrt im Gefolge der endlich errungenen Nationalität die ersehnte Nationalbühne kommen.

Spät genug erschienen ihre ersten Ansätze immer. Die gewaltige nationale Erschütterung, welche zur deutschen Einheit führte, hätte in der deutschen Kunst ihre Einwirkung wohl schneller und sichtbarer zeigen und ihr mehr von deutscher Art geben müssen. „National, deutsch!" war freilich der erste begeisterte Ruf, und was das leichteste war, geschah bald: die Kunst, zumal die Dichtung, wählte häufiger als früher deutsche Stoffe, und in die „Salons" schritten mit wuchtigem Tritt unsre stiernackigen Vorfahren aus der Völkerwanderung als Helden beliebtester Romane. Deutscher Stil, deutsche Art war aber damit noch nicht schlechterdings gegeben. Doch es kam dann, wie schon manchmal, die allgemeine Einsicht, daß Deutsch ein leerer Begriff ist, wenn es nicht so viel bedeutet, wie volkstümlich, und daß der Baum der deutschen Kunst nur auf dem Boden deutschen Volkstums erwächst und aus ihm seinen Lebenssaft zieht; daß ein einzelnes Kunstwerk als Blüte dieses Baumes wohl den höchsten Wipfel zieren und scheinbar weit von dem Boden entfernt sein kann, aber doch nur von diesem ernährt wird und die Stoffe erhält, die ihm die eigne Farbe und den eignen Duft geben. Und auch die Einsicht ist allgemeiner geworden, daß, wie das deutsche Staatsleben desto gesünder und widerstandsfähiger ist, je mehr Deutsche daran teilnehmen können, was eben die wirtschaftliche Gesetzgebung unsers leitenden Staatsmannes bezweckt, so auch die deutsche Kunst, wenn sie gesund sein soll, ein Gemeingut des gesamten Volkes sein oder wenigstens nach der Möglichkeit und Würdigkeit, ein solches zu werden, streben muß. Im andern Falle ist sie ein zu besteuernder Luxusartikel.

Daß der Ruf nach Volkstümlichkeit besonders laut auf dem Gebiete des Theaters ertönt und dadurch wohl bald die Spekulation anreizen wird, mit dreister Hand diese Forderung in ihren Dienst zu stellen, daß hier vornehmlich das erste Anzeichen für Erfüllung derselben, Einsicht und guter Wille, zu sehen ist, läßt sich erklären. Gerade die Dichtkunst muß zuerst deutsch sein wollen als die Kunst, welche am stärksten und nachhaltigsten von allen das

Volksgemüt zugleich bewegt und bildet. Von den schweigsamen, mehr an den Ort gebundenen bildenden Künsten möchte das niemand behaupten, so lange Männer wie Ludwig Richter nicht häufiger geboren werden. Freilich a priori möchte die mächtigste Kunst die sein, welche Dichtung und Musik zu völliger Einheit verschmölze — wenn nur beide gleich groß, gleich volkstümlich wären! Wir sehen auch, wie das Volkslied seinen Einfluß ausgeübt hat und in beschränkterem Maße noch ausübt. Doch das Lied ist nur ein kleines Kunstwerk, das eine lyrische Stimmung wiederspiegelt und oft desto wirksamer ist, je mehr es sich aufs Andeuten und Ahnenlassen beschränkt. Es kann wohl auch fortreißen und zum Handeln begeistern, aber im Grunde verdankt es mehr der im Volke schon vorhandnen Stimmung sein Dasein, als daß es diese erst schaffte, wobei es denn freilich dadurch seine Aufgabe noch reichlich erfüllt, daß es die Stimmung klärt und sie durch Erhebung zum offenen Gemeingefühl mittels des gemeinsamen Gesanges beträchtlich steigert. Dem Liede kommt das Volksgemüt auf halbem Wege entgegen. Seltener wird es der Volksseele neue, ernst beschäftigende Ideen geben, welche sie bilden und befruchten. Das that das evangelische Kirchenlied des sechzehnten Jahrhunderts, und es wirkte thatkräftig für die Reformation. Aber in unsrer Leitartikelzeit pflegen große nationale und politische Ereignisse nicht von vielen echten Liedern begleitet oder gar gefördert zu werden. Welche im Verhältnis zu seiner Bedeutung geringen poetischen Früchte hat uns der letzte große Krieg mit seiner nationalen Erhebung gebracht!

Bei dem Streite der Künste um die tiefste und zugleich nachhaltigste Wirkung auf das Volksgemüt wird die reine Wortdichtung den Sieg behaupten. Nicht die epische. Das Epos, d. h. der Roman — denn was kommt von dem seltenen, eigentlichen Epos zum Volke, und von den Romanen welche Art — kann sich darin mit dem Schauspiele nicht messen. In seinem ruhigen Flusse und objektiven Tone reizt es viel weniger zur stärkern Bethätigung des eignen innern Lebens, zur Selbsteinkehr und Selbstprüfung, als das Drama. Hier tritt die sittliche Idee durch ihre Konflikte scharf hervor, durchdringt als Einheit das ganze Werk und greift kräftiger ans Herz. Und wer aus dem Volke wäre, wenn die äußeren Verhältnisse es erlaubten, nach des Tages Arbeit nicht geneigter ins Schauspiel zu gehen, als ein Buch zu lesen? Das aufgeführte Drama kommt unter den Dichtungsgattungen heute fast allein zu seinem Rechte, d. h. zur sinnlichen Anschaulichkeit, und wird dem Volke schon um deswillen lieber sein als die Lyrik, die eigentlich des Gesanges, und das Epos, das des Vortrages zur vollen Wirkung bedarf; besonders da der Mann aus dem Volke gar nicht daran gewöhnt ist, sich Bilder und Gedanken durch das Auge vermitteln zu lassen, ihm dient dazu, was das Ideal für uns alle sein müßte, in natürlicher Weise das Ohr.

So hat das Schauspiel, die höchste, weil am meisten organische Form der Dichtung, auch vorzugsweise die höchste Aufgabe, sich an das gesamte Volk zu

wenden und sein Gemütsleben zu bilden und zu veredeln. Diese Erkenntnis ist nicht neu. Wir wissen, was das Drama den Griechen bedeutete, und unsre großen Dichter, Schiller vor allen, haben durch Dichtung und Lehre dafür gewirkt, daß die deutsche Bühne, „die dem nach Thätigkeit dürstenden Geiste einen unendlichen Kreis eröffnet, jeder Seelenkraft Nahrung giebt, ohne eine einzige zu überspannen, und die Bildung des Verstandes und des Herzens mit der edelsten Unterhaltung vereinigt" (Die Schaubühne, als eine moralische Anstalt betrachtet), wirklich eine Bildungsanstalt werde für das ganze Volk. Aber wie viele lesen heute noch die Aufsätze Schillers, in denen er von der ästhetischen Erziehung des Menschen im allgemeinen und der Bedeutung des Theaters im besondern handelt? Und der große Dichter würde sich wundern, wenn er heute sähe, was aus seiner Theorie geworden ist, und wie wir noch immer weit davon entfernt sind, eine nationale Bühne als Volksbildungsanstalt zu besitzen, da wir doch wirklich eine Nation geworden sind. „Von dem Versuche einer Einwirkung auf das Volk als solches ist nirgends auch nur eine Ahnung zu spüren" (Herrig).

Es ist bei der Zerfahrenheit, Stillosigkeit und Unnatur des deutschen Theaters so leicht, dagegen zu eifern, daß man eher fürchten muß, in eine Kapuzinade zu verfallen. Die großen Schäden sind auch schon oft dargelegt worden, neuerdings z. B. von H. v. Wolzogen (Bayr. Bl. 84/85) und von Herrig (Luxustheater und Volksbühne, 1887). Schaustellungen, „Aktualitäten" und Possen, heimische Trivialitäten und ausländische Gemeinheiten bilden einen großen Teil des Repertoires. Alberne Stücke werden unzähligemale gegeben, weil ein berühmter Schauspieler in einer Rolle seine Kunst zeigen kann, und ihre Aufführungen haben wenig mehr idealen Wert als Taschenspielerkunststücke. Das übermäßige Interesse an den darstellenden Künstlern statt an dem Dargestellten beweist schon Zerfahrenheit genug. Ja die Unnatur ist so weit gediehen, daß ausländische Tragöden ihre eigne Rolle in ihrer Muttersprache spielen durften. Da könnten wir einmal von den Franzosen lernen. Man urteile über ihr Theater und seine Ziele, wie man will, aber Einheit und Stil wird man ihm nicht absprechen können. Der jüngste Lohengrinskandal war zum Teil eine Ausgeburt des wahnwitzigen Chauvinismus, zum Teil aber auch eine Folge der Abneigung der Franzosen gegen Wagners deutsche Musik. Statt die Franzosen in diesem nationalen Empfinden zum Muster zu nehmen, ahmen wir ihre Theaterstücke nach, die unter andern Verhältnissen geschrieben und für andre Zuschauer berechnet sind, und geben unter ungeheuerm Beifall ihre Ehebruchsdramen. Und wenn auch manchmal bei Darstellung eines edleren Schauspiels etwas für das Gemüt abfallen könnte, so beeinträchtigen mit dem Wesen des bestehenden Theaters zusammenhängende Umstände doch die volle und allgemeine Wirkung. „Meist aber wird sogar ein förmlicher Krieg gegen das Monumentale geführt. Anstatt zu begreifen, daß gerade das vermeintlich ungebildete Volk am meisten durch das Große und Er-

habene gepackt wird, sucht man ihm einzureden, daß eigentlich nur jeder am besten die eigne Beschränktheit begreife; und wenn einmal von einem „Volkstheater“ die Rede ist, so meint man Lokalpossen damit, im höchsten Falle Genrebilder aus dem städtischen und bäuerlichen Leben, ganz gewiß aber nicht Gegenstände, welche das Volk als solches und in seiner Gesamtheit angehen“ (Herrig). Anzengrubers Werke stehen hoch über den hier angedeuteten, denn eine ernste, sittliche Idee durchzieht sie, und ihr Horizont ist weiter. Im allgemeinen hat aber Bogumil Goltz, in dessen Schriften noch ungehobene Schätze von tiefsinniger Beobachtung an der Volksseele liegen, sicher Recht, wenn er sagt: „Mag es sein, daß es auch eine Volksliteratur geben muß, dann aber darf sie am wenigsten eine Schönthuerei mit der Volksnaivität, dann darf sie nimmermehr das Spiegelbild der Volkssitte, des Volkswitzes und der bäuerischen Lebensart sein. Der Gebildete ist eben durch solche Reflexion korrupt und unmächtig geworden; der Naturmensch verträgt die Selbstbespiegelung in keine Wege (Zur Physiognomie und Charakteristik des Volkes, S. 251).

Vielleicht wirkt der gute Roman heute noch mehr zur Bildung und Veredlung des Volkes, als das Theater wie es ist. Das ist ein Notstand und als solcher längst erkannt. Der Deutsche ist seit Gottscheds und Nicolais Zeiten seines Theaters nicht froh geworden, und manche Klage von heute hörte schon das vergangene Jahrhundert. Schauspieler, Dichter, Publikum, die alle geschädigt wurden, schoben sich gegenseitig die Schuld zu, viel ist darüber geschrieben worden, aber besser wurde es dadurch nicht, auch nicht durch einzelne wohlgemeinte Reformversuche. Da kann nur geholfen werden, wenn man das Übel an der Wurzel erfaßt, und deshalb verdienen unter den genannten, gerade jetzt vorbereiteten Bühnenreformen die Wormser unsre Aufmerksamkeit am meisten. Hier geht man entschiedner als irgendwo zu Werke. Man wird diese Stadt im Auge behalten müssen, um die Ergebnisse zu verfolgen. Schöne Absichten und Programme, selbst die schönste Begeisterung helfen nichts, wenn die Dinge nicht beseitigt werden, welche sich leicht mächtiger erweisen als die beste Absicht und die Theaterleitung auch wider bessern Willen und bessere Einsicht in das alte Fahrwasser treiben. Das zeigt die Erfahrung; auch Immermanns ernste Bestrebungen mußten im Sande verlaufen. Worms kann uns in dieser Hinsicht wirklich mehr anziehen als Berlin, wo man lange nicht so entschieden mit dem bricht, was das Theater bisher daran hinderte, volkstümlich zu werden. Wenn auch erst die Zukunft zeigen kann, ob das kleine Worms ein Bethlehem für das Theater sein wird, so ist Herrig doch wohl im Recht, der aus einer Weltstadt eine Verbesserung desselben überhaupt nicht erwartet. Seine Gründe könnte man leicht vermehren. Was Grabbe z. B. bei Beurteilung des Frankfurter Stadttheaters schrieb: „Das Rätsel, wie Frankfurt ein so bedeutungsloses Theater hat, löst sich dadurch, daß es mehr ein durchwandelndes als ein einheimisches Publikum besitzt. Es wird von der Masse seiner Fremden ge-

bildet — die nimmt denn die Darstellung mit à la table d'hôte, sei der Bissen gut oder schlecht. Man ist unterwegs; vertreibt man sich Hunger oder Langeweile, ist man zufrieden," möchte mit einigen Einschränkungen auch von Berlin gelten. Diese Meinung erhält jetzt gerade eine eigentümliche Bestätigung durch die Zeitungsnachricht, man wolle in Berlin ein internationales Theater gründen. Das wäre schlimm! Wer bestimmt auch die Richtung und Haltung der Theater in Weltstädten? Das durch Mehrheit und Kapital herrschende „Boulevardpublikum" mit seiner Vorliebe für das „Aktuelle" und seiner Emporkömmlingsbildung, über die vor kurzem die „Tägliche Rundschau," selbst ein Berliner Blatt, einen trefflichen Aufsatz brachte. Da kann durchgreifende Besserung nicht aufkommen. Jedenfalls wird in Worms, wo einer thatkräftigen Bürgerschaft die große geschichtliche Vergangenheit der Vaterstadt ein Sporn zu eigner Tüchtigkeit ist, in eigenartigen Verhältnissen Eigenartiges geschaffen werden. Neu ist dort nicht die Theorie — Herr Schön, der Urheber jener Bestrebungen, will in seiner Schrift „Ein städtisches Volkstheater" (1887) gar nichts neues gesagt haben; er hat die Begeisterung für das Schöne in der Kunst und die Erkenntnis seiner Bedeutung für das Volksleben von unsern großen Dichtern geholt und stützt sich auf deren Anschauungen und Gründe. Neuer dürfte schon der heiße Wunsch sein, dem Volke die Teilnahme an dem zu ermöglichen, was ihn selbst begeistert und erhebt, und der feste Glaube an dieselbe Wirkung bei dem gemeinen Manne. Das allerneueste aber ist, daß Herr Schön seine Gedanken und Wünsche, als sei dies selbstverständlich, alsbald in Thaten umsetzt. Treffliche Gedanken und Wünsche haben wir in Deutschland in Masse gehabt, weniger groß war der Überfluß an jenen entschiednen und opferwilligen Männern, und nun gar auf diesem Gebiete. Klagt doch Herrig mit Recht darüber, daß gerade der Gebildeten und Gebildetsten Interesse am Theater und ihre Einsicht in seine Bedeutung für das Volksleben oft recht gering sei. Herr Schön ist ein begeisterter Verehrer von R. Wagner, und sicherlich hat die Begeisterung für seine Idee und der Wille, für sie zu wirken, im Wagnerschen Kreise und durch Wagners Schriften die stärkste Anregung erhalten. Das Wormser Werk geht mittelbar auf Wagner zurück. Schön hat dieselbe hohe Meinung von der Bedeutung des Theaters wie Wagner. Man hat Wagner vorgeworfen, daß diese Meinung zu überschwänglich sei. Von der Bedeutung des bestehenden Theaters? Schwerlich! Denn dieses bekämpfte er. Also von der Bedeutung des verbesserten, noch nicht vorhandenen, wie es nach seiner Meinung notthat. Dann aber steht Behauptung gegen Behauptung, und man muß die Zukunft entscheiden lassen. Einstweilen wollen wir für unsre Person den Einfluß der richtig geleiteten Bühne auf das Volksleben für recht groß halten. Auch Schön wird bei seinem Werke nicht vorzugsweise durch ästhetische, sondern mehr noch durch ethische Beweggründe geleitet. Er spricht darüber selbst in seiner Gelegenheitsschrift und

ebenso sein ihm durch das Lutherfest zugeführter Freund Herrig in seiner Schrift „Luxustheater und Volksbühne." Beide ergänzen sich und gelangen zu denselben Ergebnissen. Herrig theoretisirt mehr und überläßt manchmal nach kurzen, geistvollen Andeutungen dem Leser, die Folgerungen selbst zu ziehen. Schöns Ausführungen verraten den Mann des praktischen Lebens, der gewohnt ist, die Eingebungen seines Idealismus immer gleich auf ihre Durchführbarkeit hin zu prüfen. Es lohnt sich wohl der Mühe, die ethische und soziale Seite des Wormser Unternehmens etwas genauer zu betrachten.

Daß die soziale Frage nicht bloß eine Magenfrage ist, daß selbst die gründlichsten Versuche ihrer Lösung auf rein materiellem Gebiet und mit rein materiellen Mitteln allein allseitig genügende und dauernde Ergebnisse nicht haben werden, ist der einleitende Gedanke der Herrigschen Schrift. Der Mensch lebt nicht vom Brote allein. „Wovon die Leute leben," hat unlängst der russische Dichter Graf Leo Tolstoi in einer poetischen, von der tiefsten sittlichen Idee durchzogenen Legende dem Volke gesagt: „Und ich erfuhr, daß jeder Mensch nicht von den Sorgen um sich selber lebt, sondern von der Liebe," d. h. von dem wahren Idealismus in jeder Gestalt als dem Gegenteil von Egoismus — in diesem Sinne soll das Wort hier immer gebraucht werden.

Die Religion, die Kirche, in der die Liebe gepredigt wird, hat einen ebensolchen Beruf zur Lösung der sozialen Frage, als die mit greifbaren, sinnlichen Dingen sich beschäftigende Nationalökonomie. Ihre Aufgabe ist bei der Ungunst der Zeit aber eine so schwierige, daß es fast notwendig erscheint, ihr Wirken durch das ewige Gotteswort zu unterstützen durch das sittliche und schöne Menschenwort, wie es in einer wirklichen Kunstschöpfung von der Bühne zu uns ertönt. Vielleicht könnte diese Kunst, die auf das Volk am meisten zu wirken vermag, bei der Arbeit an der sozialen Frage die Mitte zwischen Güterlehre und Heilslehre einnehmen. Denn die Kunst haftet mit ihren Wurzeln in der Sinnlichkeit, aber ihre Krone erhebt sich himmelwärts in den freien Äther der Sittlichkeit. „Welche Verstärkung für Religion und Gesetze — ruft Schiller aus —, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten!" Was Schiller, dessen Idealismus mit einem wunderbar praktischen Sinne vereint war, vor hundert Jahren aussprach, gilt noch heute. Und wenn seine Ideen von der sittlich erziehenden Wirkung der Kunst sich noch wenig praktisch bewährt haben, so haben nicht diese es verschuldet, auch nicht eine überschwängliche Ansicht von der Bedeutung des Theaters, sondern der Umstand, daß die Kunst dem Volke noch nicht in der Art dargeboten wurde, daß sie ihm unbedingt zugänglich war, daß ihrer sittlichenden Wirkung keine äußern Hindernisse entgegenstanden, und daß sie immer selbst so beschaffen war, daß sie sittlich wirken mußte. Wäre es anders gewesen, die Kirche hätte vielleicht ein leichter zu bearbeitendes Feld, und es stünde besser um Religiosität und Sittlichkeit.

Dennoch zweifeln nur dem Volke fernstehende Moralisten an seinem sitt-

lichen Kerne. Es kommt nur darauf an, die Keime des Idealismus zu entwickeln, und wer dem Volke im allgemeinen die Empfänglichkeit für das Große und Edle der wahren Kunst abspricht, kennt es nicht. Es ist wahr, gemeinste Gassenhauer, meist aus Großstädten verbreitet, wo man mehr eine zusammengewürfelte Masse als das Volk findet, hört man allerwege, oft aus zartestem Kindermunde, und ihren vergiftenden Einfluß kann man nicht leicht zu hoch anschlagen. Denn die nackte äußere Gemeinheit macht roh und verdirbt, und die noch gefährlichere innere nimmt durch den frivolen parodistischen Ton die Scheu vor Altehrwürdigem, Erhabenem und stumpft die Fähigkeit ab, Schönes und Edles auf sich wirken zu lassen und selbst unbefangen, menschlich gut und natürlich zu empfinden und zu handeln. Aber man kann die so in ihrem Gemüte Geschädigten nicht mit viel mehr Recht verdammen, als einen mit Gift geimpften, dessen Leib durchseucht ist. Der Mensch lebt nicht vom Brote allein, auch der Geist hat Hunger, und wer will diejenigen ganz verurteilen, die in Ermangelung eines Bessern Schädliches und Verdorbenes genießen? Deshalb lösen sich jene Gassenhauer und Tingeltangellieder auch beständig ab, man könnte eine ganze Geschichte derselben schreiben. Herrig nennt die Beschäftigungslosigkeit der Phantasie das größte Übel, welches den Menschen befallen kann, und die große Gefahr unsrer Zeit. „Ist die Phantasie nicht mit Edlem und Gutem, Wahrem und Schönem beschäftigt, so drängen sich die bösen Gelüste ein. Ein solche furchtbare Periode hat Deutschland durchgemacht in der Zeit von Luthers Tode bis weit nach dem dreißigjährigen Kriege — die Kunst fehlte ihm, und das Kunstgewerbe konnte ihm nicht helfen.“ Der kluge Staatsmann sollte daher nach jedem Mittel greifen, das diesem Übel entgegenwirkt. Es ist eine politische Aufgabe, den geistigen Hunger des Volkes zu stillen und seine Phantasie zu beschäftigen. Das ist wieder keine neue Ansicht. Schiller setzt am Ende seiner Abhandlung über die Schaubühne als moralische Anstalt schon auseinander, daß die menschliche Natur es gar nicht erträgt, ununterbrochen und ewig auf der Folter der Geschäfte zu liegen, und daß die Reize der Sinne mit ihrer Befriedigung sterben. „Der Mensch, überladen von tierischem Genuß, der langen Anstrengung müde, von ewigem Triebe nach Thätigkeit gequält, dürstet nach besseren, auserleseneren Vergnügungen oder stürzt zügellos in wilde Zerstreuungen, die seinen Hinfall beschleunigen und die Ruhe der Gesellschaft zerstören. Bacchantische Freuden, verderbliches Spiel, tausend Rasereien, die der Müßiggang ausheckt, sind unvermeidlich, wenn der Gesetzgeber diesen Hang des Volkes nicht zu lenken weiß.“ Da muß nach Schillers Meinung die Schaubühne als Helferin eintreten, „die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachteil der andern gespannt, kein Vergnügen auf Unkosten des Ganzen genossen wird.“ Wo aber hat man die Hilfe der Schaubühne wirklich in Anspruch genommen? Die Ansicht, daß dem Volke so nicht beizukommen wäre, kann sich auf nichts

stützen. Die gefüllten Theatergalerien bei Aufführung klassischer Stücke beweisen freilich nicht gar viel, da ein Teil des Galeriepublikums nur in Anbetracht des Geldbeutels „Volk" ist. Wer es aber schon beobachtet hat, wie bei billigen oder unentgeltlichen Musikaufführungen die Menge aufhorchte und andächtiger wurde, wenn ein Stück von Haydn oder Beethoven erklang, der merkte es schon den Gesichtern der Leute an, daß sie, ohne sich von der Bedeutung des Kunstwerkes Rechenschaft geben zu können, diese doch instinktiv ahnten und ein dunkles Gefühl in sich trugen, daß es trotz Mühe und Schmutz des Werktages, außer der Sonntagskirche und der Pflichterfüllung, deren erlösende Bedeutung beim heißen Kampf ums Dasein weniger zum Bewußtsein kommen mag, auf Erden noch etwas giebt, was erhebt und befreit. Das wahre Kunstwerk hat noch immer beim Volke verfangen, wenn man ihm den Genuß desselben in angemessener Weise darbot. An der Bühne, als der eigentlichen Kunststätte des Volkes, sind also die Hebel einzusetzen. Diese Quelle kann dem Volke den Werktagsstaub vom Gemüt abspülen und die idealen Keime seines Wesens befruchten. Man muß es Männern wie Schön und Herrig danken, wenn sie, mit dem Herkommen brechend, es unternehmen, für Worms diese Quelle zu erschließen und so vielleicht andre Kreise zur Nachahmung reizen.

Das Wormser Theater als das Mittel zum ethischen Zwecke und seine Verwaltung soll, wie selbstverständlich und in seinen Folgen doch so befremdlich für manche, ganz dem idealen Zwecke gemäß eingerichtet werden. Daraus folgt alles Besondre. Es erfüllt schon mit großer Zuversicht am Gelingen, wenn ein geschäftskundiger Mann, bevor er an die Verwirklichung seiner Ideale geht, sich die Frage vorlegt, ob Geldmittel und Teilnahme der Mitbürger genug vorhanden sein werden, um das Werk vor einem Mißerfolge zu bewahren. Denn es ist für die gute Sache schädlicher, wenn ein idealer Plan an äußeren Verhältnissen scheitert, als wenn er einstweilen unausgesprochen bleibt. Im ersteren Falle haben die Gegner Oberwasser, die Kleinmütigen und die Männer des Laisser aller werden noch gleichgiltiger und philiströser, und man ist weiter als je zuvor von einer Verbesserung des Bestehenden entfernt. Schön hat sich, wie er berichtet, schon seit Jahren, seit dem von ihm angeregten und so trefflich gelungenen Lutherfestspiele, mit der Frage beschäftigt. Sein offenes Hervortreten fiel zusammen mit ihrer völligen materiellen Sicherung. Alles ist vorbereitet und organisch angelegt, und es muß gelingen, wenn nur das Publikum selbst es will.

Wenn nicht der Keim des Verderbens dem jungen Unternehmen mitgegeben, d. h. wenn es nicht ein Theater wie andre werden sollte, so mußten finanzielle Interessen von ihm schlechterdings und von vornherein ausgeschlossen sein, es mußte gleich auf eignen Füßen stehen. Nur ideale Erwägungen durften bei Gründung und Leitung maßgebend sein. Wohin die Bühnen gelangen, denen die Geldfrage die oberste ist, kann man ja oft beobachten. Das Verlangen und

die Notwendigkeit, möglichst viele Zuschauer anzulocken, läßt die Theaterleiter zu Stücken und Mitteln greifen, die vielleicht von genauer Kenntnis der menschlichen Natur zeugen, aber oft sehr wenig künstlerisch und anständig sind. Wir sind überzeugt, daß, wenn der Mörder Günzel die aberwitzig renommistische Idee, seinem Verteidiger sich dadurch dankbar zu erweisen, daß er ihn als Helden eines Schauspiels verherrlichte, ausführen könnte, er wirklich Bühnen fände, die sich um das Recht der Aufführung reißen würden. Und das Publikum? Nun, leere Kassen würde es sicher nicht geben, das Stück wäre ja so „aktuell." Das „Boulevardpublikum" beherrscht die Bühne, und auch dem besser urteilenden wird durch solche Theaterwirtschaft der Geschmack ganz allmählich verdorben — das ist, wie die Mode zeigt, infolge der großen Macht der Gewöhnung bekanntlich sehr leicht —, und das Elend der Herrschaft des Sinnenkitzels oder der Trivialität ist da. Nach Herrig beherrschen der Genußmensch und der Philister die Bühne, jener als der reichere jedoch mit größerem Erfolge. Das Geschäft und die von der Art der Theaterleitung sich herleitende Notwendigkeit, ein Geschäft zu machen, haben Theater und Drama heruntergebracht. Es ist traurig, da es doch so viele andre Gegenstände fürs Geschäft giebt, von alten Hosen bis zu Eisenbahnaktien, daß man gerade die Kunst der Bühne, einen so einflußreichen Faktor der Volksbildung, dazu erkoren und geschändet hat und bei der Gewerbefreiheit unbeschränkte Gelegenheit zu diesem Geschäfte findet. Da thäte es not, daß man gesetzlich einschritte und den „schauderhaften Unfug der Theatergewerbefreiheit" (E. v. Hartmann) und die Schrankenlosigkeit des Individuums, die auf Kosten der Gesamtheit besteht, einschränkte. Verlangt man doch schon nach einem Befähigungsnachweis des Handwerkers; Schädigung des Volksgemütes ist aber am Ende noch schlimmer als eine verpfuschte Hose. Grabbe macht bei Gelegenheit einer Aufführung des Raupachschen Stückes „Der Doktor und der Apotheker" in Düsseldorf so überaus treffende Bemerkungen in dieser Beziehung, daß wir nicht umhin können, die ganze Stelle herzusetzen: „Ein Stück, wie »Doktor und Apotheker« könnte mit Fug von Polizei wegen verboten werden, denn schlechte Geschmackswerke wirken schädlicher auf die guten Sitten, als man insgemein glaubt. Die Quasidichter z. B. brauchen eben darum gar keine Immoralitäten, Indecenzen zu enthalten, sondern nur künstlerisch verwerflich zu sein. Dann verwirren sie oft den Verstand so vieler, statt ihn zu leiten und zu erheben; sie halten die Menge am Boden der Plattheiten fest, üben ihr stumpfsinnige Bewunderung des Gemeinen ein, während alles Hohe und Große als etwas Beschwerliches und Störendes unberücksichtigt gelassen oder an ihm vorübergegangen wird." Wie viele „Doktor und Apotheker" fände Grabbe heute auf unsern Bühnen, und nicht auf den kleinsten! (Schluß folgt.)

Die Aussteuerversicherung.



ehrer, Beamte, überhaupt ihr alle, die ihr ein festes jährliches Einkommen bezieht, wie werdet ihr nicht oft von der übrigen Menschheit beneidet um die friedliche Ruhe, mit der euer Leben dahinfließt! Ihr kennt nicht die fieberhafte Hast, mit der die übrigen Sterblichen nach dem Glücke rennen und jagen.

Und doch wißt auch ihr recht gut, wo euch der Schuh drückt, zumal wenn ihr ohne Vermögen seid. Eure Sorgen sind eure Kinder. Freilich, so lange diese klein sind und keine großen Ansprüche machen, braucht euch nicht bange zu werden, und wenn ihr euch auch manchmal einschränken müßt und es knapp bei euch hergeht, satt macht ihr sie schon noch alle, und das Schulgeld fällt auch für sie ab, und dazu auch noch manches andre, was zu ihrer weitern Ausbildung und zu ihrem Vergnügen dient.

Aber wenn sie größer werden, wenn die Söhne studiren, wenn die Töchter heiraten sollen? Euer Einkommen hat sich zwar inzwischen etwas vermehrt, das ist wahr, aber in viel höherm Maße eure Bedürfnisse. Das kennt man ja, und wenn man sich fragt, wann euer Geld besser gereicht habe, jetzt, wo ihr einen Direktorialgehalt bezieht, oder vor achtzehn Jahren, wo ihr als blutjunger Assessor oder Hilfslehrer mit eurer jungen Frau euern Einzug in das neugeschaffene Heim gehalten hattet, um die Antwort werdet ihr wohl nicht verlegen sein. Kein Zweifel: die Sorge umschleicht euch oft, euer Gehalt reicht immer gerade nur für den augenblicklichen Bedarf, und doch werdet ihr später für eure Kinder Kapitalien bedürfen, und ihr wißt nicht, wo sie dann hernehmen.

Siehe da, eines Tages, gerade als sich eure Gedanken wieder mit diesen Zukunftsbildern beschäftigt haben, läßt sich ein Herr bei euch melden, eine stattliche Erscheinung in tadellosem Gesellschaftsanzug, mit Cylinder und hellen Handschuhen, um den Mund ein süßes Lächeln. Ihr kennt den Herrn nicht, ihr seht ihn verwundert an, aber da fließen auch schon die Worte wie Honig von seinen Lippen. Und merkwürdig! Er, der euch ganz fremd ist, beginnt sogleich von der Erhabenheit seines Berufs zu reden, von eurer moralischen Verpflichtung, für das spätere Wohlergehen eurer Kinder zu sorgen, von den Gewissensbissen der Eltern, die gern noch sorgen möchten, wenn es zu spät ist. Ihr seid wohlerzogen und laßt den fremden Herrn reden. Und siehe, je länger er redet, umso freundlicher werden eure Mienen, umso mehr glätten sich die Falten des Unwillens auf eurer Stirn — noch ein Weilchen, und es spielt sogar ein Lächeln um eure Mundwinkel, und ein leises Nicken des Kopfes läßt keinen Zweifel mehr, daß das Eis bei euch gebrochen ist.

Wodurch ist dem fremden Herrn dies Kunststück gelungen? Wie hat er so

schnell das unvorbereitete Eindringen, das taktwidrig Belehrende und Moralisirende seiner Rede vergessen gemacht? Um es kurz zu sagen: er war ein Versicherungsagent.

Er kannte eure Verhältnisse, er ging geradeswegs auf die wunde Stelle euers Herzens los, er sprach vor euch dieselben Zweifel, dieselben Befürchtungen wegen der Zukunft eurer Kinder aus, die schon tausendmal in euch aufgestiegen waren, und schließlich zeigte er euch ein Zaubermittel, das alle eure Sorgen zerstreute und euch die spätern Jahre im glänzendsten Lichte erscheinen ließ. Dieses Zaubermittel war die Aussteuerversicherung.

Was die Aussteuerversicherung sei? fragt der Leser. Nun, die Versicherung eines Kapitals, das zahlbar ist, wenn euer Kind ein bestimmtes Lebensalter erreicht hat, etwa das achtzehnte, das einundzwanzigste, das vierundzwanzigste Jahr, die Versicherung eines solchen Kapitals gegen feste, alljährlich oder auch in kleineren Zeiträumen zu zahlende Beiträge. Bei früherem Todesfalle des Kindes können nach besonderer Vereinbarung die eingezahlten Prämiengelder auch mit oder ohne Zinsen zurückvergütet werden.

Ihr habt z. B. ein sechsjähriges Töchterchen und wollt diesem zu seinem einundzwanzigsten Lebensjahre ein Aussteuerkapital sichern. Ihr zahlt dann für je tausend Mark Versicherungssumme bei der Gesellschaft jährlich 50 Mark 90 Pf. ein. Wie euch der Agent vorrechnet, habt ihr dann in den fünfzehn Jahren bis zum Ablauf der Versicherung erst 763 Mark 50 Pf. eingelegt! Trotzdem gelangen zu diesem Zeitpunkte die versicherten 1000 Mark voll zur Auszahlung, während bei früherem Tode euers Töchterchens die von euch geleisteten Beiträge nicht verloren sind, sondern mit 3½ Prozent einfachen Zinsen nach Abzug eines kleinen Betrages für die Verwaltungskosten an euch zurückgezahlt werden.

Ihr seid natürlich entzückt von dieser Idee, und noch mehr werdet ihr dafür gewonnen, wenn der Agent euch auseinandersetzt, daß ihr, einmal im Besitz des Versicherungsscheins, gewissermaßen durch die Gesellschaft zum Sparen angehalten werdet. Den löblichen Vorsatz dazu faßt ja wohl so mancher von euch; aber, du lieber Gott, kommt dann der Vierteljahrsschluß heran, wo Mietzins und Schulgeld fällig wird, wo die Rechnungen einlaufen vom Fleischer und vom Bäcker, vom Schuhmacher und vom Schneider, so wendet ihr euch seufzend ab und verschiebt das Zurücklegen von Ersparnissen auf den nächsten Termin. Ist aber euer Kind erst versichert, so hebt ihr die Versicherung nicht so leicht wieder auf, und kommt der Bote mit der Prämienquittung, so bezahlt ihr sie wie so manches andre, was im Haushalt ursprünglich nicht vorgesehen war.

Nun aber die Kehrseite der Sache!

Fünfzehn Jahre sind ein langer Zeitraum. Darin können eure Vermögensverhältnisse eine völlige Änderung erfahren, ihr selbst könnt durch den Tod hinweggerafft werden, und eure Hinterbliebenen können zu Entbehrungen und

Einschränkungen aller Art genötigt sein, wenn sie nicht noch größerer Not und Bedürftigkeit anheimfallen. Und so wird man mit der Möglichkeit rechnen müssen, daß euch oder eurer Familie die Weiterzahlung der Versicherungsbeiträge einmal zu drückend wird. Wie steht es dann mit der Aussteuerversicherung?

Vorausgeschickt sei die Bemerkung, daß die Verzinsung eurer Einlagen, auch wenn ihr die Versicherung bis zum Ablauf der festgesetzten Zeit aufrecht erhaltet, durchaus keine sehr günstige ist. Sie beträgt ungefähr 3¼ Prozent Zinseszins. Bei Annahme eines Zinsfußes von 3 Prozent wären eure Einlagen von jährlich 50 Mark 90 Pf. nach fünfzehn Jahren zu einer Summe von 975 Mark angewachsen, bei 3½ Prozent zu 1016 Mark 50 Pf.! Das ist wenig, wenig mehr, als euch auch die Sparkasse bietet. Und doch könnt ihr von der Sparkasse in jedem Augenblick eure sämtlichen Einlagen nach kurz bemessenen Kündigungsfristen zurückerhalten!

Aber die Versicherungsgesellschaften? Man sollte annehmen, daß sie das Aufgeben des Versicherungsvertrages und die Erhebung der gemachten Einlagen unter denselben günstigen Bedingungen zuließen.

Weit entfernt! Die Gesellschaft, aus deren Prospekten ich die obigen Prämiensätze entnommen habe, zahlt, wenn die Aussteuerversicherung bei Lebzeiten des versicherten Kindes aufgehoben wird, in den ersten fünf Jahren nach Beginn derselben gar nichts zurück, später gewährt sie drei Viertel der Einzahlungen ohne jegliche Zinsen und noch mit Abzug von 12 Mark 50 Pf. von je 1000 Mark für die Verwaltungskosten. Wer also drei Jahre nach Beginn die Versicherung nicht fortsetzen will, verliert seine sämtlichen Einlagen nebst den Zinsen oder in unserm Falle den Betrag von 162 Mark 5 Pf., denn das ist die Summe, auf welche unsre drei Prämien von 50 Mark 90 Pf. jährlich bei 3 Prozent Zinsen inzwischen angewachsen wären. Zahlt er noch zweimal die Jahresbeiträge weiter, so erhält er am Ende des fünften Jahres 178 Mark 35 Pf. als Rückkaufspreis seines Versicherungsscheines ausgezahlt, während bei 3 Prozent Zinseszins sein Guthaben auf der Sparkasse zu diesem Zeitpunkte 278 Mark 35 Pf. betragen hätte. Haben sich endlich nach acht Jahren die Vermögensverhältnisse derart ungünstig verändert, daß ein Aufgeben der Versicherung geboten erscheint, so werden von der Versicherungsgesellschaft 292 Mark 90 Pf. ausgezahlt. Als Spareinlagen hätten die Prämien in der gleichen Zeit die Summe von 466 Mark 20 Pf. erreicht! Und so steigen die Verluste bei vorzeitigem Aufgeben der Versicherung von Jahr zu Jahr. Bei solcher Sachlage muß man es sich doch lieber zweimal überlegen, ehe man einen solchen Versicherungsvertrag unterzeichnet.

Die Sparkasse leistet für den Fall, daß das versicherte Kapital zur Auszahlung gelangt, nahezu dasselbe wie die Aussteuerversicherung; wird die Versicherung aber früher aufgehoben, so leistet die Sparkasse mehr. Wollte man

aber den Einwurf machen, daß die Sparkasse nur Beträge bis zu einer bestimmten Höhe annimmt, so hindert erstens nichts, sein Geld bei mehreren Sparkassen niederzulegen, zweitens, es zum Ankauf von Staatspapieren zu verwenden. Im allgemeinen wird man auf dem letzteren Wege eine höhere Verzinsung seiner Ersparnisse erzielen als durch die Aussteuerversicherung.

Auf alle Fälle ist den Versicherungsgesellschaften gegenüber große Vorsicht und genaue Erkundigung über sämtliche Versicherungsbedingungen geboten. Nicht daß ich überhaupt ein Gegner der Aussteuerversicherung wäre. Keineswegs. Die höhere Verzinsung, die sie bei vernünftiger Handhabung gewähren kann, ist gewiß ein Vorzug, und der Zwang, den sie zum Sparen auferlegt, ist als erzieherischer Umstand nicht zu unterschätzen. Aber so lange die Versicherungsgesellschaften die Aussteuerversicherung in erster Linie als ergiebige Geldquelle für Agenten, Direktoren und Aktionäre betrachten, so lange sie fortfahren, vorzugsweise aus dem Unglück und der Bedrängnis andrer Nutzen zu ziehen, so lange möchte ich euch, die ihr die Zukunft eurer Kinder begründen wollt, zurufen: Haltet euch lieber an die Sparkasse! Habt ihr den ernsten Willen, für eure Söhne und Töchter Ersparnisse zurückzulegen, so werdet ihr es thun auch ohne den äußerlichen Zwang der Aussteuerversicherung, zumal wenn euer Sparen planmäßig erfolgt und ihr ein bestimmtes Ziel im Auge habt.

Und glaubt nur, völlige Sicherheit für die Fortsetzung euers Sparsystems gewährt euch der Versicherungsschein auch nicht. Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. Von den Versicherungen, die in einem Jahre abgeschlossen werden, erlischt erfahrungsgemäß stets der größte Theil im Laufe der Jahre vor Ablauf der Versicherung, weil die wenigsten fortdauernd imstande sind, die Einbuße an ihrem Einkommen zu tragen, die durch die Prämienzahlung entsteht.

Zudem lassen sich die Versicherungsgesellschaften zu einer verhängnisvollen Kulanz herbei. Sie gewähren auf die Versicherung hin Darlehen bis zur Höhe von drei Vierteln der eingezahlten Prämien und darüber. So geschieht es nicht selten, daß der Vater zu dem Zeitpunkte, wo er seinem Kinde eine Aussteuer geben möchte, nicht viel mehr als ein Viertel der ursprünglich angelegten Summe zurückerhält. Hier bieten zwar die Sparkassen keine größere Gewähr, denn auch sie zahlen zu jedem Zeitpunkte die Einlagen bereitwillig zurück. Indes besteht doch ein wesentlicher Unterschied. Die Sparkassen zahlen zurück, was man ihnen gegeben hat, und fügen zu dieser Summe die üblichen Zinsen hinzu. Die Versicherungsgesellschaften jedoch, welche die Einlagen mit 3¼ Prozent verzinsen, gewähren von diesen selben Einlagen, also vom Gelde der Leihenden, Darlehen, für die sie sich 5 Prozent Zinsen zahlen lassen! Durch die Hin- und Wiedergabe erleiden die Versichernden also eine Einbuße von 1¾ Prozent in jedem Jahre. Wenn man sich durchaus von seinem eignen Gelde etwas leihen will, so erscheint es uns doch vorteilhafter, dieses ohne Vermittlung eines guten Freundes zu thun, der dafür eine Provision verlangt.



Eine Fahrt in den Orient.

Von Adam von Festenberg.

(Fortsetzung.)

8. Eine Parade am Bosporus.



ls eroberndes Volk, als ein Volk in Waffen sind die Türken in die Geschichte eingetreten. Im Gegensatz zu derjenigen Lehre, welche die Friedensbotschaft den Völkern der Erde verkündete, predigt der Islam Krieg und Ausrottung der Ungläubigen, und so lange dieser kriegerische Fanatismus vorhielt und die zusammengeballte Macht der Khalifen dem zersplitterten Europa gegenüberstand, war der Halbmond siegreich und stark. Auch heute noch wird an der alten Überlieferung, wonach jeder Türke waffenpflichtig ist, festgehalten, aber der stolze Satz, welcher diese Waffenehre den ungläubigen Unterthanen der Pforte verweigerte, ist für das Reich verhängnisvoll geworden. Einerseits verschlingt das Heer fast alle Erträgnisse des Landes; neben den Palästen der Sultane und den Moscheen des Propheten giebt es am goldnen Horn nur noch eine Art von Prachtbauten, das sind die Kasernen. Da ist keine Budgetkommission, welche Abstriche macht, und kein Parlament, welches die verschwenderischen Baupläne vereinfacht. Wenn früher jeder Sultan eine Moschee baute, so hielt jeder der letzten Herrscher es für nötig, mindestens eine neue Kaserne zu errichten, und obwohl gewiß kein Mangel daran ist, so hat doch der jetzige Sultan beschlossen, in der Nähe seines Palastes Jildis Kiosk wiederum eine Kaserne zu bauen. Anderseits erschöpft aber die Armee auch den Menschenbestand. Mehr als zwanzig Prozent der mohammedanischen Bevölkerung werden ausgehoben und so lange bei den Waffen gehalten, als Not am Mann ist. Die Rekrutirung geschieht ohne System, je nach dem Bedarf und durch das Loos, sodaß auch die einzige Stütze der Familie

unter die Fahnen muß, rücksichtslos und unerbittlich. Einstimmig ist das Urteil über die Bravheit und Tüchtigkeit des türkischen Soldaten, der ja auch in dem letzten Kriege glänzende Beweise seiner militärischen Tugenden geliefert hat. Er ist zufrieden mit einer bescheidnen Nahrung, Sold erhält er so gut wie nie, und auch die Offiziere darben so lange, als es ertragen werden kann, und das reicht bei der geduldigen und phlegmatischen Natur des Orientalen eine geraume Zeit. Ihnen ist aber der Dienst nicht bloß ein Opfer für das Vaterland und den Monarchen, sondern gleichzeitig die Erfüllung einer religiösen Pflicht, und im Kampfe gegen die Ungläubigen fallen, heißt sich einen Platz im Paradiese erwerben. Fehlt nun auch den Truppen jene Strammheit und Disziplin, wie sie die Grundpfeiler des preußisch-deutschen Heeres sind, entbehrt auch das Offizierkorps jenes Ehrgefühls, welches bei uns diesen Stand so auszeichnet, und besteht auch nicht die Wechselwirkung zwischen Volk und Armee, die bei uns beide fast zu einer Einheit verschmilzt, so ist doch das türkische Heer achtunggebietend genug, um für die deutschen Offiziere ein willkommenes Versuchsfeld für ihre Reformen zu bilden. Jedenfalls ist die türkische Armee eines bessern Lohnes wert, als sie unter der türkischen Verwaltung genießt, und es ist das Streben Abdul Hamids, ihr jene Besserung zu verschaffen, welche Preußen und Deutschland groß und mächtig gemacht hat — ein Streben, das sich zur Zeit freilich in den ersten Versuchen befindet und dem Alttürkentume gegenüber sich noch zu behaupten haben wird.

In Konstantinopel selbst steht eine sehr ansehnliche Truppenmacht, wenn auch ihre Zahl dem Seraskierat nicht immer bekannt sein mag. Auf den Straßen wimmelt es von Offizieren und Soldaten, in den Kasernenhöfen hört man unausgesetzt Trompetensignale und Exerzitien, aber zu Gesicht bekommt man einen Teil dieser Truppen nur am Freitag, wenn der Sultan bei dem sogenannten Selamlik sich von seinem Palaste zur Moschee begiebt. Der Freitag ist der türkische Ruhe- und Festtag, und an diesem muß der Khalif, soll er nicht an seiner religiösen Würde Einbuße erleiden, ein Gebet öffentlich in einer Moschee verrichten. Die frühern Sultane wechselten mit dem Besuche der Moscheen, und benutzten die Gelegenheit, sich ihrem Volke zu zeigen, das sonst den Herrscher der Gläubigen nicht zu Gesicht bekommt. Der gegenwärtige Sultan, auf den das tragische Ende des ermordeten Abdul Aziz einen tiefen Eindruck gemacht hat und der auch noch in dem entthronten Murad einen Nebenbuhler fürchtet, vermeidet es, in die große Öffentlichkeit zu treten. Er benutzt für seine Freitagsandachten die Moschee am Tschiragan, die Medschidje, welche sich nur wenige Schritte von dem Garteneingange seines Kioskes befindet. Dorthin nahm mich am gestrigen Freitag einer unsrer liebenswürdigen, jetzt in türkischen Diensten befindlichen Landsleute mit. Er stellte mich einem Adjutanten des Sultans vor, und dieser, dem ich meine Visitenkarte — ich weiß nicht, zu welchem Zwecke — einhändigen mußte, führte mich in die Hauptwache

vor der Moschee, sodaß ich das Schauspiel bequem betrachten konnte. Es dauerte eine ganze Zeit, ehe sich die Truppen versammelt hatten, deren Haltung freilich auf ein preußisches Auge befremdend wirkt; von peinlicher Reinlichkeit ist nichts zu spüren, das Riemenzeug sitzt kreuz und quer, und der Fez wird bald nach hinten, bald nach der Seite getragen. Dazu wird, so lange nicht Stillgestanden kommandirt wird, gemütlich geraucht und geplaudert; Verkäufer von Wasser und Eßwaaren drängen sich in die Reihen und finden mit ihren Waaren schnellen Absatz. Adjutanten des Sultans mit goldnen Briefträgertaschen spazieren auf und ab und nehmen etwaige Bittschriften in Empfang. Endlich naht der feierliche Augenblick; die Gartenthüren springen auf, die Musik läßt ihre weichen Molltöne erklingen, die spalierbildenden Truppen präsentiren das Gewehr mit der linken Hand, während die Rechte zu dem poetischen Gruß für den Sultan frei bleibt, jenem allgemein üblichen orientalischen Gruß, der die Hand von der Erde nach Herz, Mund und Kopf bewegt, um anzudeuten, daß der Grüßende den Staub von den Füßen des Begrüßten aufhebt, ihn an sein Herz bringt, küßt und auf das eigne Haupt legt. Aus den Pforten treten zunächst die militärischen Würdenträger, die Helden des letzten Krieges, der Ghazi Osman, dann Derwisch Hussein, Fuad, Mukthar Pascha, ihnen schließt sich unser Landsmann Drygalski Pascha an, und darauf folgen die neu in die Türkei kommandirten deutschen Offiziere: der Ferik Kaehler Pascha, welcher als Nachfolger unsers berühmten Feldmarschalls Moltke zur Reorganisation des Generalstabes berufen ist, der General von Schilgen, dem die Aufgabe zugewiesen ist, in die türkische Armeeverwaltung den Geist preußischer Ordnung und Sparsamkeit zu verpflanzen, und der Oberst von Häuser, Kneiphöfer, Secky-Bey und wie sie alle heißen. Endlich erschien auf einem prachtvollen Schimmel Abdul Hamid, von zwei Obersten mit Weihrauchfässern empfangen; im Gegensatz zu den goldstrotzenden Uniformen der Offiziere trug der Sultan die Stambulina, den schwarzen, bis an den Hals zugeknöpften Rock mit einem großen Ordensstern — eine vornehme Gestalt mit einem durchgeistigten Gesichtsausdruck. Er berief Osman und Derwisch Pascha zu seinen Seiten und plauderte mit ihnen, während er den Gruß und den Ruf der Soldaten: Padischah tschok jascha (Lange lebe der Padischah) in der oben geschilderten Weise erwiederte. Ihm folgte, ebenfalls zu Pferde, die gedrungene Gestalt seiner schwarzen Hoheit, der Beram Aga, der die hohe Würde eines „Vorstehers des Hauses der Glückseligkeit,“ d. h. des Ober-Eunuchen des kaiserlichen Harems, bekleidet und deswegen den Titel „Hoheit“ führt, welcher neben ihm nur noch dem Premierminister und dem ersten geistlichen Würdenträger, dem Scheik ul Islam, zusteht. Prächtig gekleidete albanesische Palastdiener in reichen roten, goldgestickten Uniformen bildeten den Schluß. Das Gebet des Sultans in der Moschee dauerte etwa zwanzig Minnten, dann trat er hinter ein mit Jalousien dicht verschlossenes Fenster, von wo aus er dem Auge nicht erreichbar ist, und sah dem Vorübermarsch

der Truppen zu. Dieser erfolgt, ohne den strammen Tritt des preußischen Parademarsches, in der nachlässigen französischen Weise. Bemerkenswert war von den verschiednen Regimentern ein solches, welches mit Einschluß des Obersten und aller Offiziere aus Negern bestand, die sich auch noch dadurch auszeichneten, daß sie um den Fez einen grünen turbanartigen Wulst trugen. Dem Regiment vorauf gingen vier schwarze Sappeure, wahre Hünengestalten mit malerischem, wildblickendem Gesicht, würdig, von einem Horace Vernet gemalt zu werden. Den Schluß bildete das tscherkessische Reiterregiment, gleich ausgezeichnet durch die Schönheit der Pferde wie der Menschen. Dem Sultan war unterdes das Pferd sowie ein zierlicher, ihm vom deutschen Kaiser geschenkter Wagen vorgeführt worden; er wählte den letzteren und fuhr selbst kutschirend im Trabe in den Garten zurück, hinter ihm folgten Offiziere und Palastbeamte auf inzwischen herbeigeholten Pferden in rasendem Galopp. Drinnen soll es in alttürkischer Weise recht wild hergehen, denn jeder sucht von dem Sultan bei dessen Aussteigen noch einen Blick oder Gruß zu erhaschen, und so drängt rücksichtslos einer den andern. Man springt von den Pferden, und diese, um welche sich niemand kümmert, rasen wild in dem Garten umher, sodaß eine solche Sultanbegleitung für den nicht in türkischer Zivilisation erzogenen nicht ohne Gefahr ist. Aber das Kismeth ist hierzulande von einer ganz merkwürdigen Geduld, bis sich auch für die Bewohner des goldnen Horns das Goethische Wort erfüllt:

Aber sie treibens toll,
Ich fürcht', es breche,
Nicht jeden Wochenschluß
Macht Gott die Zeche.

---

9. Umgebungen. — Bujukdere. — Ein türkisches Theater. — Beglerbeg.

Wem Gewühl, Lärm und Hitze, Schmutz und Geruch das Leben in Pera unerträglich machen, der besteigt einen Dampfer und findet sich in kaum einer Stunde in einer der Villeggiaturen, ähnlich denen, wie sie der Genfer oder Comer See so entzückend dem Fremden zu bieten pflegen. Wir folgten gern einer solchen Einladung in der Hoffnung, von den vielen Anstrengungen der letzten Tage einmal der Ruhe zu genießen. Nach dem Selamlik war es erfrischend, als uns der Dampfer von Pera in den Bosporus führte; er hielt sich ganz nahe dem europäischen Ufer und gab uns Gelegenheit mit Muße zu betrachten, was unter den vielen auf uns einstürmenden Eindrücken der ersten Einfahrt nur flüchtig hatte gestreift werden können. Die prächtigen Paläste von Dolma-Bagtsche und Tschiragan mit ihren zahlreichen Haremliks ließen uns nicht vergessen, daß wir uns noch im Orient befinden, namentlich der letztere nicht, der, unnahbar von Patrouillen und Wachen umgeben, dem entthronten Murad V. zum Aufenthalt dient. Mag auch inwendig eine Pracht herrschen,

wie sie der kostbaren äußeren Fassade entspricht, die Entbehrung der Freiheit kann auch durch den Blick auf die blauen Fluten des Bosporus und der grünen Berge Asiens nicht ersetzt werden, aber freilich nur demjenigen nicht, welcher diese Entbehrung fühlt! An diesen Palast schließen sich in bunter Reihe türkische und griechische Dörfer, die Konaks der Paschas und die Villen der levantinischen Bankiers an, bis man sich in Therapia der internationalen Gesellschaft des diplomatischen Korps nähert. Hier und in Bujukdere befinden sich die Sommerresidenzen der Botschafter und Gesandten, hier herrscht ganz europäisches Leben, und Hotels nach Art der Schweizerhöfe lassen vergessen, daß man am Bosporus ist. Beide Dörfer lehnen sich an schön bewaldete Berge und bieten durch mannichfaltige Spaziergänge zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, durch Wasserfahrten auf Kaiks und Barken abwechselnden Genuß. Man muß gestehen, daß diese Sommerpaläste, wenn sie auch größtenteils nur aus Holz gebaut sind, dem Türken eine Anschauung von der Macht der hier vertretenen Nationen gewähren müssen, und wer in dieser Hinsicht etwas schwerfällig von Begriffen sein sollte, dem öffnet den Verstand ein Blick auf die Kriegsschiffe, von denen jede Großmacht eines zur Verfügung ihrer Botschafter hält. Mächte, die keine Flotten haben, müssen sich freilich auch ohne solchen Schutz behelfen, werden aber über die Achsel angesehen und müssen es sich gefallen lassen, wenn man z. B. das schwimmende Leuchtschiff scherzweise den Schweizer Stationär nennt. In Therapia wohnen die Botschafter von England, Frankreich und Italien, und irre ich nicht, so versammelte sich hier auch die letzte Konferenz zur Lösung der ägyptischen Frage. Seit 1880 hat auch die deutsche Botschaft durch die Freigebigkeit des jetzigen Sultans den schönen und ausgedehnten Park von Therapia zum Geschenk erhalten, aber auf demselben noch kein Gebäude errichtet, sondern wohnt in Bujukdere, in der Nachbarschaft von Rußland und Griechenland, in einem schön gelegenen Hause zur Miete. Wir kamen zwar noch vor Untergang der Sonne in Bujukdere an und beeilten uns, hinauf auf die Anhöhe zu gelangen, um den Scheidegruß der Sonne an das Schwarze Meer und an den Bosporus gleichzeitig zu erhaschen. Allein für diesen Abend weigerten sie uns diese Gunst, welche sonst allen Glücklichern unvergessen sein soll. Aber es blieb auch ohne dies noch genug des landschaftlichen Schönen übrig, um so mehr, als der Glanz des Mondes wieder gut machte, was uns seine mächtige Vorgängerin verweigerte.

Als wir dann mit unsern dortigen Freunden in dem luftigen, mit türkischen Polstern und Teppichen ausgestatteten Salon speisten, da tönte aus dem deutschen Kriegsschiff das bekannte Signal der Abendwache und belehrte uns, daß wir auch fern von der Heimat nicht fremd und schutzlos seien, sondern daß der mächtige Arm des Vaterlandes selbst am goldnen Horn zur Verteidigung seiner Landeskinder bereit sei.

Es war uns diesen Abend aber noch ein Kunstgenuß vorbehalten. Etwa

nach zehn Uhr bestiegen wir eine Barke und fuhren über das stille Meer nach einem benachbarten Türkendorfe, wo unter freiem Himmel eine armenische Truppe die dramatische Kunst vertritt, vor einem nur aus Einheimischen bestehenden Publikum von Männern und etlichen griechischen und armenischen Frauen. Gleich der Eintritt war bezeichnend; man forderte kühn von uns Europäern das Doppelte des angezeigten Eintrittsgeldes, ging aber bald auf die Hälfte desselben herab, als ein türkisch sprechender Gefährte diese Forderung in unverblümter Weise bezeichnete, ja man wurde so unterwürfig, daß man einige von den Zuschauern wegjagte, um uns bequeme Plätze zu verschaffen. Man stellte unter Musikbegleitung eine tragische Pantomime dar, in welcher ein stets mit Szepter, Krone und Hermelin auftretender König von einem Bösewicht sich zur Verstoßung seines treuen Ministers und zur Verdächtigung der Königin hinreißen ließ. Es waren kurze Szenen, in denen fast alle verhaftet wurden, worauf jedesmal der Vorhang fiel, sodaß dieser eigentlich der am meisten in Bewegung gesetzte Teil des Theaters war. Natürlich siegte zuletzt die Unschuld, die Tugend wurde belohnt und der Intrigant hingerichtet. Der Akt der Hinrichtung wurde mit großer Naturwahrheit dargestellt, man sah ein Schaffot, durch welches der Bösewicht sein mit einem blutigen Band umwundenes Haupt gesteckt hatte, so daß man glauben mußte, er sei von dem Rumpfe getrennt. Daneben stand ein grausam ausschauender Henker mit dem fürchterlich blitzenden Beil. Höchst merkwürdig war aber die musikalische Begleitung dieser tragischen Szenen, welche durch allerlei deutsche Volkslieder und Gassenhauer noch in ihrer Bedeutung gesteigert wurden, und im Gegensatz zu dem ernst und gemessen dasitzenden Publikum konnte unsre laute Heiterkeit nicht mehr zurückgehalten werden, als die Musik die Hinrichtung mit dem Liede „Ich bin der kleine Postillon“ begleitete. Nach der Pause folgte noch eine gesprochene türkische Posse, die damit begann, daß ein Polizist gefoppt und verhöhnt wurde. Aber da unser Verständnis doch nur mangelhaft war und die Zeit längst die Mitte der Nacht überschritten hatte, so verließen wir diesen Tempel der Kunst und kehrten nach Bujukdere zurück, wo ein Teil von uns der Gast Gambettas, d. h. nicht des großen Politikers, sondern eines jedenfalls guten Gastwirts, war.

Wir hatten immer so viele Paläste, Kiosks und Konaks von außen gesehen, daß der Wunsch in uns rege wurde, auch einmal in das Innere dieser Herrlichkeiten zu gelangen. Freilich denjenigen Teil zu sehen, der mit einer den Frauen so schmeichelnden Bezeichnung poetisch das Haus der Glückseligkeit genannt wird, wird höchstens Helden in Schauerromanen gewährt oder Theaterbesuchern in Mozarts Entführung aus dem Serail. Zu so kühnen Abenteuern waren wir alle nicht aufgelegt, uns genügte es schon, einen unbewohnten Palast zu besichtigen, und so wählten wir den auf der asiatischen Seite am Fuße des Bulgurlu belegenen Beglerbeg-Serail. Erst im Jahre 1864 von Abdul Aziz

errichtet, hatte er noch für uns die besondre Anziehung, daß er von unserm Kronprinzen bei seinem Besuch, den er nach Eröffnung des Suezkanals machte, bewohnt worden war. Die von außen wie Marmor glänzende Fassade erwies sich freilich als täuschender Stuck, deswegen aber nicht als minder schwungvoll und anmutig. Die innere Konstruktion weicht vollständig von unsern Bauten ab. Große Treppenhäuser enden in den verschiedenen Flügeln und Stockwerken des Palastes ohne jede Thürverbindung in einen großen Saal. Das Treppenhaus liegt nicht wie bei uns außerhalb der Wohnräume, sondern innerhalb derselben, dergestalt, daß sich die Treppe nach zwei Seiten abzweigt, von denen die eine Seite in das Selamlik, die andre in das Haremlik führt. Die Ausstattung zeigt reichen maurischen Stil mit bunten, in allen Farben schillernden Gobelins, Tapeten und Möbeln; aber der schönste Schmuck sind die Fenster, welche in den einzelnen Zimmern mit einem immer wieder neuen Blick auf den Bosporus und die europäische Seite abschließen und dadurch mehr als genügend die fehlenden Gemälde ersetzen. In dem Prachtsaal, welcher zu den Haremszimmern führt, befand sich in der Mitte ein ungeheures Marmorbassin mit Fontänen und Sitzen — ein Anblick, der einer lebhaften Phantasie allerlei Märchen vorgaukeln konnte, welche hier besser unerwähnt bleiben. Jetzt ist Freude und Lachen aus dem Palast gewichen, die Möbel verstäuben, Spinnweben nisten sich ein, und wie alles andre, birgt auch hier der äußere Glanz den innern Verfall. Die Stimmung, in die uns der Anblick versetzte, unterstützte noch ein Leichenzug, dem wir bei unserm Ausgange begegneten: ein schmuckloser Sarg eines Knaben, mehr noch eine Kiste zu nennen, auf welcher sich ein kleiner Fez befand, wurde von Männern getragen, denen andre unter Absingung des eintönigen Glaubensbekenntnisses nachfolgten.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Die deutsche Literatur in römischer Beleuchtung. Von Dr. Richard Weitbrecht, evangelischem Pfarrer in Mähringen bei Ulm. Barmen, Hugo Klein.

Diese kleine Schrift ist der erweiterte Abdruck einer Abhandlung aus den „Deutsch-evangelischen Blättern." Ihr Gegenstand ist zeitgemäß genug, der Verfasser bespricht die planmäßige Verunglimpfung unsrer Literatur durch katholische oder vielmehr jesuitische Literarhistoriker und Kritiker, welche seit ein paar Jahrzehnten, namentlich aber seit etwa zehn Jahren im Gange ist. Den Zweck der ganzen ultramontanen Polemik gegen die letzten drei Jahrhunderte der deutschen Literatur faßt Weitbrecht sehr richtig in den Satz zusammen: „Der katholische Teil des deutschen Volkes soll von der gemeinsamen Bildung mit dem evangelischen Teile ausgeschlossen, er soll auf eine niedrige Bildungsstufe herabgedrückt werden." Aus der schon unübersehbaren Masse von Beispielen greift der Verfasser dann eine

Anzahl sehr charakteristischer heraus und geißelt den Cynismus, die Verlogenheit und die geistige Dürftigkeit dieser gesamten „katholischen“ Biographik, Kritik und Aesthetik, über welche gebildete Katholiken selbst die Achseln zucken. Im Ernst ist wohl keine Gefahr vorhanden, daß sich die deutsche Nation statt Luthers den Pater Abraham a Sancta Clara aufreden läßt, oder statt Goethe und Schiller Tasso und Calderon als poetische Meister und Muster betrachtet. Die Romantiker sind an solchen Versuchen jämmerlich gescheitert, und die Pseudoromantiker von heute werden nicht besser dabei fahren.

Der junge Mönch. Eine Novellette in Liedern. Von Heinrich Alfred Bulthaupt. Zweite Auflage. Norden, Hinricus Fischer[s] Nachfolger, 1886.

Das Werk eines literarisch wohlgeschulten Mannes, der seinen Scheffel aufmerksam gelesen hat, dem es aber, hier wenigstens, nicht geglückt ist, sich irgendwie interessant und ursprünglich als Dichter zu bekunden. Wenn Scheffels Mönch Ekkehard gegen die Liebe zu Frau Hadwig ankämpft und schließlich im poetischen Schaffen sich von aller Lebensqual und Irrung läutert und erlöst, so ist dies ein höchst interessanter Vorgang: die Tiefe seiner Leidenschaft wird erregt, wir selbst sind mächtig gefesselt und danken dem Dichter für seine geistreiche Erfindung. Wenn aber Bulthaupt ohne weitere epische Ausschmückung in farblosen Gedichten, die uns ganz kühl lassen, seinen jungen Mönch erzählen läßt, daß er ungern Mönch sei, Krieger zu sein vorzöge, ein Edelfräulein liebe, sodann: daß er — ebenso wie Ekkehard — in einem Kampfe für die Heimat und das Kloster sich ausgezeichnet und das geliebte Fräulein zum Weibe gewonnen habe, nachdem ihn der Papst seines Mönchseides entbunden, so ist diese Geschichte doch gar zu simpel. Man wundert sich nur darüber, daß der Dichter dieser modisch-manierirten Nichtigkeit zugleich der Autor einer wertvollen Dramaturgie sein kann.

Berichtigung. Auf Wunsch der Königl. Preuß. Pommerschen General-Landschafts-Direktion berichtigen wir unsern Aufsatz „Innere Kolonisation“ in Heft 39 d. J. in zwei Punkten.

Erstens: Die Zeit, wo ein nachher von der Landschaft übernommenes Gut in Pommern ohne einen Besitzer gewesen ist, ist nach dem Berichte des betreffenden pommerschen Hauptvereins nur einige Wochen, nicht, wie es in dem Aufsatze hieß, fast dreiviertel Jahr gewesen. Zweitens ist es nicht erwiesen, daß das Gut während dieser Zeit ohne Bewohner, namentlich ohne das Gesinde und die Tagelöhner, gewesen sei. Die königliche Direktion bemerkt: „Die Landschaft hat in Fällen, wo ein Gut wegen Devastation in Sequestration genommen wird, fast regelmäßig Retablissementsvorschüsse zur Ergänzung bez. Neubeschaffung des Inventariums zu leisten, um die Wirtschaft wieder in Gang zu bringen.“

Ferner erklären wir ganz ausdrücklich, daß die Worte auf Seite 602, daß schließlich die Landschaft die Verwaltung eines Gutes übernehmen müsse, „nicht, um es wieder im Ganzen zu veräußern, sondern um es, wie es schon jetzt geschieht, zu zerschlagen,“ sich nicht auf Vorkommnisse in Pommern beziehen, sondern daß dies anderwärts geschehen ist, und fügen hinzu, daß nach Mitteilung der königlichen Direktion von der pommerschen Landschaft nie ein Gut in Parzellen verkauft, auch von ihr seit länger als fünfzig Jahren nur ein einziges Gut in der Subhastation erstanden worden ist. **D. Red.**

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die deutschen Kolonisationsbestrebungen in Ostafrika.

Von Harry Denicke.


nsre Erfolge von 1870 und 71 waren so plötzlich, blendend und tiefgreifend zugleich, daß die Welt geraume Zeit brauchte, um sich in die umgewandelten europäischen Staatenverhältnisse einigermaßen zu finden. Insbesondre ließ sich England durch diesen plötzlichen weltpolitischen Stellungswechsel unsers Staates nicht genug warnen, um auch auf andern Gebieten ein gleich rasches und sieghaftes Hervorbrechen unsrer so lange schlummernden Kräfte zu gewärtigen. So geschah es denn, daß wir England abermals mit einem neuen erfolgreichen Schritt zu künftiger Größe, mit der Grundlegung einer kolonialen Machtstellung überrumpelten. In diesem Falle hat sich sein kaufmännischer Instinkt, sonst so ängstlich, nicht gerade als prophetisch erwiesen. Sonst würde es uns, wie seine unerwartete Aneignung des Niger-Binnegebietes nur zu deutlich zeigt, auch an den andern Punkten unsrer ersten kolonialen Versuche zuvorgekommen sein. Gewiß hatten auch wir das harte und doch gute Recht jedes Kulturvolkes, zuzugreifen, wo sich noch ein Stück wilden Landes auf dem Erdenrunde darbot, aber ein überliefertes Recht hatten wir nicht. Anderseits hatte England gewiß kein sittliches, geschweige ein politisches Recht, die noch unzivilisirte Welt für sich allein in Anspruch zu nehmen: aber ein Gewohnheitsrecht hatte es zu derlei Anmaßung doch. Und dies bedeutet im Leben der Völker doch auch Macht. Allein England hat nach ebenso schwächlichen und thörichten als begreiflichen Fehlversuchen heimlichen und offnen Widerstandes in allem wesentlichen klein beigeben müssen. Gegen 50 000 Quadratmeilen und damit wohl den wertvollsten Anteil an all den Erdstrichen, deren Erwerbung durch eine zivilisirte

Macht noch ausstand, nennen wir unser. Gewiß müssen wir diesen Erfolg nach seinen auswärtigen Bedingungen zum Teil der glücklichen politischen Lage, sowie dem Umstande zuschreiben, daß neuer Kolonialbesitz nicht einen sofortigen Machtzuwachs bewirkt, sondern erst einen künftigen; aber immerhin ist er ein schlagender Ausdruck unsrer plötzlich gewonnenen Macht. 1852 wurde unsre Flotte versteigert, 1867 mit der Begründung einer neuen die unerläßliche Bedingung unsrer gegenwärtigen Kolonialpolitik geschaffen, und 1887 verfügen wir über jenes riesenhafte überseeische Gebiet.

Indessen eine reine Freude giebt es nun einmal nicht. Unsre kurze Kolonialgeschichte hat auch ihre Kehrseite. Wenn vor den ersten wirklichen Schritten unsrer Kolonialpolitik große Massen bedenklich und besorgt die Köpfe schüttelten, so kann uns das nicht sehr wundern. Der Deutsche leidet im allgemeinen an Unterschätzung seiner selbst, hat etwas von jener Bescheidenheit, die Goethe mit einem bösen, aber treffenden Worte bezeichnet hat; dazu kam, daß er, schlecht unterrichtet und in alten Vorurteilen befangen, auch die seiner Phantasie vorgestellten Kolonialobjekte unterschätzte. Als aber, dank einem kühnen Vorgehen, das zu gleichen Teilen dem deutschen Reichskanzler und einigen kleinen Kreisen hochgemuter und hellsehender Männer aus dem Volke zuzurechnen ist, weite Strecken wie mit einem Zauberschlage gewonnen waren, da hätte man füglich als Echo auf die Kunde von dieser neuen „Conquista“ wenn nicht kolonialenthusiastische Jubelhymnen, so doch Anerkennung und Freude von allen Schichten, die noch für patriotisch gelten wollen, erwarten dürfen. Aber Parteiwut und Parteidoktrin vergällten vielen die Freude und fälschte ihnen das Urteil. Und die Massen, auch solche, die in andern Dingen nicht die Gefolgschaft dieser Kritiker bildeten, glaubten dem Mißurteil, auch hier ein Übermaß echtdeutscher Bescheidenheit bekundend, welche die Erfolge immer noch nicht sieht, obwohl sie hell vor Augen liegen. Jetzt plötzlich galt das bei andrer Gelegenheit so nachahmenswert befundne Beispiel der Nachbarstaaten nichts mehr, die gleichzeitig hier mit einer ersten Erwerbung, dort mit einer kräftigen Ausdehnung von Kolonialländereien vorgingen; jetzt plötzlich sollte der alte unwiderlegte Erfahrungssatz, daß der Handel der Flagge folge, der höheren Weisheit weichen: Beschränkt euch auf Handelsverträge. Als ob diese nicht wandelbar wären, als ob nicht auch heute noch der Fremde, trotz aller humanen internationalen Rechtsbeziehungen, im fremden Lande immer eben ein Fremder und wirtschaftlich vergleichsweise im Nachteil bliebe. Umso weniger hätte man aber diese weite Verbreitung kolonialen Mißtrauens von einem so gelehrten Volke, als welches das unsrige galt und gilt, erwarten sollen. Wie nahe lag es doch bei dem offenbaren Gewicht der Frage, sich nach zuverlässigen Erkundigungsmitteln umzusehen, und diese nicht sowohl in den galligen Phantasien eines hinter dem grünen Redaktionstische sitzenden Zeitungsschreibers als vielmehr in den leicht zugänglichen Berichten tüchtiger und ernster Forscher zu suchen, die mit eignen

Augen das Land gesehen und damit das unentbehrliche Erfordernis gewonnen hatten, darüber sachgemaß und zuverlässig zu urteilen. Die Moral dieses Sachverhaltes lautet: Unser Volk, so durchgebildet, so reif es war, um den 1870 und 71 gemachten Übergang von politischer Richtigkeit zu politischer Größe herbeiführen zu helfen und zu vertragen, bedarf in der eingeschlagenen, auf eine höhere Weltstellung abzielenden Richtung noch gar sehr der Schulung. Das Auge, bisher nur gewöhnt an die Enge größerer oder kleinerer Landstaaten, muß sich erst dem weiten Ausblick über das Weltmeer, dem Fernblick in die zukünftige politische Weltgestaltung bequemen. Hoffen wir es! Denn wenn Bismarck Recht hat, daß sich nur mit dem Willen und der Kraft der ganzen Nation eine Kolonialpolitik großen Stiles durchführen läßt, so gut wie die Errungenschaften des Jahres 1871 das gemeinschaftliche Erzeugnis einer einsichtigen Regierung und des ganzen Volkes in Waffen waren, so hängt in der That von der Massenverbreitung kolonialpolitischer Einsicht ein gut Stück unsrer politischen Zukunft ab. Bei der überraschen Zunahme unsrer Bevölkerung, bei der immer größern Fülle von Gemeinbedürfnissen, die der fortschreitenden Zivilisation, und schließlich bei dem immer mächtigeren wirtschaftlichen Wettbetriebe des Auslandes, die der fortschreitenden Weltwirtschaft entspricht, wird der Aufschluß neuer Erwerbsquellen immer mehr zu einer entscheidenden Grundfrage unsers Staatslebens. Nicht weniger als 500 Millionen Mark aber müssen wir alljährlich für den Bedarf an Kolonialwaaren ans Ausland abgeben. Man berechne sich den Reingewinn der Produzenten auf zehn Prozent, einen durchaus nicht zu hoch gegriffenen Durchschnittssatz, und 50 Millionen gehen unserm nationalwirtschaftlichen Jahreseinkommen verloren, um dem der freundnachbarlichen Nationen zuzuwachsen. Jedenfalls Anlaß genug, um eröffnete Aussichten auf eigne Produktion nicht von der Hand zu weisen. Sie würde zugleich viele Hände und Kapitalien, die jetzt nur in Bewegung kommen, um sich durch gegenseitigen Wettbewerb zu schaden, in volkswirtschaftlich nutzbringender Weise beschäftigen und allmählich auch neue Absatzstätten herrichten, wenngleich man in dieser letztern Beziehung nach Lage der ethnographischen Verhältnisse kaum viel erwarten darf. So berechtigt denn der koloniale Gedanke, gesund und einleuchtend, wie er ist, auch zu dem tröstlichen Vertrauen, daß die unsachliche parteipolitische Gegnerschaft bald von der Zustimmung unbefangner Massen überstimmt und auch das einzige in der Sache liegende Hindernis, nämlich der ernüchternde Eindruck, den die naturgemäße Unmöglichkeit sofortigen Gewinnes auf die breiten Volksschichten machen muß, überwunden werde.

Freilich auch ein andres Hemmnis, das indes nur vorübergehend wirken kann und schon zur Zeit seine rechte Wirksamkeit eingebüßt hat, dürfte noch zu erwähnen sein: es liegt in der Enttäuschung, welche unser Kolonialerwerb der allgemeinen Hoffnung auf eine glückliche national-politische Lösung der Auswandrerfrage gebracht hat, und sie war es doch, welche gegen Ende des vorigen

Jahrzehnts der Kolonialbewegung den ersten Anstoß und anfängliches Leben gab. Sofern nun in diesem Punkte die Rechnung unsrer Wünsche und Errungenschaften nicht stimmte und der gebotene Ersatz anderseits nicht in seinem vollen Werte erkannt wurde, erlahmte auch vielerorten die erste flackernde Begeisterung für überseeischen Landerwerb überhaupt. Inzwischen hat unser Volk durch Bildung großer aufklärend und anfeuernd wirkender Vereine, wie des Deutschen Kolonialvereins und der Gesellschaft für deutsche Kolonisation u. a., die richtigen und nötigen Maßregeln zur beschleunigten Verwirklichung der geäußerten Hoffnungen getroffen.

Voraussetzung für diese Hoffnungen ist natürlich, daß der Wertmaßstab für die gewonnenen Gebiete nicht etwa aus der überraschenden Leichtigkeit ihrer Erwerbung zu entnehmen sei, daß sie vielmehr in ihrer natürlichen Ausstattung den Bedürfnissen unsrer Nation entsprechen. Nun kann ja freilich von einer umfassenden Einzelerkundung derselben, namentlich in Bezug auf ihren Bodenwert, noch nicht die Rede sein. Darüber mag noch manches Jahrzehnt vergehen. Allein zu dem Gesamturteil ist man zweifellos mit wissenschaftlicher Gründlichkeit vorgedrungen, daß die fraglichen Länderstrecken in überwiegender Mehrheit nach Eigenart von Land und Leuten und der sonst in Betracht kommenden Umstände ein vorwärtsstrebendes Volk dringend zur Bearbeitung herausfordern. Und das genügt fürs erste vollkommen, genügt auch, um mit fröhlichem Vertrauen auf immer raschere Fortschritte besonnene praktische Anfangsschritte zu thun. Sie sind in allen sechs Kolonien, die wir unser nennen, bereits gethan, am stockendsten in Westafrika, kräftiger in der Südsee und mehr noch in Ostafrika.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, dergleichen man, soweit eine Mahnung darin enthalten ist, nicht oft genug wiederholen kann, soll das Folgende mit einiger Ausführlichkeit bei dem letztgenannten aussichtsreichsten unsrer Kolonialunternehmungen verweilen, ohne damit eine allseitige und eingehende Aufklärung zu bezwecken.

Wenn man mit vorurteilsfreiem Verlangen, die Wahrheit zu ermitteln, die zahlreichen Reise- und Anbauberichte*) über Deutsch-Ostafrika liest, so gilt von ihm in ganz besonderm Maße, was ich oben allgemein von unsern Erwerbungen sagte, daß der Stand unsrer geographischen Kenntnis kolonisatorische Versuche geradezu herausfordert. Es ist ein weites, etwa 30000 Quadratmeilen umfassendes Gebiet mit ziemlich regelmäßigem Bodenbau: eine mehr oder minder schmale Küstenniederung, dahinter allmählich aufsteigende Terrassenlandschaften, die teils hochebenartig, teils gebirgig gestaltet sind und, von dem mächtig aufragenden, aber nicht eben weitverzweigten System des Kilimandscharo abgesehen,

*) Fleißig zusammengestellt in der Schrift des Ministerialpräsidenten Dr. Grimm: „Der wirtschaftliche Wert von Deutsch-Ostafrika," 1886.

eine zwischen tausend bis zweitausend Metern schwankende Seehöhe aufweisen. Was für den Anbau durch diese senkrechte Gestaltung an Schwierigkeiten verursacht wird, machen die damit gegebenen klimatischen Vorzüge wett. Von der Bodenart, so mannichfaltig abgestuft sie sein mag, werden nahezu mit Einstimmigkeit verlockende Schilderungen entworfen. Das unentbehrliche Lebenselement, das Wasser, woran es dem schwarzen Erdteil so vielfach gebricht, ist gleichfalls in ausreichender Fülle vorhanden, wie schon ein Blick auf die Karte erweist: nicht bloß, daß die Zone der innerafrikanischen Riesenseen unmittelbar an unsre Kolonie angrenzt, auch ein mannichfaltiges Netz von Flüssen durchädert das Land, von denen die größeren sich schon als teilweise schiffbar erwiesen haben. Immerhin mag es sein, daß bei fortgesetzter Untersuchung dieser natürlichen Handelswege ein Mangel hervortreten wird: es würden daraus bei dem Stande unsrer modernen Verkehrstechnik nicht entfernt solche Hindernisse entstehen, daß man sich nicht trotzdem zu kolonialen Unternehmungen bewogen fühlen sollte. In dem Lande sitzt eine wenig dichte und ziemlich armselige Negerbevölkerung; von Massais und Somalis allenfalls abgesehen durchweg friedfertiger Natur, entbehrt sie der Fähigkeit, aus eigner Kraft ihre Bodenschätze zu gewinnen und zu verwerten, zeigt sich aber nach dem übereinstimmenden Urteile der Kenner wohl geeignet, unter einsichtiger europäischer Anleitung diese für uns und anteilweise für sich selber zu heben, und zwar zu einem so geringen eignen Anteil, daß die Arbeitslöhne hinter denen andrer Tropenländer erheblich zurückbleiben. Nun darf man fragen: Was soll denn, lediglich die Produktionsbedingungen angesehen, welche Ostafrika selber darbietet, hindern, hier dieselben Produkte zu erzielen, die unter gleichen Breiten in andern Kolonien gewonnen werden? Mag es sein, daß diese, wie etwa Ostindien, noch günstiger ausgestattet sind. Aber sollen wir darum mit verschränkten Armen dastehen und weiterhin aus dem englischen Indien kaufen? Ist nicht auch Deutschland bodenärmer als Frankreich, und bauen wir uns nicht sehr zu unserm Nutzen in der Hauptsache unsern Getreidebedarf selber? Im übrigen hängt, soweit das Kolonialland in Frage kommt, seine Nutzbarkeit nur noch von der Gunst der Weltverkehrslage und der Brauchbarkeit der Küste ab. Beides befriedigt: wenn die langgedehnte Küste im Vergleich zu andern schon blühenden Tropengebieten vielleicht an Zahl schöner Häfen zurücksteht, obschon sie deren, wie sich bei genauerer Besichtigung jetzt immer mehr herausstellt, eine anfangs durchaus verkannte stattliche Reihe aufweist, so hat sie vor vielen andern die größere Nähe Europas voraus.

Nun liegt der oft erhobene Einwand nahe genug: Wenn das Land wirklich so einladend ist, warum haben es denn die bisherigen großen Seestaaten so gleichgiltig oder stiefmütterlich behandelt? Die Erklärungsgründe dafür sind aber nicht derart, daß sie die gegenwärtige koloniale Entwicklungsfähigkeit des Landes in Zweifel stellen. Vor der Einführung der Dampftechnik mußte

freilich die Armut an schiffbaren Strömen der eindringenden Kultur kaum überwindbare Hindernisse entgegenstellen, anderseits hatten die Seestaaten vorderhand genug und übergenug Kolonialbesitz, und schließlich ist die Thatsächlichkeit jener Behauptung selber einzuschränken, insofern andre Nationen seit längerer oder kürzerer Zeit geschäftig waren, uns in der Erwerbung des betreffenden Gebietes den Rang abzulaufen. Daß es nicht geschah, darf eben unser Stolz und unsre Freude sein. Auch blickt das Land auf eine eigentümliche Geschichte zurück, die es nur empfehlen und uns in unsern Hoffnungen bestärken kann. Dem Reisenden starren in dem Küstengebiete als stummberedte Zeugen besserer Tage zahlreiche Trümmerreste umfänglicher Bauwerke entgegen, die zum kleinern Teil der arabischen Ansiedlungsperiode vor Vascos kühner Entdeckungs- und Eroberungsfahrt, zum größern Teil der darauf folgenden portugiesischen angehören. Selbst ins vorchristliche Altertum führen deutliche Spuren zurück. Erst die im achtzehnten Jahrhundert zum zweitenmal eindringende arabische Halbkultur, welche nach der mit der Ausbeutung Amerikas eintretenden Preissteigerung der afrikanischen Menschenwaare alle Schrecken des Sklavenhandels über das Land verhängte, brachte die Verödung und damit ein bedingtes Recht zu der Geringschätzung, mit dem ein oberflächlicher Beobachter das Land in seinem seitherigen Zustande ansehen mochte und mag.

Wie aber kam es an Deutschland, das ihm ein Befreier, ein Retter werden soll? Es ist für die Geschichte unsrer Kolonialpolitik sehr bezeichnend, daß und wie sich Staat und Volk in die neue Aufgabe teilten. Ihre Anregung konnte wohl ausgehen vom Volke, sie eigentlich stellen aber konnte nur der Staat: ohne seine Billigung wäre natürlich jedes Kolonialunternehmen ein totgebornes Kind gewesen. Aber die Durchführung wiederum hat er in weiser Erwägung der herrschenden parlamentarischen Verhältnisse und mehr noch der von andern Völkern gemachten Erfahrungen dem privaten Unternehmungsgeist überlassen und sich nur auf eine bald größere, bald geringere Unterstützung beschränkt. Namentlich ist Ostafrika vorzugsweise und in höherm Grade als unsre andern Kolonien ein eigenster Gewinn der Privatunternehmung, und zwar so, daß das Verdienst eines Mannes das aller Mitwirkenden weit überragt. Wenn man einmal gewohnt ist, große Bestrebungen und Bewegungen, abgesehen von den Mitthätigen, auf den Namen ihres kräftigsten Vorkämpfers zu taufen, wenn man die großartige gesetzgeberische Thätigkeit zur Zeit der Freiheitskriege nach Stein und Hardenberg und unser ganzes Zeitalter nach Bismarck nennt, so führt uns die Erwerbung Ostafrikas, wenn wir Kleines mit Großem vergleichen sollen, unzweifelhaft auf den Namen des Dr. Peters, eines noch jungen Mannes, der dreierlei besitzt, was den bedeutenden Politiker macht: Schwung der Ideen, Schärfe des Gedankens und die Richtungsstetigkeit eines thatkräftigen Willens.

(Schluß folgt.)

Ein Übelstand in der deutschen Rechtspflege.



Die Einsetzung eines obersten Gerichtshofes, der in letzter Instanz Recht spricht und dessen Urteile und Entscheidungen, dessen Rechtsanschauungen und Gesetzesauslegungen für die Untergerichte bindende Kraft besitzen, hat leicht eine Verringerung des wissenschaftlichen Gehaltes und innern Wertes der Urteile der Untergerichte zur Folge. Die Möglichkeit, sich in den Sammlungen der Erkenntnisse des höchsten Gerichtshofes Aufschluß bei der Auslegung einer dunkeln Gesetzesstelle holen, die Möglichkeit, eine schwierige Frage auf Grund der oberstrichterlichen Entscheidung lösen zu können, ist nur allzu oft und allzu leicht von der so nachteiligen und so gefährlichen Folge begleitet, daß das untere Gericht davon Abstand nimmt, durch eigne und selbständige Denkthätigkeit die sorgfältige Begründung einer bestimmten Ansicht zu geben, daß es davon absieht, die über eine gewisse Frage vorhandne Literatur zu berücksichtigen und wissenschaftlich zu benutzen, daß es sich vielmehr damit begnügt, auf eine Entscheidnng zu verweisen, welche der oberste Gerichtshof in einer ähnlichen Sache bereits gefällt hat. Selbstverständlich wird hierdurch der innere Wert der Urteile der Untergerichte außerordentlich herabgedrückt, und an Stelle freier, wissenschaftlicher Auslegung der Gesetze bürgert sich eine unfreie Nachbeterei ein, welche wahrlich von dem Gesetze nicht gewollt wird und auf die ganze Rechtspflege in nachteiligster Weise einwirkt. Leider läßt es sich nicht verkennen, daß in der deutschen Rechtspflege seit Einsetzung des Reichsgerichts diese bedauerliche Unfreiheit in keineswegs unbeträchtlichem Maße Eingang gefunden hat, und es dürfte wohl der Mühe wert sein, in kurzen Worten die Aufmerksamkeit auch der außerhalb des Juristenstandes befindlichen hierauf zu lenken.

Von den verschiedensten Seiten wird anerkannt, daß der innere Wert der untergerichtlichen Urteile in Deutschland früher höher war als jetzt, und bei nur einigermaßen unbefangener, vorurteilsfreier Beobachtung und Vergleichung läßt sich diese Behauptung kaum ernstlich bestreiten. Sowohl bei den Zivil- wie bei den Strafurteilen hat sich die üble Gepflogenheit eingebürgert, an Stelle der Begründung einer Ansicht einfach einen Hinweis auf die Entscheidung des Reichsgerichts zu geben, als hätte die in einer ganz andern Sache ausgesprochene Auffassung dieses Gerichtshofes ein- für allemal bindende Kraft, und als könnte der Umstand, daß das Reichsgericht in Betreff einer bestimmten Frage seine Ansicht erklärt hat, für den Richter ein Grund sein, ihn der eignen und selb-

ständigen Prüfung und Forschung zu entheben! Bekanntlich binden die Entscheidungen des Reichsgerichts den Unterrichter nur in derjenigen Sache, in der sie ergehen, in jedem andern Rechtsfalle aber gebührt ihnen nur die Kraft, welche einem von den hervorragendsten Fachmännern gefällten und wissenschaftlich begründeten Erkenntnis innewohnt, und der Richter hat die Pflicht, sie sorgsam zu prüfen, und zu überlegen, ob er sich mit den darin ausgesprochenen Ansichten befreunden kann oder ihnen seine Zustimmung versagen muß. Im letztern Falle muß er trotz des Ansehens des obersten Gerichtshofes seine gegenteilige Auffassung kundgeben und abwarten, ob diese von dem obersten Richter als irrig bezeichnet und durch eine andre ersetzt werden wird; er darf es sich aber nicht genug sein lassen, die lästige Denkarbeit durch eine gedankenlose Verweisung auf die Vorentscheidungen unnötig zu machen. Die Urteilsbegründung, wie sie zur Zeit bei einer großen Anzahl von deutschen Gerichten erfolgt, ist der Tod für eine geistig freie, auf der Höhe der Wissenschaft stehende Rechtspflege, und es muß insbesondre darüber geklagt werden, daß in den Urteilen der Strafgerichte sich diese Anbetung der Vorentscheidungen, dieser „Präjudizienkultus,“ in stärkster Weise geltend macht. Man hält es für völlig überflüssig, die Streitfragen, über die sich das Reichsgericht bereits ausgesprochen hat, mit Hilfe der zahlreich vorhandnen Literatur einer besondern Prüfung zu unterziehen, man verweist einfach auf die Entscheidung des Reichsgerichts und ihre Begründung, mitunter giebt man sich nicht einmal die Mühe, die häufig sehr ausführlichen und umfangreichen Gründe der Erkenntnisse dieses Gerichtshofes zu lesen und sich zu eigen zu machen; wofür wären denn die Sammlungen vorhanden, in welchen die wichtigsten Sätze der reichsgerichtlichen Urteile knapp und scharf ausgesprochen sind, wenn man sich ihrer bei der Urteilsbegründung nicht sollte bedienen dürfen! Man verwertet diese Auszüge in reichlichem Maße und wird auf diese Weise mit der Begründung allerdings schnell fertig; daß aber hierbei von einer wissenschaftlichen, auf tüchtiger Denkthätigkeit beruhenden Durchdringung des Stoffes, wie sie das Gesetz verlangt, nicht mehr die Rede sein kann, sondern nur von einer geistlosen Zusammenstellung von Zitaten, ist selbstverständlich; ebensowenig aber kann darüber ein Zweifel obwalten, daß diese Art von Begründung das Interesse des rechtsuchenden Publikums in vielen Fällen empfindlich verletzt. Die Abneigung der deutschen Gerichte gegen ausführliche Begründung einer Entscheidung, eine bekannte, von hervorragenden Rechtsgelehrten wiederholt gerügte Erscheinung unsrer Zeit, hängt mit diesem Ersatz eigner Gedanken durch entlehnte Zitate zusammen, und auf verschiednen Gebieten des Rechtslebens treten die schlimmen Folgen beider hervor. Es ist kein Wunder, wenn die wissenschaftliche Tüchtigkeit der deutschen Gerichte nicht mehr die gleiche ist wie früher; die Gepflogenheit, sich mit fremden Gedanken zu behelfen, entwöhnt nach und nach der Denkarbeit überhaupt, die Gepflogenheit, fast ausschließlich in den Entscheidungen des

obersten Gerichtshofes die erforderliche Hilfe und Unterstützung zu suchen, entfremdet dem Richter die wissenschaftliche Literatur, löst den Zusammenhang, der zwischen der Praxis und der Theorie bestehen soll und muß, läßt die erstere die wertvollsten Hilfsmittel bei Lösung der ihr obliegenden Aufgaben übersehen und führt schließlich dazu, daß die Rechtspflege immer weniger die doch mit vollstem Recht an sie gestellten Ansprüche zu befriedigen vermag. Der wissenschaftlich gebildete Richter soll und muß sich von der unfreien Nachbetung oberstrichterlicher Entscheidungen frei halten, er mag es dem „Routinier," welcher nur die Erfahrung sein eigen nennt, jeder wissenschaftlichen Ausbildung aber entbehrt, überlassen, sich mit fremdem Wissen und fremden Gedanken zu decken, er darf sich niemals der Arbeit entziehen, selbständig zu untersuchen, was der Inhalt des Gesetzes ist, und welche unter verschiednen möglichen Auffassungen dem Willen des Gesetzes mutmaßlich entspricht.

Die bedingungslose Annahme der in den Erkenntnissen des Reichsgerichts niedergelegten Anschauungen findet ihr Seitenstück in der übertriebenen Berücksichtigung, welche die Rechtspflege der Begründung der Gesetzentwürfe, den Verhandlungen des Reichstages, den Reden einzelner hervorragender Abgeordneten oder Vertreter der Regierung angedeihen läßt. Die geistige Unfreiheit, die als Ursache der im Vorstehenden gekennzeichneten Erscheinung hervorgehoben wurde, ist auch dafür verantwortlich zu machen, daß die Rechtspflege diesen und andern Unterstützungsmitteln bei Auslegung des Gesetzes und bei Erforschung des Willensinhaltes des Gesetzgebers einen Wert beilegt, der ihnen gar nicht zukommt. Der Einfluß, den diese auf die Urteile der deutschen Gerichte haben, sofern es sich darum handelt, zwischen mehreren Auffassungen des Gesetzesinhalts die richtige zu wählen, ist sehr groß, jedenfalls viel größer, als es der Sachlage entspricht. Es ist hier nicht der Ort, auf die viel erörterte Frage einzugehen, in welcher Weise die Benutzung dieser Materialien für die Auslegung des Gesetzes überhaupt zu geschehen habe; in keinem Falle können sie einen andern Wert als einen wissenschaftlichen beanspruchen. Die deutsche Rechtspflege hat sich aber vielfach daran gewöhnt, sie gewissermaßen mit Gesetzeskraft zu bekleiden und ihre Ausführungen als für die Auslegung des Gesetzes unbedingt maßgebend zu betrachten, was für die Begründung der Urteile in hohem Grade nachteilig ist, weil auch hierdurch an Stelle eigner und selbständiger Gedanken der Hinweis auf fremde tritt. Die ausgezeichnete Bearbeitung, welche den Begründungen der Gesetze des deutschen Reiches zu Teil wird, befördert in hohem Grade die kritiklose Annahme der in ihnen ausgesprochenen Ansichten, welche zusammen mit der unbedingten Billigung der Anschauungen des obersten Gerichtshofes die deutsche Rechtspflege unsrer Zeit kennzeichnet. Es ist gleichgiltig, auf welchen Gründen dieser Übelstand beruhen mag, jedenfalls ist er ein Beweis dafür, daß eine gewisse geistige Unfreiheit unter den Organen der deutschen Rechtspflege sich auszubreiten im Begriff ist, welche auf die

Freiheit des richterlichen Ermessens, diesen alten Ruhm der deutschen Rechtspflege, nur den nachteiligsten Einfluß ausüben kann; jedenfalls darf er als Beweis der Thatsache dienen, daß ein großer Teil der Urteile der Untergerichte nicht mehr den Grad wissenschaftlicher Ausarbeitung besitzt wie früher. Soll die Praxis die Fühlung mit der Theorie bewahren, soll sie nicht den Zusammenhang mit der Wissenschaft verlieren, dann muß sie mit dieser Vergötterung der Vorentscheidung, mit dieser übermäßigen Verehrung der Gesetzesgründe und Kammerverhandlungen gründlich brechen, sie muß sich von der geistigen Unfreiheit loszumachen und wieder mit dem Geiste wissenschaftlicher Freiheit zu erfüllen suchen. So lange dies nicht geschieht, so lange wird der stolze Ausspruch eines unsrer Rechtsgelehrten, daß Deutschlands Juristen keinen Unterschied zwischen Theorie und Praxis kennen, der Wahrheit entbehren.

Im Interesse des Ansehens unsrer Rechtspflege, im Interesse einer befriedigenden Handhabung des Rechtsschutzes könnte ein baldiger Umschwung in der angegebenen Richtung nicht beifällig genug begrüßt werden. Leider muß es als recht fraglich erscheinen, ob er so rasch eintreten wird, wie es von jedem wahrhaften Freunde unsers Rechtslebens ersehnt werden muß. Die Erfahrung zeigt, daß, wenn sich eine Gewohnheit einmal in der Rechtspflege festgesetzt hat, es außerordentlicher Anstrengungen bedarf, um sie wieder zu beseitigen und durch eine dem öffentlichen Interesse mehr entsprechende Gewohnheit zu ersetzen. Wer an der Wahrheit dieser Behauptung zweifeln wollte, blicke auf die milden Strafen, welche die deutschen Gerichte, aller Anklagen und aller Vorwürfe ungeachtet, nach wie vor in schrankenlosem Umfange verhängen und wahrscheinlich auch noch in der nächsten Zeit verhängen werden. Es wird ebenso schwer sein, den in den vorstehenden Bemerkungen hervorgehobenen Übelstand zu beseitigen, wie die ungerechtfertigte Neigung zur Verhängung milder Strafen; in beiden Beziehungen kann der Beobachter unsers Rechtslebens, der sich keiner Täuschung hingiebt, nur die Erwartung hegen, daß im Laufe längerer Zeit die Wahrheit zu ihrem Rechte kommen und unter dem Einflusse der gesteigerten öffentlichen Aufmerksamkeit die Rechtspflege erkennen werde, daß sie auf falschen Bahnen wandelt, auf Bahnen, welche ihren Überlieferungen nicht angemessen und nicht diejenigen sind, auf denen sich die deutsche Justiz seit Alters bewegt hat und auch bewegen muß, wenn anders sie dem Leben das sein will, was sie sein soll: die Schutz- und Schirmgewalt der Gesellschaft und ihrer Interessen.



Die Klagen über die Vernichtung Roms.

Roma vetusta fui, sed nunc nova Roma vocabor:
Eruta ruderibus culmen ad alta fero.
Aus dem zwölften Jahrhundert.



Wenn man so eine Existenz ansieht, die zweitausend Jahre und darüber alt ist, durch den Wechsel der Zeiten so mannichfaltig und von Grund aus verändert, und doch noch der alte Boden, derselbe Berg, ja oft dieselbe Säule und Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Charakters, so wird man ein Mitgenosse der großen Ratschläge des Schicksals, und so wird es dem Betrachter von Anfang schwer, zu entwickeln, wie Rom auf Rom folgt, und nicht allein das neue auf das alte, sondern die verschiednen Epochen des alten und neuen selbst auf einander. Diese Worte, die Goethe auf der italienischen Reise am 7. November 1786 niederschrieb und an eine Bemerkung über die Zerstörung der Herrlichkeiten Roms anknüpfte, werden oft als klassisches Zeugnis angerufen für die mannichfachen Eindrücke, welche sich dem Fremden, der zum ersten male den Boden der Stadt betritt, bald unter wehmütig-ernsten, bald unter freudigen Betrachtungen und einer tiefen, innern Befriedigung entgegendrängen. Die hundert Jahre, die seitdem vergangen sind, haben unter dem Einflusse bahnbrechender Entdeckungen und einer tieferen und geklärteren Erkenntnis von dem Wesen und von der Bedeutung der alten und der neuen römischen Welt das Verständnis für die vergangenen Zeiten erweitert und zu einem Gemeingute der gebildeten Welt gemacht. An der Hand der lebendigen Schätze einer großen Kunstwelt rufen wir uns den Wechsel und die Aufeinanderfolge großer vergangener Zeiten ins Gedächtnis zurück und freuen uns an dem, was durch die Gunst des Schicksals erhalten wurde; an den Trümmern beklagen wir, was zu Grunde gegangen ist, und rechten mit dem Barbarismus der Geschlechter, welche dies verschuldet haben. Freud und Leid berühren sich hier wie selten aufs engste. So war es wenigstens bisher. Die Zeiten sollen sich aber geändert haben, und der andächtige und begeisterte Rompilger, der ehedem seine kühnsten Erwartungen übertroffen sah und unter dem Einflusse alles dessen, was ihm die ewige Stadt geboten hatte, als neugeborner Mensch in seine Heimat zurückkehrte, thut dies jetzt halb unbefriedigt, halb gekränkt darüber, was seine Augen sehen mußten. So glaubt, so schreibt man. Untergang und Vernichtung Roms — das sind die Prophezeiungen, die teilweise schon in Erfüllung gegangen sind, oder mehr noch in Erfüllung gehen werden.

Die Klagen über den Untergang der alten Denkmäler Roms sind ja nicht

neu und sind auch nicht vor hundert Jahren zum ersten male erhoben worden. Sie begannen, als mit der Wiederbelebung des klassischen Altertums das Interesse an den alten Baudenkmalen rege wurde, dies zu dem Wunsche, sie zu verstehen und würdigen zu lernen, führte, als das Emporblühen der Renaissancekunst die Künstler veranlaßte, den Trümmern und Überresten der alten römischen Welt ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Was Pasquino beklagte, die Zerstörungswut, die er dem Papste in beißenden Spottreden vorwarf, giebt gewiß nicht nur die Empfindung des Einzelnen wieder; wie er dachte, so dachten auch andre, nur daß sie ihre freie Meinung unterdrücken mußten. Geschah doch das Zerstörungswerk meist in majorem Dei gloriam. Und die Päpste waren nicht geneigt, einen Widerspruch gegen ihr Thun und Lassen zu ertragen. Die Geschichte weiß es mit dem Mantel der Nachsicht und Schonung zu umhüllen, und sie pflegt von einer systematischen, aber „sozusagen friedlichen Zerstörung" zu sprechen. Man tröstet sich mit dem Gedanken, daß die alten Ruinen und die Mauern des Kolosseums den großen Renaissancebauten zu Gute gekommen sind, daß die mächtigen Travertinquader in der Peterskirche, in der Cancelleria und im Palazzo Farnese auch ihre Bestimmung erfüllen. Und gewiß soll auch angesichts der herrlichen Bauten eines Bramante, Michelangelo und Sangallo jeder Tadel gegen ihr Thun und jede Klage über die Denkmäler, die durch ihre Schöpfungen in Trümmer zerfallen sind, verstummen. Sie haben aus dem alten Rom ein neues geschaffen, das die Nachwelt mit Bewunderung und Begeisterung erfüllt hat. Goethe spricht sich hierüber offener aus, wenn er sagt: „Man trifft Spuren einer Herrlichkeit und einer Zerstörung, die beide über unsre Begriffe gehen. Was die Barbaren stehen ließen, haben die Baumeister des neuen Roms verwüstet." Solche Klagen werden heutigen Tages nicht mehr laut. Jetzt rechtet man mit der Gegenwart, und die Losung für die vielen aus der Gelehrten- und aus der Laienwelt kommenden Klagen über die Neugestaltung der Verhältnisse, der die ewige Stadt sich unterwerfen muß, lautet: Die Vernichtung Roms durch die jetzigen Italiener! Die Vernichtung Roms in des Wortes umfassendster Bedeutung, eine Vernichtung, die das jetzt lebende Geschlecht aus Mangel an Verständnis für die Bedeutung von kirchlichen und profanen Bauten und Anlagen, aus Rücksichtslosigkeit gegen das Hergebrachte und den Charakter der Stadt, aus Nichtachtung gegen andre Völker, für deren Entwicklung und Geschichte Rom ein maßgebendes Wort gesprochen hat, verschuldet. Einer der namhaftesten Kunstgelehrten unsrer Zeit faßt die Eindrücke, die er jüngst empfangen hat, in die Worte zusammen: „Wenn dann, wenn harte Tage, wie jedem Volke, so auch dem italienischen kommen könnten, wieder von Rom die Rede sein sollte, von der heiligen, »ewigen Stadt,« so würde kühl geantwortet werden, daß diesem Rom denn doch, wie alle Welt ja wisse, in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts von den Italienern selbst ein Ende gemacht worden sei."

Diese Anklage ist schwer, und sie hat umso mehr an Bedeutung und Umfang gewonnen, je mehr sie in der deutschen Gelehrtenwelt als berechtigt anerkannt worden ist und lebhaften Wiederhall gefunden hat. Die Frage ist für alle, die auf römischem Boden ihre Interessen zu verfolgen haben, eine brennende geworden; ist sie gerechtfertigt, so darf die Kritik von neuem auf die moderne Barbarei hinweisen, ist sie übertrieben, so darf sie die Klage wegen der engen Beziehungen, welche die italienische zur deutschen Gelehrtenwelt hat, bei der Gleichartigkeit der Bestrebungen, die das italienische mit dem deutschen Volke verbinden, in die Grenzen ihrer Berechtigung verweisen. Wir lassen unberücksichtigt, was die Italiener auf diese Beschuldigungen entgegnet haben, weil dies unter dem Einflusse parteiischer Rücksichten stehen könnte, und berufen uns nur auf das, was die eigne Anschauung und Kenntnis der Sachlage und zuverlässige Hilfsmittel für das Für und Wider an Beweismaterial darbieten.

Wer jetzt durch Rom wandert, wird von gewissen Teilen der Stadt einen möglichst ungünstigen Eindruck hinwegnehmen. Große Züge von Wagen, die schwer mit Steinen, Erde und anderm Baumaterial beladen sind, durchkreuzen von den Thoren aus in allen Richtungen die Straßen und verursachen hier Unannehmlichkeiten, wie sie stets im Gefolge einer großen und umfassenden Bauperiode sind. Das Leben und Treiben der Carrettieri, die wegen ihrer Rohheit überall verrufen sind und nebst den übrigen bei den Neubauten beschäftigten Arbeitern als ein in der Zukunft gefährliches Gespenst vor aller Augen stehen, der Staub, der im Sommer, der Schmutz, der im Winter viele Wege, namentlich vor den Thoren, ungangbar macht, alles dies wirkt niederdrückend auf den, der nach Rom kommt, um hier zu schwärmen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß wir uns in einer Zeit des Überganges befinden, und daß die Bauperiode doch einmal — es läßt sich nicht sagen wann — beendigt werden wird. Nehmen wir indessen die Zustände, wie sie jetzt sind, so ist es erklärlich, daß die ganze gewaltige Bauthätigkeit einen Rückschlag auf den frühern Charakter der Stadt ausüben muß, daß dieser in gewissen Gegenden ganz verschwinden, in andern ein wesentlich andrer werden wird. Hier setzen die Klagen über die Vernichtung Roms ein. Mit der allgemeinen, viel gehörten Redensart: Rom ist moderne Großstadt geworden und hat den Pflichten und Bedürfnissen einer solchen nachzukommen, beweist man den erhobenen Klagen gegenüber für die Art und Weise des jetzigen Umschwunges im allgemeinen nicht viel. Wir schicken zum Verständnis später folgender Erörterungen zunächst einige Bemerkungen über die frühere Begrenzung der Stadt voraus.

Die Grenzen der Stadt waren früher im wesentlichen bedingt durch den Mauerzug, mit dem Kaiser Aurelian die Stadt zum Schutze gegen die drohenden Einfälle der Barbaren umgeben ließ. Die gewaltigen Massen, die den Stürmen des Mittelalters getrotzt haben, erfüllten wie vor anderthalb Jahrtausenden, so auch später ihren Zweck und dienen jetzt als Abgrenzung des städtischen Zoll-

gebietes. Bei ihrer Anlage nahm man darauf Bedacht, daß sie einen möglichst großen Raum umschließen mußten, d. h., soweit es möglich war und soweit es die Verhältnisse der Bodengestaltung erlaubten, die Stadt der alten vierzehn Regionen; ausgeschlossen blieben von der vierzehnten Region das vatikanische Gebiet und von der ersten die Strecke bis zum Almo. Innerhalb dieses Mauerringes schließen oder schlossen sich an die innere Stadt im Norden, Osten und Süden jene herrlichen Gartenanlagen an mit ihren Baumgruppen und malerischen Durchblicken, mit ihrer edeln Einfachheit und Großartigkeit der Anlage, in welcher in überraschender Weise die Natur der Kunst maßvoll unterthan gemacht ist und in seltener Harmonie architektonischen Zwecken dient. Wer sie sah, wer die majestätischen Piniengruppen, die zierlichen Zypressen um das dunkle Grün der Lorbern und die immergrünen Eichen, unter ihnen als Zeugen aus vergangenen Zeiten die alten Statuen, abseits von den Gebieten der Stadt in friedlicher Ruhe bewunderte, dem wird der Eindruck unvergeßlich bleiben. An beide, an die innere Stadt und an die umgebenden Gärten, hat man zum Zwecke der Stadterweiterung teilweise Hand angelegt, durch die engen und dumpfigen Quartiere jener Straßen „hindurchgesprengt," die Bäume umgeschlagen, um den gewonnenen Grund und Boden zu Baustellen zu verwenden, „auszuschlachten," wie man zu sagen pflegt. Wir teilen vollständig das Gefühl derer, die, nachdem sie vor Jahren hier die schönsten Stunden eines römischen Aufenthaltes verbracht haben, bei der Wiederkehr mit Schmerz die alten Bäume unter dem Beile fallen, die Anlagen vernichtet sehen. Das grausame Geschick ist am meisten bei der Villa Ludovisi zu bedauern, und die Römer selbst sind es, die jetzt darüber Klage erheben. Das scheint mit den Thatsachen in offenem Widerspruche zu stehen. Der etwa 300 000 Quadratmeter umfassende Boden der Villa Ludovisi ist von den Erben des frühern Besitzers, des Fürsten Piombino, an Bauunternehmer verkauft worden, die insofern möglichst viel Geld herauszuschlagen suchen, als sie möglichst hohe Häuser, sogenannte Mietkasernen, bauen. Der Vorwurf des Barbarismus würde also in erster Linie die treffen, welche den Garten der Villa verkauft haben. Eine Erbschaftsregulirung zwischen den fünf Kindern des verstorbenen Fürsten verlangte indessen einen Verkauf des Grundbesitzes. Die Erben hätten eine Grundsteuer zahlen müssen, deren Höhe nach dem Werte des Grund und Bodens als Baufläche bemessen worden wäre; da die meisten Erben nicht in Rom ansässig waren, von der Villa selbst also keine Vorteile ziehen konnten, so waren sie nicht zu bewegen, diese Steuerlasten auf sich zu nehmen. Hätte der älteste Sohn des verstorbenen Fürsten den Besitz für sich allein übernehmen wollen, so hätte er natürlich die Erben auszahlen müssen. Hätte nun hier nicht die Stadtverwaltung einschreiten und durch Kauf die Gartenanlagen an sich bringen und somit erhalten können? Man spricht davon, daß Unterhandlungen im Gange gewesen, daß sie aber durch Umtriebe einzelner — näheres läßt sich nicht mitteilen — zum Scheitern gebracht worden seien.

Ebenso wie die Villa Ludovisi hat die Villa Massimi vor dem Lateran ihre Parkanlagen für die Stadterweiterung hergeben müssen, und auch hier kann nur dasselbe schmerzliche Bedauern über die Vernichtung wie bei der Villa Ludovisi ausgesprochen werden. Wie steht es aber mit den weitern Anklagen, welche gegen die Vernichtung der römischen Villen von verschiednen Seiten mit Entrüstung erhoben worden sind, Anklagen, welche ihren Untergang entweder als vollendete Thatsache oder in düsterer Prophezeiung als ein Werk der Zukunft hingestellt haben?

Zunächst soll die Villa Borghese vor der Porta del Popolo auf die Proskriptionsliste gesetzt sein, jener Garten, der wegen seiner Ausdehnung und seiner schattigen Wege zu den beliebtesten Spaziergängen der vornehmen römischen Welt gehört und in der That auch in Rom zu den schönsten Erholungspunkten gerechnet werden muß. Wirklich gab es eine Zeit, wo der Fürst Borghese an den Verkauf der Anlagen dachte; auf dem Boden der Villa sollten von einer Gesellschaft Fabriken, Gasthöfe und Mietwohnungen erbaut werden, man wollte ihn ebenfalls „ausschlachten.“ Man würde ein derartiges Verfahren mit Recht als eine That der Barbarei bezeichnen. Damals hat sich jedoch die Stadtverwaltung rechtzeitig ins Mittel gelegt und mit Entschiedenheit ihr Vorkaufsrecht betont. Der Fürst verlangte neun Millionen Lire, eine Summe, die durch den Wert des Bodens als Baufläche bedingt war. Die Stadtverwaltung wollte den Monte Pincio, der im Norden durch eine hohe Brüstungsmauer von der Villa getrennt ist, mit dieser durch eine große Treppe verbinden und so zwei der beliebtesten und schönsten Erholungspunkte zu einem großen Park vereinigen. Die Verhandlungen führten zu keinem Ziele, da man sich über den Preis nicht einigen konnte. Die Stadt wollte nur fünf Millionen Lire bezahlen. Wir glauben gern, daß sie über diese Summe nicht hinausgehen konnte, denn es ist erklärlich, daß man unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo an Rom infolge der Neugestaltung der politischen Lage — ähnlich wie seinerzeit an Florenz, das den Ruhm, die Hauptstadt des jungen Königreichs zu sein, mit dem finanziellen Ruin bezahlen mußte — Anforderungen gestellt werden, die seine Kräfte zu übersteigen drohen, nicht ein Kapital von einer so bedeutenden Höhe einlegen konnte, ein Kapital, das keine Zinsen trägt, vielmehr infolge der Kosten, die für die Instandhaltung und Beaufsichtigung der Anlagen nötig gewesen wären, mit jedem Jahre bedeutend anwachsen würde. Aber man wußte in Rom wohl, was dem Untergange drohte, und man suchte ihm mit allen Mitteln vorzubeugen. Und man fand ein Mittel. Die Villa war im Jahre 1608 von Papst Paul V. dem Kardinal-Nepoten Scipio Borghese geschenkt und in den folgenden Jahren durch Ankauf verschiedner in der unmittelbaren Nähe liegenden Vignen erweitert worden. Der Papst hatte hierbei über öffentliche Gelder verfügt; es war deshalb die Bestimmung gerechtfertigt, daß der Park als ein Ort der Erholung der Öffentlichkeit zur freien Benutzung überlassen werden

solle. Dieser Akt des Wohlwollens war auf eine Steinplatte verzeichnet worden, die früher in dem Garten aufgestellt war — man will sie noch im Jahre 1843 gesehen haben —, später aber von dem Besitzer entfernt wurde. Ihre Inschrift lautete: Villae Burghesiae Pincianae Custos haec edico quisquis es si liber legum compedes ne hic timeas ito quo voles petito quae cupis abito quando voles exteris magis haec parantur quam hero in aureo saeculo ubi cuncta aurea temporum securitas fecit bene morato hospiti u. s. w. Die Gerichtsverhandlungen fanden vor dem Tribunal am 11., 13., 14. und 17. November 1885 statt. Das Ergebnis war vorläufig, daß der Fürst die Benutzung seines Besitztumes dem Publikum nicht vorenthalten darf. Der Prozeß ist noch nicht zum Abschluß gekommen und wird, wie man behauptet, auch nicht zu Ende geführt werden können. Auf irgend eine Weise muß früher oder später ein Übereinkommen getroffen werden. Der herrliche Park bleibt aber in jedem Falle den Bewohnern Roms erhalten.

Vor der Porta Salaria liegt die Villa Albani, jetzt im Besitze des Fürsten Torlonia. Sie hat geschichtliche Bedeutung erhalten durch ihren Gründer, den gelehrten Kardinal Alexander Albani, und durch Winckelmann, der hier die meisten Anregungen für sein großes Werk empfing. Das Casino gehört zu den schönsten Bauten, die man aus der Barockzeit in Rom antrifft, und auch der Garten mit seinen mächtigen, immergrünen Eichen und der Fülle der darin aufgestellten Statuen und Köpfe und mit seinen regelmäßigen, im Geschmacke der Zeit angelegten Wegen und Gängen übt einen unvergleichlichen Reiz aus. Von dem herrlichen Blicke, den man hatte, wenn das Auge über die weite Fläche der römischen Campagna hinüber zu dem Monte Gennaro und den Sabinerbergen mit ihren malerisch gelegenen Ortschaften schweifte, wußte man überall zu erzählen, wenn man von den Schönheiten Roms sprach. Da wird nun behauptet: Es ist nur eine Frage der Zeit, für wie viel Millionen die Villa den Geldgesellschaften zum Opfer fällt, die in dieser Richtung vorgehen. Für eine derartige Behauptung, die für den jetzigen Besitzer entschieden kränkend sein muß, da sie ihn mindestens als pietätlos erscheinen läßt, müßte aber doch der Beweis erbracht werden. Und dieser Beweis ist nicht erbracht worden, kann überhaupt nicht erbracht werden, da man an den Verkauf der Villa nicht im entferntesten denkt. Auch in Zukunft wird man nicht daran denken können und dürfen, da die neue Bauordnung von Rom, wie noch zu berühren sein wird, dem mit Entschiedenheit vorbeugen würde. Richtig ist, daß rings um die Villa Albani neue Häuserviertel entstehen und daß durch diese, was nicht genug beklagt werden kann, die herrliche Aussicht schon jetzt beinahe ganz verbaut worden ist. Wozu aber hieraus für den Bestand der Villa selbst eine Schlußfolgerung ableiten, die nur Vermutung ist und doch viel böses Blut macht?

Noch eine Reihe andrer Villen soll ebenfalls dem Untergange geweiht sein.

So sollen die Tage der Villa Aldobrandini an der Via Nazionale bereits gezählt sein. Der amtliche Bebauungs- und Regulirungsplan von Rom, der die Stellen, an denen Neubauten aufgeführt werden sollen, aufs genaueste verzeichnet, weiß hiervon nichts; er weiß auch nichts davon, daß der schöne Zypressengarten des Palazzo Colonna am Südabhange des Quirinals als Opfer der Vernichtungswut fallen soll. Und Villa Mattei in der Nähe von San Stefano Rotondo? Wird sie nicht auch dem grausamen Geschick anheimfallen? Das Geschick einer derartigen Besitzung dürfte doch in diesem Falle — da an ein Expropriationsverfahren noch niemand gedacht hat — von dem Willen des Besitzers abhängen. Der verstorbene König Viktor Emanuel hatte einst den Wunsch, die Villa für sich zu erwerben; er bot dem jetzigen Besitzer als besondre Entschädigung die Villa Mellini auf dem Monte Mario an. Das Angebot wurde jedoch zurückgewiesen. Ist da die Vermutung gerechtfertigt, daß der jetzige Besitzer, ein Deutscher, der sein Eigentum so lieb gewonnen hat, daß er selbst dem Wunsche eines Königs nicht Folge geben zu können glaubte, es Geldgesellschaften zur Ausschlachtung preisgeben würde? Von Villa Wolkonsky in der Nähe des Laterans hat der jetzige Eigentümer, der Marchese Campanari, ein kleines, meist für Gartenbau bestimmtes Stück Land verkauft; auf dem verkauften Boden baut er sich selbst jetzt ein neues Kasino. Der übrige größte Teil des Parkes bleibt vollständig erhalten.

Der Charakter des päpstlichen Roms wird zum größten Teile den umfassenden Umgestaltungen der Stadt im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert verdankt; ein Stadtteil, die Monti, ist das Werk Sixtus des Fünften, der zuletzt in einer geradezu schreckenerregenden Weise den alten Baudenkmälern den Untergang bereitete, sodaß behauptet werden konnte: hätten Zeit und Geld ausgereicht, wir würden heute von den kaum ein Dutzend ausmachenden größeren Ruinen auch nicht eine mehr besitzen. Auf dem linken Tiberufer bildete, wie teilweise noch heutigen Tages, der von der Piazza del Popolo nach der Piazza Venezia führende Corso die Hauptverkehrsader, von der sich rechts und links Seitenstraßen in großer Zahl abzweigen, von diesen wieder Parallelstraßen zum Corso. In dem Innern der Stadt, in der Gegend zwischen Corso und dem Tiber, sind es enge, dumpfige Gassen mit hohen Häusern und geringem Lichteinfall und ungesunder Luft. Ueber die Unreinlichkeit und den Schmutz der durch keine öffentliche Kontrole beaufsichtigten und zurechtgewiesenen Bewohner wußte man auch zu erzählen, wenn man von dem „alten" Rom sprach. Aber das nannte man früher „malerisch." Dieselbe Erscheinung bemerkte man in dem jenseits des Tiber gelegenen Stadtteile, dem Borgo und den angrenzenden Straßen. Hier that Abhilfe dringend not. Sie konnte nur auf zweierlei Weise bewerkstelligt werden: durch strenge, die öffentliche Reinlichkeit betreffende Polizeimaßregeln und durch einen sachgemäßen Regulirungsplan dieser Straßen und Gassen. Man braucht sich nicht auf andre Großstädte zu berufen, um den

Beweis dieser zwingenden Notwendigkeit für Rom zu erbringen. Hier spricht noch mehr als anderwärts die allgemeine Lage zu Gunsten einer Neugestaltung der bestehenden Ordnung. Die Gesundheitsverhältnisse sind, wie bekannt, gegenwärtig in Italien nicht die besten; Rom ist glücklicherweise von der sonst überall in Italien zahlreiche Opfer fordernden Choleraepidemie im ganzen verschont geblieben. Daß früher und so auch jüngst wieder einzelne Erkrankungen und Todesfälle vorgekommen sind, ist eine Thatsache, die nicht verheimlicht werden konnte, wenn auch amtliche Angaben — aus Gründen, die nicht hierher gehören — darüber fehlen. Nach Mitteilungen aus Triest sollen zwischen dem 4. und 11. September 77 Fälle, darunter 43 mit tötlichem Ausgange, vom 12. bis 19. September 105 Fälle, darunter 38 mit tötlichem Ausgange, vorgekommen sein. Man frage doch nur, wo diese casi sospetti zu verzeichnen gewesen sind und wo im Falle einer stark um sich greifenden Epidemie die Krankheit ihren Herd haben würde. Mit der Niederlegung der alten dumpfigen Quartiere trägt man also nicht ausschließlich der Eitelkeit der Bevölkerung Rechnung, es andern Großstädten gleichthun zu wollen, vielmehr ist die Stadtverwaltung im Interesse der Gesundheitspflege, im Interesse des Verkehrs und der Tausende von Fremden, die jährlich nach Rom kommen, gezwungen und verpflichtet, kräftig einzuschreiten. Wir betonen geflissentlich: im Interesse des Verkehrs. Dieser hat sich in den letzten Jahren wegen des starken Zudranges von außen und infolge der großen Eisenbahnverbindungen immer mehr gesteigert. Wie sehr er durch die engen Straßen beeinträchtigt wurde, in welchem Grade Menschenleben gefährdet waren, davon kann man sich jetzt noch teilweise, z. B. auf der schmalen Engelsbrücke, eine Vorstellung machen. Um namentlich den Verkehr von dem Bahnhofe aus zu erleichtern, wurde beschlossen, diesen mit der innern Stadt durch eine breite, allen Anforderungen genügende Straße zu verbinden. Es ist die schöne Via Nazionale. Wenn man erwägt, an welchen Palästen und Villen die neue Straße vorübergeführt werden mußte, und wenn man sieht, welche Windungen sie, um jene zu schonen, einschlagen mußte, so ist die Ausführung des Planes nicht nur, wie von berufener Seite zugestanden wird, als ein Meisterwerk der italienischen Architekten zu preisen, sondern es verdient auch die Pietät, mit der man vorgegangen ist, unbedingte Anerkennung. Wir können hier dem verstorbenen Jordan das Wort lassen, der über die neue Straße in seiner „Topographie der Stadt Rom im Altertum“ bemerkt: „Man darf dabei [bei dem Zerstörungswerk Sixtus des Fünften] nicht vergessen, daß die Zerstörung des Alten einem lebendigen Neuen die notwendigen Wege bereiten sollte, und kann daher die mit gleicher Kühnheit und gleichem Erfolg, aber mit größerer Schonung und größerem Nutzen für die Wissenschaft unternommene Vollendung seines Werkes seit dem Jahre 1870 — die Herstellung einer direkten und bequemen Verbindung des Ausgangspunktes der Eisenbahnen mit dem Herzen der Stadt durch die Via Nazionale, den Anbau des Exquilin —

in der That als die Vollendung der Wiederaufrichtung der Stadt aus dem Schutt der Zerstörung begrüßen."

Ein Hauptaugenmerk hat man der Regulirung des Tiberstromes durch eine Vertiefung und Erweiterung des Flußbettes und durch Errichtung starker Quaianlagen zugewendet. Auch hierdurch ist ein eigentümlicher Reiz des alten Roms verschwunden, in Zukunft wird noch mehr dem Untergange anheimfallen. Wer von der Engelsbrücke oder von dem Hafen an der Ripetta seine Blicke flußabwärts schweifen ließ, dem wird der malerische Eindruck der Begrenzung des Tiber nicht wieder aus dem Gedächtnis verschwinden. Und wer für das „alte," für das päpstliche Rom schwärmt, wird nur mit großem Bedauern die jetzigen Uferbauten untergehen sehen. Der Grund für die hier vorzunehmende Umgestaltung ist auch hier in erster Linie die Rücksicht auf die öffentliche Wohlfahrt und Sicherheit. Die Klagen über die großen Überschwemmungen des Tiber mit all ihren Schäden und Gefahren reichen bis in das Altertum zurück, und die jetzigen Bewohner der Stadt wissen zu erzählen, wenn man von den Gefahren einer Überschwemmung spricht. An öffentlichen Bauten, an Palästen und Kirchen ist mehrfach der Stand des Wassers in solcher Not verzeichnet worden, und man kann sich hier eine Vorstellung von der reißenden Gewalt des Flusses machen. Auf der Piazza di Santa Maria sopra Minerva, deren Entfernung vom Flusse etwa 800 Meter Luftlinie beträgt, hat das Wasser im Jahre 1870 (bei der größten Überschwemmung im neunzehnten Jahrhundert) meterhoch, in der Kirche Santa Maria dell' Anima hat es früher einmal so hoch gestanden, daß das Gemälde des Hochaltars beschädigt wurde, ja einmal ist das Wasser bis fast an die Piazza di Spagna gedrungen, hatte also einen Weg von etwa 1400 Metern Luftlinie zurückgelegt.*) Wenn man die Leute erzählen hört, wie sie während einer solchen Wassersnot erst ganz ohne Nahrung waren und wie ihnen dann mühselig von Kähnen aus das notwendigste gereicht werden mußte, so wird man begreifen, daß man, um solchen Fällen in Zukunft vorzubeugen, auf Abhilfe denken mußte. Die starken, hoch aufgeführten, aus großen Travertinquadern bestehenden Quaimauern und die Vertiefung und Erweiterung des Flußbettes an Stellen, wo sich das Hochwasser stauen und mit Leichtigkeit über die Ufer treten konnte, werden künftig die Gefahren einer Überschwemmung unmöglich machen. Es soll nicht unbemerkt bleiben, daß durch die neuen Uferbauten ein Teil des Gartens der Farnesina zum Opfer gefallen ist. Das ist, um des herrlichen Baues und seiner kunstgeschichtlichen Bedeutung willen, höchst bedauerlich. Aber es darf auch nicht vergessen werden, daß bei dem Abbruch die herrlichen Fresken und Grotesken gefunden worden sind, die

*) Über diese Überschwemmungen vergl. man außer den einschlagenden Abschnitten in Gregorovius' Geschichte der Stadt Rom besonders die interessanten Ausführungen von Brioschi, Le inondazioni del Tevere in Roma in der Nuova Antologia, Florenz, März 1876.

allgemeines Aufsehen erregt haben und jetzt — vorläufig nur teilweise — in den Magazinen des Diokletiansthermen bewundert werden können.

Auch auf dem kapitolinischen Burghügel herrscht jetzt eine rege Bauthätigkeit. Auf dem nach Nordosten sich erstreckenden Teile des Berges werden da, wo sich im Altertume zum Schutze der heiligen Stätte die alte arx erhob, deren Reste vor kurzem zu Tage gekommen sind, die Unterbauten für das große Denkmal hergestellt, das man Italiens erstem Könige errichten will. Die Italiener behaupten, es gebe keinen passenderen Ort, an dem sich das Denkmal in seiner ganzen Großartigkeit zeigen würde, dabei keinen, der wegen seiner geschichtlichen Bedeutung in dem Grade die Bestimmung habe, das Andenken des Königs-Befreiers zu verewigen, wie das Kapitol. Ob man einen andern Platz hätte finden können — z. B. die Piazza dell' Indipendenza —, dies zu erörtern, scheint jetzt überflüssig; jedenfalls haben die Erfahrungen z. B. in Leipzig gelehrt, wie schwierig es ist, für ein Denkmal von einem außergewöhnlichen Umfange einen entsprechenden Platz zu finden. Um die monumentale Wirkung des Denkmals auf dem Kapitol nicht zu beeinträchtigen, um es ganz so, wie es von den Künstlern gedacht war, hervortreten zu lassen, hat man an verschiedenen Stellen alte Gebäude abbrechen, eine Regulirung der Straßen vornehmen müssen. Der Abbruch betrifft einen Teil des Klosters der Franziskaner-Minoriten, das an die Kirche Santa Maria in Aracoeli anstößt. Die Kirche selbst bleibt in ihrem ganzen Umfange erhalten und es war deshalb überflüssig, von dem „Vandalismus" zu sprechen, den man begehen würde, wenn man eine der ältesten (?) und ehrwürdigsten Kirchen abbräche. Weiter fällt im Norden und Osten des neuen Denkmals eine Reihe alter Häuser, an deren Erhaltung nichts gelegen ist. Zu bedauern ist es dagegen, daß der aus dem siebzehnten Jahrhundert stammende, von Fontana erbaute Palazzo Bolognetti (jetzt Torlonia), noch mehr, daß ein Teil des nach Osten an den Palazzo Venezia sich anschließenden sogenannten Palazzetto, diese beiden im Besitze der österreichischen Regierung, abgebrochen werden muß. An dieser Thatsache ist nichts zu ändern; inwieweit sie notwendig war, um das neue Denkmal zur vollen Wirkung zu bringen, bleibt abzuwarten.

Wie in dem Innern der Stadt, so wird auch in den Vorstädten — wenn man mit diesem Namen die teilweise an der aurelianischen Mauer liegenden oder erstehenden Häuserviertel bezeichnen will — überall gegraben und gebaut. Die Häuser schießen wie Pilze aus der Erde heraus, im Äußern meist ohne jeden architektonischen Schmuck, das eine dem andern gleichend, große fünf- und sechsstöckige Mietkasernen, die nur die Bestimmung haben, der Frage des augenblicklichen Wohnungsbedürfnisses eine möglichst praktische und schnelle Lösung zu verschaffen. Das ist ein Zeichen der Zeit. „Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden"; warum also jetzt die fieberhafte Hast, die, wie sie an und für sich schon krankhafter Natur ist, in der Folgezeit für die Sicherheit des an-

gelegten Kapitals nicht unbedenklich erscheint? Man pflegt hin und wieder auf diese Folgen hinzuweisen und von einem Krach zu sprechen, der früher oder später kommen müsse oder gar unmittelbar vor der Thür stehen soll. Was hieran wahr ist, mögen die Kapitalisten entscheiden, für unsre Zwecke ist es gleichgiltig. Eines zu wissen ist aber von großer Wichtigkeit: In welchem Verhältnisse stehen die massenhaften Neubauten zu dem Bedürfnisse, dem sie genügen sollen, in welchem zu dem Wachstum der Bevölkerung, die in den alten Quartieren nicht untergebracht werden kann?

Daß Rom, wie alle Großstädte, infolge der hier sich bietenden Vorteile nach allen Seiten hin eine geradezu magnetische Kraft ausübt, daß aus allen Teilen des Königreiches — um von den Fremden ganz abzusehen — Menschen herbeiströmen, die einen, um hier ihr Glück zu versuchen, die andern, weil sie von der Regierung gerufen werden, ist nicht zu verwundern. Rom nimmt aber andern Großstädten, selbst Berlin gegenüber, wo seit dem Jahre 1871 eine ähnliche Erscheinung zu bemerken ist, doch noch eine Ausnahmestelle ein. Früher, als Stadt der Päpste und Hauptstadt des kleinen Kirchenstaates, hatte es in Kunst und Wissenschaft vorzugsweise Bedeutung, außerdem als Mittelpunkt der katholischen Kirche, von wo sich die Fäden der päpstlichen Politik über alle Länder der Erde ausspannen. An dieser Stellung hat die Neuzeit nicht zu rütteln vermocht; aber sie hat Rom in politischer Hinsicht, im europäischen Völkerrate, eine hochwichtige, eine den Hauptstädten der übrigen Großmächte gleichberechtigte Stellung angewiesen. Rom ist jetzt die Hauptstadt einer europäischen Großmacht mit einer Bevölkerung von dreißig Millionen geworden. Diese Thatsache hat natürlich und notwendigerweise einen Rückschlag auf die Bevölkerungszahl ausüben müssen. Als Hauptstadt des Königreichs Italien muß es den Anforderungen und Bedürfnissen einer großen politischen Macht nach innen wie nach außen genügen, nach innen namentlich deshalb, weil in der Verwaltung des großen Staates ein Zentralisirungssystem dringend geboten war. Es braucht nicht im einzelnen ausgeführt zu werden, wodurch die außerordentlich große Zunahme der Bevölkerung herbeigeführt worden ist. Nur folgende Zahlen mögen von dieser selbst einen Begriff geben. Rom, das nach Einverleibung in den italienischen Staat etwa 215 000 Einwohner hatte, zählte deren am 31. Dezember 1881: 284 544, am 31. Dezember 1885: 345 036, am 30. Juni 1887: 372 779, hatte sich also in fünf und einem halben Jahre um ein Drittel, in den letzten achtzehn Monaten um 27 743 Einwohner vermehrt, das ist um 8,09 oder jährlich um etwa 5,4 Prozent, wovon der weitaus größte Teil nicht auf die Geburten, sondern auf den Zuzug von anderwärts fällt. Für diese Zahl müssen Wohnungen beschafft werden, aber nicht für sie allein: auch für die, welche infolge des Abbruchs alter Häuserviertel ihre bisherigen Wohnungen verlassen und neue beziehen müssen. Wo sollen diese gesucht oder, da im Innern der Stadt immer nur einzelne Wohnungen frei werden, über-

haupt der bisherige Umfang der Stadt dem Wohnungsbedürfnisse nicht im entferntesten zu genügen vermag, wo sollen sie gebaut werden? Die Antwort lautet naturgemäß: in den Vorstädten, wo der Grund und Boden und dementsprechend die Miete noch verhältnismäßig billig ist, wo große Flächen noch bebaut werden können.

Wenn man von den oben erwähnten Neubauten auf dem Boden der ehemaligen Villa Ludovisi und denen in der Nähe des Laterans absieht, so ist es in erster Linie die hinter der Engelsburg auf dem rechten Tiberufer liegende Gegend, auf der sich ein ganz neuer Stadtteil erhoben hat. Im Osten und Süden wird er vom Tiber begrenzt, der an der Ripetta beinahe einen rechten Winkel bildet, im Südosten von dem Borgo und im Westen teilweise von dem vatikanischen Gebäudekomplex. Der Vatikan lag ehedem vollständig frei, „in einer gewissen Einsamkeit“ da, und wer darin gefangen war, hatte wenigstens das Glück, einen durch keine großen Häusermassen beengten Blick über die Flächen der Campagna hinüber zu den Bergen genießen und sich in der Phantasie die erträumte Freiheit und noch mehr als diese ausmalen zu können. Das ist jedenfalls für einen Gefangenen, dessen Rolle der Papst nun einmal spielt — spielen muß, ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Und auch dieses Glückes hat man den Gefangenen jetzt beraubt. Man hat hier von Vandalismus oder in milderer Form von Ungeschicktheit, von Mangel an historischem Takt gesprochen, die Reihen kolossaler sechsstöckiger Häuser, ohne Architektur, „nur für Unterbringung von Menschen aufgeführt,“ getadelt, und die Frage aufgeworfen: warum die drei großen Kasernen für die Carabinieri, architektonische Ungetüme, gerade an dieser Stelle errichtet, wo sie die Peterskirche und den Palastbau Bramantes in ihrer Wirkung beeinträchtigen? Um mit dem letzten Punkte zu beginnen, so herrscht jetzt überall der Brauch, Neubauten von Kasernen in die Vorstädte zu verlegen; es braucht nur an Berlin, Dresden und München erinnert zu werden. Daß die Carabinierikasernen in architektonischer Hinsicht keinen erfreulichen Anblick darbieten, ist eine Schuld des Sparsamkeitssystems, das man im vorliegenden Falle der Militärverwaltung nicht zum Vorwurfe machen kann. Auch in Deutschland kann man ähnliche Erscheinungen bemerken. Warum aber diese Kasernen gerade dahin bauen, wo sie Ärgernis erregen? Ob man seiner Zeit die Frage nach entsprechenden Plätzen genau geprüft hat, wissen wir nicht, möchten es aber annehmen. Wir geben zu, daß die Kasernen ebenso gut vor der Porta San Lorenzo oder vor der Porta San Paolo hätten eine Stätte finden können. Aber dann würde man wieder gesagt haben: warum sie gerade in der Nähe der heiligen Märtyrerstätten, in der Nähe einer der alten Patriarchalkirchen errichten, wo der Friede des andächtigen Gemütes durch militärisches Leben und Treiben gestört, wo der gläubige Katholik in seinem religiösen Gefühl durch die Feinde des Papsttums gekränkt wird? Wir glauben, daß für die Wahl des Platzes der Carabinierikasernen bei der Militärverwaltung

Erwägungen besondrer Art, die wir hier nicht darlegen können, maßgebend gewesen sind.

Man tadelt ferner die Reihen sechsstöckiger schmuckloser Häuser, von denen das eine dem andern gleicht. Sie sind in der That nicht schön, man darf sie im Gegenteil für sehr häßlich wähnen. Für wen sind sie aber gebaut? „Die Lumpen derer, die schon darin sind, sieht man überall in langen Fahnenreihen vor den Fenstern hängen.“ Das empfand man doch früher in des Wortes wahrster Bedeutung als sehr malerisch? Jetzt freilich nicht mehr, denn dem Bilde fehlt der entsprechende Hintergrund, die „Silhouette,“ die ja nicht ohne eine gewisse Unreinlichkeit gedacht wird. Ländlich bleibt aber sittlich oder — schändlich. Daran ist nichts zu ändern. Kurz, die Leute, die jetzt dort wohnen, gehören den ärmeren Ständen der Bevölkerung an, die nicht in der Lage sind, hohe Mietpreise zu bezahlen. Der Grund und Boden ist aber bei den von Jahr zu Jahr sich steigernden Nachfragen außerordentlich im Preise gestiegen, und die Wohnungssteuer ist für den Hausbesitzer außergewöhnlich hoch (sie beträgt $33^1/_3$ Prozent). Wer baut, thut dies, wenn er nicht ausschließlich für seine eignen Zwecke baut, soweit es die Bestimmungen der Bauordnung zulassen, möglichst hoch, er baut eben Mietkasernen. Das ist nicht nur in Rom so. Und eine architektonisch schöne und durchgebildete Fassade, deren Folge auch eine entsprechende Einrichtung des Innern sein würde, spricht sich natürlich auch in dem Preise der Wohnung aus. Übrigens ist man sich hier des ungünstigen Eindruckes, den jene neuen Häuser hervorrufen, vollkommen bewußt geworden, und die neue Bauordnung sucht dem in Zukunft dadurch vorzubeugen, daß sie (in Tit. II, Art. 9) verlangt, daß die Fassaden der Neubauten im Verhältnis zur Wichtigkeit ihrer Lage entsprechend ausgestattet sein müssen. Für das Haus wird einschließlich der bei italienischen Wohnhäusern eigentümlichen Attikastockwerke (Aufbaue, die sich über der Dachfläche erheben) eine größte Gesamthöhe von 24 Metern gestattet. Diese Anlage von Attikastockwerken kann ganz untersagt werden, wenn der Bauausschuß eine Verunstaltung für die öffentlichen Straßen und Plätze befürchtet.

Nun schließlich die Ungeschicktheit, der Mangel an historischem Takt, den man durch die Anlegung der neuen Häuserviertel der Peterskirche und dem vatikanischen Palaste gegenüber hat zu Tage treten lassen! Wir stehen vollständig auf dem Standpunkte derer, die es bedauern, daß auf den Wiesen, die bisher vor dem Vatikan lagen, bis dicht an den Palast Straßen gebaut, daß auf der andern Seite am Abhange des Bergrückens, der in den Monte Mario ausläuft, Ziegelöfen mit hohen Schornsteinen errichtet worden sind, daß der Rauch in schwarzen Wolken in die vatikanischen Gärten hineinzieht und der herrliche Blick über die Campagna beinahe ganz verloren gegangen ist. Um aber brennende und sozial wichtige Fragen, wie die des gegenwärtigen Wohnungsbedürfnisses, zu lösen und zu beurteilen, muß man sich auch einmal auf den

Standpunkt derer stellen, welche die rein praktische Seite, das praktisch Durchführbare und Mögliche, ins Auge haben fassen müssen. Die Erfahrungen, die vielen Klagen, die über die Umgestaltung Roms laut geworden sind, haben gelehrt, wie verzweifelt schwer es ist, hier keine historische Taktlosigkeit zu begehen. Die großen Wiesen vor dem Vatikan hatten keine historischen oder kunstgeschichtlich wichtigen Denkmale aufzuweisen; ihr Ertrag, ihr Wert für die Besitzer war äußerst gering. Ihr Wert mußte sich aber steigern, ihr Besitz mußte kostbar werden, sobald es galt, für die mit einer ungeheuern Schnelligkeit anwachsende Bevölkerung Wohnungen zu schaffen, sobald der Preis für den Grund und Boden in der unmittelbaren Umgebung der Stadt von Jahr zu Jahr stieg und dem entsprechend die Grundsteuer höher wurde. Daß man also die Wiesen als Bauareal zu verkaufen suchte und verkauft hat, ist erklärlich. Wie wäre dem vorzubeugen gewesen? Hätte die Stadtverwaltung ein Machtwort sprechen sollen und der historischen Erinnerung und des historischen Taktgefühls willen die Veräußerung jener Flächen verbieten, sie also wieder entwerten sollen? Das wird man billigerweise nicht verlangen können. Hätte die Stadt, um dem Vatikan seine bisherige Umgebung, dem Papste die Aussicht auf die Campagna und die Berge zu erhalten, jenes Areal für so und so viel Millionen erwerben sollen, um es als Wiesenfläche liegen zu lassen? Auch diese Anforderung wird man nicht stellen können. Hätten sie vom Papste oder, da dieser voraussichtlich nicht in der Lage gewesen wäre, wohl auch keine Neigung gehabt hätte, von der Seite, der an der Erhaltung des ursprünglichen Zustandes viel gelegen war, angekauft und für die Kirche zu irgend welchem Zwecke verwendet werden können? Diese Frage vermögen wir nicht zu entscheiden. Amerikanische Jesuiten haben sich jetzt auf denselben prati, deren Bebauung so großen Unwillen erregt hat, ein großes Konventsgebäude errichtet, das vollständig zu der übrigen Umgebung paßt. Das neue Stadtviertel ist zu einer selbständigen Parochie erhoben worden, und Leo XIII. ist so fürsorgend, dort aus Mitteln der Kirche ein neues Gotteshaus erbauen zu lassen.

Es wird auswärts viel von Rücksichten gesprochen, welche die Italiener auf den Papst und die katholische Kirche — mehr als es jetzt der Fall ist — nehmen müßten. Der Staat verlangt nach Einverleibung Roms und des Kirchenstaates Anerkennung der bestehenden Verhältnisse. Diese kann der Papst als Grundlage einer Aussöhnung nicht zugestehen. Der Staat verlangt weiter Aufrechterhaltung der Ordnung und Gehorsam gegen die Gesetze. Diesen Gehorsam verlangt er auch von dem katholischen Klerus. Vor einiger Zeit wurden — gegen die Bestimmungen des Gesetzes — in Neapel in den Sakristeien der Kirchen politische Wahlversammlungen zum Zwecke der Agitation gegen den Staat abgehalten, und vor kurzem ist in Genua eine höhere Schule geschlossen worden, deren Direktor nur dem Namen nach Leiter war; in Wirklichkeit war es ein Jesuitenpater. In diese Schule schickten die höhern Beamten und Offiziere

ihre Söhne, denen dereinst als Staatsbürgern die Obhut über die Gesetze anvertraut werden soll. In dieser Schule wurde gelehrt, daß die Zöglinge dereinst, bei entsprechender Gelegenheit, dem Papste mit allen Mitteln zur Wiedererlangung des Kirchenstaates verhelfen, daß sie Leib und Leben für diesen Zweck einsetzen müßten. Wie hier die Jesuiten gelehrt haben, so lehren und denken sie auch anderwärts, und bei der Organisation der katholischen Kirche ist es undenkbar, daß diese Lehren höhern Ortes nicht bekannt gewesen wären. Wird man nach solchen Vorfällen die Italiener von der Friedensliebe des Papsttums überzeugen, wird man von ihnen größere Rücksichten verlangen können?

Knüpfen wir an diese Erwägungen schließlich noch einige Bemerkungen über den jetzigen Gesundheitszustand von Rom an. Die Malaria, das tückische römische Sumpffieber, ist für jeden, für den Einheimischen wie für den Fremden, ein Gespenst, das ihm immer wieder vor die Augen tritt und ihn in seiner ganzen Lebensweise zur größten Vorsicht mahnt. Als man vor Jahren den Anfang mit der Stadtregulirung machte, wurden bange Befürchtungen wegen des Gesundheitszustandes laut, und es fehlte nicht an Prophezeiungen, die eine Ausbreitung des Fiebers voraussagten. Das Gegenteil davon ist eingetreten. Die Ärzte bestätigen dies, und wer einen vergleichenden Blick wirft auf die beiden die Verbreitung der Malaria verzeichnenden Karten aus dem Jahre 1870 und dem Jahre 1884 in Tommasis Werke Il Clima di Roma (Rom, 1886), wird sich hiervon überzeugen können. Während in dem erstgenannten Jahre die Umgebung der Piazza del Popolo, die ganze südöstlich von dem Monte Pincio gelegene Gegend, der ganze Quirinal bis an die Stadtmauern (das Gebiet der ehemaligen Villa Spithöver), der ganze Bereich von hier bis über die Porta San Lorenzo hinaus mit dem ganzen Esquilin und einigen kleinern Strecken noch als malariagefährlich bezeichnet werden mußten, konnten sie bereits vierzehn Jahre später als parti sane della città hingestellt werden. Diese Erfahrung kann nur mit größter Freude begrüßt werden. Daß die Besserung eine Folge der Neubauten ist, die in jenen Fiebergegenden entstanden sind — la malaria si produce nella terra e non nell' acqua —, lehrt wiederum ein Vergleich der beiden genannten Karten.

Nach alledem, was man bisher über die „Vernichtung" Roms, über den „Barbarismus" und den „Vandalismus" gesagt hat, der das jetzt herrschende System der Stadterweiterung kennzeichnen soll, möchte es den Anschein haben, als ob, falls die Klagen in all ihren Punkten begründet wären, bei den Italienern alles Gefühl der Rücksicht für die große Vergangenheit ihrer Hauptstadt, jede Pietät gegen die Denkmäler der Vergangenheit geschwunden sei, man möchte glauben, daß man immer nur mit nüchternem Verstande die rein praktische Seite der entstehenden Aufgaben ins Auge fasse. Wäre das der Fall, so würde man der römischen Stadtverwaltung mit Recht Vorwürfe machen. Indessen verlangt auch hier die Gerechtigkeit, die von beiden Seiten, dem Staate und

der Stadt, gefaßten Maßregeln, die Verordnungen zu prüfen, welche über den Schutz der Denkmäler bestehen. Dieser Schutz muß, da die Denkmäler aus frühern Zeiten über das Königreich verstreut sind und da auch die an verschiedenen Orten gemachten Ausgrabungen zumeist unter die Bestimmungen fallen, welche für jene bestehen, in erster Linie Aufgabe des Staates sein. Bisher bestehen für die einzelnen Provinzen den Schutz der Denkmäler betreffende Sonderbestimmungen, die teilweise schon alt sind (für Rom und den ehemaligen Kirchenstaat die Bestimmungen des Ediktes des Camerlengo Kardinals Pacca vom 7. April 1820). Die politischen Umwandlungen und die erlangte Staatseinheit mußten den Wunsch rege machen, an Stelle jener Einzelverordnungen eine einheitliche Gesetzgebung treten zu lassen. Ein von der Regierung dem Parlamente in der Session 1871—72 vorgelegter Entwurf eines derartigen Gesetzes ist zu wiederholten malen von den Kammern beraten, bis jetzt aber noch nicht zum Gesetz erhoben worden, obwohl er nach einigen Abänderungen in der Gestalt, die ihm die Senatsbeschlüsse in der Sitzung des Senats am 18. Mai 1878 gegeben hatten, angenommen worden ist. „Die Stellung, welche der Senat des Königsreichs Italien der ganzen Angelegenheit gegenüber einnimmt, erhellt aus dem Bericht seines Referenten vom 1. Juli 1877. Dieser Bericht geht davon aus, daß eine gesetzliche Ordnung der auf die Erhaltung der Denkmäler bezüglichen Verhältnisse gerade für Italien eine Notwendigkeit ist, weil seine Denkmäler nicht bloß für dieses Land selbst, sondern zugleich auch für die ganze gebildete Welt von der hervorragendsten Wichtigkeit sind. Im besondern wird darauf hingewiesen, daß ein Denkmal unter Umständen nur durch seinen örtlichen Stand bedeutsam ist und deshalb seine Amovibilität im Interesse der Kunst und der Wissenschaft liegen kann. Der grundlegende Art. 1 übergiebt die Bewachung und Erhaltung der durch ihren Kunstwert und durch ihren geschichtlichen Charakter bedeutungsvollen Monumente, der Überreste alter Gebäude, der durch Kunst oder Alter ausgezeichneten Gegenstände und der in irgend welcher Weise eingeschnittenen oder geschriebenen Denkwürdigkeiten der königlichen Kammerverwaltung, den Provinzen, den Kommunen und den andern moralischen Personen, soweit diese Gegenstände ihnen gehören, unter der Aufsicht des Staates, welche von dem Minister des öffentlichen Unterrichtes und den zu diesem Zwecke eingesetzten Autoritäten auszuüben ist."*) Diese Gegenstände sollen auch, wenn sie Privateigentum und wegen ihres Wertes von nationalem Interesse sind, in Kataloge eingetragen werden, entweder von Ortsbehörden oder den vom Ministerium dazu bestellten Personen. „Sobald irgend eine moralische Person nachweist, daß sie nicht imstande ist, die Lasten

*) A. von Wussow, Die Erhaltung der Denkmäler in den Kulturstaaten der Gegenwart. Im Auftrage des preußischen Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts herausgegeben. Berlin, 1885.

der Bewachung und Unterhaltung der ihr gehörigen Denkmäler zu tragen, so kann die Enteignung auf Grund des öffentlichen Nutzens unter Mitwirkung der Kommune und der Provinz nach Maßgabe des Gesetzes vom 25. Juni 1865 verfügt werden. Dieselbe Bestimmung ist anwendbar auf diejenigen unbeweglichen Denkmäler, welche in Privateigentum stehen und in den Katalogen aufgenommen sind.“ Diese Bestimmungen sind, wie gesagt, noch nicht zum Gesetz erhoben worden, und es läßt sich vorläufig auch nicht sagen, wann dies geschehen wird. So viel läßt sich indessen behaupten, daß die Praxis, die gegenwärtig vom Staate zum Schutze der Denkmäler gehandhabt wird, in der Hauptsache vollständig dem Sinne jenes Senatsbeschlusses entspricht. Davon legen die Ruinen und die Maßregeln, die zu ihrem Schutze und zu ihrer Erhaltung getroffen sind und fast täglich getroffen werden, Zeugnis ab. Zu bedauern bleibt nur, daß an den Stellen, wo bei Erdarbeiten Reste antiker Bauten zum Vorschein kommen, die für spätere topographische Untersuchungen von größter Wichtigkeit sein können, keine Aufnahme oder Beschreibungen gemacht werden, und daß deshalb manches verloren geht, was nur augenblicklich nicht von Interesse ist.

Zu dem Denkmälerschutz, den der Staat ausübt, treten ergänzend die Bestimmungen hinzu, welche die Stadtverwaltung zu demselben Zwecke getroffen hat. Die neue Bauordnung von Rom*) (Regolamente edilizio del comune di Roma, nach Genehmigung des Ministers der öffentlichen Arbeiten am 14. Februar 1887 veröffentlicht) betont, nachdem sie in Tit. 1, Art. 2 hervorgehoben hat, daß „die städtische Überwachung sich über alles das erstreckt, was neu gebaut, umgebaut oder ausgebessert wird, und zwar im Interesse des guten Aussehens, des Schutzes der Gesundheit und der Sicherheit,“ ausdrücklich in Tit. 3, Art. 19, „daß die in der Stadt und der Vorstadt (suburbio) stehenden Gebäude, welche eine spezifisch künstlerische und geschichtliche Bedeutung besitzen, die ihre unbedingte Erhaltung erfordern, in einem Verzeichnisse beschrieben werden,“ und es soll in Zukunft aufs strengste verboten sein, in einem der dort verzeichneten Gebäude irgend eine Arbeit vorzunehmen, bei der die bisherige Anordnung der baulichen Teile geändert oder deren Standfähigkeit gefährdet wird.

*) Der technische Attaché der kaiserlich deutschen Botschaft bemerkt in seinem Bericht über die neue Bauordnung (Zentralblatt für Bauverwaltung, 1887, Nr. 36, S. 344): Vorstehende Darlegungen werden erkennen lassen, wie diese Bauordnung wohldurchdachte und klar abgefaßte Bestimmungen enthält. Man hat sich offenbar an gute Vorbilder angelehnt und dabei doch den örtlichen Eigentümlichkeiten in recht glücklicher Weise Rechnung getragen. Indessen darf es nicht Wunder nehmen, daß von vielen Grund- und Hauseigentümern ernste Klagen über zu starke Entwertung ihres Besitztums erhoben werden, besonders von seiten der auf Spekulation gegründeten Baugesellschaften, welche umfangreiche Plätze in der Voraussetzung gekauft haben, sie in der früher zulässigen Weise mit hohen Häusern besetzen zu dürfen.

Das erwähnte Verzeichnis sollte drei Monate nach der Veröffentlichung der Bauordnung ausgegeben werden, ist aber bis jetzt noch nicht erschienen. Es bleibt abzuwarten, in welchen Grenzen es sich halten wird; aber wir wollen auch in diesem Falle ein gutes Zutrauen zu denen haben, welche berufen sind, das maßgebende Wort zu sprechen, und hoffen, daß nach eingehender und sorgfältiger Prüfung verfahren werden wird.

Wir haben gesucht, in vorurteilsloser Weise und an der Hand zuverlässiger Quellen die Klagen zu prüfen, welche bald öffentlich, bald im Stillen über die Vernichtung Roms erhoben worden sind. Wir haben ihre Berechtigung insoweit anerkannt, als Thatsachen, die leider geschehen sind, jene Klagen herausfordern mußten; es mußte aber auch nachdrücklich vor jeder Übertreibung gewarnt werden, da ausgesprochene Vermutungen keine Beweise sind und jene Vermutungen sich meist als unbegründet erwiesen haben. Wir glaubten auch auf die Gründe hinweisen zu sollen, welche die Umgestaltung des alten Roms den Italienern als notwendig, vielen andern als wünschenswert erscheinen ließen. Endlich schien es auch das Gerechtigkeitsgefühl zu verlangen, der Maßregeln zu gedenken, die gerade von dem Volke, dem man so bittere Vorwürfe gemacht hat, zum Schutze seiner Überlieferung getroffen worden sind. Das ernste Streben der Italiener auf allen Gebieten friedlicher Arbeit fordert unsre Anerkennung, ihre Ausdauer und Energie, die alle Schwierigkeiten überwindet, unsre Hochachtung heraus. Die deutsche Wissenschaft ist ihnen wegen der Vorteile und der Liebenswürdigkeit, welche die fremden Gelehrten in Italien genießen, zu großem Danke verpflichtet.

Rom hat das Glück, auf eine Vergangenheit von zweiundeinhalbtausend Jahren zurückblicken zu können, auf eine Vergangenheit, die für den Lauf der Weltgeschichte bestimmend gewesen ist. Auf das republikanische ist das kaiserliche Rom gefolgt, auf dieses die Stadt der Päpste. Aus diesen Zeiten stammen die Denkmäler, die der Stadt ihren Charakter verleihen, sie zu einem Gemeingute der Menschheit gemacht haben. Als solches hat nun Rom das Unglück gehabt, die Hauptstadt des jungen Königreichs Italien zu werden, ein Unglück insofern, als mit dem neuen Geschlechte Bestrebungen sich Bahn gebrochen haben, die von denen früherer Zeiten himmelweit verschieden sind. Früher hat sich der Umschwung der Dinge wenn auch nicht spurlos, so doch allmählich vollzogen; jetzt ist er plötzlich und in einer Zeit gekommen, die in allen Ländern der Erde nach praktischen Zielen strebt, auf die Erfüllung praktischer Forderungen hindrängt. Wird die Geschichte, wenn sie später von dieser Zeit spricht, für das, was zu unserm Leide geschehen ist, nicht eine nachsichtige und maßvolle Beurteilung finden können?

Rom, im Oktober 1887. Julius Vogel.

Das Wormser Volkstheater.

Von Richard Löbell.

(Schluß.)



Die Finanzfrage wird also beim Wormser Theater auf den Geist der Leitung nicht einwirken. Der Zuschauer wird natürlich seinen Platz auch hier bezahlen müssen; es wird ihm das Eintrittsgeld nicht, wie in Athen, ersetzt oder, wie in unsern Museen, erlassen werden, obschon es im Grunde gar nicht aberwitzig wäre, von der Bühne ein Gleiches zu begehren. Die Privattheater müßten da freilich schwinden, das wäre aber kein Schade. Das Wormser Theaterbillet wird übrigens leicht zu erschwingen sein, Überschüsse in der Verwaltung sollen zum Teil gerade zur Verbilligung der Plätze verwandt werden, und für das wenige Geld erhält man Plätze, von denen aus man wirklich sehen kann — das ist in den bestehenden Theatern nicht durchweg der Fall. Auch die Anlage der Zuschauerplätze wird organisch von der leitenden Idee beeinflußt; man sieht: überall ist es hier der Geist, der sich den Körper baut. Es ist eine Freude, die saubern, der Schönschen Schrift beigegebenen Zeichnungen des Charlottenburger Baumeisters O. March zu sehen. Da giebt es keinen „Olymp," auf dem die weniger zahlungsfähigen zur Vogelperspektive und zur Hitze verdammt sind. Die Bühne selbst soll den Anforderungen der Natur des gesprochenen Schauspiels angepaßt werden, und man verzichtet deshalb auf die Oper, denn ihre szenischen Bedürfnisse sind eben ganz andre. Die Oper war im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert das Kunstwerk der Vornehmen, während das Schauspiel oft in den Scheuern, wo auch die Gaukler spielten, eine Zufluchtsstätte suchen mußte. Nur für jene wurden die Theatergebäude errichtet, und als der niedrigern Schwester der Zutritt zu den Prachträumen gestattet wurde, da war schon alles fest, und es hätte ihr übel angestanden, für ihre Zwecke in der Einrichtung etwas ändern zu wollen, obwohl das Bedürfnis schon früh empfunden wurde. Die prächtigen Koulissen waren ein Danaergeschenk, weil sie Dichter und Schauspieler einschränkten und in Stücken mit häufigem Szenenwechsel, wie in den Shakespeareschen, das Ganze in eine Menge von Teilen zerhackten und so auch die Stimmung des Zuschauers schädigten; ein Übelstand, den man nur meiden konnte, wenn man abkürzte und zusammenzog und so „aus der romantischen Wildnis ein Kaffeegärtchen machte" (Grabbe).

Obschon diese und ähnliche Ausstellungen nicht neu sind, mußte das Schauspiel doch bis heute auf den seiner Natur angemessenen Raum warten. Wie verschieden

die Bedürfnisse der Oper und des Schauspiels sind, sah man immer, wenn an Orten, wo beide getrennte Bühnen besitzen, gewisse Dramen, wie Iphigenie, Jungfrau von Orleans u. a., aus dekorativen Gründen auf der größern Opernbühne aufgeführt wurden, „einem Schauplatze, der seiner ganzen räumlichen Anlage nach eine stärkere Accentuirung des theatralischen Elements fordert. So war die Schauspielkunst gezwungen, mit stärkern Mitteln zu arbeiten, als sie dem Geiste der Dichtung entsprechen" (Frankfurter Generalanzeiger über die Aufführung der Iphigenie, 18. Mai 1887) — d. h. stillos zu werden.

Die aus der Unnatur der Bühne folgenden Schäden tragen viel zur Stillosigkeit der Aufführungen bei. In den großen, für die Oper berechneten Räumen sieht man nicht mehr das Mienenspiel, hört nicht die feinen Übergänge im Gespräch. Der Schauspieler ist gezwungen, lauter zu sprechen, das Publikum gewöhnt sich allmählich an die damit zusammenhängende Verlangsamung des Sprechens und die unschöne Erhebung des Tones, und das Gefühl für das Richtige, für den Stil geht verloren. So wirken allein schon die verschiednen Größenverhältnisse, während doch im übrigen Schauspiel- und Opernbühne dieselbe Einrichtung haben. Wie müßte es aber wirken, wenn man von der ersteren alle ihr eigentlich nicht zukommenden Dinge entfernte und sie ganz der Natur des Schauspiels gemäß einrichtete!

Das soll nun in Worms geschehen; hier soll den langen Klagen Abhilfe geschafft und das Schauspiel Herr in seinem Hause werden, wie billig. Die Bühne wird in Anlehnung an die Bühne Shakespeares zweiteilig sein und aus einer leicht zu beseitigenden Vorderbühne und einer der bestehenden Bühne etwa entsprechenden, nicht zu großen Hinterbühne bestehen. Drei Balkone gliedern sie in mehrere Stockwerke, wie im Oberammergauer Passionsspiele. Wyl macht darüber die Bemerkung, daß dadurch Wirkungen ermöglicht wurden, von denen sich unsre großstädtischen Bühnen nichts träumen ließen (Maitage in Oberammergau). Der Wechsel des Schauplatzes wird auf solcher Bühne schnell und ohne die Phantasie des Zuschauers zu stören vor sich gehen können. Dazu hilft auch die starke Beschränkung der Kulissen und die Beseitigung des fallenden Vorhanges, dieser wahren Guillotine der Stimmung und Phantasie; Vorder- und Hinterbühne trennt ein auseinander zu ziehender, schön gefalteter Vorhang. Die Vorderbühne, welche durch Stufen mit dem Zuschauerraume in Verbindung steht und durch dieses einfache, äußerliche Mittel auch die Zuschauer und die Handlung auf der Bühne fester verbindet, tritt mehr und ohne alle Seitenkulissen hervor, um auch das plastische Heraustreten der Schauspieler zu ermöglichen. Denn diese haben nicht als lebende Bilder mit der Fläche, was dem Opernsänger eher erlaubt ist, sondern als wahrhaftige Menschen mit dem ganzen Leibe zu spielen. Wer da weiß, wie das Innere, Geistige so oft von dem kleinsten Sinnlichen, Augenfälligen abhängig ist, wird die guten Folgen dieser äußeren Bühnenverbesserung für Zuschauer und Schauspieler wohl er-

messen. Die Kosten der Aufführung werden geringer sein, und die Bühne mit ihrer Dekorationspracht wird nicht eine teure Vergnügungsanstalt für auserwählte Kreise bleiben. Alle aber werden einen reineren Genuß haben: Phantasie und Gemüt werden nicht durch unwesentliche Nebendinge gestört und zerstreut, sondern auf die dichterische Gestalt und Idee allein hingelenkt werden. Das kräftigt die Phantasie, und wer erwägt, welche Bedeutung diese auch in ethischer Hinsicht hat, kann sich über dieses Stahlbad nur freuen. Der Stil wird sich dann schon einstellen; ist doch, nach Anselm Feuerbachs, des genialen Malers, Wort, Stil nichts andres als richtiges Weglassen des Unwesentlichen. Dem Schauspieler selbst muß es wie eine Befreiung sein, wenn er nicht mehr mit dem Dekorateur um die Erzielung des größten „Effekts“ in Wettbewerb zu treten hat. Man darf hiergegen nicht die künstlerischen Erfolge der Meininger ins Feld führen wollen. Die Meininger haben sich in der That ein Verdienst erworben, so groß als nur möglich, wenn man von einschneidenden Reformen absieht; besonders in Betreff des einheitlichen Gesamtspieles. Aber um ein Theater für das gesamte Volk zu schaffen, muß man eben andre Wege einschlagen.

Inwiefern diese äußerliche Bühnenverbesserung sonst noch auf die dramatische Dichtung zurückwirken könnte, soll hier nicht untersucht werden. Jedenfalls wird aber auch der dramatische Dichter freier werden. Er braucht sich mit Rücksicht auf die herkömmliche einteilige Bühne in seinen dichterischen Anschauungen und Absichten nicht Schranken zu setzen, auch nicht durch die Rücksicht auf zu große Ausstattungskosten. Dichtergenius und Bühnentechnik sind oft in Streit geraten, und der erstere mußte sich fügen. Diese Schranken werden fallen, soweit es künstlerisch angeht, und umgekehrt wird die platte Mittelmäßigkeit nicht mehr so darauf aus sein können, durch geschickte Mache großen, von wahrem Dichtergeiste durchwehten, aber infolge dessen weniger in die herkömmlichen Bühnenschranken hineinpassenden Werken den Rang abzulaufen. Es wäre schon etwas Großes, wenn so dem Genius sein Recht würde. Mögen Schöns Hoffnungen in Betreff der Beeinflussung der dramatischen Dichtung sich erfüllen! Es wäre ja erfreulich, wenn er mit der Absicht, die Wormser Theaterfrage zu lösen, noch mehr bewirkte als das.

Wichtiger aber als die literarische Seite des Wormser Unternehmens ist, wie gesagt, die sittliche und die soziale. Auch in dieser Richtung können schon äußere Umstände heilsam wirken. Da jedes Geschäftsinteresse wegfällt, soll nicht allabendlich gespielt werden. So wird vermieden, daß die Wirkungen des Schauspiels sich abschwächen, wie die Eindrücke vieler schnell nach einander gesehenen Bilder, und die Bühne wird keine bloße Unterhaltungsanstalt werden, welche zu ihrem Bestehen auf die mit Geld und Zeit gesegneten besonders zu rechnen und sich nach ihnen zu richten hat. Das ist schon ein großer Unterschied zwischen dem Wormser und den andern geplanten Volkstheatern. Von

kostspieligen Anwerbungen berühmter Schauspieler, mit denen man sonst Theatergründungen einleitet und schon lange vor der Eröffnung Reklame macht, sieht man ab. Durch das Entgegenkommen des Großherzogs von Hessen, der sich für das Wormser Unternehmen lebhaft interessirt, wird es möglich sein, daß die Schauspieler des Darmstädter Hoftheaters einmal wöchentlich in Worms spielen. So drängt sich die Kunst wahrlich nicht auf. Sollte der regere künstlerische Sinn der ganzen Bürgerschaft — nicht auf Einzelne stützt sich das Unternehmen — ein häufigeres Spiel verlangen, so wäre der organischen Entwicklung die Richtung schon gegeben: die größere Einnahme würde dann gestatten, einen gründlich gebildeten Direktor anzustellen „mit wenigen jugendlichen, gut veranlagten Künstlern, vielleicht im Verbande mit benachbarten Städten nach Art der norddeutschen Bühnenverbände. Wormser Bürger könnten ihnen häufiger zur Seite treten, wie Schüler gleichsam neben Lehrern." Schauspielerische Berühmtheiten hält man also zur Erreichung des idealen Zieles nicht für notwendig; man will vor allem einen einheitlichen Stil der Aufführung, und dem sind Berühmtheiten eher hinderlich. Als Grabbe sich über die trefflichen Gesamtleistungen des Immermannschen Theaters in Düsseldorf lobend aussprach, schloß er mit der Anmerkung: „Und doch kein Name der Schauspieler, welcher mir nicht unbekannt gewesen wäre." Es ist durchaus richtig, was R. Wagner einst den auch an ihrem Theater krankenden Zürichern auseinandersetzte, daß auch die geringsten Mittel fähig seien, eine künstlerische Absicht zu verwirklichen, sobald diese den für die Darstellung vorhandenen Kräften entspräche. Das Künstlerische einer Absicht bestehe nicht darin, daß sie durch besonders reiche Mittel zu verwirklichen sei, sondern daß sie sich der einzig vorhandenen Mittel zur Entwicklung der höchsten Fähigkeit derselben bemächtige. Das hätten sich die Bühnen kleinerer Städte gesagt sein lassen sollen.

Die Mitwirkung von Dilettanten ist wieder etwas Eigenartiges am Wormser Volkstheater. Bei den gewöhnlichen Vorstellungen sollen sie nur als Aushilfe mit verwandt werden dürfen, bei einem jährlich aufzuführenden Volksstück aber alle Rollen übernehmen. Auch hier geht Schön nicht von übertriebenen Erwartungen, sondern von selbst gemachten Erfahrungen aus: das Herrigsche Lutherfestspiel in Worms, das, abgesehen von der Heldenrolle, nur von Wormsern gegeben wurde und allen, die es gesehen haben, in unauslöschlicher Erinnerung geblieben ist, zeigte, was man von dem Volke, wenn es sich selbst spielt, bei richtiger Anleitung erwarten darf. Man braucht nicht, wie es geschehen ist, in der Beteiligung der Nichtschauspieler eine ästhetische Gefahr zu sehen. Denn diese Beteiligung ist ja nur bei den jährlichen Volksspielen, wo sie uns aber auch, gerade aus innern Gründen, notwendig erscheint, ausschlaggebend, und die größere Öffentlichkeit und der Ernst des Gegenstandes wird keine Aufführung bis zum Spiel des gewöhnlichen Liebhabertheaters herabsinken lassen. Man höre nur, was Wyl von den Oberammergauern Passionsspielern erzählt: „Die

Oberammergauer spielen ihr Passionsdrama mit dem Ernste, der Würde, welche einem so erhabenen Gegenstande ziemen. Jede ernste künstlerische Aufgabe, jeder echt dramatische Vorgang würde in diesen geborenen und erzogenen Künstlern begeisterte Darsteller finden, jede bedeutende historische Gestalt, jede große Leidenschaft würde diese Männer künstlerisch interessiren.... Die Dorfkünstler spielen ohne die mindeste schauspielerische Koketterie, aber mit dem größten Eifer, der ihren Darstellungen ein wunderbares Leben, eine packende Einheit verleiht." Er berichtet auch gelegentlich, daß man einst eine Maria zu ihrer künstlerischen Ausbildung nach München geschickt habe, sie aber nach ihrer Rückkehr für das Passionsspiel nicht mehr habe brauchen können.

Daß die Bürger in einem geschichtlichen Volksstücke sich selbst spielen, daß sie eine Handlung darstellen, bei welcher ihre eignen Vorfahren beteiligt waren, daß sie es thun, und nicht fremde Leute für Geld spielen, das muß bei Darstellern und Zuschauern die entgegenkommende Stimmung mächtig heben und das nationale Gefühl steigern. Die Berufsschauspieler brauchten sich aber nicht zu beunruhigen, wenn das Wormser Unternehmen Nachahmung fände. Man wird sie nie entbehren können, ihre soziale Stellung möchte aber durch solche Fühlung mit dem Volke nur gebessert und der Wert ihrer Arbeit richtiger und anerkennender beurteilt werden. Da der Hauptvorzug der Wormser Bestrebungen überhaupt auf sittlichem und sozialem Gebiete liegt, würde, wenn der undenkbare Fall wirklich eintreten und eine Dilettantenbühne zu stande kommen sollte, diese eben infolge der sittlichen und sozialen Wirkungen dem Volke am Ende noch mehr nützen, als die hergebrachten Kunstleistungen.

Welche sittlichende, zu idealerem Denken erziehende Wirkung es hat, wenn das Volk auch thätigen Anteil am Schauspiele hat, kann man fast auf jeder Seite von Wyls geistvollem Buche finden. Wer den Verfasser kennt, besonders aus seinen „Spaziergängen in Neapel," weiß, daß er ein scharfer und kühler Beobachter ist. Und doch wird er warm, wenn er von der idealisirenden Wirkung der bäuerlichen Kunstpflege in Oberammergau spricht. Man kann den Wormsern also nicht zu hoch gespannte, unerfüllbare Erwartungen vorwerfen, denn man sieht die Erfüllung in jenem armen baierischen Gebirgsdörfchen. In jeder Hinsicht ist Oberammergau ein thatsächlicher Beweis für die Richtigkeit und Notwendigkeit der Wormser Bestrebungen und die Erreichbarkeit ihrer Ziele. Wyls Buch ist eine vorausgeschriebene Rechtfertigung derselben im einzelnen und im allgemeinen, und es müßte zu den ersten Büchern der Wormser Volkstheaterbibliothek gehören. Es ist eine Art Taciteische Theatergermania, unsern entarteten Bühnenzuständen als ein Spiegel vorgehalten.

Was für Oberammergau gilt und erreicht ist, muß auch für Worms gelten und sich dort erreichen lassen. Das Passionsspiel ist nur ein Rest alter, noch nationaler dramatischer Kunst, wo der Stoff bekannt und volkstümlich war und das Volk selbst spielte. In Worms kehrt man gewissermaßen zu jenem Aus-

gangspunkte zurück, um einen richtigeren Weg als den frühern einzuschlagen — sehr „reaktionär," aber sehr heilsam. Wyl rühmt an den Oberammergauern: „Die artistischen Bestrebungen des Dorfes und der traditionelle Enthusiasmus haben Talente gezeitigt und edle Charaktere zum Gemeinsinn erzogen. Und wie die aus blühender Wiese aufsteigende Wolke zu ihr befruchtend zurückkehrt, so haben diese Talente, diese Charaktere dem Künstlerdorfe wieder Segen gebracht." Er rühmt den regen Wetteifer, der seinen Ursprung in der Freude an der Sache, nicht in der Sucht nach Gewinn habe. Tausende hätte die arme Gemeinde verdienen können, wenn sie dem Andrängen der auswärtigen Spekulation hätte nachgeben wollen — wie überragen diese einfachen Leute durch das Gefühl für das Hohe in der Kunst so manche Leiter großer Theater!

Da hätten wir als Ergebnis der thätigen Beteiligung an der dramatischen Kunst Gemeinsinn und idealeres Denken. Wer möchte es verkennen, daß beide in unserm Volke gekräftigt werden müssen, wenn drohende Gefahren im nationalen Leben abgewandt werden sollen? Da wachsen am Baume der Kunst Blüten und Früchte zu gleicher Zeit. Sie werden auch in Worms nicht ausbleiben. Das Volkstheater mit allem Zubehör wird dort Eigentum der Stadtgemeinde, jeder ist also unmittelbar daran beteiligt. Es wird so verwaltet, daß jedem die darin gebotene Kunst zugänglich ist, der Reiche vor dem Armen nichts voraus hat. Leute aus der eignen Bürgerschaft helfen bei der Darstellung oder übernehmen sie ausschließlich. Der Ärmere bietet dem gesellschaftlich über ihm stehenden, dem er sonst nichts bieten kann, die idealen Gaben der Kunst. Alle vereinigt in dem allen gemeinsamen Hause ein Zweck, eine Stimmung — es müßte wunderbar zugehen, wenn Gemeinsinn und idealere Denkungsart hier nicht sichtlich gekräftigt würden. „Wer wäre da ohne Verdienst — sagt Wyl, die Leistungen der Oberammergauer zusammenfassend —, wo alle von freudigem Eifer beseelt sind und jeder aus allen Kräften das thut, was er für seine höchste Ehre hält." Und schlagend drückt er das Zurücktreten der persönlichen Interessen vor den allgemeinen idealen aus, wenn er sagt, daß die heranwachsende Jungfrau viel mehr an die Muttergottes- oder Magdalenenrolle denkt als ans Heiraten.

Das sind Wirkungen, die sich schon aus den äußern Umständen ergeben, dem Gemeinbesitz des Volkstheaters, der finanziellen Interesselosigkeit der Leitung und der Zuziehung der Leute aus dem Volke als Darsteller. Aber die eigentliche Aufgabe des Volkstheaters beginnt doch erst, wenn die geweihten Laute der Dichtung von seiner Bühne ertönen, und dies nicht vor einem auserwählten Kreise, sondern vor dem wahren Volke, d. h. der Vereinigung aller Stände und aller Berufsarten. Die Oper ist grundsätzlich ausgeschlossen, das Schauspiel aber wird in sorgfältigster Auswahl geboten werden, wie es bei den Grundsätzen, welche das Theater überhaupt erst ins Leben rufen, selbstverständlich ist. Wo in einem Bühnenwerke Menschliches und Edles künstlerisch verkörpert ist,

besonders in deutscher Art, wird es dem Volke vorgeführt werden. So hält man sich zuerst an das schon vorhandene Gute. Schön wünscht aber, daß für die Wormser Bühne eigne Stücke geschrieben würden, deren Hintergrund hie und da auch die Stadtgeschichte bilde. Bei der Bedeutung, welche Worms im alten deutschen Reiche hatte, und seiner Teilnahme an den Geschicken desselben könnten allerdings Dramen entstehen, welche mehr als örtliches Interesse beanspruchten. So soll der eigenartigen Entwicklung des zeitgenössischen Schaffens der Weg eröffnet und frei gehalten werden. Vielleicht könnte in der That, wenn das Wormser Beispiel Nachahmung fände, auch dadurch auf die dramatische Dichtung selbst günstig eingewirkt werden. Vielleicht käme mancher dramatische Dichter zur Geltung, der bei den bestehenden Theaterverhältnissen seine Kraft auf andern Gebieten zersplittern oder zu Grunde gehen müßte. Wie segensreich hätte sich am Ende eine solche Bühne für Grabbe, der ganz ähnliche Ziele predigte und verfolgte (vergl. Über Shakspearomanie), erwiesen, indem sie ihn durch die Aussicht auf Aufführung seiner Werke vielleicht zu geordnetem Arbeiten gebracht hätte, oder für den genialen, unglücklichen Albert Lindner. Vielleicht würden auch dadurch, wie schon durch die bloße äußere Reform, die dramatischen Nichtigkeiten, deren einziger Vorzug oft ein den Franzosen abgelernter Dialog und geschickte Mache ist, vor Stücken mit einem weitern Gesichtskreise und von nationalem Geiste zurücktreten, wo der den Volksklassen gemeinsame Stoff im Sinne der Gemeinsamkeit behandelt wird. „Auf diesem künstlerischen Lebendigwerden des Allgemeinsamen beruht die unvergleichliche Wirkung solcher dramatischen Darstellungen“ (H. v. Wolzogen). Die Kunst kann nur gedeihen, wenn sie sich nicht an eine Gesellschaftsklasse, sondern an das ganze Volk wendet. Da entstünden denn die wahren Volksstücke, nicht jene sentimentalen, herkömmlich so genannten, welche das Volk über seine Beschränkung nicht hinausheben. Hier hilft nicht das J. Schmidt-Freytagsche Romanprinzip, das Volk aufzusuchen, wo es am tüchtigsten ist, bei der Werktagsarbeit, sondern das Volk soll sich hier auf der Bühne bei der geschichtlichen Arbeit als Nation sehen und seine großen Männer als die schönste Verkörperung derselben. So hat Herrig dem Volke seinen Luther hingestellt, und so können ihm alle seine Helden und seine Geschichte durch die Bühne bekannt und vertraut werden, wie Friedrich der Große durch Menzels Stift. Es möchte durch öftere Vorführung derselben geschichtlichen Persönlichkeit in verschiednen Dramen vielleicht der rechte volkstümliche Typus sich ausbilden, wie die Heldengestalten des Volksepos durch die Rhapsodien verschiedner Dichter. Dieser rechte Typus zöge dann in das Herz des Volkes ein. Herrig denkt auch an Weihnachts- und Osterspiele. Könnten diese in angemessener Form wieder zum Leben erweckt werden — es brauchte Christus gar nicht selbst die Bühne zu betreten, die ganze christliche Zeit könnte den Stoff hergeben —, so wäre es sehr erfreulich. Abgesehen davon, daß eine Fülle der ergreifendsten, zartesten,

wunderlieblichsten Motive in diesem Stoffe liegt, wofür die alten Weihnachts- und Osterlieder den Beweis geben, könnten solche Spiele wohl der Boden sein, auf dem sich die beiden Konfessionen einträchtiglich begegneten, indem sie mit leibhaftigen Augen sähen, daß beider Grund doch ein und derselbe ist.

Ein Bedenken haben wir freilich in Betreff der für Worms eigens zu dichtenden Volksstücke. Wir teilen einigermaßen die Besorgnisse K. Bleibtreus bezüglich der Herrigschen Richtung, daß sie dem Theater melodramatisch aufgefaßte historische Ideendramen, keine echten Charakterdramen zuführen möchte. Herrigs Luther freilich war eine Perle, wer hätte uns ein besseres Festspiel gegeben? Wir dürfen uns immer freuen, einem neuen Stücke dieses Dichters zu begegnen, wie in der That ein solches für die Eröffnung des Wormser Theaters in Aussicht gestellt ist. Er wird uns nur Edles bieten. Aber wir fürchten, daß seine eigne Art durch ihn Mode werden könnte. Das Melodramatische verführt ja so leicht zum Typischen, Schablonenhaften.

Möge die Musik, auf deren häufigere Heranziehung schon die eigne, der Theaterbühne gegenüberliegende Sängerbühne hinweist, ihre Mitwirkung recht vorsichtig und rücksichtsvoll sein lassen. Von der Sängerbühne sollen bei den Volksspielen die Gesänge des Chors mit Orgelbegleitung erklingen, „aus dem Zuschauerraume gleichsam die ideale Stimme des Publikums, das bei besonders festlichen Gelegenheiten, z. B. patriotischer Art, sogar mit einstimmen könnte“ (Schön). So soll auch dadurch die Teilnahme der Zuschauer gesteigert werden, ein solcher Chor verschmilzt Handlung und Zuschauer in eins. Der Chor wird so „zur selbstthätigen Mithandlung des Volkes gewordene Zwischenaktsmusik“ (Herrig). Wenn die letztere ihr fremderes Verhältnis zum Drama so aufgiebt und im Kunstwerke organisch aufgeht, so ist das, wie alles Organische, freudig zu begrüßen, und in Herrigs „Luther“ ist allerdings die Musik ein wirkungsvoller organischer Bestandteil — wie wäre auch ein Lutherfestspiel ohne Gesang denkbar? So glücklich wird's aber nicht immer treffen, und nicht bei jedem Dichter. Wo Musik und Dichtung sich vermählten, hat, abgesehen vom Volksliede, meistens die eine den Taktstock und den Pantoffel zugleich geschwungen, und die Ehe war nichts weniger als verfassungsmäßig. Es ist an sich ja richtig, daß die Musik im Drama „dem von einzelnen Szenen ergriffenen Gefühle willkommene Gelegenheit zum Ausruhen, zur Besänftigung und Sammlung giebt. Wo immer Musik auftritt, wird durch sie ein ideales Element atmosphärisch rings verbreitet“ (Wyl). Mehr Widerspruch müßte aber schon Herrigs Behauptung erfahren, daß ohne Musik dem neuen Menschen ein Ausklingen seiner Gefühle unmöglich sei. Sollten wir in unserm reflektirenden Zeitalter die *Sprache* des Herzens schon so verlernt haben?

Jedenfalls müssen der Dichtung ihre Rechte gewahrt bleiben. Sie hat aber das Recht, in ihrem Werke selbst die höchste Wirkung hervorzubringen, und diese soll ihr die Musik mit wohlfeileren Mitteln nicht vorweg nehmen.

Sie soll nicht handeln, wie in einer Pantoffelehe die Frau, welche gerade im entscheidenden Augenblicke das Wort beansprucht. Läßt sich die Menge doch so leicht schon durch den bloßen musikalischen Nervenreiz rühren. Es könnte der Ideengehalt und die Charaktervertiefung im Drama beeinträchtigt werden, wenn bei jeder gehobenen Stimmung, jeder Gefühlsaufwallung Gesang oder überhaupt Musik ertönt, und Schwäche des Gefühls und der Phantasie könnte ein Dichter leicht hinter Musik verstecken wollen und so schwächliche, sentimentale Werke liefern, die dennoch — und das ist das Gefährliche — eine gewisse Wirkung nicht verfehlten. Auch wo der Dichter seine Aufgabe völlig gelöst hat, könnten die Zuschauer, statt das ergriffene Gefühl ausruhen und besänftigen zu lassen, durch zu reichliche Musikzugabe unter Umständen an dem rechten Ergriffensein, an der energischen Erfüllung und Durchdringung des dichterischen Gehaltes gehindert und dafür in unbestimmtere Gefühlsschwelgereien gelullt werden, welche die sittliche, reine Wirkung der herberen Kunst nicht aufkommen lassen. Mit dem Einwande, daß der Gesang als Gefühlsausdruck der Gesamtheit ja nur die Wirkung des Dichtwerkes bethätige, könnte man zu viel rechtfertigen. Die Leiter der Wormser Bestrebungen wollen das natürlich im Prinzip nicht; erwartet Schön doch gerade von der herberen, dramatischen Kunst ohne die übermäßige äußere Ausstattung der Bühne besonders gute und reinigende Wirkungen und will, daß der Stil und das Gefühl für Stil sich bilde durch den Zwang, nur durch das Poetische zu wirken. Aber kann der Stil des Schauspiels nicht auch durch Musik gefährdet werden, welche dem dichterischen Worte die höchste Wirkung abnimmt und bestrebt ist, wie eine übereifrige Hausfrau alles selbst zu verrichten, weil die andern es ihr doch nicht recht machen? Wo R. Wagner Pate gestanden hat, kommen einem solche Gedanken und Bedenken leicht, und wir mochten sie nicht unterdrücken.

Daß aber die Förderung, welche das Volkstheater der dramatischen Dichtung bringen könnte, etwa von einem auf den Schild erhobenen Dichter ausgehen sollte, heiße er Herrig oder anders, das meinen die Wormser natürlich selbst nicht. Die Förderung soll eine sehr allmähliche, weil organische sein, und der Boden, auf dem sie sich vollzieht, und aus dem sie ihre Nahrung bekommt, das neu erweckte Interesse des ganzen Volkes in allen seinen Schichten. Dann wird sich ganz von selbst der Stil einstellen, der schmerzlich vermißte, und mit ihm eine neue Blüte. Wann aber diese Zeit gekommen sein wird, wer will es sagen? An einzelne Namen wird sie sich allein nicht knüpfen, denn die Grundbedingung ist eben das Volk, wenn es auch des Geistes eines großen Dichters bedarf, um mit seinem Geiste ihn befruchtend das nationale Drama zu schaffen. Wohl uns, daß wir eine Nation geworden sind! Die großen Dichter werden sich schon einstellen, und dann wird das wahrhaft deutsche Theater erstehen. Wenn uns eins an den Fortgang der Wormser Sache glauben läßt, so ist es das Arbeiten mit den vorhandenen Mitteln, das Anpassen an gegebene Ver-

hältnisse bei strengem Festhalten an den idealen Grundsätzen, damit aus vorhandenen Keimen schöne organische Gebilde werden; die Ruhe, die nicht heute oder morgen schon die Früchte pflücken will, sondern weiß, wie das Organische sich nur langsam entwickelt und in seiner Vollendung vielleicht erst ein späteres Geschlecht erfreut.

Das sind die künstlerischen Aussichten für die dramatische Dichtung der Zukunft. Aber den Segen in sittlicher und sozialer Hinsicht kann das lebende Geschlecht noch genießen. Denn das Volk hat ebenso wenig nur einen leiblichen Magen wie der Gebildete, und seine Phantasie verlangt, wie gesagt, auch nach Nahrung. Mit Fortbildungs-, Gewerbe- und Zeichenschulen ist für diesen Zweck natürlich gar nichts gethan, denn in ihnen bleibt der Arbeiter ja immer nur Arbeiter und bei seiner materiellen Facharbeit. Die Nationalökonomie des Volksgeistes, seiner Güter und Kräfte und ihres Verbrauches ist leider noch nie in der Weise Gegenstand staatlicher Sorge gewesen, wie es jetzt die Ökonomie der sichtbaren Lebensgüter ist, konnte es wohl auch noch nicht sein. Wenn mit dem Grundsatz des Gehenlassens auf diesem Gebiete jetzt gebrochen ist, so sollte es auch auf jenem geschehen; und wenn eine Stadtgemeinde auf Anregung klar denkender und ideal gesinnter Männer damit den Anfang macht und das Theater als eines der besten Mittel für ihre Zwecke in Dienst nimmt, so ist der erste Schritt zum Guten gethan. Berücksichtigen wir nur die sittlichen und sozialen Wirkungen, so muß die Frage nach den aufzuführenden Schauspielen, nach der etwa bevorzugten poetischen Richtung in die zweite Stelle zurücktreten. Mag es Shakespeare sein oder Herrig, wenn es nur gute Speise ist für das nicht zweckentsprechend genährte Volk. Das ist die Hauptsache. Kann man doch Rohheit den unbewußten Hunger nach seelischer, nach Gemütsnahrung nennen. Materielle Not wird nie zur brutalen Gewalt treiben, wenn sich nicht Mißverhältnisse in der geistigen Ökonomie zu ihr gesellen.

Die äußere Atmosphäre beeinflußt den leiblichen Organismus; die reine sittliche Atmosphäre der Volksbühne wird sich nicht minder wirksam für den geistigen Organismus erweisen. Wenn die frivole Afterkunst entsittlicht, sollte die wahre Kunst nicht zu versittlichen vermögen? Man erwäge, daß der Mann aus dem Volke solche Einflüsse bisher überhaupt höchst selten erfahren konnte, und daß nun eine Fülle sittlicher Ideen ihm entgegentreten wird, Selbstverleugnung, Duldsamkeit, Vaterlandsliebe, Hingebung für Wahrheit und Recht, und was sonst noch Edles die Menschenbrust birgt. Und alle diese Ideen in schon an sich anziehenden dichterischen Gestalten verkörpert und in einer Sprache, deren Adel allein ihn schon weihevoll stimmt — wenn er da nicht in seiner sittlichen Empfänglichkeit gehoben das Theater verläßt, dann schließt auch die bestehenden Theater der sogenannten Gebildeten alle als eitel Narretei, auf daß mit dem Heiligen, der Kunst nicht Unfug getrieben werde!

In Darmstadt besteht eine Kommission des Gartenbauvereins, welche den

Arbeitern Blumen zur Pflege ins Haus giebt, in der schönen Voraussetzung, daß mit diesen Blumen auch das zarte Pflänzlein des Idealismus aufwachsen und an ihnen emporrankend seine Pflege finden werde. Auch ein schönes poetisches Bild, ein sittlicher Gedanke, aus dem Schauspielhause heimgebracht, kann eine Blume im Hause werden. Mit dankenswertem Eifer baut man allenthalben Volksbäder, und die Ortsstatistik wird ihren günstigen Einfluß auf leibliche, geistige und moralische Gesundheit wohl nachweisen können. Über den Eingang des Wormser Volkstheaters könnte man schreiben: Geistiges Volksbad. Mancher wird da seine Seele rein baden von dem Werktagsstaube und manchen moralischen Giftstoff und Fäulniserreger fortspülen lassen von den klaren Wellen des Idealismus, des Sittlich-Schönen. Und wenn die Kirche erzieht durch Hinführung zum Unendlichen, Göttlichen, so ist die Volksbühne eine Vorschule durch Darstellung des Endlichen, Menschlichen in seiner edelsten Erscheinungsform.

Gar zu leicht geht dem Menschen, der im Getriebe des Arbeitsmarktes, bei der vereinseitigenden Arbeitsteilung selbst fast zur Maschine wird, das Bewußtsein von der Würde und Bedeutung des Einzelnen und des Daseins verloren. Das ist das wahre geistige Elend, und es hat seine Stätte besonders in den Fabriken. Nun wollen wir den hoffnungsreichen Worten von Werner Siemens gern glauben, mit denen er auf dem vorjährigen Naturforschertage das naturwissenschaftliche Zeitalter pries und als sicher in Aussicht stellte, daß es für die nicht abzuleugnenden Übel, die es mit sich bringe, auch die Heilmittel in sich trage. Große Maschinen gäben zwar die mechanische Arbeitsleistung immer noch viel billiger als kleine, und die Aufstellung der letztern in den Wohnungen der Arbeiter stoße außerdem noch auf große Schwierigkeiten. Es werde aber der Technik unfehlbar gelingen, das Hindernis der Rückkehr zur wettbewerbungsfähigen Handarbeit zu beseitigen, und zwar durch die Zuführung billiger mechanischer Arbeitskraft in die kleinen Werkstätten und Wohnungen der Arbeiter. „Nicht eine Menge großer Fabriken in den Händen reicher Kapitalisten, in denen »Sklaven der Arbeit« ihr klägliches Dasein fristen, sei daher das Endziel der Entwicklung des Zeitalters der Naturwissenschaften, sondern die Rückkehr zur Einzelarbeit oder, wo es die Natur der Dinge verlange, der Betrieb gemeinsamer Arbeitsstätten durch Arbeitervereinigungen, die erst durch die allgemeine Verbreitung von Kenntnis und Bildung und durch die Möglichkeit billiger Kapitalbeschaffung eine gesunde Grundlage erhalten werden." Man glaubt gern, was man wünscht, und deshalb weisen wir den leisen Gedanken, ob die billigere mechanische Arbeitskraft für größere Maschinenanlagen nicht wieder noch billiger werden könnte, von der Schwelle. Aber bis dieses Ziel erreicht ist, bis das naturwissenschaftliche Zeitalter die Wunden, die es schlug, auch wirklich geheilt hat, bleibt noch viel zu wirken und zu schaffen auch für den Nichtnaturforscher, für den Philosophen und den Künstler. Und später hoffentlich nicht minder. Da gilt es, dem Arbeiter jenes Bewußtsein von der wahren

Würde und Bedeutung des Einzelnen und des Daseins in andrer Weise, als es die Hetzapostel thun, zu erwecken und ihm das Gefühl zu geben, daß auch er ein verantwortungsvolles Glied der großen Gemeinschaft ist, die durch das Sittengesetz, die sittliche Weltordnung zusammengehalten wird, daß auch er dazu berufen ist, dieses Gesetz an seinem Teile zu erfüllen. Das gehört zur Aufgabe der wahren volkstümlichen Kunst der Bühne, und würde sie auch nur annähernd gelöst, so wären die sozialen Folgen gewiß heilsam.

Mancherlei besondre ideale Errungenschaften werden dabei der Lösung der sozialen Frage noch zu gute kommen. Nur wenn jenes allgemein sittliche Gefühl gestärkt ist, mögen bestimmte Einzelgefühle zum Leben erweckt werden, so auch Gemeinsinn und Vaterlandsliebe. Wie soll, wer noch nicht zu sich selbst gekommen ist, zu seinem Nebenmenschen, zum Vaterlande kommen? Erst wenn die dumpfe, unwürdige Resignation einerseits und die sich selbst verzehrende, hetzende Unzufriedenheit anderseits in dieser sittlichen Erhebung untergegangen sind, ist der Boden für alle sittlichen Einzelgefühle frei gemacht und gesäubert. Da mag die Kunst denn weiter ihre Samenkörner streuen, aber in die Herzen aller, die in dem gemeinsamen Hause vereint sind. Wyl macht die treffende Bemerkung, daß die Fußwaschung im Passionsspiele eine bessere Lösung der sozialen Frage sei, als der Brand von Paris und die Erschießung der Geißeln. Solche Mahnungen finden sich aber nicht nur im Passionsspiele.

Das ist das Große an der Idee des Volkstheaters, daß Gebildete und Ungebildete, Besitzende und Besitzlose einander durch die Kunst wieder nahe geführt werden, im Raume und in den Ideenkreisen; daß zwischen ihnen eine festere Brücke geschlagen wird, als durch das Verhältnis von materieller Leistung und Gegenleistung. Gemeinsamkeit geistiger Interessen bindet fester als die Gemeinsamkeit materieller Interessen, die sich durch Unverstand noch dazu so oft in das Gegenteil umgewandelt hat. Gemeinsamer Besitz des Theaters und gemeinsames Interesse daran haben die sich sonst ausschließenden Kreise schon genähert, stärker ist aber die Vereinigung in den gemeinsamen Ideen, dem gemeinsamen Gefühle der Begeisterung, „wenn Menschen aus allen Kreisen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch eine allwebende Sympathie verbrüdert, in ein Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprunge sich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen, und seine Brust giebt jetzt nur einer Empfindung Raum — es ist diese, ein Mensch zu sein" (Schiller).

Unser ganzes Volksleben krankt an schroffen sozialen und mit diesen verquickten politischen Gegensätzen. Überall, wo irgend etwas getrenntes vereinigt wird, geschieht schon dadurch etwas zur Heilung. Auch die konfessionellen Gegensätze sind durch die neueste Gesetzgebung nicht beseitigt worden, sondern haben nur ihre politischen Ferien erhalten, und bei Gelegenheit könnte Deutsch-

land wieder das traurige Schauspiel des Bürgerzwistes sehen, wenn man kein Mittel dagegen findet. Freilich scheint der Deutsche im Unterschiede von andern Völkern immer geneigt, sein Volkstum hinter andre bewegende Kräfte zu stellen; aber der Hauptgrund ist wohl, daß uns durch unsre Jahrhunderte alten einheimischen, besonders konfessionellen Zwistigkeiten und durch die Geschichtschreibung der Parteien das Bewußtsein verdunkelt ist, daß wir auch eine gemeinsame Geschichte haben. Es ist sicher besser geworden, aber wir fühlen unsre nationale Zusammengehörigkeit auch heute immer noch nicht stark genug, die kosmopolitischen Gelüste sind noch immer nicht weit genug von einem kräftigen Nationalbewußtsein zurückgedrängt. Es muß schon ein gewaltiges Gewitter über uns losbrechen, wenn das gemeinsame Verhängnis uns Deutsche alle gemeinsam fühlend und handelnd finden soll. Hier kann das Volkstheater viel Gutes wirken, wenn es im Schauspiele uns unsre große fernste und letzte Vergangenheit vorführt und uns in dem Stolze, Nachkommen und Angehörige jener Geschlechter zu sein, vereinigt. Da wird auch dem Geschichtsunkundigen und Parteiverblendeten wenigstens eine dunkle Ahnung davon aufgehen, daß die thatsächlichen Zustände nicht an sich und aus sich selbst heraus zu beurteilen und zu verurteilen sind, und der Blick in die Vergangenheit wird ihm das Bewußtsein, daß es eine Zukunft giebt, erwecken. Entsittlichend und niederdrückend ist nur das dumpfe Haften und Verweilen an den eignen unbefriedigenden Zuständen der Gegenwart ohne einen Blick nach vorwärts oder nach rückwärts. Wenn dem Volke sein Vaterland, seine großen Zeiten und Männer gezeigt werden, wenn in ihm das Bewußtsein wachgerufen wird, daß er selbst einen Anteil an ihnen hat, dann wird, was Schön als wertvollstes Ergebnis erwartet, „der Massengeist zum Volksgeist." Dann entsteht die wahre Vaterlandsliebe, die kein leeres Gefühl sein kann und eines Gegenstandes bedarf, der mehr ist als ein geographischer Begriff. Das allgemeine Wahlrecht kann, wie die Dinge liegen, wenig dabei nützen. Es schwächt infolge des Wahlkampfes eher noch das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Vaterland ist eine Summe sinnlicher und geistiger Güter und Kräfte. Sind diese in der Gegenwart für viele nicht derart, wie es zu ihrem Wohlbefinden gehört — wollen die darin günstiger gestellten sie nur verurteilen, wenn das Vaterlandsgefühl ihnen abgeschwächt ist, statt etwas dagegen zu thun? Sie sollen vielmehr dazu wirken, daß es jenen doppelt Armen wieder gestärkt werde, daß in ihnen das Bewußtsein von dem Werte des gemeinsamen höchsten Gutes, des Vaterlandes, von den Segnungen, die sie ihm verdanken, von dem köstlichen Schatze ihrer Sprache lebendig werde.

Die Wormser haben diese Aufgabe wohl begriffen und haben Hand ans Werk gelegt. Hat es Fortgang, so werden sie sich den Dank des deutschen Volkes verdienen. Denn ungesunde Zustände schädigen nicht nur diejenigen, welche unmittelbar unter ihnen leiden. Der Bacillus, in den Quartieren des Elends gezüchtet, wandert auch in die Paläste der Reichen. Daß die Wormser

leitenden Kreise nach dieser Erkenntnis schon geraume Zeit gehandelt haben, bezeugen die gesunden sozialen Zustände in ihrer Stadt. Mancher Fabrikort, in dem die Lehre von dem Kampfe ums Dasein in härtester und erbarmungslosester Weise und daher mißverständlich ausgelegt wird — denn auch die Liebe ist eine Macht beim Kampfe ums Dasein im Menschenleben, und vielleicht die größte —, hätte sich an Worms ein Vorbild nehmen können. Umsomehr jetzt, wo dort für das Wohlbefinden und die Gesundheit des Volkes auch mit geistigen, idealen Mitteln gearbeitet wird. Natürlich muß dadurch das Vertrauen des wirtschaftlich Schwachen zu dem Stärkeren wachsen. Und wer da weiß, wie viel schon gewonnen ist, wenn jener nur nicht von vornherein Mißtrauen hegt und im Arbeitgeber seinen natürlichen Feind sieht, wird die Thatsache zu schätzen wissen, wenn das kühle Gefühl der Vorurteilslosigkeit sich in das wärmere Vertrauen verwandelt hat. G. Freytag macht in seiner Lebensbeschreibung bei Erwähnung seiner kurzen parlamentarischen Thätigkeit die Bemerkung, daß die Führer der schroffen Parteien fast immer durch ein persönliches Erlebnis in ihre Bahn gebracht worden seien. In den Wormser Fabriken wird schwerlich ein sozialistischer Agitator, durch den auch in andre Kreise Unzufriedenheit und Haß hineingetragen würde, erzogen werden. Wollte man, wie es wohl möglich wäre, überall solche Verhältnisse herstellen, so würden die Arbeitgeber ihre Solidarität besser erkennen und wahren, als durch die bloße Vereinigung zum Zwecke der Lohnfrage und zur Fernhaltung gefährlicher Elemente. Denn der ideale, der Menschheitsgedanke hat sich noch immer mächtiger erwiesen als die physische Gewalt und der kalte Rechtsstandpunkt.

Möge das Wormser Werk gedeihen, die Zweifler überzeugen und dann zum Wohle des Vaterlandes Nacheiferung finden!



Philisterurteil.

Von Heinrich Vierordt.*)



Rauchend in der deutschen Schenke
Hinter ihrem kühlen Krug,
Sitzen abends die Philister,
Reden da gar viel und klug;
Wie im eignen Vaterlande
Alles nur am besten sei —
Fabelhafte Riesenblüten
Treibt die Kannegießerei.

*) Aus den unter dem Titel Akanthusblätter demnächst im Verlage von Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg erscheinenden Gedichten Vierordts.

Schmäht jetzt einer auf Italien,
Giebt dem Biertisch einen Stoß:
Unerträglich sei die Ölkost
Und die Berge wälderlos,
Häßlich sei das Volk und träge,
Kaum zum Dienen eben recht,
Durch die schmutz'gen Gassen schleiche
Ein gesunkenes Geschlecht.

Plötzlich tritt ein holder Knabe,
Jener Sonnenheimat Kind,
Durch die Pforte zu den Männern,
Die für Formenschönheit blind;
Der, voll königlichen Anstands,
Ist ein armer Junge bloß,
Bläulich schwarz sind seine Haare,
Seine Augen still und groß.

Wie er durch die Tabakswolken
Schwingenleichter Sohle geht,
Scheint's, als schwebe durch den glänzend
Weißen Nebel Ganymed;
Um die Brauen webt es träumend,
Ist es Heimweh? ist es Trotz?
Auf den Lippen spielt ein Lächeln,
Wie das Lächeln eines Gotts.

In dem blanken Weidenkorbe
Bringt des Südens dunkler Sohn
Gypsfiguren, Terrakotten,
Lampen aus gebranntem Thon;
Götter, Helden, Dichterbüsten
Stellt er, freundlich ladend, auf,
Bietet sie mit schlichten Worten,
Doch mit Anmut zum Verkauf.

Manche schauen nun mit Freuden
Und erstaunt den Knaben an,
Wählen wohl auch, ihm zu Liebe,
Sich von den Gestalten dann.
Doch es schweigt beschämt der Spötter,
Der so streng ging ins Gericht —
Knöcherne Philisterherzen
Schönrer Ahnung Strahl durchbricht.





Gevatter Tod.

Eine Weihnachtsgeschichte von L. Budde.

Erstes Kapitel.

Das Geheimnis des Todes.

s war einmal ein kleiner Knabe, bei dem stand der Tod Gevatter. Von der Familie war es eigentlich nicht so bestimmt, sondern der Tod selber war auf diesen Einfall gekommen, und der hat eine ganz eigne Art und Weise, das durchzusetzen, was er sich einmal vorgenommen hat. Die Sache kam ganz natürlich und trug sich folgendermaßen zu.

Der kleine Knabe lag rosig und gesund in seiner Wiege, und schlief den größten Teil des Tages. Der Tod starrte auf ihn hernieder mit seinen großen, leeren Augenhöhlen, die er immer weit geöffnet hielt. Das fiel ihm freilich nicht schwer, denn so viel man sehen konnte, war weder etwas zum Schließen derselben da, noch ein Grund, weshalb er sie hätte schließen sollen.

Der kleine Knabe hatte erst ganz kürzlich das Licht der Welt erblickt, aber der Tod war bereits ein alter Hausfreund.

Der kleine Knabe war der erstgeborne Sohn des jungen Schulmeisters und seiner Frau, der Schatz ihres Hauses, und da lag er nun in ihrem Hause, aber auch der Tod war zugegen als alter Freund der Familie. Den Platz hatte er nun einmal eingenommen, und den behielt er auch, aber die Verteidigung desselben kostete mehr als einen Kampf.

An der Wand im Schlafkämmerlein des Schulmeisters hatte der Tod seinen Platz, mitten in einem alten Bilde. Wie ein Riese unter winzig kleinen Geschöpfen stand er dort mit den großen, schwarzen Augen, die aussahen, als könnten sie in die entlegensten Winkel und Ecken der Erde dringen, um ihre Beute zu erspähen, und mit dem wunderlich lachenden, offenen Munde, der mit zwei

dichten Reihen glänzend weißer Zähne ausgestattet war, als sei er bereit, alles zu verschlingen, ohne doch je satt davon zu werden.

Sein nacktes Skelett überragte alle die andern Figuren des Bildes, und die knochigen Arme, welche in den dünnen, langen Fingern die Sense hielten, waren weit ausgestreckt über das bunte Gewimmel des Lebens, das sich vor ihm entfaltete. Zwischen offnen Gräbern spielten Scharen jubelnder Kinder, tanzten Jünglinge und Jungfrauen mit Blumen auf den Hüten und im Haar; Männer und Weiber stritten mit ernsthaften Mienen um Goldkörner, die im Staube funkelten, und Greise streckten begehrlich die zitternden Hände nach lockenden Früchten aus, die an den über den Gräbern hängenden Zweigen unter saftigem Laube hervorlugten.

Zu den Füßen des Todes sanken ein Greis und ein junges Mädchen ins Grab. Voller Grausen starrte der Alte hinab, das junge Mädchen sah jedoch aufwärts, und ein Lächeln glückseliger Verwunderung glitt über die reinen, frommen Züge.

Hinter dem Tode folgte ein langer Zug von bleichen, blutlosen Gestalten mit geschlossenen Augen, Junge und Alte, Männer und Weiber, Kopf an Kopf, die immer kleiner und winziger wurden, bis sie sich schließlich gleich einem Nebel in der Ferne verloren. Es sah aus, als höbe sie eine unsichtbare Macht empor über die Erde und trüge sie leise weiter auf seiner Spur — ein schwebender Trauerzug ohne Ende.

Der Sensenmann kommt und holet dich!
O Menschenkind, drum hüte dich!
Wagst du ins Auge ihm nicht zu schauen,
Packt dich kalte Furcht und Grauen.
In seinem Innern aber liegt
Ein Schatz, der alle Furcht besiegt.

So stand mit altmodischen, verschnörkelten Buchstaben unter dem Bilde geschrieben. Das klang zwar recht schön und tröstlich, aber ein angenehmer Anblick war der Tod trotz alledem nicht.

Der Ansicht waren auch alle vernünftigen Leute in dem kleinen Dorfe, als er plötzlich zwischen ihnen auftauchte und sich wie ein aus einer andern Welt verscheuchter Geist in ihr gemütliches, gleichmäßig dahinfließendes Leben eindrängte. Woher kam er auch nur? Ja, woher kommen eigentlich alle diese alten, eigentümlichen Bilder?

Welche Menschenseele hatte sich einsam mit diesen Gedanken getragen, bis sie ihnen endlich Ausdruck verleihen mußte? Welche zitternde Hand gab ihnen diese unvollkommene und doch so wunderbar ergreifende Gestalt? Niemand weiß es, es ist, als wären sie vom Himmel gefallen, und genau so kam der Tod in das kleine Dorf.

Der Schulmeister war verreist gewesen, um seine Mutter zur letzten Ruhe zu geleiten — sein Vater hatte schon lange auf dem Friedhofe auf sie gewartet —, und nun kehrte er in sein Dorf zurück, sein ganzes väterliches und mütterliches Erbe in den Armen haltend. Das ward ihm nicht schwer, denn der Tod war alles, was ihm Vater und Mutter hinterlassen hatten. Den Fuß auf das Knie des Schulmeisters gesetzt, von seinen Armen umschlossen, hielt er seinen Einzug in das Dorf, und als sich die arglosen Bewohner desselben neugierig um den Wagen sammelten, um das Erbe in Augenschein zu nehmen, starrte sie nur das Bild des Todes an, sodaß ihnen angst und bange wurde.

Freilich waren auch sie nicht unbekannt mit dem Tode, und von Zeit zu Zeit pflegte er auch ihr stilles Dorf heimzusuchen, aber sie waren daran gewöhnt, ihn kommen und verschwinden zu sehen, wie eine brave, vernünftige Persönlichkeit, die keinen unnötigen Aufstand macht. Von angenehmem Äußern, ruhigen, sinnigen Wesens, pflegte er mit einigen schönen, einlullenden Worten diejenigen von dieser Welt abzuberufen, die nun doch einmal mit dem Leben fertig waren, den Hinterbleibenden verursachte er keine weitere Unruhe, sie stärkten sich hinterher an einem kleinen Leichenschmaus und schliefen am Abend eben so ruhig ein wie immer.

Was in aller Welt hatte es nun zu bedeuten, daß er jetzt so urplötzlich in seiner widerwärtigen Nacktheit bei ihnen angefahren kam? Es sah ja fast aus, als glitte ein spöttisches Lächeln über seine breiten Backenknochen und seine glänzend weißen Zähne, während er auf sie herabsah und die tiefste Finsternis sie drohend aus seinen leeren Augenhöhlen anstarrte. Über das Ganze war ein erschütternder Ernst gebreitet, der nicht abzuschütteln war, und eine wunderbare Traurigkeit teilte sich allen mit, ehe sie sich selber klar darüber wurden. Nein, so hatten sie den Tod früher niemals gesehen, und so mochten sie ihn auch gar nicht leiden.

Der Schulmeister aber hängte das Bild in seinem Schlafzimmer auf und wies ihm dort sogar den Ehrenplatz an, sodaß er es am Morgen wie am Abend stets vor Augen hatte. Die Bewohner des Dorfes hielten große Stücke auf ihren jungen Schulmeister, und das verdiente er auch; wie aber konnte er es sich nur einfallen lassen, sich einen solchen Schlafgefährten zu wählen? Das konnten sie durchaus nicht begreifen, und wenn sie etwas nicht begreifen konnten, so mußte dabei der Teufel die Hand im Spiele haben, davon waren sie fest überzeugt.

Schließlich bekamen sie es denn auf irgend eine Weise heraus, daß dies etwas rein Katholisches sei; mit so einem Totenkopf pflegten sich die Erzkatholiken in ihren Zellen und Klöstern einzumauern. Da ward es den guten Leuten denn doch zu viel; es war ja auch wirklich kein Spaß, wenn der Schulmeister die ganze, liebe Jugend des Dorfes katholisch machte! Sie fingen an, auf Abhilfe zu sinnen. So hatte denn der Tod die ganze Einwohnerschaft

des Dorfes gegen sich, und mit jedem Tage wuchs die feindliche Stimmung, man war fest entschlossen, den Friedensstörer zu verdrängen.

Das ganze Dorf war es nun freilich doch nicht, denn der alte Totengräber Jens hielt es mit dem Tode, und das war ja auch seine Pflicht und Schuldigkeit. Einesteils war der Totengräber Jens gern andrer Meinung als die Leute im Dorfe, und dann hatte er ja auch so sehr viel mit dem Tode zu schaffen; war doch der Tod sein täglicher Verkehr. Ja er hatte sogar weiter gar keinen Umgang, und das konnte man ihm auch anmerken.

Er läutete die Glocke in der Kirche des Dorfes, er grub die Gräber, hielt den Friedhof in Ordnung und war in dieser Beschäftigung ergraut; selbst die ältesten Leute des Dorfes wußten sich kaum zu erinnern, daß er auch einmal jung gewesen sei. Aber der Tod selber war nicht sicherer in seinem Fach als der alte Jens; er wußte aufs genaueste mit allem Bescheid, was dahin gehörte.

Jeden Morgen, wenn seine kurzen, eiligen Schritte den Weg, der zum Kirchhof führte, entlang klapperten, wußte man im Dorfe, wie es an der Zeit sei; man konnte seine Uhr darnach stellen, so zuverlässig war er. Den Tag hindurch war er bei den Gräbern beschäftigt und hielt mit so strenger Miene Wacht über den Friedhof, als bewache er einen kostbaren Besitz und sei bereit, ihn gegen jedermann zu verteidigen. Ein neues Grab schüttete er mit so sichtlicher Befriedigung zu, als wolle er sagen: Da hab' ich dich gefangen! Nun bleibst du hier bei mir, es entgeht mir doch keiner.

Langsam aber sicher heimste er so jahraus jahrein seine Ernte auf dem Friedhofe ein, ihn selber aber schien der Tod vergessen zu haben. Je mehr seine Gestalt zu Knochen und Sehnen zusammenschrumpfte, desto eisenfester schien sie, ja, je schrumpliger die Haut in seinem Antlitz wurde, ein desto zäheres Aussehen gewann sie. Die Bewohner des Dorfes zeichneten sich nicht gerade durch besondern Scharfsinn aus, aber zuweilen wollte es ihnen doch scheinen, als wenn zwischen dem alten Jens und dem Tode ein besondres Verhältnis bestünde, als wenn er mit einer Miene umherginge, die deutlich bekundete, daß er fest entschlossen sei, sie allesamt zu begraben, einen nach dem andern, und das gefiel ihnen nicht.

Und es war doch auch wunderlich, daß er solchen Geschmack daran finden konnte, sich zwischen den Gräbern zu beschäftigen, und noch dazu zu solchen Zeiten, wo ehrbare Leute sich am liebsten so fern wie möglich vom Friedhof hielten. Zu später Abendstunde, wenn die Dämmerung schon längst hereingebrochen war, erschallte oft eine zitternde Stimme aus einem halbfertigen Grabe und sang in die Nacht hinaus:

Ich grabe und ich grabe,
Und wer kommt jetzt daran?
Wer läßt jetzt seine Habe,
Ist's Kind, ist's Weib, ist's Mann?

Ich grabe und ich grabe,
Und wer kommt jetzt daran?
Die Armen wie die Reichen,
Nicht einer kann entweichen,
Die Groben wie die Feinen,
Sie werden all die Meinen,
Sie kommen alle dran.

Aber wenn die Leute aus dem Dorfe am Friedhofe vorüber kamen und den Gesang hörten, dann beschleunigten sie wohl ihren Gang und verzichteten gern auf das Ende des Liedes. Sie mußten unwillkürlich denken, daß es eine Geisterstimme sei, die auch ihnen galt, und das war ihnen nicht angenehm.

Die natürliche Folge von alledem war, daß die Leute im Dorfe den Totengräber Jens nicht besonders gern hatten, und auch ihm lag nichts an der Freundschaft der Leute; so blieb denn auf dem gemeinsamen Wege jeder gern auf seiner Seite.

Vor dem Friedhofe lag der große Teich, auf den das Dorf nicht wenig stolz war, und jenseits des Teiches das Haus des alten Jens. Das Haus war groß und stattlich, und doch bewohnte der Besitzer nur ein ganz kleines Stübchen am äußersten Ende desselben. Der übrige Teil des Hauses diente nur zum Staat, obgleich niemand da war, der den Staat hätte sehen können.

Man erzählte sich, daß der Totengräber, der jetzt freilich alt, sonderbar und unzugänglich war, auch einmal jung und lebensfroh gewesen sei, daß er die Absicht gehabt habe, sich zu verheiraten, und zwar mit dem schönsten Mädchen des Dorfes. Das Haus war fertig gewesen und geschmückt wie zum Empfang einer Prinzessin, aber die Prinzessin war launenhaft gewesen, sie hatte doch lieber einen andern haben wollen, und den hatte sie denn auch bekommen. Da hatte der Totengräber Jens seinen ganzen Staat eingeschlossen, hatte sich in das kleine Hinterstübchen zurückgezogen und den Friedhof zu seinem Hauptaufenthaltsorte gewählt. Und jetzt war er ein alter, unzugänglicher Sonderling, und das war er nun schon viele Jahre lang. Die Prinzessin aber war jetzt eine alte, kümmerliche Witwe mit triefenden Augen und saß auf dem Altenteil in der Ofenecke.

So erzählte man es sich, und unglaublich ist es ja am Ende nicht, man hat ja schon ähnliches erlebt. Der alte Jens sagte, daß man nicht länger in Frieden leben könne, als es dem Nachbar gefällt, weswegen es das Gescheiteste sei, gar keine Nachbarn zu haben, und darin hatte er wohl nicht so ganz Unrecht. Im übrigen nahm er niemandes Hilfe in Anspruch, denn, sagte er, wer sich für sich selber hält, tritt keinem zu nahe, und auch darin mochte er wohl Recht haben. Ja, das kann er wohl sagen, meinten die Leute; hatte er doch einen hübschen Schilling von den Eltern geerbt und immer mehr dazu verdient, ohne viel zu verbrauchen. Also mußte er einen guten Sparpfennig zurückgelegt haben.

Aber darüber verlor er niemals ein Wort, und auch darin mochte er wohl Recht haben.

Ihr sollt sehen, mit dem Schulmeister nimmt es kein gutes Ende, sagten die vernünftigen Leute im Dorfe, dem Tode soll man aus dem Wege gehen und ihm nicht lange nachsehen, dann hat er keine Macht über uns. Der Totengräber Jens aber sagte: Der Schulmeister ist der klügste Mann, den ich seit vielen Jahren kennen gelernt habe, und von der Zeit an machte er sich allerlei im Schulhause zu schaffen, was doch früher niemals der Fall gewesen war. Man wunderte sich darüber, daß er plötzlich so gern die Ansichten des Schulmeisters über dieses oder jenes hörte, das hatte er doch früher nicht gethan, denn er war kein Freund von vielem Reden. Und bei diesen Gelegenheiten kam merkwürdigerweise das Gespräch stets auf das alte Bild, und er und der Schulmeister gingen dann in das Schlafkämmerlein, um es zu besehen. Und er schaute den Tod an, zu dem er seit so vielen Jahren in so naher Beziehung gestanden hatte, und er konnte sich nicht satt an ihm sehen, er meinte immer, da sei so viel zu schauen, was er nie zuvor gewußt oder gesehen habe. Es war, als verringerte sich seine eigne Sicherheit dem großen Meister gegenüber.

Das ist ein wahres Wort, sagte er, als er zum ersten male vor dem Bilde stand, da gehen sie hin und reden und dünken sich Gott weiß wie gut, als seien nicht Gräber genug da, um alle ihre Größe hinein zu legen.

Und allen den alten Starrsinn obendrein, fügte der Schulmeister hinzu und legte die Hand auf seine Schulter.

Der Totengräber Jens schaute hastig auf, aber der Blick, der dem seinen begegnete, war so freundlich und treuherzig, daß er seine Augen niederschlug und schwieg. Er sah den Tod noch einmal an, und dann ging er hinweg.

Am nächsten Tage hatte er wieder etwas in der Schule zu thun, und es endete abermals damit, daß er und der Schulmeister in die Schlafkammer gingen und vor dem Tode standen.

Es hat doch sein Gutes, daß es einen giebt, der ihr Meister ist, über die Großen wie über die Kleinen, sonst möchten die Menschen am Ende zu übermütig werden. So sagte der alte Jens und sah zu dem Schulmeister auf, um zu sehen, ob der ihm wohl widersprechen würde. Aber daran dachte der Schulmeister nicht.

Ihr habt Recht, Jens, sagte er und nickte ihm freundlich zu. Die Lehre können wir beide uns auch zu Herzen nehmen.

Der Totengräber Jens ging abermals sinnend von dannen, und auch diesmal hatte er nichts einzuwenden.

Und so ging und kam er, so besuchte er den Schulmeister und den Tod, und so sprachen die zwei über den dritten, bis die Leute anfingen, sich darüber zu wundern, daß des Schulmeisters freundliche Stimme die garstigen Lieder des

Alten verdrängt hatte und sich nicht selten mit dem zitternden Gesange des Totengräbers vereinte, der vom Kirchhofe her erschallte. Es schien ihnen eine Zaubermacht zu sein, die von dem Bilde des Todes ausging, und sie fingen an, etwas Respekt davor zu empfinden.

Und doch ist es zweifelhaft, ob der Totengräber Jens und der Tod auf die Dauer dem ganzen Dorfe siegreich hätten widerstehen können. Aber glücklicherweise erhielten sie Unterstützung. Es geschah nämlich, daß eines Tages ein Fremder in das Dorf kam, der Verständnis von dergleichen Dingen hatte; der sah das Bild und erklärte, daß es von großem Werte sei. Wenn es an den richtigen Käufer käme, könnten wohl mehrere hundert Thaler dafür bezahlt werden. Da staunten die klugen Leute im Dorfe und bekamen großen Respekt vor dem Bilde. Jetzt konnten sie die Vorliebe des Schulmeisters dafür begreifen, sie sahen ein, daß die Worte von dem Schatz, die unter dem Bilde standen, wohl ihre Begründung haben mußten. Und von Stund an hatte der Tod den Sieg über die ganze Bevölkerung des Dorfes errungen und behauptete fortan seinen Platz. Aber damit war der Kampf noch nicht zu Ende.

Der Schulmeister verlobte sich mit einem Mädchen, das einsam und allein in der Welt dastand, wie er selber, es schien den beiden, als gehörten sie darum einander nur desto inniger an. Er führte sie zum erstenmal in sein kleines Heim und zeigte ihr die Herrlichkeiten desselben, und sie sah ihn mit ihren liebevollen Augen so glücklich und dankbar an — dies alles sollte ja nun ihr gemeinsamer Reichtum sein, wie ärmlich und gering es andern auch erscheinen mochte. Da stand auch sie vor dem Bilde des Todes still.

Meinst du, fragte sie leise, und ein Beben ging durch ihren Körper, meinst du wirklich, daß wir dies Bild hier hängen lassen sollen?

Fürchtest auch du dich vor dem Alten? fragte der Schulmeister lächelnd. Er ist nicht so schlimm, wie er aussieht, und dann hat er das Gute, daß man ihn lieber gewinnt, je näher man ihn kennen lernt. Das kann man aber nicht von vielen sagen.

Seine junge Braut schlug die Augen nieder und sah aus, als wenn sie doch nicht so ganz damit einverstanden wäre. Der Schulmeister aber ergriff ihre Hand und fuhr fort: Sieh nicht so traurig drein! Hier soll ja dein Reich sein, und wenn du es wünschst, muß mein alter Freund dir weichen. Aber erst sollst du hören, warum ich so viel von ihm halte, dann kannst du selber urteilen. Er hat dir wie mir Eltern und Geschwister genommen, auch nach uns streckt er seine Hand aus, und in seinem Antlitz steht die bittere Notwendigkeit geschrieben. Aber in seinen Augen liegt ein Geheimnis, und wer ihn gerade anschaut und ihm mit kindlichem Vertrauen ins Auge blickt, hat Teil daran. Ich war ein kleiner Junge und saß auf den Knieen meines Vaters, als ich zum erstenmale einen Einblick in dies Geheimnis that; es war für mich gleichsam ein Märchen, das ich seitdem niemals vergessen habe, das mit jedem male, daß

ich zu ihm zurückkehrte, schöner wurde. Aber es ist kein Märchen von Menschenphantasie erschaffen — der Tod selber erzählt es.

Sie stand da und sah ihn verwundert an; ein fremder Geist, der ihr bange machte und sie doch unwiderstehlich zu ihm hinzog, schien über ihn gekommen zu sein. Sie schmiegte sich fester an ihn.

Lache mich nur aus, wenn du willst, Geliebte, fuhr er fort. Aber ich habe stets ein Gefühl gehabt, als sei es gerade mir besonders dienlich, das Geheimnis des Todes verstehen zu lernen, um getrost unter seinen Augen einschlafen zu können. Wer weiß, wie bald wir beide seine Macht kennen lernen. Willst du das Geheimnis des Todes mit mir teilen? ich könnte es sonst niemand anvertrauen, nur dir kann ich es sagen!

Seine junge Braut nickte, aber ihr Herz klopfte laut, und es war ihr, als solle sie ein wildfremdes Land kennen lernen.

Komm her, ich will dich wie ein Kind auf meine Arme nehmen, flüsterte er, dann sollst du ihm getrost ins Auge schauen!

Ehe sie wußte, wie ihr geschah, hatte er sie in die Höhe gehoben, und nun starrte ihr der Tod ins Antlitz. Unwillkürlich fuhr sie zurück, aber schon nach wenig Augenblicken sah sie ihm mutig in die großen, schwarzen Augenhöhlen, und ein Lächeln glitt über ihr Antlitz — dasselbe Lächeln, das die Züge des jungen Mädchens verschönte, welche zu den Füßen des Todes ins Grab sank. Als sie wieder an seiner Seite stand, lehnte sie ihr Haupt an seine Schulter und flüsterte Worte, die nur er hören konnte. Und das war das zweite mal, daß der Tod den Sieg davon getragen und seinen Platz behauptet hatte.

Und dort war er geblieben, und von dort aus hatte er Teil genommen an der bangen Hoffnung, mit der die jungen Eheleute ihr Söhnchen erwartet, wie an der jubelnden Freude, mit der sie ihn begrüßt hatten. Von dort aus konnte er täglich sehen, wie lieb sie ihn hatten, wie sie die kleine Menschenknospe mit den zärtlichsten Namen überschütteten. Und das Ende davon war, daß auch der Tod den kleinen Jungen lieb gewann, denn wer kann Tag für Tag auf so ein kleines Wesen herabschauen, ohne etwas von ihm zu halten?

Wie soll unser Junge heißen? fragte der Schulmeister eines Tages seine Frau, als sie beide an der Wiege des Kleinen saßen.

Natürlich Theodor! erwiederte die junge Frau und blickte ihn lächelnd an.

Gott segne dich dafür, rief der Schulmeister aus. Das war der Name meines guten, frommen Vaters, und der soll in dem kleinen Burschen weiter leben. Und dann bedeutet ja Theodor „Gottes Gabe," das soll uns daran erinnern, daß Gott den Knaben in unsre Hände gegeben und ihn dereinst von uns zurückfordern wird.

Ja, dann müssen wir auch wohl den Tauftag festsetzen, meinte die junge Hausfrau.

Das soll ein Fest werden! rief der Schulmeister aus und sprang auf.

Das ganze Dorf soll Teil nehmen an unsrer Freude, und der alte Jens soll auch mit dabei sein, wenn er auch sonst niemals ausgeht. Es ist etwas so Treuherziges in dem alten Burschen, das wird dem Kinde Glück bringen. Aber den Knaben wollen wir ganz für uns behalten. Du sollst ihn über die Taufe halten, und ich will unter den Gevattern stehen und selbst Patenstelle bei ihm vertreten.

Und es war, als nickte der Tod mit seinem ernsten Antlitz, als wäre er fest entschlossen, auch mit dabei zu sein. Aber die jungen Eheleute dachten nicht an ihn! Wer würde auch in einem solchen Augenblicke an den Tod denken?

Am Abend wollen wir einmal wieder zusammen tanzen wie auf unsrer Hochzeit, mein geliebtes, teures Weib! sagte der Schulmeister. Wie können wir dem Herrn nur danken für unser großes Glück!

Jubelnd schloß er sie in seine Arme, und sie lächelte glückselig errötend wie eine junge Braut. Das war eine große Freude. Aber die stille Wehmut im Antlitz des Todes schaute darauf herab! (Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Ein Abriß der neuesten Kirchengeschichte. Es sind unter uns nicht mehr viele, die mit klarem Bewußtsein die kirchengeschichtlichen Ereignisse auch nur der Zeit von 1840 (Friedrich Wilhelm IV.) an, mit erlebt haben. Und unter diesen werden ganz wenige noch die Meinung hegen, daß ihnen das, was sie so erlebt, zum Teil mit erregtem Gefühl erlebt, was sie in kirchlichen und politischen Blättern sozusagen aktenmäßig gelesen und erörtert haben, nun umso fester im Wissen und Erkennen aufbewahrt sei. Im Gegenteil, wohl giebt das eigne Erleben den Vorteil, daß einige große Ereignisse mit leuchtenden Farben in der Erinnerung haften, der Zusammenhang des Ganzen aber wird desto schmerzlicher vermißt, je mehr wir fühlen, wie tief uns einst die ganze Kette der jetzt so lückenhaften Ereignisse interessirte.

Darum ist es allerseits ein willkommenes literarisches Ereignis, wenn ein kundiger Mann es unternimmt, uns an die kirchengeschichtlichen Thatsachen unsrer Zeit in übersichtlicher Weise zu erinnern. Man kann es besonders seit dem „Kulturkampf" merken, daß die Kirchengeschichte und die kirchenrechtlichen Studien die Laienwelt mehr anziehen als je, und vielleicht ist dies der erheblichste und dauerhafteste Gewinn, den der genannte Kampf gebracht hat. Der Verfasser einer kürzlich erschienenen Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts,*) G. Koffmane, kann daher auf eine nicht geringe Teilnahme für sein Buch rechnen. Nicht als ob er auf die bloße Neugier für die Dinge der jüngsten Vergangenheit gerechnet hätte, nein, sein Werk ist von wissenschaftlichem Ernst erfüllt; und wiewohl er den protestantischen Gesichtspunkt nie verleugnet, ist er weitherzig genug, vielem gerecht

---

*) Abriß der Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts (als Ergänzungsheft der Kirchengeschichte von J. J. Herzog), bearbeitet von Lic. theol. G. Koffmane, Pastor in Kunitz. Erlangen, Besold, 1887.

zu werden, was der Tagesschriftsteller herb zurückzuweisen geneigt ist. Freilich möchte man das eine oder andre gern anders haben.

Es ist merkwürdig, wie seit der Zurückführung des Papstes Pius VII. durch die heiligen Allianzmächte der katholische Gedanke sich zur Rückgewinnung alles verlornen wieder anschickt, wie er 1814 schon die Jesuiten wieder herstellt, die ein früherer „Unfehlbarer“ aufgehoben hatte und zwar so, daß niemals eine Wiederherstellung des Ordens eintreten sollte. Was machte sich Pius aus diesem Widerspruch und aus dem Erstaunen der Großmächte über diese Wiedererweckung der berüchtigten Friedensstörer! Er wußte, wie mächtig ein fait accompli ist. Und der Orden hat das Papsttum mächtig gestärkt, ja er hat den gegenwärtigen Papst zu sich bekehrt, und es ist wahrscheinlich, daß er ihn in den wichtigsten Angelegenheiten leitet, und daß so die Wörter jesuitisch, ultramontan und römisch-katholisch allmählich zu einem Begriffe verschmolzen werden. Ein schönes Vermögen von 182 Millionen giebt dem Jesuitenorden auch einen wertvollen Vorsprung. „Der Exjesuit Curci will 1870 einen Antrag auf Reformen im Orden bei einem Provinzial der Jesuiten vorgebracht haben, worauf dieser gemeint habe: das einzige Heilmittel, das es gäbe, dürfe der General nicht anwenden, nämlich die Aufhebung des Ordens.“

Kein Wunder, daß es dem Papste mit solchen erfahrenen Truppen bald gelang, die hierarchische Ordnung in Deutschland wiederherzustellen. Im eignen Kirchenstaat gelang ihm freilich wenig. Noch 1845 mußte er eine Empörung der eignen Unterthanen „in Blut ersticken“; der Kirchenstaat „besaß 2000 politische Gefangene, 38 Millionen Scudi Staatsschulden und eine halbe Million jährliches Defizit.“ Wenn die Verwaltung des Kirchenstaates mit der des türkischen Reiches auf gleiche Stufe gestellt wurde, so fanden manche das unbillig gegen — die Türkei! Pius IX. mußte 1848 fliehen, weil sein wunderlicher Liberalismus der revolutionären Flut nicht gewachsen war. Der souveräne Unfehlbare wurde durch die Franzosen und Oesterreicher im April 1850 nach Rom zurückgeführt, aber der Haß der Gedrückten wuchs, der Kirchenstaat wurde bald auf ein Drittel beschränkt, und dies Drittel mußte durch französische Bajonette gestützt werden, bis der September 1870 den heiligen Vater auf einige Kilometer beschränkte.

Welch ein Gegensatz zu dem unendlichen geistigen Einflusse, den der Papst gerade seitdem in der Welt geübt hat! Wer die Macht des Ideellen, insbesondre des Glaubens, vergessen hatte, konnte sie nicht besser wieder begreifen lernen, als an diesem Gegensatz.

Wie wunderbar waren doch die Fortschritte des Ultramontanismus seit 1848 und dann wieder seit 1870! welche in einander greifende Vereins- und Preßthätigkeit! Selbst das Geld wurde in allen Kreisen mobil gemacht für Rom; freilich nicht gerade mit stetem Glück. Denn wie Koffmane bemerkt, siegte in dieser Geldangelegenheit Israel über Rom. In Belgien hat Langrand-Dumonceau (1872) mehr die Aristokraten um ihr Geld gebracht, ähnlich Bontoux in Paris, aber die Schauspielerin Adele Spitzeder hat mit ihrer vom baierischen Klerus empfohlenen katholischen Bank die unbemittelten Katholiken um 8 Millionen bestohlen. Indes das ist auch schon lange verschmerzt in der Fülle der übrigen Triumphe.

Denn wie sehr wuchs nach innen die Aktionsfähigkeit durch Ausscheidung von willkürlichen Versuchen, eigne Wege zu gehen (Hermes, Baltzer, Döllinger 1863), durch neue Glaubensentscheidungen (1854 unbefleckte Empfängnis Mariä, 1870 Unfehlbarkeit), die alten Streitigkeiten ein Zielſ etzten! Wie angenehm waren die Seligsprechungen fast vergessener oder lange verkannter Personen, die die Phantasie mit

ihren Wunderlichkeiten beschäftigen. (Der heilige Julian ließ gebratene Vögel wieder fort fliegen, der heilige Fabre war ein rührender Beschützer seines Ungeziefers ꝛc.

Weit mehr noch erfreuten die Fortschritte der Kirche hinsichtlich der Staatsregierungen. Mit Umsicht und Ausdauer, beraten von den klügsten Männern (Consalvi, Antonelli,*) den Jesuitengeneralen, Jacobini u. s. w.), drangen die Päpste stetig vor, in Spanien, Portugal, Südamerika, Mexiko erreichten sie Erfolge; in Frankreich war die offizielle Welt nicht so günstig, aber unter Napoleon und Eugenie und später wieder unter Mac Mahon ließ sich viel erreichen und noch mehr hoffen. Seitdem ist der liberale Ingrimm gegen die Bischöfe wieder stärker hervorgetreten, besonders in der Abtrennung des Religionsunterrichts von dem öffentlichen Schulwesen, aber schon hat die Reaktion gegen solche Uebertreibungen in dem so katholischen Volke an Kraft gewonnen und wird vermutlich eher siegen als die Rachepolitik. Belgien ist zur Kurie zurückgekehrt, in Holland, im Norden, in England geht die katholische Propaganda erfolgreich vorwärts. In Deutschland ist dieser Abschnitt recht lang und inhaltsreich geworden, insbesondre in Preußen. Mit der Behandlung der Mischehen (am Rhein, Droste 1837) fing der Triumph der Kurie an, und in eben derselben Sache machte noch zuletzt der verstorbene Fürstbischof Herzog eine Probe von der Umwandlung, deren ein eifriger Hof- und Kirchenmann fähig ist. Dazwischen liegt der sogenannte Kulturkampf von 1871 bis 1884, den Koffmane nur in seinen Spitzen beschreibt, nicht ohne die staatlichen Mißgriffe in den Kampfmitteln zu erwähnen. Wenn er nebenbei die Kulturkämpfer Feinde des Kirchentums überhaupt nennt, denen es eine Lust gewesen sei, außerhalb des Schattens der Kirche zu leben, so verfällt er einer bekannten Uebertreibung. Wir können uns aber später noch darüber unterhalten, denn der Verfasser sagt selbst S. 196: „Jedenfalls steht das Zentrum noch in alter Stärke gegen die Regierung im Felde, bereit, wenn der Kulturkampf auf dem Gebiete der Kirche beendet ist, ihn auf dem Gebiet der Schule anzufangen. . . . Bis zum nächsten Kulturkampf wird der Staat noch manche Position aufgeben müssen, vielleicht nicht in der Gesetzgebung, sondern im Stillen in der Praxis der Verwaltung.“ Wir können jetzt das Vergangene ruhen lassen, die Gegenwart ist dunkel und die Zukunft ist es noch mehr. Es ist nur Glaube, wenn uns der Verfasser zuruft: „Uns ist um die evangelische Kirche nicht bange, wohl aber um den Staat.“ Wir haben einen noch ausgedehnteren Glauben, denn uns ist auch um den Staat nicht bange, wenigstens nicht, soweit die katholische Kirche in Betracht kommt und so lange diese nicht ganz in das sozialdemokratische Lager übergeht.

Das Buch Koffmanes kann, wie schon angedeutet, auch in Bezug auf die evangelische Kirche sehr nützlich wirken, wenn es dazu dient, das Interesse für die evangelische Kirchengeschichte, das noch immer zu wenig entwickelt ist, durch seine übersichtlichen Mitteilungen zu stärken. Wir hoffen, daß es dies bewirken wird, besonders auch deshalb, weil es alles gelehrte Wesen, alle dem Laien fernliegende dogmatische Feinheiten möglichst fernhält. Ganz richtig sagt der Verfasser gleich zu Anfang, daß in unserm Jahrhundert die Kirchengeschichte ihrer Hauptsache nach nicht Geschichte der Theologen und ihrer Meinungen sein kann. Wir möchten dasselbe von allen Jahrhunderten sagen, nur daß wir noch keine große Auswahl von geeigneten Lehrmitteln der Art haben, die das kirchliche Leben in das ganze Kulturleben mit verweben.

---

*) Der 100 Millionen hinterlassen haben soll und eine natürliche Tochter, die diese Erbschaft in Anspruch nahm.

Die Ueberwindung des gewöhnlichen, selbstzufriedenen Rationalismus, also die Neubelebung und Vertiefung des evangelischen Bewußtseins, ist der Anfang der neuen Periode auf dieser Seite, gerade wie die Kräftigung der Hierarchie und der Orden auf der andern Seite. Wir sehen zu diesem Umschwung sowohl den lebenswarmen Pietismus, als auch die geniale Geisteskraft von Männern wie Schleiermacher beitragen. Auch reformirt gerichtete Männer wie Krafft in Erlangen, Menken in Bremen wirkten bedeutsam in weiten Kreisen. Weiterhin nehmen auch die Anregungen, welche von den Freiheitskriegen durch die formlosere Art des Christentums von Stein, E. M. Arndt, Schenkendorf ausgingen, einen ehrenvollen Platz ein. Freilich mußten geschlossenere Kampfhaufen unter Tholuck, Gerlach, Hengstenberg in den Kampf treten, um die einst so gut befestigte Burg des Rationalismus und der Lichtfreunde gänzlich zu zerstören. Gerade noch zu rechter Zeit versuchte Friedrich Wilhelm III. in zwei verschiednen Perioden eine Union der evangelischen Kirchen. Später, als alle Welt wieder theologisirte und die dogmatische Rechtgläubigkeit wieder alles andre in der Kirche und ihre Bethätigung überwucherte, hätte auch das wenige, was zu stande kam, schwerlich erreicht werden können. Man erinnere sich, wie der evangelische Kirchentag zu Grunde ging, wie die „Allianz" verblaßte, wie Männer wie Nitzsch, J. Müller, sogar Tholuck in die Ecke geschoben wurden. Es waren die goldnen Zeiten des Konfessionalismus. In den obersten Regionen hat er seine Blüte hinter sich, aber desto dauerhafter herrscht er in den mittleren Regionen und dem entsprechend in den frommen Laienkreisen des Ostens, wo die kirchliche Arbeit der Laien noch in den ersten Anfängen steckt. Es hat bei unzähligen erst des Kulturkampfes bedurft und seines für Rom günstigen Ausganges, um sich zu gestehen, daß die evangelische Kirche noch etwas andres nötig hat, als aus Calovius und Hutterus die sogenannte reine Lehre zu destilliren. Die Idee eines „Evangelischen Bundes" zur Erhaltung und Bethätigung der gemeinsamen evangelischen Glaubensgrundlage und Abwehr römischer Ueberhebung gewinnt immer mehr Raum, besonders in dem stark befehdeten Westen und Süden. Man erinnert sich wieder der traurigen Zeiten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, wo während der innern Zänkereien evangelischer Theologen die Gegenreformation allenthalben siegreich verdrang. Glücklicherweise wird jetzt auch von seiten der weltlichen und theologischen Wissenschaft uns fortwährend gepredigt, wie wenig wir überhaupt wissen können und wie not es uns thut, uns zu bescheiden mit dem wesentlichsten, mit dem, womit wir uns durchs Leben schlagen müssen. Somit wollen wir hoffen, daß eine erneute Unionsstimmung wieder große Kreise erfüllen und gemeinsame kirchliche Arbeit mehr gelten werde als dogmatischer Streit. Mit dieser Idee des „Evangelischen Bundes" sind wir freilich schon über die Zeitgrenze unsers wackern Buches hinausgegangen.

Amovibilität. Dieses herrliche Wort ist auf Seite 378 dieses Heftes in einer aus A. von Wussows „Erhaltung der Denkmäler" angeführten Stelle zu lesen. Da hätten wir wieder einmal einen unbezahlbaren Beitrag zu unserm Fremdwörterunwesen. Herr von Wussow braucht das Wort im Sinne von Unbeweglichkeit, Unentfernbarkeit, als ob es aus movibilis (!) und dem sogenannten a privativum zusammengesetzt wäre. Im Französischen heißt aber amovibilité gerade das Gegenteil: Entfernbarkeit, Bewegbarkeit; es ist von amoveo abgeleitet. Wenn die, welche die Fremdwörter brauchen, sie nicht einmal verstehen, wie soll sie dann der Leser verstehen? — Ein andres Beispiel: Im Laufe der letzten Wochen ist zweimal kurz hinter einander aus Grenzbotenaufsätzen das Wort Ferment durch die

Redaktion beseitigt worden, weil es die Verfasser im Sinne von Bindemittel, Befestigungsmittel gebraucht hatten, als ob es von ferme, firmus herkäme! Ferment heißt Gährungsmittel. — Noch ein paar Beispiele: Im vorliegenden Hefte ist aus einem Aufsatze der Ausdruck „das antike Altertum" entfernt worden, vor gar nicht langer Zeit aus ein paar andern Aufsätzen die Wendungen: die traditionelle Ueberlieferung und die Ausbreitung der katholischen Propaganda. Was wohl die Herren Gildemeister, Rümelin, H. Grimm und Delbrück zu solchem „dekorativen Schmuck" der Sprache sagen werden? — Wir wollen bei diesem Anlaß allen unsern Mitarbeitern nochmals die dringende Bitte ans Herz legen, die an einzelne unter ihnen schon gelegentlich persönlich gerichtet worden ist, alle entbehrlichen Fremdwörter, namentlich alle die, die nur zum Klingklang und zum äußern Aufputz dienen sollen, zur Färbung oder zur Schattirung des Begriffes oder Gedankens aber nicht das geringste beitragen, möglichst zu vermeiden.

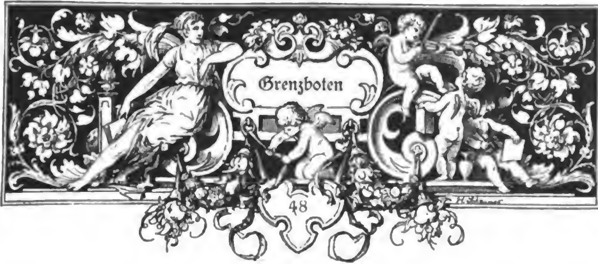
D. Red.

Literatur.

Der schwarze Romulus. Eine Erzählung aus der Jetztzeit von Karl Gjellerup. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden, 1888.

Mit diesem, vom Verfasser selbst aus dem Dänischen übertragenen und durch Kürzungen umgestalteten Roman aus der „Jetztzeit" (immer wieder dieses abscheuliche Wort!) lernen wir eine der vortrefflichsten neuern Leistungen der dänischen Erzählungskunst kennen. Der Verfasser ist Realist, ist sogar geneigt, die Treue der Beobachtung über alles zu stellen und dem Leser auch den kleinsten Zug von dem, was er beobachtet hat, nicht zu schenken. Aber er unterscheidet sich von den Fanatikern des Naturalismus darin, daß er sich den Blick für die Schönheit und Anmut des Lebens bewahrt hat, daß er normale Verhältnisse und so prächtige, gesunde Menschen wie Esther Berkow, wie den jungen Arzt Gustav Zeuthen und seinen Vater, den Professor, darzustellen vermag. Der Titelheld der Geschichte ist ein Pferd, ein Rappe, an dessen Schicksal Esther Berkow in der Reitbahn so tiefen Anteil nimmt, daß sie den Bereiter Wulff, einen brutalen Soldaten, welcher den schwarzen Romulus schmählich mißhandelt, mit eigner Hand züchtigt und durch das unwillkürliche Aufflammen ihres Gefühls auch ihr künftiges Schicksal, die Verbindung mit dem jungen Arzte, entscheidet. Wenn die eingeschaltete Lebensgeschichte des Pferdes Romulus einen leichten Anstrich des Absonderlichen behält, so versteht uns der Dichter doch in die Teilnahme hineinzuziehen, welche das stumme Tier den Hauptgestalten seiner Erzählung einflößt. Die unbefangene und zum Teil sehr feinsinnige Wiedergabe der Kopenhagener gesellschaftlichen Zustände, innerhalb deren die Handlung verläuft, verdient alles Lob, die Empfindung, welche die Handlung belebt, ist stark und warm genug, um einen tiefern Eindruck zu hinterlassen. Die Dänen haben Recht, wenn sie von dem noch jungen Verfasser des „Schwarzen Romulus" etwas hoffen. Die deutsche Bearbeitung der einbändigen Erzählung ist nicht frei von „Danismen," aber im ganzen fließend und lebendig.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Zwei Fragen des Tages.



eben der Herzensfrage, welche die Blicke zunächst der Preußen, dann der gesamten deutschen Nation mit tiefem Mitleid und schwerer Besorgnis auf das trübe Geschick gerichtet hält, das sich in San Remo vollzieht und nach menschlichem Ermessen kaum mehr auf eine dauernde Wendung zum Bessern hoffen läßt, beschäftigen die erregte Welt gegenwärtig vor allem zwei rein politische Fragen, die in gewissen Beziehungen mit einander zusammenhängen: einerseits der Rücktritt des Ministeriums Rouvier und der mögliche Ausgang der Präsidentschaftskrisis in Paris, anderseits die Bedeutung des Besuchs Zar Alexanders in Berlin. Die Erkrankung, von welcher das Leben des französischen Staates infolge der bis in die höchsten Schichten der Gesellschaft verbreiteten Korruption einerseits und des Parlamentarismus anderseits seit Jahren ergriffen ist, hat in den letzten Wochen Fortschritte gemacht, die den Gedanken an eine Katastrophe näher denn je legen. Die Korruption hat nach den neuesten Enthüllungen sich bis in die Familie des Präsidenten hinaufgefressen, und wenn der Egoismus der Kammerparteien bisher nur die obersten Räte des Staatsoberhauptes stürzte, so stand er in diesen Tagen im Begriffe, durch seine Manöver auch das letztere zum Rücktritte zu nötigen. Die Lage war stets beunruhigend, vor einiger Zeit aber hatte sie sich merklich verschlimmert, und die Präsidentschaftskrisis, die man vorher, wo nicht vermeiden, doch vertagen zu können hoffte, trat plötzlich in ein akutes Stadium. Der Grund war der Schwiegersohn Grevys, Wilson. Ungern hatte der Präsident in die Verbindung seiner Tochter mit diesem Manne gewilligt, der sich durch wüstes, verschwenderisches Leben und bedenkliche Börsengeschäfte in übeln Ruf gebracht hatte und sich nun in der Ehe so wenig änderte, daß mehrmals eine Trennung

derselben sehr nahe war. Jetzt ergab sich auch, daß er in den schmutzigen Handel der Limousin verwickelt war, und dabei kamen andre garstige Benutzungen seiner Stellung in der unmittelbaren Nähe des Staatsoberhauptes zu Tage. Die Entdeckung, daß Briefe, die man im Hause der Limousin in Beschlag genommen und unter gerichtliches Siegel gelegt hatte, weggebracht und durch harmlosere ersetzt worden waren, und der Verdacht, daß Wilson dabei beteiligt gewesen war, ließ die ganze Angelegenheit eine gefährlichere Gestalt annehmen. General Caffarels Prozeß wurde suspendirt und eine Untersuchung der Umstände angeordnet, unter denen ein solcher unerhörter Eingriff in den Gang der Gerechtigkeit möglich gewesen war, aber dieser Schritt wurde von der Regierung erst gethan, als die Kammer ihn gefordert hatte, und die notgedrungene Einwilligung vonseiten der Minister erschien als Niederlage. Mittlerweile tauschten die Polizeipräfektur und das Gericht gegenseitig halbamtliche Beschuldigungen aus, und die Entlassung des Präfekten Gragnon schien zu beweisen, daß jedenfalls die Regierung sich entschlossen hatte, zu verfahren, als ob dieser Beamte sich tadelnswert verhalten habe. Was das Ergebnis der Untersuchung sein und wie weit es eine Schuld Wilsons — gegen welchen unzweifelhaft das cui bono in Anwendung kommt — herausstellen wird, ist augenblicklich noch die Frage. Es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß selbst dann, wenn ihm die Beseitigung kompromittirender Briefe und deren Ersetzung durch Fälschungen nicht nachgewiesen wird, die Reinigung vom Verdacht über ein „wegen Mangel an genügendem Beweise“ hinausgehen wird, und in diesem Falle wird die Masse von allgemein geglaubten Beschuldigungen seiner Person um eine sehr schwere vermehrt werden. Kurz, alles scheint immer deutlicher zu zeigen, daß es mit der öffentlichen Laufbahn des Schwiegersohnes Grevys binnen kurzem zu Ende sein wird. Zu gleicher Zeit mit diesen Vorgängen schien der Entschluß des Präsidenten, ihn nach Möglichkeit zu unterstützen, zu schützen und mit dem eignen Ansehen zu halten, immer fester zu werden. Hartnäckig sollte er die ihm in der Sache von den Ministern gemachten Vorstellungen abgelehnt und erklärt haben, sich von seinem Schwiegersohne unter keinen Umständen trennen zu wollen. Indes wird dieser Entschluß schwerlich noch lange vorhalten, und es ist kaum zu bezweifeln, daß der betagte Präsident mit seinem stark ausgeprägten Familiensinne sich sehr bald vor die Wahl gestellt sehen wird, entweder das Tischtuch zwischen sich und dem mindestens stark anrüchigen und unmöglich gewordenen Tochtermanne zu zerschneiden oder auf seine jetzige amtliche Stellung an der Spitze der Republik zu verzichten. Rouvier und seine Kollegen haben mit verzeihlichem Eifer, eine derartige Krisis zu vermeiden, sich nach Kräften bemüht, Grevy diese schließliche Wahl zu ersparen, aber die Verbindung von Parteigeist und ehrlicher Entrüstung, die in der Kammer gegen Wilson und unmittelbar gegen dessen Schwiegervater andrängt, hat sich in jedem Stadium der Angelegenheit stärker als sie erwiesen. Sie vermögen die Alter-

native nicht auf die Dauer fern zu halten, und ehe viele Tage ins Land gehen, wird Grevy vor der historischen Wahl seines Vorgängers zwischen Unterwerfung unter die Kammer und Abdankung stehen. Und es ist sehr fraglich, ob ihn eine jetzige Nachgiebigkeit gegen die Feinde im Parlament für längere Zeit vor neuem Ansturm sichern würde. Bei den ersten Angriffen, die in der Deputirtenkammer erfolgten, hieß es, der Präsident sei willens, abzutreten, wenn eine parlamentarische Untersuchung gegen seinen Schwiegersohn beschlossen würde; dann sollte er seine Abdankung in Aussicht gestellt haben, falls Wilson schuldig befunden werden sollte. Es darf bezweifelt werden, daß dies mehr als eine Drohung, also ein fester, endgiltiger Entschluß war, wenn es überhaupt bestimmt ausgesprochen wurde. Grevy hat bisher auf seinem Posten ausgeharrt, nicht aus Ehrgeiz oder andern selbstsüchtigen Beweggründen, sondern weil er, der überzeugte Republikaner, die Republik mit einer andern Spitze als stark gefährdet betrachtet. Thiers war Republikaner nur aus Not, unter Macmahon zogen schwere Wolken gegen die neue Staatsform herauf, erst mit Grevys Amtsantritte war sie vor Umsturz von oben her gesichert. Er entfernte unzuverlässige Generale, er hielt später Gambetta nieder, als dieser cäsarische Velleitäten verriet, er stürzte den gefährlichen Mann, indem er mit Aufbietung seines ganzen Einflusses den Senat zur Verwerfung des Listenwahlgesetzes bewog, welches diesen auf den Gipfel der Macht zu heben bestimmt war. Als diese Gefahr vorüber war, griff der Präsident, seiner Überzeugung von der seligmachenden Kraft des Parlamentarismus getreu, lange Zeit nicht mehr ein und begnügte sich, Zünglein an der Parteiwage zu sein. Jetzt aber sieht er sein Ideal, die „Republik der achtbaren Leute," zu gleicher Zeit von drei Seiten bedroht: gefährlicher als unter der Präsidentschaft Macmahons ist jetzt schon seit mehreren Jahren die royalistische Strömung, ungestüm drängen die Radikalen auf verderbliche Maßregeln im Innern hin, während Boulanger sich mit geschickter Benutzung der Schwächen seiner Landsleute und als Gesamttypus dieser Schwächen eine Popularität erworben hat, die fast an die von Gambetta reicht. Grevy wird angesichts dieser Lage der Dinge nicht leicht von seinem Posten weichen wollen. Es fragt sich aber, ob er nicht über kurz oder lang gehen muß. Bald sind es zwei Jahre, daß er zum zweiten male Präsident der Republik wurde, und es ist schon seines hohen Alters wegen nicht wohl anzunehmen, daß er die fünf Jahre, welche seine Amtsdauer noch einschließt, in jener Stelle verbleiben wird. Aber die Ungeduld und die Veränderungsliebe des Charakters der Franzosen findet, daß er an ihr schon zu lange steht. Man setzt die Achtung, die ihm als Staatsoberhaupt zukommt, aus den Augen, verdächtigt und schmäht ihn, ergreift mit Behagen die Gelegenheit, welche die unsaubere Aufführung seines Eidams bietet, um ihn ebenfalls für beschmutzt zu erklären, und ist für den Fall, daß Wilson gerechtfertigt aus der über ihn verhängten Untersuchung hervorginge, bereit, den Präsidenten alsbald durch Beschuldigung andrer von seinen Familiengliedern in den Kot zu schieben.

Schon versucht man, seinen Bruder Paul als bei dem Handel der Limousin beteiligt hinzustellen, zwei andre nahe Verwendte, Albert Grevy, früher Gouverneur von Algerien, und Leon Grevy, Mitglied des Staatsrates, werden des Ämterhandels beschuldigt, dem Präsidenten selbst wird vorgeworfen, seine ganze Vetternschaft auf Staatskosten versorgt zu haben, endlich wird auch die alte Klage wiederholt, Wilson habe während der Gambettaschen Periode im Auftrage Grevys in der Deputirtenkammer allerhand Intriguen getrieben. Wie viel davon auch begründet sein mag, zweifelsohne liegen diesen Angriffen doch mehr das Strebertum in der Volkskammer und der Neid, welcher aller Demokratie beiwohnt, zu Grunde; auch muß man sich erinnern, daß Grevy bei seiner zweiten Wahl 140 Republikaner gegen sich hatte, während 270 Monarchisten sich dabei der Abstimmung enthielten. Der Wunsch des Präsidenten geht jetzt dahin, die nächsten zwanzig Monate noch auf seinem Posten ausharren zu können, weil im Sommer 1889 neue Wahlen zur Deputirtenkammer stattfinden müssen, von welchen er ein günstiges Ergebnis für die Republik erhofft, und bis zu welchen er das Staatsschiff weiter zwischen Klippen und Untiefen hindurchsteuern möchte. Wir haben Ursache, zu wünschen, daß seine Hoffnung sich erfülle, da er vergleichsweise in seinem Verhältnisse zu Deutschland als kühler, nüchterner Politiker und darum friedfertig erscheint, fürchten aber, daß es ihm nicht vergönnt sein wird, sich noch lange gegen die Flut zu halten, die in der letzten Zeit in so bedenklicher Höhe gegen ihn angeschwollen ist, und dann wäre es nicht unmöglich, daß Boulanger, der Mann der Revanche, zunächst wieder Minister und darauf Grevys Nachfolger würde. Allerdings hat der Caffarelsche Prozeß seinen Ruf etwas geschädigt, indes wird dergleichen in Frankreich leichter vergessen als anderwärts, und es lag bereits Bedenklicheres gegen ihn vor, ohne daß es seiner Popularität wesentlich und dauernd Abbruch gethan hätte.

Wir kommen jetzt zu dem Besuche, den der Zar unserm Kaiser in diesen Tagen abstattete, nachdem sein Erscheinen in der Reichshauptstadt monatelang zweifelhaft gewesen war. Der Besuch war kurz, der Empfang selbstverständlich so glänzend und so herzlich, wie ihn der Beherrscher des mächtigen Nachbarreiches, der überdies ein naher Verwandter unsrer kaiserlichen Familie ist, beanspruchen konnte. Auch der Reichskanzler war, allerdings erst durch die Sendung Graf Lehndorffs von Friedrichsruhe herbeigerufen, dabei zugegen. Doch ist daraus nicht zu schließen, daß es sich bei der Zusammenkunft auch um eingehende Besprechung der zwischen Rußland und dem deutschen Reiche bestehenden Meinungsverschiedenheiten gehandelt habe, und noch weniger wird an irgendwelche bestimmte Abmachungen politischer Art, die dabei zu stande gekommen wären, zu denken sein, da ja schon zur bloßen Einleitung solcher doch wohl die Anwesenheit des Herrn von Giers notwendig gewesen sein würde. Der Besuch war also wesentlich ein Familienereignis mit einem gewissen politischen Beigeschmack, insofern als er zeigte, daß die Entfremdung zwischen den betref-

fenden beiden Reichen, die unleugbar besteht, noch nicht soweit gediehen ist, daß sie freundliche Begegnungen ihrer Beherrscher ausschließt, was bei einer Rückreise des Zaren durch Deutschland, die Berlin nicht berührt hätte, natürlich anzunehmen gewesen wäre. Es war ein Akt schwer zu vermeidender Höflichkeit, wenn Alexander III. von Kopenhagen über Berlin nach Petersburg heimkehrte, kein Zeichen der Annäherung. Man hätte sonst bei uns, als man von der Absicht schon wissen mußte, nicht zu den bekannten Maßregeln auf finanziellem Gebiete gegriffen, und man hätte sonst anderseits die immer nur scheinbar unabhängige russische Presse genötigt, einen wesentlich andern Ton gegen Deutschland anzuschlagen, als den, in welchem sie in den letzten Jahren gespielt hat. Als die Berliner Kaiserbegegnung wahrscheinlicher wurde, beeilten sich diese Blätter, ihr jede politische Wichtigkeit abzusprechen, und später beliebten sie weiter zu gehen und dabei eine Art Fußfall Deutschlands vor Rußland zu erwarten. Man las da z. B. im „Graschdanin" Fürst Meschtscherskys, des Erben Katkows, folgende hochmütige Tiraden: „Die geschichtliche Ordnung der Dinge war so gestaltet, daß das deutsche Reich ohne Rußland nicht entstehen konnte und nicht weiter bestehen kann, mit andern Worten, daß die Einigung Deutschlands, der Erfolg des Programms und der Politik des Fürsten Bismarck, von der Einwilligung und Unterstützung Rußlands abhingen. So entwickelte sich das denn auch. Die Unterstützung wurde gewährt, und Deutschland gelangte zur Einheit, Bismarck wurde der Götze Deutschlands. Bismarck wollte aber nun das Gesetz, nach welchem Deutschland von Rußland abhängig ist, beseitigen und an seine Stelle das Gegenteil setzen, die Abhängigkeit Rußlands von Deutschland. Er suchte das auf zwei Wegen zu erreichen: erstens durch den Abschluß verschiedener gegen Rußland gerichteten Bündnisse und zweitens durch Entstellung der Thatsachen, wodurch den Deutschen jedes Gefühl der Verpflichtung abhanden kommen sollte, Rußland dankbar zu sein. Auf beiden Wegen gelang es dem deutschen Kanzler, aber schließlich trat nur das Gegenteil seines Endzieles ein: Rußland hat Deutschland jetzt in keiner Weise mehr nötig, dagegen hängt letzteres gegenwärtig mehr denn je vorher von Rußland ab." Ähnliche Thorheit predigen auch andre kluge Thebaner der russischen Journalistenwelt, und zwar sicherlich meist in höherm Auftrage oder doch mit wohlgefälligem und ermunterndem Kopfnicken hochstehender Herren. Es soll ein naturwidriges Verhalten sein, wenn Deutschland sich auf gleichen Fuß mit Rußland stellt, es nicht als Lehnsherrn, als Gönner ansieht und behandelt, und da man das nicht mit dürren Worten zu sagen sich erdreisten mag, so wird behauptet, der deutsche Reichskanzler suche Rußland unter unsre Botmäßigkeit zu bringen. Das wird auch in einem sonst nicht unverständigen Aufsatze der „Peterburgskija Wjedomosti" ausgesprochen, wo es heißt: „Von einem Verzichte auf selbständige Politik kann bei Rußland nicht die Rede sein, aber eine gute Nachbarschaft und gute Beziehungen zu

Deutschland sind für beide Länder außerordentlich wichtig, und diese Beziehungen wären ohne Schwierigkeiten herzustellen, wenn nur Deutschland die verhängnisvolle Kette, welche es an Österreich fesselt, zerreißen und sich durch den unzweifelhaften Mehrwert überzeugen lassen wollte, welchen ein aufrichtiges Verhalten im Vergleiche zu den lästigen Bedingungen der Friedensverschwörungen hat." Wir sind andrer Meinung. Erstens hat die deutsche Politik der russischen nie Anlaß gegeben, zu klagen, daß sie es an Aufrichtigkeit fehlen lasse, wenn es sich um russische Interessen handle, zweitens denkt sie nicht daran, Rußland unselbständig zu machen, drittens liegt uns der Gedanke, daß es wünschenswert sei, an Rußland einen guten Nachbar zu besitzen, so nahe am Herzen, wie verständigen Russen die Überzeugung, daß es für Rußland von hohem Werte ist, an Deutschland einen Freund zu haben. Nur ist uns das Hemd näher als der Rock, Österreichs Freundschaft besser, weil gewisser als Rußlands Freundschaft, und niemals wird uns die letztere das Gefühl voller Beruhigung einflößen, welches wir im Hinblick auf die „Friedensverschwörungen" empfinden, und zwar ist das aus folgenden Gründen unmöglich. „Alles Russische ist Rauch! Rauch oder Dunst, nichts weiter. Der Wind dreht sich, und alles bewegt sich in einer Richtung, welche der bisherigen entgegengesetzt ist." So schrieb einst Turgenjew, und wenn wir die letzten Jahre der russischen Politik betrachten, so finden wir das Bild, mit welchem der Dichter das Wesen und die Zustände seines Volkes kennzeichnete, auch auf diesem Gebiete zutreffend. Unbeständig, abhängig vom Winde der Doktrin, des Gefühls, der Laune, im eigentlichen Sinne inhaltslos, charakterlos und ziellos, erschien fast alles Einzelne, was dort geschah oder geschehen wollte. Namentlich gilt dies von den Bestrebungen und Versuchen, welche die Geschichte der innern Politik, und von denen, welche die des Verhaltens zu den westlichen Nachbarn bilden. Rauch, vom Winde bewegt, waren die liberalen Reformen, mit denen Rußland von Alexander II. gegen die Natur des Volkes bedacht wurde. Als Rauch wird sich erweisen, was seitdem die innern Zustände nach dieser Natur, wie die Nationalen, die Verächter der westlichen Kultur meinten, bestimmen und gestalten sollte. Rauch ist der eroberungssüchtige Panslawismus, und dasselbe ist von dem kirchlichen Byzantinertum zu sagen, dessen Propheten Pobedonoszew und sein Anhang sind. Rauch ist die russische Freundschaft, gleichviel, ob sie sich den Franzosen oder uns anträgt. Auch der russische Haß gegen uns darf unter den jetzigen Umständen als Rauch betrachtet werden, der bedenklicher aussieht, als er in Wirklichkeit ist, weil sein Feuer nur von Stimmungen, die unklar und vergänglich sind, nicht von Bedürfnissen genährt wird, und weil gesorgt ist, daß dieses Feuer bei einem Ausbruche bald seine Schranken findet. Wir haben gegenwärtig von Rußland nichts zu hoffen, wir haben aber auch nicht so viel von ihm zu besorgen, als es manchem scheint. Wir sind auch ihm gegenüber bedürfnislos, die deutsche Politik kann ihm trotz seiner unfreundlichen Mienen

wohlwollen, sie kann ihm, wie bisher, in allen billigen Verlangen sich dienstbereit erzeigen, sie hat es aber nicht nötig, um seine Gönnerschaft mit Opfern zu werben, schon weil diese seine Gunst, stets unzuverlässig, gerade in der letzten Zeit besonders wenig Vertrauen beanspruchen konnte.

Von diesem Standpunkte aus betrachteten wir bisher das ganze Kopfzerbrechen über die Frage, ob der in Kopenhagen zum Besuche weilende Zar auf seiner Rückreise mit unserm Kaiser eine Zusammenkunft haben werde. Von ihm aus urteilen wir auch jetzt, wo die Frage bejaht wurde und die Begegnung der beiden Monarchen stattgefunden hat. Wir haben die fieberhafte Sehnsucht nach dem Erscheinen Alexanders des Dritten in Stettin und das Grübeln der Tagesblätter, ob er wirklich kommen werde oder nicht, nur in sehr mäßigem Grade geteilt. Die Sache schien uns mehr für Börsenmänner und Aktienbesitzer von Bedeutung, und es kam uns vor, als ob man dem berechtigten Selbstgefühl der deutschen Nation etwas vergäbe und an ihrer Würde sich versündigte, wenn man mit Eifer jenes Zusammentreffen herbei wünschte und, als es einige Wochen unterblieb, in Klagen ausbrach. Kaltblütigkeit, wenn auch nicht gerade Gleichgiltigkeit war unsrer Ansicht nach die einzige Empfindung, welche hier am Orte war. Und so denken wir auch jetzt noch. Der Besuch des Zaren in Berlin ist kein Ereignis, am wenigsten ein Ereignis ersten Ranges, und es ist unwürdig und zugleich unklug, ihn als solches zu bejubeln, unklug, weil eben alles Russische Rauch ist, „Rauch und Dunst, nichts weiter“, oder doch nicht sehr viel mehr.



Die deutschen Kolonisationsbestrebungen in Ostafrika.

Von Harry Denicke.

(Schluß.)



Jeder, der in die innere Geschichte und das persönliche Getriebe der ostafrikanischen Gesellschaft einen Einblick gethan hat, weiß: ohne Peters hätten wir Ostafrika überhaupt nicht, und ohne seine weitere Thätigkeit wären vermutlich auch die ersten Gebietserrungenschaften dort wieder zerronnen oder doch sicherlich nicht zu dem großartigen Umfange emporgewachsen, den das Londoner Protokoll aufweist. Dabei erwäge und würdige man die außerordentlich erschwerenden Umstände, unter denen er sein Unternehmen anfing und fortführte. Er war kein Großkaufmann oder reicher Bankier, auch nicht der Erbe eines volltönenden

ahnenreichen Namens, sondern ein schlichter niederdeutscher Pfarrerssohn, eben aus England, wo er bei Verwandten gelebt und seine gelehrte Bildung ergänzt hatte, nach der Heimat zurückgekehrt, um sich hier der philosophischen Dozentenlaufbahn, zu der er nach Ausweis mehrerer Veröffentlichungen alles Zeug hatte, zu widmen. Aber mit dämonischer Gewalt packen ihn die kolonialpolitischen Ideen, die vor drei Jahren in nicht wenigen Kreisen unsers Volkes nach Klarheit und Wirklichkeit ringend gährten, und noch blendet ihn das Licht kolonialer Riesengröße, das ihn in England umgab. Da stellt seinem unruhig nach Bethätigung drängenden Willen sein heller Verstand, der in den Kern der Sache drang und nicht in umständlichen, kostbare Kraft und Zeit vergeudenden Theorien schwelgte, mit eins ein größeres Lebensziel vor als dies, schwankenden metaphysischen Spekulationen in unsrer von der Notdurft des Lebens so schwergedrückten Zeit nachzuhängen: er will durch eine entscheidende That den gordischen Knoten unsrer behaglich einherschleichenden, rein theoretischen Kolonialbewegung durchhauen helfen, will eine wirkliche, lebensfähige Kolonie irgendwo gründen, und sollte er darüber zu Grunde gehen. Ein Anhang war zunächst das nötigste: er fand ihn in hochherzigen und, was nicht minder wert war, in wohlhabenden Männern, deren Zahl sich bei der rührigen, mit allen Hebeln betriebenen Agitation beständig und bald zufriedenstellend mehrte. Durch Ausgabe von Anteilscheinen à fonds perdu in größern und kleinern Beträgen brachte man ein kleines, aber vorläufig notdürftig ausreichendes Kapital zusammen, allen Anfeindungen und Spöttereien zum Trotz, die, teils redlich, teils unredlich gemeint, bald von unehrlichem Gründerschwindel, bald von unreifer Abenteuerlust fabelten. Als Kolonialobjekt konnte Afrika allein in Frage kommen: ein nicht genug zu schätzendes Glück, daß die Beteiligten noch in letzter Stunde den bisherigen Plan einer Fußfassung im innern Westafrika Peters' Antrage zufolge in das gewagtere, aber auch ungleich aussichtsvollere Ostprojekt umwandelten. So trat denn nach kaum halbjährigem Bestehen die kleine Gesellschaft (Peters mit seinen beiden Begleitern, Dr. C. Jühlke und Graf Pfeil) ihren friedlichen Eroberungszug an. Das Geheimnis seines erfolgreichen Verlaufes lag vorzugsweise in seiner Schnelligkeit und Geheimhaltung. Hätten Peters und seine Gefährten üblicherweise in Sansibar ihre Expedition ausgerüstet, was umso näher lag, als ihnen nur eine sehr unzureichende Kenntnis der Landesverhältnisse beiwohnte, oder hätten sie unzeitig Geschrei gemacht von ihrem Vorhaben, ihr Versuch wäre kläglich gescheitert. In Sansibar wartete gleichzeitig eine belgische und eine englische Expedition, beide in umfänglicher Ausrüstung herkömmlichen Stils begriffen, beide auf ähnliche Ziele gerichtet. Eine auf dem Festlande wütende Hungersnot schreckte vom Aufbruch immer wieder zurück, und die deutsche Expedition fand Zeit, ihnen in höchst gewagter, aber auch höchst geglückter Weise zuvorzukommen. Der Erfolg ist noch immer der beste Richter in solchen Dingen gewesen. Die Schwierigkeiten im Innern waren

kleiner, als man erwartete; namentlich mußte die rasche Bereitwilligkeit der Häuptlinge zu Landabtretungen freudig überraschen. Alles ging glatt bis auf die Rückkehr, die der fast tollkühn in Angriff genommenen Expedition einen Zug heldenmütigen Leidens und Ausharrens beimischt. Das Ziel aber war erreicht: die Expedition hatte in wenig Wochen wohlbegründete deutsche Interessen im Osten Afrikas geschaffen, und die Erfüllung eines zweiten wesentlichen Erfordernisses für ihren Bestand, die Sicherstellung des Erworbenen durch die Schutzerklärung des Reiches, ließ nur überraschend kurze Zeit auf sich warten. Der erste „Schutzbrief" unsrer Geschichte stellte vier Nachbarlandschaften des Sultanats von Sansibar, etwa 2000 deutsche Quadratmeilen, unter den Schutz unsers Kaisers.

Damit hatte man den schlafenden britischen Löwen geweckt, der sich nun freilich nicht nach edler Löwenart geberdete, sondern nur mit List und Tücke frühere Unterlassungssünden und Dummheiten gut zu machen suchte. Man kennt zur Genüge die „Machenschaften," mit denen das stolze England in Gestalt seines aus allen Himmeln geträumter künftiger Erfolge gestürzten Generalkonsuls, des Sir John Kirk, beim Sultan angeblich dessen, in Wahrheit natürlich seine eigne Sache betrieb; man weiß auch, daß sie blutige Früchte zeitigten, daß der edle Jühlke sein junges Leben lassen mußte für sein Wollen und Glauben. Der geschmeidige englische Agent fand eben nur zu geneigtes Gehör bei dem Sultan mit der aufreizenden Einflüsterung, daß die deutsche Festsetzung in seinem Hinterlande einen rohen Eingriff, wenn nicht in seinen Rechts-, so doch in seinen Machtkreis bedeute. Sein Beispiel und sein Befehl wirkten natürlich weithin auf seine schwarzen, arabischen und indischen Unterthanen, die zum Teil ohnehin Religionshaß und die Besorgnis vor Konkurrenz im Zwischenhandel zwischen den innerafrikanischen Handelsplätzen und den europäischen Firmen in Sansibar den eindringenden Deutschen entfremdete. Inzwischen folgte, von der ostafrikanischen Gesellschaft ausgeschickt, der Peters dem Namen nach als Generalbevollmächtigter, im übrigen aber als Haupt und Seele des Ganzen vorstand, eine Expedition der andern, und fast jede brachte neue Vertragsbriefe über weitere große Landerwerbungen, die in der zweck- und planmäßigsten Weise betrieben wurden, nach Hause. Den fortwährenden Reibereien zwischen den Sansibaren und den Deutschen that im Sommer 1886 die bekannte Flottendemonstration, ein neuer Beweis für die Bedeutung, welche der Reichskanzler dieser Besitzergreifung beilegte, wirksamen Einhalt. Und wenn man vielfach weitergehende kriegerische Zwangsmaßregeln erwartete, so zeigte sich bald, wie weise und sicher zum Ziele führend gerade die immer wieder verträgliche Haltung der deutschen Reichsregierung war: sie vertraute mit Recht der Macht der Zeit und dem nachhaltig wachsenden Eindrucke der deutschen Erfolge und nahm daher die begreiflichen und englischerseits genährten Wutausbrüche, soweit es irgend ging, als vergängliche Stimmungen geduldig in den Kauf. Es gelang denn auch, neben dem Abschlusse eines

nicht ungünstigen Handelsvertrages die Zustimmung des Sultans zur Ausgleichung der schwebenden Gebietsstreitigkeiten in Form eines aus einem deutschen, einem englischen und einem französischen Vertreter zusammengesetzten Schiedsgerichts zu erwirken. Dieses führte bekanntlich nach vielfachen, nicht selten gewaltsam gestörten Ortsuntersuchungen zu dem Londoner Übereinkommen vom 1. November vorigen Jahres, worin entschieden ward, daß dem Sultanat Sansibar das von der portugiesischen Grenze bis gegen den Äquator hin laufende schmale Küstenland und darüber hinaus noch einige Küstenplätze, Deutschland dagegen alles Hinterland bis hin zum Tanganika, nach Norden aber bis zu einer Linie, die, nur durch den Einschluß des Kilimandscharo gekrümmt, vom Ukerewesee bis etwa zum vierten Parallelkreise in gerader Richtung verläuft, zufallen sollte. Die Zugehörigkeit des Somalilandes, wo die Vertreter der Gesellschaft gleichfalls politische Beziehungen angeknüpft hatten, blieb in der Schwebe; dagegen wurde England, das in Ermangelung wirklicher Rechtstitel doch einige moralische Berechtigung bei seinen Landansprüchen geltend machen konnte, ein breites, wohlgelegenes Zwischenstück zwischen jener deutschen Nordgrenze und dem Somalilande zugesprochen. Man sieht, wie nach allen Seiten die widerstreitenden Interessen einen gerechten Ausgleich fanden, und erkennt leicht, daß die bis dahin fehlenden Rechtsgründe einer deutschen Aneignung des bezeichneten Gebietes lediglich durch die Peterssche und die nachfolgenden Expeditionen geschaffen worden sind.

In Deutschland erfolgte nun auf dieser festen, international gesicherten Grundlage die endgiltige Begründung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Man hatte sich aus Mangel an einer vom Gesetz vorgesehenen kolonialgesellschaftlichen Rechtsform bisher mit einem Notbehelf begnügen müssen und diesen darin gefunden, daß einige wenige von dem Gesamtverein gewählte Mitglieder zu einer Kommanditgenossenschaft zusammentraten und diese wieder mit dem Reste der Teilhaber gleichlautende Verträge einging, die ihnen zwar alle finanziellen Rechte sicher stellten, anderseits jedoch jeden Einfluß auf die politische und wirtschaftliche Thätigkeit jener Gesellschaft entzogen. Diese erreichte so den einzigen Zweck, den sie damit erreichen konnte und wollte: sie war auf einen Rechtsboden gestellt, von wo aus sie ihre nächsten Absichten, weitere Ausdehnung ihres überseeischen Besitzes und die ersten praktischen Einrichtungen darin, durchführen konnte. Im Vaterlande selbst aber trat nun gebieterisch die dornenvolle Aufgabe an sie heran, alte und neue Freunde zur Beschaffung weiterer Geldmittel zu gewinnen. Sie konnte nur mit dem Hinweis auf eine durchgreifende Verfassungsreform gelöst werden, die allen Beteiligten gleichmäßige Rechte gewährte und doch in sich die Bürgschaft erfolgreichen Handelns, vornehmlich also eine kräftige Kompetenzausstattung der leitenden Gesellschaftsorgane, ermöglichte. Auch die Reichsregierung mußte die fernere Unterstützung des Unternehmens an die Reorganisation und die finanzielle Stärkung der

Gesellschaft knüpfen. Im Frühling dieses Jahres ist beides durch Annahme des neuen Statuts zum Abschluß gekommen, welches alte und zahlreiche neue Mitglieder in einer landrechtlichen Körperschaft zusammenschließt und, indem es die Entsendung von drei Vertretern der Reichsbehörde vorschreibt, zugleich ihre stetige Überwachung durch das Reich regelt und verbürgt.

Fragen wir nun, vor welche Ziele sie sich zur Zeit gestellt sieht, so wäre es ein müßiges Beginnen, ihre Gesamtaufgabe jetzt schon im einzelnen erschöpfend darlegen zu wollen. Diese Aufgabe kann ihre Lösung erst von einem langen Zeitraume erwarten und läßt sich überdies zur Zeit selbst von Eingeweihteren, als der Verfasser es ist, nicht einmal in ihren wichtigsten Teilen genau abgrenzen, da eine Gestaltung organisch aus der andern hervorwachsen muß, und gegenwärtig noch gar nicht abzusehen ist, wie sich Land und Leute gegen die eindringenden deutschen Einflüsse verhalten werden. Das Endziel selbst aber liegt ja hell und lockend genug vor Augen. Es gilt aus einem weiten, ganz oder halb wilden Tropenlande eine fruchtbringende deutsche Kolonie zu entwickeln und ein tiefstehendes Naturvolk in geduldiger Erziehungsarbeit zu einer erträglichen Gesittungsstufe emporzuheben, uns und sich selber zum Nutzen. Aber wir wollen uns darüber klar sein: der letztangedeutete Zweck steht doch in zweiter Linie; was uns über die Meere hinausführt, ist an erster Stelle unser Bedürfnis, unser Vorteil. Wir wollen unserm Volke neue umfassende Unterhaltsmittel schaffen, wollen es dadurch zugleich politisch stärken für die Kämpfe der Zukunft und ihm ein gesteigertes Selbstgefühl anerziehen, das noch allen herrschenden Nationen der Geschichte eigen war. Aber glücklich dürfen wir uns schätzen, daß uns vor den „Conquistadoren" des sechzehnten Jahrhunderts die tiefere Einsicht auszeichnet, daß der wahre Vorteil des kolonisirenden Kulturvolkes immer Hand in Hand geht mit dem wahren Vorteil der zu zivilisirenden Bevölkerung: ich gebrauche absichtlich die Collectiva, da es ja oft vorkommen mag, daß das Interesse einzelner auf beiden Seiten bei solchem weitsichtigen Vorgehen leiden mag.

Den nächsten Einzelaufgaben der Gesellschaft aber darf man füglich nachfragen. Eine der ersten, dringlichsten ist bereits gelöst. Sie bestand in einem Nachtrag zu dem Londoner Abkommen, der das Küstenland mit in deutsche Verwaltung einbezog und damit den politischen Querriegel von unsrer Kolonie wegschob. Es ist, wie die Zeitungen mit allem Anscheine des thatsächlichen Sachverhaltes berichten und wie wir trotz des noch ausstehenden förmlichen Abschlusses glauben dürfen, der diplomatischen Gewandtheit des Dr. Peters gelungen, von dem Sultan die verwaltungsrechtliche Abtretung des ganzen, an unser Gebiet anstoßenden Küstenstriches gegen eine jährliche Pauschsumme zunächst für einen Zeitraum von fünfzig Jahren zu erwirken. Beide Einschränkungen sind ohne besondres Gewicht: mag der Sultan immerhin dem Namen nach die Oberhoheit weiter ausüben und sich der möglichen Rückforderung nach fünfzig Jahren getrösten.

Wenn Deutschland seine Pflicht nicht ganz vernachlässigt, so ist nach fünfzig Jahren der dann herrschende Sultan durch die zwingendste Interessengemeinschaft, er mag persönlich wollen oder nicht, an uns gekettet und überdies das Küstenglied dem Körper unsrer Kolonie untrennbar angewachsen.

So sind denn die Hindernisse, deren es bei den verwickelten politischen Verhältnissen Ostafrikas und der bereits vorhandenen arabisch-islamitischen Halbkultur mehr gab und giebt, als in irgend einem andern unsrer Schutzgebiete, hinlänglich beiseite geräumt, um dem Kolonistenfleiße und der organisatorischen Kraft der Deutschen Luft und Spielraum zu gewähren. Auch in diesen Beziehungen sind die ersten Keime gleich nach der ersten Besitznahme ausgestreut worden. Fünfzehn zweckmäßig verteilte Stationen, freilich noch mäßigen Umfanges, blühen schon in dem fremden Lande auf, welche sich wirtschaftlich als erste Versuchsfelder, politisch als erste Ansätze staatlicher Ordnung darstellen. Fortan aber wird, wenn auch in administrativer wie wirtschaftlicher Beziehung ein allmähliches Vordringen von der Küste ins Binnenland von den Grundsätzen einer gesunden Kolonisationsmethode gefordert wird und bei der einigermaßen gleichmäßig verteilten Fruchtbarkeit der Kolonie auch möglich ist, jene doppelte Entwicklung in ein immer rascheres Tempo übergehen. Schon haben neugebildete deutsche Missionen beider christlichen Bekenntnisse ihre mühsame, aber auch dankbare Arbeit aufgenommen, schon warten eingedenk christlicher Liebespflichten deutsche Frauen, wenn auch zunächst nur in kleinen Krankenhäusern, der Pflege erkrankter Landsleute, schon sind viele Hände geschäftig, in weiten Pflanzungen tropische Nutzgewächse, Tabak, Baumwolle, Kaffee u. s. w. für den Ausfuhrhandel zu ziehen. Sie arbeiten nicht im Auftrage der herrschenden Kolonialgesellschaft. Diese thut vielmehr recht daran, die eigentliche Nutzbarmachung durch Ackerbau der Privatunternehmung, und zwar vorläufig mit möglichstem Ausschluß einzelner Wirtschafter in Form größerer Kapitalgesellschaften zu überlassen und sich auf die Durchführung der ebenso schwierigen als lohnenden Aufgabe zu beschränken, die in unsrer Geschichte zum ersten male einem Kreise von Privatleuten gestellt wird, nämlich gewissermaßen einen Staat im Staate zu bilden. Sie bereitet nur den Boden, schafft die allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Vorbedingungen privaten Anbaues und ist zur Zeit beschäftigt, ihr Stationennetz innerlich zu kräftigen und über andre günstig gelegene Punkte auszudehnen, einen ersten Hafen in Dar-es-Salam auszubauen, die nötigsten Straßen, womöglich auch eine erste Eisenbahn anzulegen und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit ihr Gebiet auf die Art der Benutzungs- und Besiedlungsfähigkeit zu durchforschen. Auch kleine Trupps eingeborner Soldaten machen unter bewährter deutscher Leitung schon ihre täglichen Übungen. Ihre Ausgaben bestreitet die Gesellschaft vorerst aus den $2^1/_2$ Millionen, mit denen ausgerüstet sie in ihre neue Verfassungsform eintrat. Durch das jüngste Abkommen mit dem Sultan wird ihr, wie man hofft, ohne daß ich eine nähere Berechnung anstellen kann, ein

nicht unbedeutender Überschuß über die Verwaltungskosten und die festgesetzte Abfindungsrente aus den Einnahmen der Küstenzölle verbleiben, denen bisher alle Einfuhr innerafrikanischer Herkunft in sansibarisches Gebiet unterlag. Außerdem und vor allem werden ihr durch den allmählichen Verkauf ihrer unermeßlichen Liegenschaften, die alles nicht von den Eingebornen in Benutzung genommene Land umfassen, sowie durch Umlage entsprechender Steuern, die bei Befestignng der Verhältnisse und beim Eintritt privatwirtschaftlicher Erträgnisse zweckmäßig und berechtigt erscheinen, regelmäßige Einkünfte zuwachsen. Möglich auch, daß sie noch ein- oder mehrere male den Weg der Anleihe betritt, um sich über die großen Anfangsschwierigkeiten hinwegzuhelfen; wir wollen vorkommenden Falles hoffen, daß der Unternehmungsgeist unsers Volkes weder so kurzsichtig, noch auch so unpatriotisch sein werde, zu versagen. Gegen das Reich als solches wird sich die Gesellschaft für die Übernahme internationalen Schutzes auch dadurch dankbar erweisen, daß sie im übrigen seine Kräfte und Mittel möglichst wenig in Anspruch nimmt. Auf dem Wunsch einer unterstützten Dampferlinie muß sie freilich beharren, und eine verständige nationalgesinnte Reichsvertretung wird sie ebensowenig verweigern wie die Reichsregierung, die ihr grundsätzliches Einverständnis schon bei früherem Anlaß kundgegeben hat.

Mit diesen nur auf Anregung zu weiterem Studium*) berechneten Andeutungen sei es genug. Die Gesellschaft dürfte jetzt wohl in der Lage sein, von dem Publikum nicht bloß Vertrauen zu erbitten, sondern mit dem Hinweis auf das in so kurzer Zeit geleistete zu erwarten. Freilich die unbelehrbare und unbekehrbare Fortschrittspresse wird sie nicht umstimmen. Aber deren Angriffe, die bereits erfolgten und, wie man prophezeien darf, alle künftigen, sind so fadenscheiniger Art, daß sie nur die Blöße des Angreifers enthüllen. Man nenne doch nur eine einzige ihrer Ausstellungen gegen das Land, die sich als bedrohlich für den Beginn seines Anbaues ausgewiesen hätte, oder eine Einwendung gegen das Vorgehen der Gesellschaft, die gewichtig und stichhaltig gewesen wäre. Da heißt es oft: die Herren machen zuviel „Reklame"; wahr ist im Grunde daran nur: sie machten viel von sich reden, mehr als die verwandten kolonialen Körperschaften. Allein das erklärt sich zur Genüge aus der harten Notwendigkeit, in weiten Kreisen die nötigen Geldmittel aufzutreiben, ferner aus den immer geräuschvollen politischen Schwierigkeiten, die sich aus den besondern

*) Als Hilfsmittel nenne ich außer der oben angeführten Schrift des Ministerialpräsidenten Grimm nur: 1. Wagner, Deutsch-Ostafrika, Geschichte der Gesellschaft; 2. Peters, Deutsch-National, kolonialpolitische Aufsätze; 3. die preisgekrönte Abhandlung von Merensky, Wie erzieht man den Neger am besten zur Plantagenarbeit? und vor allem 4. die drei Jahrgänge der Kolonialpolitischen Korrespondenz, des Organs der zu der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in nächsten Beziehungen stehenden Gesellschaft für deutsche Kolonisation. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat in einer ausführlicheren Skizze, die in der Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung vom 7. Mai 1887 abgedruckt ist, alle einschlägigen Punkte übersichtlich behandelt.

Verhältnissen gerade Ostafrikas ergaben, und nicht zum wenigsten auch aus den unausgesetzten Verdächtigungen eben dieser klagenden Presse. Doch es sei! Der Eifer der jugendlichen Führer schäumte hoch auf und mitunter wohl auch über. Aber hatte denn die neue Idee nicht thatsächlich etwas Berauschendes für einen thatenmutigen und patriotischen Sinn? Und wissen die kühlen, klugen Gegner nicht aus jedem großen Blatt der Geschichte, daß nur die volle, thatkräftige Hingabe an eine Idee Bedeutendes wirkt? Den Überschuß von Begeisterung über das Maß ihrer Rechtfertigung, das in der Sache liegt, berichtigt schon die rauhe Welt mit ihren Gegenbestrebungen, die einer großen Bewegung noch nie erspart wurden. Aber häßlich ist es, wenn jene Gegner nicht Farbe bekennen, ja sich noch mit einer gewissen Entrüstung aufspielen, wo ihnen ihre grundsätzliche Gegnerschaft entgegengehalten wird. Haben sie sich etwa nicht die redlichste Mühe gegeben, diese neuen Bestrebungen immer wieder durch kalte Wasserstrahlen zu dämpfen und das schiefe Urteil des neidischen Auslandes über das Urteil ihrer kundigen Volksgenossen zu erheben? Oder eine noch bessere Probe: haben sie sich jemals über die erstaunlichen Erfolge unsrer jungen Kolonialpolitik aufrichtig gefreut? Sie verweisen dann wohl auf ihre übrigens zögernd genug gegebenen Geldbewilligungen im Reichstage und klammern sich an den Wortlaut des bekannten Programms, in dem Bismarck seine Stellung zu der Kolonialfrage kundgab. Aber der dort ausgesprochene Grundsatz, daß der Staat in maßvoller Weise anerkannten kolonialen Unternehmungen mit seinem Schutze folgen werde, muß doch nach seinem Sinn auch auf eine gewisse innere Förderung ausdehnbar sein. Soll der bloße Wortlaut jener Erklärung für immer streng maßgebend bleiben, dann ist es vielleicht besser, noch jetzt von der ganzen Kolonialpolitik die Hand zu lassen.



Brot- und Fleischtaxe.



Es gehört zu den selbstverständlichen Glaubenssätzen der Manchestermänner, daß die Preise der Lebensmittel sich durch den Wettbewerb in völlig sachgemäßer Weise regeln, daß also ein Eingreifen der Staatsgewalt durchaus überflüssig und unberechtigt sei.

Was von der Wahrheit dieser Behauptung zu halten ist, zeigen die vielfachen Klagen der Bevölkerung über die Ausbeutung durch Bäcker und Fleischer und das Verlangen nach Wiedereinführung der früheren Brot- und Fleischtaxen. Und wie wohlbegründet diese Klagen sind, ergeben unter anderm

die Berichte zweier württembergischen Handelskammern, welche für die ersten Jahre nach Einführung der Gewerbefreiheit und der mit dieser verbundenen Aufhebung der bis dahin giltigen Brot- und Fleischtaxen erstattet worden sind.

Es ist in diesen Berichten übereinstimmend ausgeführt, daß die Brotpreise zu den Getreidepreisen in keinem Verhältnis stehen, daß die Bäcker trotz des fortwährend niedrigen Standes der Getreidepreise ihre hohen Brotpreise festhalten, und daß die Aufhebung der Taxe den erwarteten Erfolg einer sachgemäßen Regelung der Preise durch die Konkurrenz in keiner Weise gehabt habe. Es ist dargelegt, daß an Plätzen, welche die Taxe beibehalten haben, die Preise des Brotes durchschnittlich zehn bis zwanzig Prozent niedriger stehen als an Orten, welche die Taxe aufgehoben haben; es ist angeführt, wie das Brot an einem Platze mit aufgehobener Taxe beinahe um die Hälfte weniger wog als an den Orten mit fortbestehender Taxe.

Die Bäcker hatten als Gründe für die auffallende Erhöhung der Brotpreise angeführt die Steigerung der Arbeitslöhne, der Mieten, der Gebäudesteuern und des Arbeitsmaterials. Es wird ihnen aber in den genannten Berichten nachgewiesen, daß diese Steigerung nicht erst seit Aufhebung der Taxe eingetreten ist, sondern daß sie schon vorher bestand und bei Festsetzung der Taxe bereits vollauf in Berechnung genommen worden ist. Es ist in dem Berichte weiter darauf hingewiesen, daß das Bäckereigewerbe trotz des geringen Aufwandes an Arbeit und Produktionsmitteln und bei regelmäßig erfolgender Baarzahlung für die verkaufte Waare, also mindestens zwölfmaligem Umschlage des Betriebskapitals, zu den niedrigst besteuerten Gewerben gehört, und daß es von den niedrigen Getreidepreisen, die dem Landwirte bei einem weitaus größeren Aufwande für Instandhaltung seiner Betriebsmittel und für Arbeit kaum die Kosten ersetzen, allein Nutzen zieht. In Paris wurde der von den Bäckern (vor mehr als zwanzig Jahren schon) im Laufe eines Jahres infolge der Aufhebung der Taxe gemachte Gewinn amtlich auf neun Millionen Franken berechnet. In Zürich wurde die Mehl- und Brottaxe wieder eingeführt, nachdem sie früher aufgehoben worden war.

Die gleichen Erwägungen wie für die Bäcker treffen auch für die Fleischer zu.

Man hat verschiedene Mittel versucht, um — ohne Wiedereinführung der Taxe — die Konsumenten gegen die Ausbeutung durch die Bäcker und Fleischer zu schützen, so die Veröffentlichung einer sogenannten amtlichen Taxe, d. h. die Berechnung und Bekanntmachung des jeweilig sachgemäßen Preises ohne Zwang zu dessen Einhaltung auf Seiten der Verkäufer, die Abhaltung einer Brot- und Fleischschau und die Veröffentlichung der Namen derjenigen Verkäufer, welche unter der amtlichen Taxe verkaufen, die Veröffentlichung der Namen der Verkäufer, welche unter und welche über dem amtlichen Anschlage verkaufen, die Vorschrift des Vorwiegens jeden verkauften Stückes an jeden Käufer, die Erleichterung auswärtiger Zufuhr u. s. w.

Alle diese Mittel haben sich als völlig wirkungslos erwiesen. Das gemeinsame Interesse der Bäcker und Fleischer gegenüber der Bevölkerung ist so groß, daß jeder Versuch, auf einem der eben bezeichneten Wege zu einer Besserung der Verhältnisse zu gelangen, mißlungen ist. Das Bäcker und Fleischergewerbe ist beinahe Monopol: jede Stadt ist genötigt, ihre Bedürfnisse an Brot und Fleisch bei den Bäckern und Fleischern dieser Stadt zu befriedigen, denn einerseits können derartige Lebensmittel, da sie leicht verderben, keinen längeren Transport vertragen, anderseits sind die Mühen und Kosten der täglichen Herbeischaffung solcher Lebensmittel für den kleinen Bedarf des Privatmannes zu groß, um sie übernehmen zu können. Es ist deshalb jeder auf den Bäcker und Fleischer seiner Stadt, in einer größeren Stadt auf den seines Viertels angewiesen. Der Wettbewerb ist also auf einen kleinen Kreis von Beteiligten beschränkt, und diesem ist es natürlich leicht, sich über hohe Preise zu verständigen. Die Verständigung findet denn auch jederzeit statt, und an Stelle des sachgemäßen Preises zahlt der Käufer zwanzig bis dreißig Prozent mehr.

Diese Ausbeutung tritt dann klar zu Tage, wenn einmal infolge irgend einer Zwistigkeit das Band der Eintracht zwischen den Verkäufern zerrissen ist; jetzt erfährt der Konsument, daß die Waare, für die er bis dahin hundert bezahlt hat, auch für siebzig und sechzig zu haben ist, ohne daß der Verkäufer dabei einen Schaden erleidet. Aber der gemeinsame Vorteil springt zu deutlich in die Augen, als daß die Uneinigkeit lange Dauer haben könnte. Das Band wird wieder geschlossen, und die Waare hat ihren früheren Preis wieder erreicht. Dieser Gang der Dinge ist so selbstverständlich, daß man sich nur wundern muß, wie die Phrase von der „ausgleichenden Wirkung der Konkurrenz“ so lange Zeit hat Gläubige finden können.

Der Schutz der Bevölkerung gegen die unberechtigte Ausbeutung durch die Verkäufer der notwendigsten Lebensmittel ist eine gebotene Pflicht des Staates, und da sich gezeigt hat, daß dieser Pflicht auf den bisher eingeschlagenen Wegen nicht genügt werden kann, so ist die Wiedereinführung der Brot- und Fleischtaxen eine Notwendigkeit, gegen die mit der Redensart von der „ausgleichenden Wirkung der Konkurrenz“ nicht aufzukommen ist.



Goethe und Rochlitz.

Von Adolf Stern.



Das Erscheinen der Weimarer Gesamtausgabe von Goethes Werken hat in die stille, aber rege Thätigkeit, nach und nach alle Zeugnisse für das Leben und die Beziehungen des Dichters zu sammeln, einen neuen Zug gebracht, hat viel Verborgenes und darunter Wichtiges ans Licht gefördert, manches längst Bekannte in neue Beleuchtung gerückt, das Material für die künftige Goethebiographie beträchtlich vermehrt. Es ist kaum nötig zu sagen, daß die wahre Bedeutung dieses Materials in allen Fällen nicht sogleich abgeschätzt werden kann, und daß einzelne Mitglieder der Goethegemeinde den Wert zufälliger Funde und untergeordneter Veröffentlichungen bei weitem zu hoch anschlagen. Anderseits wird niemand einen dauernden, bestimmten Zwecken geltenden Briefwechsel, den Goethe (zunächst gleichviel mit wem) geführt hat, als unwesentlich und nichtig ansehen können; denn von jeder über Jahre hinweg erhaltenen brieflichen Verbindung des Dichters gilt das Wort Herman Grimms: „Man meint, Goethe habe nichts zu thun gehabt, als fortwährend Briefe zu empfangen und zu beantworten, welche sämtliche Interessen betrafen, die innerhalb einer Epoche in Umlauf sind. Mit einer Gewissenhaftigkeit, Feinheit, Sicherheit, Behendigkeit und zugleich mit einem innern Behagen, welches ihn niemals als belästigt, sondern stets als in der besten Laune erscheinen läßt, hält er alle diese Fäden in seinen Händen und nimmt unablässig neue hinzu, eine Leistung, die ihn nach dieser Richtung allein schon als mit übermenschlicher Kraft ausgerüstet erscheinen läßt." Hat dies schon bei Briefwechseln, die nur über einen beschränkten Zeitraum hinweg reichen, volle Wahrheit, um wie viel mehr trifft es auf eine Beziehung zu, wie sie eben wieder durch Goethes Briefwechsel mit Friedrich Rochlitz, herausgegeben von Woldemar Freiherrn von Biedermann (Leipzig, F. W. von Biedermann), unsrer Erinnerung näher gebracht wird. Die Veröffentlichung ist zwar nur nach einer Seite eine völlig neue, insofern bei diesem Anlaß die Briefe, die Friedrich Rochlitz an den Groß- und Altmeister gerichtet hat, zum ersten male gedruckt werden, während die Briefe Goethes teils aus dem von Otto Jahn (1849) herausgegebenen Buche „Goethes Briefe an Leipziger Freunde," teils aus Nachträgen bekannt waren und nur um weniges vervollständigt worden sind. Die Vereinigung und Gegenüberstellung der beiderseitigen Briefe ergiebt jedoch erst ein klares und, setzen wir gleich hinzu, wahrhaft erfreuliches Bild des ganzen Verhältnisses zwischen Goethe und dem liebenswürdigen Leipziger Schriftsteller,

Kunstkenner und Kunstfreunde. Herr von Biedermann betont in seiner Einführung völlig zutreffend, daß sich dieser Briefwechsel von Goethes sonstigen andauernden Briefwechseln darin unterscheide, daß er, „wenn auch nicht durchaus, so doch immer und immer wieder aufrecht erhalten wird mit Bezug auf Rochlitzens Wohnort. Rochlitzens Eigenschaften als Schriftsteller, sowie als Kunstkenner und Sammler gaben zwar auch wiederholt Anlaß zu Briefen, allein wie der rote Faden zieht sich hindurch, daß Goethe sich an Rochlitz als den unabhängigen und einflußreichen Bewohner Leipzigs wendet, um an diesem bedeutenden Orte etwas vermittelt zu erhalten, indem er bald um Auskunft über dortige Persönlichkeiten oder dortige Kunstverhältnisse oder über die Thunlichkeit des beabsichtigten Gastspiels der Weimarer Hofschauspieler in Leipzig und sodann über ihre Aufnahme, bald um Beratung nach Leipzig sich begebender Personen oder um Besorgungen an dort wohnende und Abmachung von Geschäften mit ihnen ersucht; auch läßt er sich von Rochlitz über die staatlichen Zustände unterhalten, die in den Leipziger Unruhen von 1830 und 1831 zu einem blutigen Zusammenstoße führten. An zweiter Stelle erhält sich aber der Briefwechsel mit Hinblick auf Rochlitz selbst als den Verfasser insbesondre musikwissenschaftlicher und erzählender Schriften, sowie Bühnenstücke, die Goethe mit lebhaftem Beifall begrüßte, beziehentlich aufführen ließ, sowie noch mehr als den verständnisvollen Empfänger dichterischer Schöpfungen, welchen Goethe anspricht, um das feinsinnige Urteil des vielseitig gebildeten Mannes über seine eignen Werke herauszulocken."

In der That verdient die Persönlichkeit Rochlitzens warmen und ehrenden Anteil und eine möglichst lebendige Erinnerung, auch wenn er nicht das Glück gehabt hätte, zu Goethe in nähere Beziehungen zu treten. Als Sohn eines einfachen Bürgers 1769 zu Leipzig geboren, Schüler und Alumnus der altberühmten Thomasschule, gehörte Rochlitz auch unter sehr veränderten äußern Verhältnissen sein langes Leben hindurch seiner Vaterstadt an. Was er für das Kunst- und Literaturleben Leipzigs gewirkt hat, ist unvergessen, sein Buch „Für Freunde der Tonkunst" steht noch heute auch in weiten Kreisen in Ansehen, gar manche Arbeit aus seiner Feder, deren in den Briefen Goethes mit Anerkennung gedacht ist, verdiente so gut wie das schon öfter beachtete Tagebuch während der Leipziger Schlacht noch heute teilnehmende Leser zu finden. Die ganze Erscheinung eines Mannes wie Rochlitz war typisch für seine, erfreulich für jede Zeit, und die vortreffliche, pietätvolle und mit umfassender Sachkenntnis veranstaltete Herausgabe des Goethischen Briefwechsels mit Rochlitz sollte überall Anlaß werden, der Zeit und den Beziehungen, um die es sich hier handelt, eine Aufmerksamkeit zu widmen, die über den üblichen Abdruck der Vorrede hinausgeht.

Rochlitzens Jugend fiel in die Zeit, wo dem sächsischen Lande, und zumal Leipzig, die Hegemonie, die es über ein halbes Jahrhundert im deutschen Literaturleben ausgeübt hatte, bestritten und entwunden ward. Nach einander hatten

die großen Führer der neuen poetischen Bewegung, Klopstock, Lessing und Goethe, die Leipziger Universität jahrelang besucht, um jeder für sich und auf andern Wegen zu der Überzeugung zu gelangen, daß ihre Natur und ihr innerer Drang den Bruch mit der Literatur und dem Geschmack bedinge, welche ihren höchsten und besten Ausdruck in Gellert fanden. Während aber von Klopstock bis Goethe der gewaltige Umschwung vor sich ging, blieb in Leipzig eine ältere Literaturüberlieferung noch lange nach Gottscheds und Gellerts Tode lebendig. Christian Felix Weiße, die beiden Clodius (Vater und Sohn), von einer Reihe andrer zu schweigen, waren noch immer angesehene und sehr wirksame Vertreter der echten sächsischen Schule, und ihr Einfluß auf die mittleren und kleineren Talente wie auf die Neigungen des Leipziger Publikums war noch sehr groß. Zu Rochlitzens Verdiensten gehört es, daß er, obwohl selbst nur ein mittleres Talent, sich ganz entschlossen unter die neue Fahne stellte und unbekümmert darum, daß er selbst, angesichts der gesteigerten Forderungen, der idealen Ansprüche, unendlich weniger bedeutete, als er nach dem Maßstabe der älteren Leipziger Schöngeisterei bedeutet haben würde. Tapfer und nur an die Sache hingegeben, zog er für seine eigne, um des leidigen äußern Bedürfnisses willen lange Jahre sehr ausgebreitete literarische Thätigkeit die Folgerung aus seinem ästhetischen Glaubensbekenntnis, daß er sich unablässig bemühen müsse, einfach, rein, klar und ohne falsches Pathos, ohne äußerliche falsche Sentimentalität zu schreiben. Die Verehrung für Goethe und seine Meisterschaft, mit der Rochlitz heranwuchs und die er in seinen Kreisen unablässig auszubreiten und zu vertiefen bemüht war, trug ihm selbst die schönsten Früchte; wenn eine Anzahl seiner literarischen Arbeiten dem Schicksal der Veraltung, das beinahe alle mittleren Talente rasch ereilt, eben noch nicht anheimgefallen sind, so ist es ganz sicher dem zu danken, was er sich — des Unterschiedes zwischen dem größten Dichter und sich selbst immer eingedenk — bei und aus Goethe anzueignen wußte. Daß ihm die persönliche Achtung und die vertrauliche Verbindung mit dem Meister ein anderweiter Lohn seines Strebens waren, erweisen die Briefe an Goethe beinahe auf jedem Blatt.

Dem aufmerksamen Leser kann es nicht entgehen, daß der mit dem Jahre 1800 beginnende Briefwechsel in den ersten Jahren von Rochlitzens Seite neben der reinsten Verehrung für Goethe eine gewisse Rückhaltung zeigt. Die damalige Beziehung des jungen, noch amt- und namenlosen Leipziger Schriftstellers hatte eine Vor- und Nebengeschichte, welche nicht aus den bei Biedermann abgedruckten Briefen Goethes oder Rochlitzens, aber aus dem ungedruckten Briefwechsel des letzteren mit dem Weimarer Allerweltsfreunde, mit K. A. Böttiger, dem Ubique des Goethe-Schillerkreises, zu erschließen ist. Rochlitz hatte zu diesem ein Verhältnis gewonnen, ehe er persönlich in den Zauberkreis Goethes trat. Als er nach seinen Hauslehrer- oder Hofmeisterjahren in Krimmitschau nach Leipzig zurückkehrte, die Theologie an den Nagel hängte, nur auf die Einnahmen

seiner Feder angewiesen war, hatte ihn vorübergehend der Gedanke gelockt, Leipzig mit Weimar zu vertauschen und dort ein befriedigenderes Dasein zu gewinnen. Unterm 30. Mai 1797 hatte sich der Leipziger Magister an Böttiger, damals Oberkonsistorialrat und Direktor des Weimarischen Gymnasiums, gewendet und bei diesem, indem er ihn respektvoll und freigebig mit Eure Magnifizenz anredete, wegen einer Stelle am Weimarischen Gymnasium angefragt.*) „Durch einen Brief des Herrn Geheimen Sekretärs Machts aus Weimar an einen meiner hiesigen Freunde erfuhr ich neulich, daß mit nächstem eine Stelle am Weimarischen Gymnasium offen werde, ohne aber die geringste weitere Nachricht zu bekommen, oder auch nur einen persönlichen Bekannten in Weimar zu haben, von dem ich sie jetzt bekommen könnte. Ich, der ich durch mancherlei Verhältnisse in der Welt umhergeworfen worden bin, und zuweilen etwas unsanft, wünsche mir jetzt eine Stelle jener Art, wo ich als ordentlicher Mann arbeiten, nützen und eine festere Bestimmung als die einer Anwartschaft auf eine akademische Lehrstelle finden könnte. Unter diesen Umständen wende ich mich an Ihre Gütigkeit. Glauben also Eure Magnifizenz, daß ein Mann von achtundzwanzig Jahren, der neben der Theologie und den Wissenschaften, die jeder gebildete Mensch wissen muß, sich hauptsächlich mit römischer klassischer Literatur und was in genauem Sinne dazu gehört, mit neuerer Geschichte und Philosophie, besonders mit den praktischen Teilen der letztern und unter diesen vornehmlich mit denen, die Kunst und Moral behandeln, beschäftigt hat, der bis vor einigen Jahren in einem angesehenen Hause Hofmeister gewesen ist und aus seinem Hofmeisterleben Liebe zur Jugend und vielleicht einige Erfahrungen über ihre zweckmäßige Behandlung zurückgebracht hat, ein Mann, der übrigens nicht eben viel, noch weniger erkünstelte Bedürfnisse hat und imstande ist, wenn ihm sein Beruf Zeit verstattet, sich auf anderm Wege vielleicht noch manches zu erwerben, dessen Kenntnis der griechischen Sprache und Literatur aber so gering ist, daß sie keine Erwähnung verdient, der von den orientalischen Sprachen nur das versteht, was ein verständiger Mann nichts nennen muß; der endlich Unterricht zu geben in der Mathematik und Physik nicht wohl imstande, in neuern Sprachen nicht geneigt ist — glauben Eure Magnifizenz, daß ein solcher in der vakanten oder vakant werdenden Stelle thätig sein, nützen und ohne kleinliche ängstliche Sorgen leben kann, so bin ich frei genug, die Bitte zu wagen, mich von diesen Verhältnissen nur ein Wort wissen zu lassen."

Böttiger kann auf diese Anfrage keinen ermutigenden Bescheid gegeben haben, aber die Hand, die ihm solchergestalt entgegengestreckt wurde, hielt er fest, wie er gewohnt war, jede Hand festzuhalten. Bei einem Besuche Rochlitzens in Weimar im nächsten Jahre, bei den häufigen Fahrten Böttigers zu den

*) Alle in diesem Aufsatz benutzten, seither ungedruckten Briefe Rochlitzens befinden sich unter den Handschriftenschätzen der königlichen Bibliothek in Dresden.

Leipziger Buchhändlermessen knüpften sich die Bande zwischen den beiden ungleichen Männern fester. Wenn Böttiger einerseits Rochlitz bei Goethe, Wieland, Herder einführte, wenn er es war, der, als Rochlitz im Jahre 1800 in den Fall kam, wegen einer gehofften Verbindung mit der Dresdener Malerin und Harfenvirtuosin Therese aus dem Winkel sich einen Titel verschaffen zu müssen, ihm geradezu riet, sich mit diesem Anliegen vertraulich an Goethe zu wenden (was Rochlitz, wie Goethes erste bei Biedermann abgedruckte Zuschrift an ihn erweist, mit gutem Erfolge that), so verfehlte er auf der andern Seite nicht, den Leipziger Freund in alle seine Eifersüchteleien, Zwischenträgereien und den kleinern literarischen Klatsch hineinzuziehen, in welchem ihm so wohl war, wie dem Frosch im Sumpfe. Er suchte Rochlitz seine literarischen Geheimnisse abzulocken, war diensteifrig, gefällig, ja liebenswürdig, warb ihn als Mitarbeiter für den hinsiechenden „Deutschen Merkur" und das „Journal des Luxus und der Moden," schickte ihm eingehende Berichte und erteilte ihm Ratschläge und Warnungen vor wirklichen oder eingebildeten Gefahren. Namentlich unterrichtete er ihn fleißig von der Mißstimmung, die bei Herder und gelegentlich auch bei Wieland über den engen Bund Goethes und Schillers, über Goethes Teilnahme an den Jenenser Romantikern, den Todfeinden Böttigers und pietätlosen Verspottern Vater Wielands, obwaltete. Er machte sich zum Träger aller kleinen Geschichten, welche in der kleinen Residenz an der Ilm wie Wucherpflanzen gediehen. Er suchte sich Einfluß auf Rochlitz zu verschaffen, indem er abwechselnd Furcht und Hoffnung in ihm erregte. Gleich nachdem Rochlitz 1798 die Musikalische Zeitung begonnen hatte, erzählte er ihm, indem er mit seinem geschärften Spürsinn erriet, daß ein in dieser Zeitung enthaltener Aufsatz aus Rochlitzens Feder stamme, daß der bewußte Aufsatz ihn Wielands Wohlwollen kosten könne. Ruhig und würdig erwiederte Rochlitz unterm 6. November 1798: „Ich sende Ihnen, mein verehrter Freund, nur einige Worte vom Komptoir des Herrn Breitkopf, der Ihnen auf das verbindlichste für Ihre gütige Verwendung für die musikalische Zeitung dankt. Wer hat Ihnen aber gesagt, daß ich Verfasser des Aufsatzes über die Oper wäre? Ihnen will ichs gestehen: ich bin es, glaubte aber meine Maßregeln so genommen zu haben, daß niemand mich erraten würde. Das Wort gegen Wieland thut mir wehe, nicht als sei es unwahr, nicht als wäre ich nicht ein aufrichtiger Verehrer dieses Mannes (ich zweifle sogar, ob er bei der Menge seiner Anbeter viele solche Verehrer hat, welche über seine wahren Verdienste so nachgedacht haben wie ich), sondern weil Sie glauben, daß er empfindlich darüber werden kann und weil, wie ich zu meiner Beschämung gestehe, der Ton etwas unanständig ist. Doch auch das ist wahrlich nicht Folge eines kleinen Menschleinchens so gewöhnlichen Verkleinerungsgeistes großer Männer oder der Albernheit, an ihnen zum Ritter werden zu wollen: sondern übereilte Äußerung einer Mißbilligung, daß Wieland die Sammlung seiner Werke, welche ihn unvergeßlich machen sollte, nicht auf

zehn bis zwölf Bände einschränkte, sondern Aufsätze in dieselbe mit aufnahm, wie der, von welchem dort die Rede ist, und eben dadurch meines Erachtens einen neuen Beweis gab, daß beliebten Schriftstellern nichts schwerer wird, als zur rechten Zeit aufzuhören." Ebenso wies Rochlitz das Ansinnen zurück, die Herdersche „Adrastea" so unbedingt zu bewundern, wie dies von Böttiger und einigen Gleichgestimmten wenigstens vorgegeben ward, und machte seinem zweideutigen Korrespondenten gegenüber nie ein Hehl daraus, daß er Goethe mit warmer Verehrung betrachte. Als die beabsichtigte Heirat mit der obengenannten Dame, um deretwillen ihm Goethe den weimarischen Ratstitel vermittelt hatte, an Familienwiderständen gescheitert war, schrieb Rochlitz an Böttiger am 12. Dezember 1800: „Goethe hat mich indessen zum herzoglichen Rat machen lassen, was nun freilich keinen Zweck mehr hat. Das Reskript ist aber sehr ehrenvoll und bezieht sich unter anderm geradezu auf Nachrichten und Schilderungen von Goethe, was mir allerdings lieb ist." Allein Rochlitzens guter Wille, ein reines und klares Verhältnis zu Goethe zu bewahren, und soweit es schon vorhanden war, zu vertiefen, ward durch Böttigers Vielgeschäftigkeit immer wieder gestört. Bald suchte der Unermüdliche die Teilnahme des musikalischen Freundes in Leipzig für die jugendlich schöne und ausgezeichnete Sängerin Karoline Jagemann aufzuregen, die angeblich von Goethe und Kirms unterdrückt und im schönsten Wuchs geknickt wurde, bald regte er Rochlitz, welcher nicht sowohl den Romantikern als den Gebrüdern Schlegel zweifelnd und abweisend gegenüberstand, mit Nachrichten über die Aufführungen des „Jon" und „Alarkos" auf dem weimarischen Hoftheater auf, bald erzählte er dem Gutmütigen, leicht zu rührenden von persönlicher Unbill, die ihm, Böttiger, vonseiten Goethes und Schillers widerfahren sei, bald stachelte er das glücklicherweise sehr bescheidene Selbstgefühl des strebsamen Schriftstellers an, indem er ihn merken ließ, daß weder Goethe noch Schiller eine sonderliche Meinung von den kleinen Stücken hegten, welche Rochlitz von Zeit zu Zeit bei dem weimarischen Hoftheater einreichte. Nun war es richtig, und die ältesten Briefe Goethes an Rochlitz lassen darüber gar keinen Zweifel, daß die großen Dichter die Rochlitzischen dramatischen Versuche zwar keineswegs geringschätzten, sogar mit freundlichem Anteil betrachteten, aber sie doch nicht als tiefeingreifende und bedeutungsvolle Werke ansehen konnten. Goethe zeigte sich niemals abgeneigt, die kleinen dramatischen Versuche des Leipziger Schriftstellers zur Aufführung zu bringen, entfaltete aber dafür weder Pathos noch Eifer, weil er keinen nachhaltigen Erfolg von diesen Vorführungen erwarten durfte. Rochlitz wäre durchaus der Mann gewesen, dies Verhalten Goethes als der Sache entsprechend zu würdigen, wenn ihm nicht gelegentlich durch die kleinen Anstachelungen Freund Ubiques die klare Übersicht geraubt worden wäre. Wenn er beispielsweise am 18. Juli 1801 bald nach seiner Rückkehr von einem Ausfluge nach Weimar wahrheitsgemäß an Böttiger berichten mußte: „Schiller hat mir auf ein ihm neulich geschrie-

benes anständiges, aber ziemlich kaltes Billet einen bogenlangen und in jeder Rücksicht vortrefflichen Brief geschickt, was mir viele Freude gemacht hat," so sorgte der Allerweltsmann dafür, diese Stimmung nicht aufkommen zu lassen. Er wird es mit einigem Triumph gelesen haben, daß Rochlitz am 30. September 1801 ziemlich gereizt schrieb: „Von Goethe habe ich noch keine Antwort auf meinen, dem Lustspiele beigelegten ausführlichen Brief. Aus Schillers Benehmen bei seinem Hiersein konnte ich bemerken, daß beide sich in mir oder ich mich in ihnen geirrt habe. So wahrhaft vertraulich und freundschaftlich dieser mir gleich nach meiner Anwesenheit in Weimar schrieb, so nachlässig und entfernend war sein Benehmen. Haben diese beiden von mir erwartet, daß ich mich nur blind ihnen ergeben, unter ihre Posaunenengel treten, mein Urteil und mich überhaupt ganz verleugnen und selbst Menschen entsagen soll, die mein Herz als Freunde besitzen, so müssen sie sich allerdings getäuscht finden, und es thut mir auch nicht wehe, wenn sie sich so finden."

Natürlich dachten weder Schiller noch Goethe daran, Rochlitz kränken oder ihm gar seinen Freund Böttiger vom Herzen reißen zu wollen. Schiller schrieb am 16. November 1801 an Rochlitz, bat für Goethe um nachsichtige Beurteilung („Daß er Ihnen noch nicht geschrieben, müssen Sie seinen vielen Geschäften und ich darf hinzusetzen, auch seiner Schreibscheue, die er oft nicht zu überwinden imstande ist, zuschreiben"), entschuldigt sich selbst, daß er Rochlitz in Leipzig nicht besucht habe („Ich hatte bei meinem letzten kurzen Aufenthalt in Leipzig gehofft, Zeit zu gewinnen, um Sie aufzusuchen, und unsre noch so junge Bekanntschaft, die mir sehr angenehm ist, weiter fortzusetzen. Aber ich gehörte in diesen zwei Tagen nicht mir selbst an, da eine Gesellschaft von Freunden, die mir von Dresden gefolgt war, über meine Zeit disponirte"). Goethe aber schrieb am 17. Dezember 1801 wegen seiner verzögerten Entscheidung über Rochlitzens Lustspiel „Liebhabereien oder die neue Zauberflöte": „Mögen Ew. Wohlgeboren mir noch bis zum neuen Jahre wegen des Stückes Frist geben, so soll alsdann darüber die schuldige Erklärung folgen." Aber Rochlitz war jetzt durch Böttigers unabläßige Anstachelungen wirklich in einen thörichten Verdruß hineingetrieben. Am 3. März 1802 schrieb er Böttiger (der ihm einen Goethischen Aufsatz über die Führung des Theaters in Weimar noch druckfeucht zugeschickt hatte): „Ich danke Ihnen herzlich, liebster Freund, für Ihren Brief und die Beilage. Wenn Goethe bei der Führung des Theaterwesens wirklich den Plan gehabt und so durchgeführt hat, und ihn nicht etwa wie der Kunstrichter in ein geniales Werk, hintennach hinein exegisirt: so ist er der Direktor aller Direktoren. In der Behandlung der Schauspieler, im Ton des ganzen Aufsatzes bleibt er sich, drohend und drückend, gleich und seinem eignen Grundsatz getreu: Hammer oder Amboß sein muß jeder [wie er meint], da ist er denn überall Hammer und alle andern sind ihm Amboß." In dieser Mißlaune forderte er in einem gereizt-unterwürfigen Briefe (dem sechsten der Biedermannschen Sammlung)

sein Lustspielmanuskript von Goethe zurück. Als er aber dann im Herbst des gleichen Jahres von Goethes Absicht hört, eine Tragödie des Sophokles mit Musik auf die Bühne zu bringen, kann er doch nicht umhin, sich wieder an Goethe zu wenden, ihm zu sagen, daß er sich mit dieser Frage eingehend beschäftigt habe und jedenfalls mehr davon verstehe, als die meisten Musiker. Goethe glaubt ihm das aufs Wort, muntert ihn freundlich auf, ihm über seine Anschauungen näheres mitzuteilen, bemerkte indes sogleich (Brief 10 bei Biedermann), daß das bewußte Vorhaben noch in der ersten Vorbereitung sei. Da Rochlitz seinem Feuereifer für die Sache nicht genug gethan sah, so blieb ein neuer Rückfall in gekränkte Empfindlichkeit nicht aus, und am 6. April 1803 erschloß er sein Herz gegen Böttiger in den Worten: „Das aufgeführte Goethische Stück ist das nicht, wovon zwischen ihm und mir die Rede gewesen ist. Wir haben dieses wahrscheinlich, aber erst künftiges Jahr zu hoffen. Reden Sie auch privatim nicht davon. Ich weiß es wohl, daß er auch mich hier nur wie eine Maschine meinen Faden hat abhaspeln lassen, und wußte es, als ich mich darauf einzulassen anfing: aber wer wollte nicht gern sein Scherflein zu einer solchen Probe für die Kunst und Welt hergeben, auch wenn es kein Mensch erfährt und es ihm gedankt wird wie mir. Goethe hat mir nämlich, seit ich die Sache bis dahin geführt habe, wohin ich sie führen konnte, kein Wort geschrieben. Schon recht, er ist für keinen Menschen und kann es vielleicht nicht sein, stehet allein da, nur für das Ganze: eben darum muß man nicht verlangen, daß er einen besondern menschlichen Anteil an einem nehmen soll, aber eben darum an ihn diesen besondern menschlichen Anteil nicht fruchtlos verschwenden."

Selbst dieser Ausruf verrät, daß sich Rochlitz allmählich zu finden und Goethes Verhalten billiger und richtiger zu beurteilen begann. Er war im eigentlichen Sinne erschrocken gewesen, als er wahrnahm, welche Frucht jene Feindschaft gegen die Schlegel und ihren Anhang, jene Mißstimmung gegen Goethe, die Böttiger unablässig bei ihm zu nähren suchte, eben damals in Kotzebues Berliner Zeitung „Der Freimütige" trug. Es wies den Gedanken der Übereinstimmung mit dem Tone dieses Blattes entrüstet von sich, und erklärte an Böttiger (22. Dezember 1802): „Wäre wirklich etwas von Bedeutung für die gute Sache davon zu erwarten, so würden wir alle uns vereinigen müssen, Teil zu nehmen; aber so versucht sie [die Kotzebuesche Zeitung] gewiß nur an die Stelle des aristokratischen Despotismus einen sanskulottischen, der aber seine Scham zierlich zu decken sucht, zu setzen, und Pereat allem literarischen Despotismus!" Wenn er genauer bedachte, was bei Leuten wie Böttiger, Kotzebue und andern die „gute Sache" hieß, so mußte er empfinden, daß er damit doch nur wenig Gemeinsames habe, daß er im Begriff stehe, sich eine der besten und stärksten Empfindungen seines Lebens: die reine Verehrung für Goethes Größe, kläglich verkümmern zu lassen. Und er hatte inzwischen Erfahrungen auch mit dem Allerweltsfreunde gemacht, hatte den allezeit Geschäf-

tigen entschieden zurechtweisen, ihm unter anderm am 26. Mai 1802 sagen müssen: „Wie sehr allzuhohe Anpreisungen schaden, das erfahre ich von neuem der Anzeige des „Blumenmädchens“ in dem Modejournal wegen. Wie konnten Sie nur einen Augenblick glauben, daß, was ich Ihnen in vertrauter freundschaftlicher Ergießung mitgeteilt hatte, als Insinuation, um es dem Publikum vorzulegen, zu nehmen sei? Hätten Sie mir nicht gestanden, daß Sie jene Anzeige selbst mit gutem Willen verfaßt hätten, ich würde dagegen aufstehen müssen.“ Er hatte, in allmähliger Einsicht, daß Böttiger einen guten Teil der Schuld an seinem Mißverhältnisse zu den Weimarer Heroen trage, ihn unterschiedliche male gewarnt und freundschaftlich beschworen, sich doch ja aller Angriffe auf Goethe und Schiller, aller „unsichern, aber immer verletzenden Nachrichten“ zu enthalten. Und wenn in dem schon nach Dresden gerichteten Briefe vom 15. Februar 1804 der alte Mißmut ihm noch einmal die Worte eingab: „Mich möchte er [Goethe] nach Weimar haben, so wahrscheinlich, daß ich von dem Meinigen lebte und einen Artikel in der lebendigen Encyklopädie, die er gern um sich versammelt, im Notfall gleich nachschlagen zu können, ausmachte. Mir ist seine Aufmerksamkeit lieb, aber ich gehe ihm zu gar nichts auch nur einen Schritt entgegen. Alles das unter uns; denn das Geringste, das er wieder erführe, wäre genug, auch mir seinen unauslöschlichen Haß zuzuwenden, und wer wird das wollen, wenn man auch außer seinem Wirkungskreise ist“ — so war inzwischen doch Böttiger von Weimar nach Dresden übergesiedelt und damit das stärkste Hindernis beseitigt, welches dem Gedeihen der Beziehung zwischen Goethe und Rochlitz immer und immer wieder im Wege stand. Mit erneutem Vertrauen sendet Rochlitz seine kleinen Stücke nach Weimar und bittet, ihrer freundlichen Aufnahme ohnehin gewiß, um sorgfältige Inszenirung; mit voller unbefangener Würdigung seines Talents, seines guten Geschmacks, seines Einflusses wendet sich Goethe, als 1807 das Gastspiel der Weimarer Hofschauspieler in Leipzig bevorstand, an Rochlitz. Man sollte meinen, daß Rochlitz bei Lesung des Goethischen Briefes vom 3. April 1807 (bei Biedermann Nr. 17) einige Beschämung empfunden haben müsse, wenn er sich so mancher empfindlichen und mißtrauischen Äußerung über Goethe erinnerte, die er sich, auf Böttigers Anregungen, in den letzten Jahren hatte entlocken lassen.

(Schluß folgt.)



Eine Fahrt in den Orient.

Von Adam von Festenberg.

(Fortsetzung.)

10. Umgebungen. — Prinzeninseln. — Abend in Pera.



Etwa zwei Stunden von Konstantinopel liegen, zum Teil in öder Kahlheit und unbewohnt, zum Teil mit Terebinthen, Pinien und Oliven bewachsen und mit Villen und Gärten geschmückt, ein Bild südlicher Fruchtbarkeit und Anmut, die sogenannten Prinzeninseln, zu denen wir gestern mit unsern hiesigen Freunden aufbrachen. Gewöhnt sich auch das Auge an das Schöne nicht minder wie an das Häßliche, so wird es doch niemals satt, wenn man hier den Landeplatz der Perabrücke verläßt, weil immer wieder neue Szenen in dem lebhaften Hafen, neue Färbungen des Meeres und der Berge, neue Gruppirungen von Häusern und Moscheen sich darbieten und neue Gedanken längst vergangner Zeiten heraufbeschworen werden. So wechselvoll war hier das Geschick der Menschen, welche an diesen bald lachenden bald öden Ufern wohnten, daß ein Stein oft die Geschichte von Nationen erzählt, wie Palimpseste, bei denen eine Handschrift auf die andre gesetzt ist. Zur Linken ließen wir den Leanderturm, der jetzt für die Schiffe als Signal- und Leuchtstation dient. Wie er zu dem Namen des Leander gekommen ist, habe ich trotz aller Nachforschungen nicht ermitteln können, da sich der rührende, von Musäos und Schiller der Unsterblichkeit überlieferte Roman von Hero und Leander weiter unten am Hellespont, zwischen Abydos und Sestos, abspielte. Aber die Sage der Völker hat sich stets dieses kleinen, zwischen Europa und Asien liegenden Inselchens bemächtigt und das Geschick der Stadt mit dem Schicksal schöner Frauen in Verbindung gebracht. An dieser Stelle schwamm die als Kuh verwandelte Io, welche ihre Liebe zu Zeus so schwer zu büßen hatte, durch die Meerenge, um ihr für alle Zeiten den Namen zu geben. Eine andre Frau mit ähnlichem Namen (Damelis = Kälbchen) — und wer weiß, wie sich diese beiden Ereignisse in einander verflochten haben —, die Frau des athenischen Feldherrn Chares, die ihren Mann tapfer in den Feldzug gegen Philipp von Makedonien begleitete, hat hier einen frühen Tod gefunden. Von ihrem Manne wurde ihr ein Mausoleum auf der Insel gesetzt, welchem die dankbaren Byzantiner, denen Chares zu Hilfe geeilt war, eine hohe, von einer Kuh gekrönte Säule hinzufügten, vielleicht in doppelter Anspielung auf Io und Damelis. Auch in der türkischen Überlieferung ist die Liebe einer

Sultanstochter mit diesem Turm verknüpft, der deshalb bei ihnen der „Mädchenturm“ (Kyskullessi) heißt. Eine Prinzessin war hier von ihrem Vater, um sie gegen einen frühzeitigen, durch Schlangenbiß prophezeiten Tod zu schützen, abgesperrt worden, aber die Liebe wie die Schlange hatten auch über das Meer ihren Weg gefunden, und das türkische Märchen schließt versöhnlicher mit der Vereinigung der Liebenden ab. Bei diesem Turme ging es vorüber in das Marmarameer, dessen hellblaue Wellen von den dunkleren Wogen des Bosporus sich glänzend abheben. Das Meer war bewegt und die Luft kühl, aber die Götter waren uns günstig, waren es doch Griecheninseln, auf die wir zusteuerten. Welch wechselvolles Leben sich auf ihnen im Altertume abspielte, an das noch die Namen zweier von ihnen, Chalki und Antigoni, erinnern, das mag der glücklichern Forschung desjenigen überlassen bleiben, dem es beschieden ist, einst, wie Lord Bulwer es gethan, auf einer dieser Inseln sich ganz in die Vergangenheit zu versenken. Aber auch wer nur bei der byzantinischen Geschichte Halt macht, wird hier reichen Stoff für geschichtliche Forschung und romantische Dichtung finden; führen doch einige den Namen der Inseln auf die griechischen Prinzessinnen hin, welche hier nur allzuoft ihre Einmischung in Staatsgeschäfte mit Verbannung zu büßen hatten, und gerade Prinkipo, das Ziel unsrer Fahrt, war durch einen so erzwungenen Aufenthalt besonders ausgezeichnet. Hierher war die kraftvolle, an Lastern wie an Vorzügen des Geistes und Körpers gleich hervorragende Kaiserin Irene, die Zeitgenossin von Harun al Raschid und Karl dem Großen, die sogar daran dachte, durch eine Verbindung mit letzterem das morgenländische Reich mit dem Abendlande wieder zu vereinigen, von ihrem siegreichen Gegner Nikephoros verbannt worden. Sie hatte, um sich selbst die Herrschaft zu sichern, ihren Sohn Konstantin einkerkern und blenden lassen, wird aber demungeachtet von der orthodoxen Kirche als Heilige verehrt, weil auf ihr Anstiften ein Konzil von Nicäa den lange unterdrückten Bilderdienst in der Kirche wieder herstellen ließ. Glücklicher als sie war eine spätere Kaiserin, Zoë, welche die Verbannung wieder mit dem Throne vertauschen konnte. Die Byzantiner hatten die Inseln, welche im Altertum Volksinseln hießen, Pfaffeninseln (Papadonissi) genannt, und hatten genügenden Anlaß hierzu, denn allein auf Prinkipo, wo auch Se. Seligkeit (Beatitudo) der griechische Patriarch die Sommerresidenz besitzt, befinden sich drei Klöster, von denen das dem heiligen Georg geweihte und auf der höchsten Felsspitze der Insel gelegene das Ziel unsrer profanen Wallfahrt war. Diese ging nun keineswegs nach Büßerart zu Fuß vor sich, vielmehr bestiegen wir gleich nach der Landung Pferde, und so zogen wir durch Olivenpflanzungen und Gärten die steile Straße hinauf. Zur Linken behielt der Blick stets das Meer mit seinen Inseln.

Die Mönche des Agios Georgios haben sich einen herrlichen Platz für ihre Ansiedelung auserwählt; die Spitze gewährt eine Aussicht, die vielleicht als die schönste am Bosporus bezeichnet werden kann und höchstens einen Vergleich

mit der von dem Schlosse des Tiberius auf Capri oder von dem Epomeo in Ischia zuläßt. Es war die Zeit des Sonnenunterganges, und wir langten gerade zur rechten Zeit an, um das Sinken der goldenen Kugel in das Meer anzuschauen. Bald hatte sich der Himmel mit glänzenden Farben bedeckt. Die Insel erstreckt sich hier mit einer langen Zunge in das Meer, welches sie gleichsam in zwei Hälften teilt; während nun die eine im vollen Abendglanze strahlte, verdunkelte sich allmählich die andre, indem sie nur die hellen Strahlen und Farben der ersteren in schwachem Abbild wiedergab. Die Berge mit ihren eigentümlichen Formen traten plastischer hervor und nahmen Färbungen an, welche bald alle Schattirungen von Blau und Lila zeigten, bis sich endlich nach wenigen Minuten der ganze Horizont in einen duftigen Schleier hüllte, der sich bald zu voller Dunkelheit entwickelte.

Doch für uns hätte es noch keine Rast gegeben, wenn wir nicht die Gastfreundschaft des halb verfallenen Klosters in Anspruch genommen hätten. Unser Freund aber wollte durchaus die Kirche besuchen; hatte er doch von der Tochter der Schaffnerin, die uns feurigen Inselwein und Eselswurst spendete, von einem wunderthätigen Bilde erfahren, welches den Ledigen das Heiraten prophezeit, wenn es ein Geldstück nicht fallen läßt, das man ihm auf das Antlitz drückt. Er ließ sich hineinführen, wollte aber durchaus nicht erzählen, welches Orakel ihm geworden war. Der Herabritt war trotz der völligen Dunkelheit erquickend, denn die Luft war mild, und wir freuten uns, daß wir noch am ersten Oktober unsre Mahlzeit unter freiem Himmel einnehmen konnten.

Am andern Morgen waren wir schon früh auf, um auch den Aufgang der Sonne zu genießen, allein kaum waren wir zum Aufstieg gerüstet, als plötzlich ein orkanartiges Gewitter losbrach, wie es nur in diesen Gegenden sein kann, wo alle Naturerscheinungen im Guten und im Bösen mit Macht auftreten. So waren wir um unsre Erwartungen getäuscht, und damit wir es nicht ganz vergäßen, daß wir im Orient wären, hatten sich auch bei einzelnen Genossen während der Nacht jene unangenehmen Geister eingestellt, deren Hilfe Mephistopheles, um sich aus Fausts Zimmer zurückzuziehen, mit so vielem Erfolg anruft. Unter diesen Umständen fanden wir es am geratensten, das nächste Schiff zu besteigen und nach Pera zurückzufahren.

Der Himmel war uns zwar wieder günstiger, als wir den Boden Galatas betraten, allein für einen größern Ausflug trauten wir dem Wolkensammler Zeus nicht mehr, sondern benutzten die Gelegenheit, statt in die Ferne zu schweifen, uns in der Nähe umzusehen. Wir schlenderten durch die dichtbelebten, engen und schmutzigen Straßen Galatas, wo Laden an Laden stößt, und noch zum Überfluß auf der Straße Verkäufer von allerlei Eß- und Trinkwaaren ihre herumziehenden Magazine aufgeschlagen hatten. Wir gerieten aber auch in eine Gegend, welche der Schlupfwinkel des Abschaums der Erde ist und nicht nur in den Spelunken, sondern auch auf der Straße selbst in voller

Öffentlichkeit so viel Schmutz und Ekel ausstellt, daß man nach Darwin nicht bloß den Affen, sondern noch ganz andre Tiere für die Urahnen des Menschengeschlechts zu halten berechtigt wäre. Ich möchte es dem Einzelnen selbst am Tage nicht raten, seinen Fuß in diesen Stadtteil zu setzen, des Nachts aber ist ein solches Unterfangen, wie mir von Autoritäten versichert wurde, ein Wagnis, das oft mit dem Verschwinden des Besuchers endet. Sieht man freilich die Physiognomie dieser Leute, das Gewirr von Gassen und Gäßchen, das zahllose Gesindel aller Länder, dann findet man es erklärlich, daß es der türkischen Polizei nur selten gelingt, ein Verbrechen zu entdecken. Hier könnte nur ein zweiter Haußmann helfen, der das ganze Viertel niederrisse. Für die Verschönerung von Pera hat wenigstens der große Brand im Jahre 1870 gesorgt, allein es giebt auch hier noch fast alles zu thun. Außer der grande rue, die an eine alte italienische Straße erinnert, ist im übrigen von menschenwürdigen Wegen und Häusern nicht allzuviel zu sehen. Hier, wo sich alles, was aus Europa kam, häufte, wo deshalb jeder Zoll von Grund und Boden wertvoll war, wohnt jeder in fürchterlicher Enge unter Verachtung auch der ersten Grundsätze der Gesundheitspflege. Von Plätzen ist selbstverständlich keine Rede, und atmen kann man erst im dritten oder vierten Stocke. Trotzdem sind hier die Sitze der Gesandten und Konsuln und des ganzen großen Handelsverkehrs. Die deutsche Gesandtschaft hat es noch am obern Ende der großen Straße einem Friedhofe gegenüber und mit herrlichem Rückblick auf den Bosporus zu einem schönen Aufenthalte gebracht. Dafür ist aber das ganz neue Haus in einem Stile gebaut, der nur zu deutlich an die Kasernenbauten der neuen Reichshauptstadt erinnert. Seit dem Brande benutzte auch die Stadtverwaltung eine freigewordene Stelle zur Anlage eines giardino pubblico, in welchem allabendlich Konzert und Theater stattfindet. Wir ließen uns verleiten, hinein zu gehen, man gab gerade die Verdische Oper Nebukadnezar, allein weder das Publikum — es mochten kaum zwanzig Zuschauer sein — noch die Sänger wußten uns länger als einen Akt zu fesseln und die Musik nicht einmal so lange. So zogen wir denn weiter in die Cafés chantants, deren drei zur Zeit in ganz besondrer Blüte stehen. Hier findet man den Abhub jener internationalen Künstler, die in ihren Glanzperioden auch die zivilisirten Hauptstädte mit ihren Darstellungen erfreuten. Da hier die Polizei auch um notwendigere Dinge sich nicht kümmert, so könnt ihr euch denken, wie ungenirt der Verkehr in diesem Tingeltangel ist. Die größte Frechheit besteht aber darin, daß jedes derselben am Abend eine Spielbank hält, wo ganz offen Roulette und Trente et quarante gespielt werden. Zwar kommt auch ab und zu einmal ein Polizeikommissar in Zivil, aber dieser — wahrscheinlich um sich des Thatbestandes zu versichern — spielt mit und pflegt regelmäßig eine bestimmte Summe zu gewinnen, worauf er sich nach vollbrachter Pflicht wieder zurückzieht, um sich einige Abende später zur Erhebung dieser eigentümlichen Art von Steuer wieder einzufinden.

Die Croupiers sollen die Geschicklichkeit besitzen, de corriger la fortune, und ein türkischer Offizier, der jüngst dies zu entdecken glaubte, machte kurzen Prozeß, er raffte alles auf dem Tische befindliche Geld einschließlich der Vorräte des Bankiers zusammen, warf die Tische zur Erde und zog seines Weges, indem er jeden mit seinem Säbel bedrohte. Da die Bankhalter selbst in einem Glashause sitzen, mußten sie sich in Acht nehmen, auf andre Steine zu werfen, und so ließen sie sich diese Plünderung ruhig gefallen. Darauf ist ein Verbot ergangen, daß die Offiziere abends von Pera fern bleiben sollen. Das ist alles, und es wird natürlich so lange dauern, bis es anders wird. Vorgestern nachts wurde sogar ein Mann nicht weit von unserm Hause überfallen und beraubt; selbstverständlich hat man von den Räubern keine Spur, man kann nicht gegen das Kismeth kämpfen. Wahrscheinlich hatte während dieses Überfalls der treue Wächter der Nacht einige hundert Schritte davon so laut mit seinem Stocke gepocht, daß die Räuber eine Störung durch ihn nicht zu fürchten hatten. Wozu sich auch in fremde Händel mischen, das ginge gegen das Walten der türkischen Vorsehung.

---

11. Um die Mauern und um das goldne Horn.

Wenn ich euch neulich schrieb, daß die Spuren der römisch-byzantinischen Kaiser von dem Erdboden vertilgt seien, so hätte ich freilich die großen Mauern ausnehmen müssen, die sich von den sieben Türmen des Marmarameeres an der Landseite bis nach der am goldnen Horn gelegenen Vorstadt Ejub hinziehen und diese Landseite der Stadt gegen feindliche Angriffe zu schützen bestimmt waren. Ein Ritt um die ganzen Mauern nimmt mehrere Stunden in Anspruch, und da es sich fügte, daß uns ein türkischer Freund aus der hohen Pforte begleiten wollte, diesem aber nicht allzuviel Zeit zur Verfügung stand, so beschlossen wir, die Partie zu teilen. Wir holten unsern Freund ab und ritten dann quer durch Stambul, das, je öfter man es sieht, desto mehr Anziehungspunkte bietet. Unser aus vier Mann bestehender Reiterzug, dem die unvermeidlichen Pferdetreiber folgten, fand kaum Platz, sich durch die belebten Straßen durchzuwinden. Es herrscht ein Verkehr und ein Gewerbereichtum, als ob von hier aus die Bedürfnisse der ganzen Welt befriedigt werden müßten, namentlich scheint das Handwerk in Blüte zu stehen, und so zogen wir durch Reihen von Straßen, in denen Werkstatt an Werkstatt stößt. Eine solche ist ein großer, nach der Straße geöffneter Raum, der auch nur von dieser aus das Licht empfängt, sodaß die Arbeit vor den Augen aller vor sich geht und das Geklapper und Gehämmer mit dem Tosen der Menge einen ewigen Kampf besteht. Es wird einem dabei ganz wüst zu Mute, und man fühlt, daß die Nerven ganz besonders gestählt sein müssen, um diesen Höllenlärm zu ertragen. Insofern ist aber das Bild auch wieder eintönig, als die gleichen Gewerken, wie bei uns im Mittelalter und in denjenigen Städten, die noch die alte Sitte bewahrt

haben, bei einander sitzen — eine für den Wettbewerb und die Lieferung guter Arbeit gewiß nicht unerwünschte Erscheinung, denn es bildet sich so am besten eine feste Kundschaft, und jeder bemüht sich, seinen Nachbar durch gute Arbeit zu übertreffen. Da wechselten Straßen von Schuhmachern mit Straßen von Schneidern, Sattlern u. s. w. ab. Wir nahmen die Richtung nach dem Adrianopler Thor, ließen es aber zur Rechten liegen, um einen Blick in die Kahrije-Moschee zu werfen, von der man uns einen großen Kunstgenuß versprochen hatte. Sie war früher eine byzantinische, außerhalb der Mauern schon im Lande (daher der griechische Name Chora) gelegene Klosterkirche. Die Kalkbekleidung, mit der die Türken bei der Umwandlung in eine Moschee die Mosaiken und Bilder der christlichen Verehrung beworfen hatten, waren zum großen Teil wieder abgelöst, und da sie infolge dessen von Fremden viel besucht werden, dieser Besuch aber mit dem nicht unerheblichen Bakschisch verbunden ist, so denken die Imams nicht daran, die Bilder wieder zuzudecken, im Gegenteil scheinen sie immer mehr die Kalkwände abzukratzen und sogar die freigewordenen Bilder möglichst gegen Verderben zu schützen. So wird Egoismus und Geldgier auch bei Unwissenheit und Fanatismus zum besten Konservator der Altertümer.

Was wir in dieser Moschee, die auch in ihrer architektonischen Gestaltung vollkommen den Bau der alten griechischen Kirche wiedergiebt, sahen, hat unsre Erwartungen weit übertroffen. Das Innere ist reich an Mosaiken und Fresken und umso bemerkenswerter, als die einzelnen Bilder verschiednen Kunstepochen zu entstammen scheinen. Die Mosaiken zeigen den steifen byzantinischen Typus mit dem grämlichen Ernst der alten Zeit, wie man sie nicht sowohl in den Kirchen Ravennas, als vielmehr in einigen alten Heiligtümern Roms, so in der Kirche der Heiligen Narcissus und Achilles in der Nähe des Konstantinbogens findet. Gleich beim Eingang der segnende Christus und eine wenig anmutende Maria mit dem nach altbyzantinischer Weise ganz bekleideten Christuskinde sind unverkennbar aus einer Zeit, in welcher sich bereits der starre Stil unabänderlich, wie die Gebote der Kirche selbst, ausgebildet hatte. Denselben Charakter hat auch das Widmungsbild über der Hauptpforte, in welchem der Stifter der Kirche das Modell dem Erlöser entgegen bringt. Als dieser Stifter wurde uns von dem Imam, mit welchem die Verständigung nicht allzu schwer war, Theodosius bezeichnet, allein hier lag offenbar eine wissentliche oder unbeabsichtigte Verwechslung mit Theodor, dem Metochiten, vor, der als Kanzler des ältern Andronikos die Kirche im dreizehnten Jahrhundert neu bauen ließ, während die ursprüngliche Stiftung von den einen in die Zeit Justinians, von den andern sogar in das vierte Jahrhundert gesetzt wird. Letztern Falles würde die Deutung des Bildes auf Theodosius nicht so unwahrscheinlich sein. Die Beleuchtung ist so schlecht, daß man nur durch das Fernglas etwas Genaueres sehen kann; hierbei wollten wir freilich an dem knieenden Stifter die Insignien des Kaiserschmuckes entdecken. Die Fresken dagegen, Zwickelfiguren der Propheten

und Apostel mit griechischen Namen, und größere Wandbilder, wie die Heiligen Georg und Andronikos, die Geburt Christi, die Anbetung der Hirten und Magier, der bethlehemitische Kindermord, sind so charakteristisch in den Einzelfiguren, so lebendig in den Bewegungen, so anmutig in der Erfindung, daß sie aus der Zeit nach Giotto (der ja erst 1326 starb) und von einem Giottisten herzurühren scheinen. Wie aber die italienische Malerei um diese Zeit nach Byzanz gekommen sein mag, das müßt ihr euch von einem Kundigeren, dem besseres Material zur Seite steht, erläutern lassen. Denn aus sich heraus hat das Byzantinertum diese Werke nicht geschaffen, so viel kann ich mit Bestimmtheit sagen. Hier war der Kastengeist zu sehr ausgebildet und das Zeremoniell zu starr, als daß ein Künstler zu einer so freien Auffassung hätte gelangen können; an Stelle religiöser Empfindung waren theologische Spitzfindigkeiten getreten, sodaß die Kunst sich auch nicht mehr zu einem so rührend naiven Ausdruck emporschwingen konnte, wie er aus diesen Bildern spricht. Unmöglich ist es ja nicht, daß mit den lateinischen Kreuzfahrern auch Künstler aus Italien an das goldne Horn gekommen sind, aber auch diese Epoche wäre für diese Darstellungen zu früh. Immerhin hat zwischen den großen Seestädten Italiens und Konstantinopel eine lebendige Wechselwirkung und ein reger Verkehr bestanden, und so hat ein solcher vielleicht auch einen tüchtigen Maler hierher verschlagen, der erst jetzt wieder nach Jahrhunderten zu neuem Leben aufersteht.

Nach dieser Besichtigung bogen wir zur Linken ab und begannen den Ritt um die Mauern. Es würde wenig Interesse für euch bieten, wollte ich mitteilen, welche Seiten von den einzelnen Kaisern herrühren, eine Namensaufzählung, die ihr in jedem Reisebuch finden könnt. Auch bin ich nicht Feldherr genug, um euch die frühere Festungsbedeutung derselben auseinander setzen zu können. Alle diese Dinge haben mich gleichgiltig gelassen. Für mich war der malerische Eindruck dieser alten verfallenen Werke mit ihren Gräben und Zinnen, kleinen und großen Türmen, an die sich Bäume und Schlingpflanzen rankten, die Hauptsache, jeder einzelne Turm für sich schon wert, einem Maler zum Vorwurf zu dienen. Gehoben wird dieser Anblick noch dadurch, daß sich gegenüber den Mauern lange, mit Zypressen bewachsene türkische Friedhöfe hinziehen, die in der Verwüstung, die sie selbst bieten, wunderbar mit den Ruinen übereinstimmen. Die alten malerischen Thore, zum Teil mit griechischen, zum Teil mit den türkischen Inschriften des Eroberers, sind fast alle noch vorhanden; nur von dem sogenannten goldnen Thore (Chryse pyle), welches, von Theodosius errichtet, Zeuge so vieler Triumphzüge der oströmischen Kaiser gewesen ist, sind elende Überreste vorhanden, an denen man kaum noch die mit korinthischen Kapitälen geschmückt gewesenen Eingangssäulen erkennt. Wir sahen auch die Bresche, durch die Mohammed der Zweite in die Stadt drang und wo der letzte byzantinische Kaiser Konstantin Paläologos den Heldentod starb, um den Sturz seines Reiches nicht zu erleben. Endlich gelangten wir auch zu

den noch vorhandenen vier Türmen des einst mit sieben Türmen bewehrten Schlosses, und sahen noch an den Mauern die lateinischen Inschriften, welche von den Gesandten zum Andenken an ihren dortigen Zwangsaufenthalt errichtet worden waren. Denn jedesmal, wenn sich der Großherr im Kriege mit einer Macht befand, wurden deren Gesandten, welche nicht vorher das Weite gesucht hatten, hier bis zur Auswechslung und zum Frieden eingesperrt — ein Vorgang, der heute noch, wenn die Türkei nicht in das „europäische Konzert“ eingetreten wäre, sich sicherlich wieder ereignen dürfte. Wir bestiegen den höchsten dieser Türme auf einer sehr zerfallnen, den Einsturz drohenden Treppe, und genossen von der Höhe einen herrlichen Blick auf Stambul nach der einen und das Marmarameer mit der asiatischen Küste nach der andern Seite — Glanz und Elend dicht bei einander! Von dort fuhren wir mit der wenig in gutem Andenken stehenden Bahn des Barons Hirsch nach der Brücke, zwischen Meer und Mauern, die hier meistens zum Stützpunkte von Häusern dienen, an dem alten Serail vorüber. (Schluß folgt.)



Mit der Diogeneslaterne.

Satirische Streifzüge von Albert Gehrke.



3. Unter den Philistern.

—

Gegenseitiges Verstehen.



Schuf ein Edler zu der Menschheit Segen
Eine That, die seinen Namen rief,
Brauchst nur leisen Zweifel anzuregen
Über das Motiv —
Darfst sogleich bei den Philisterseelen
Auf das freundlichste Verständnis zählen.

Preist ein Schwärmer mit Begeistrungshitze
Alles Gute, Wahre, Schöne an,
Komme hinterher mit einem Witze,
Daß man lachen kann —
Jubeln werden die Philisterseelen,
Dürfen dich zu ihresgleichen zählen.

Acceptirt.

Begreife das, wer kann! Er ist ein loser Schwätzer,
Verketzert alle Welt, der Lügenbold, der Hetzer!
Spottreden hat er feil, sitzt einer 'mal in Nöten;
Mit seinen Späßen bringt er andre zum Erröten.
Und doch wird dem Patron das alles nicht verdacht,
Im Gegenteil, dem Herrn sogar der Hof gemacht.
Man freut sich, wenn er kommt, man schüttelt ihm die Hand —
Ei Freund, das wundert dich? Der Kerl ist amüsant!

Nachruf.

Nie ein Streber, hat bescheiden
Ihm genügt, Coupons zu schneiden.
Um gemütlich zu gedeihen,
Feind von allen Wühlereien,
Las er die Lokalberichte,
Machten andre Weltgeschichte.
Hat als Junggesell die Schönen
Doch verstanden zu versöhnen,
Und wie schien's ihn froh zu machen,
Eigne Späße zu belachen.
Er ist tot! Es fehlt dem Rate
Nun der dritte Mann beim Skate.
Wer ersetzt ihn? — Ja, sie haben
Einen guten Mann begraben.

Auf die Prüden.

Anstatt im Geschöpfe den Schöpfer zu schauen,
Erweckt euch die nackte Schönheit ein Grauen.
Mit den Händen bedeckt ihr das Angesicht,
Denn ihr wißt, in das Herz hinein sieht man nicht.

Die gute Zeitung.

Meine Zeitung wird mir täglich lieber.
Politik bringt hier kein Gallenfieber,
Denn geschehen ärgerliche Sachen,
Weiß mein Blatt ein Späßchen drauf zu machen.
Bin geehrt am Stammtisch, kann berichten
Stets von neusten Jagd- und Mordgeschichten.
Meine Frau mit: Bitte, noch ein Schälchen!
Schöpft aus ihm die nettsten Stadtskandälchen,
Und den Sinn am Schönen zu erhalten,
Öffnet's Ortspoeten seine Spalten.
Doch als Hauptempfehlung dient wohl diese:
Meine Zeitung hat 'ne „Eselswiese.“

Vom geistreichen Mann.

Ich sah ihn neulich in Gesellschaft sich ergehen,
Ihn, den ein Troß Bewunderer umkreist,
Und in der That, nun glaub' ich zu verstehen,
Was heißt: er ist ein Mann von Geist.

Selbst seinem Schweigen schien man ehrfurchtsvoll zu lauschen,
Mit Hm! und Ah! schon übte er Gericht.
Orakelhaft scholl seiner Worte Rauschen,
Den Sinn erfaßt' ich leider nicht.

Zuletzt geruhte er auch einen Witz zu machen.
Von solchem Mann ein Späßchen! Das behagt.
Mein Nachbar rief, noch rot von lautem Lachen:
Vorzüglich! Was hat er gesagt?

Am Grabe Lurens.

Fünf Ärzte haben um den kranken Lur gestritten,
Bis unter dem Konsil er endlich ausgelitten.
Beklagst du das? Ihn ließ der Tod den Ruhm erwerben,
In jungen Jahren für die Wissenschaft zu sterben.

Vereint und entzweit.

Weißt du, wann zwei Feinde sich versöhnen?
Wenn ein Dritter herkommt, den gemeinsam
Beide jetzt bespötteln und verhöhnen.
Weißt du, was den Freund vom Freunde scheidet?
Liebesthaten, die des andern Nacken
Mit der Last der Dankbarkeit bepacken.

An Herrn Paff.

Herr Paff spricht nur von sich und dem, was er vollbringt.
Er glaubt, ein Ruhm sei groß, der in die Ohren klingt.
Freund Paff, was mühst du dich! 's kommt nichts dabei heraus.
Zu starkes Blasen löscht die kleinen Lichter aus.

Der Leisetreter.

Ich sah ihn, wie er hier
Und dorthin ängstlich schaute,
Sodann im Flüsterton
Dem Nachbar anvertraute,
Was, äußerst harmlos zwar,
Ihm dennoch Sorge machte,

Da ja ein Wort zu viel
Schon schlimme Feindschaft brachte.
Voll Argwohn paßt' er auf,
Wie der und der ihn grüßte,
In Angst, ob nicht sein Ich
An Renommee einbüßte.
Es glaubt der Tropf, geziert
In Sprache, Wort und Geste,
Die Form verhülle wohl
Sein geistiges Gebreste.
Fürwahr, das weckt den Spott,
Giebt Stoff zur Stachelzeile.
Doch rief der Gott mir zu:
Nicht schnitze deine Pfeile,
An solchem Jammerbild
Des Schützen Kunst zu zeigen,
Denn wo das Mitleid spricht,
Da soll Satire schweigen.

Ein dunkler Ehrenmann.

In jungen Jahren schon ein Mensch, der kalkulirt,
Nahm Heinz sich eine Frau, die Geld im Beutel ziert.
Er ärgerte sein Weib gar bald ins Grab hinein,
Doch traf der Schlag ihn hart — lest ihren Leichenstein.
Mit seinen Brüdern blieb er lebenslang entzweit —
Wer billigt nicht den Grund? — um einen Erbschaftsstreit.
Politisch gut gesinnt, hat nichts ihn so ergrimmt
Wie Kommunisterei, die, um zu teilen, nimmt.
Des Wohlthuns nimmer satt, erschien er in der Not,
Und half mit seinem Geld, sobald man Wechsel bot.
Rasch mehrte sich sein Gut und auch der Ehren Maß,
Bis Heinz im Stadtrat, ja im Kirchenvorstand saß.
Und wie bescheiden sah er das Erworbne an!
Was bin ich! sprach er oft, ein dunkler Ehrenmann.

Der gute Gesellschafter.

Ich bin bei allen, heißt es, wohlgelitten,
Und in Gesellschaft macht man mir die Cour.
Hab' niemals das Paradepferd geritten,
Ein wenig Menschenkenner bin ich nur.

Die Huld der Hausfrau läßt sich leicht erringen.
Den Zimmerschmuck, die Kinder staun' ich an.
Man muß die Dame auf ein Thema bringen,
Von dem sie stundenlang erzählen kann.

Als Junggesell umschwärmen mich die Schönen,
Da noch der Ehe wert mein sprödes Herz.
Mit Andacht lausch' ich den Sirenentönen,
Beseufze ungestillter Sehnsucht Schmerz.

Gerät die Unterhaltung wo ins Stocken,
Dann komm ich mit der chronique scandaleuse.
Wie dankbar ist man hier für jeden Brocken!
Nun „amüsirt“ man sich und ruft: Affrös!

Ein Achtundvierziger.

Fritz Dampf ist tot! Du lieber Gott,
Für ihn war Zeit zu sterben.
Sein Götzenbild, der Jugend Spott,
Zerfiel schon längst in Scherben.
Die Heiterkeit begann, fing an
Der alte Barrikadenmann:
Es muß doch Frühling werden.

Wenn wir in Siegers Hochgefühl
Den Kriegsgott leben ließen,
Weil aus der Saat im Schlachtgewühl
Die Völkerrechte sprießen,
So war das nicht nach Dampfens Sinn.
Er sprach und seufzte vor sich hin:
Es muß doch Frühling werden.

Trat irgendwo Verfolgungswut
Mit Rassenhaß zu Tage,
Erhitzte unsern Kampfesmut
Die Reichssemitenfrage,
Der Alte schaute in das Glas
Und sprach — sein Auge wurde naß —:
Es muß doch Frühling werden.

Und als der Tod umschlich sein Haus,
Da malte ihm die Schrecken
Der Hölle unser Pfarrer aus,
Fritz Dampfens Herz zu wecken.
Der Freigeist sprach: Geht aus dem Licht,
Mich freut der Sonne Angesicht.
Es muß doch Frühling werden!

Wein, Weib und Gesang.

Freund Bacchus flüsterte mir ins Ohr:
Schlag zu! Darauf ich mein Ämtchen verlor.

Am Geburtstag mein Weibchen ihr Sträußchen erhält,
Doch der Schmuck von dem Hausfreund besser gefällt.

Wollte Deutschland einen in Sangesmut.
Hinterher that's Bismarck mit Eisen und Blut.

Wohl liebte ich Wein, Weib und Gesang,
War doch ein Narr mein Leben lang.

Es reut mich nicht.

Der Pfarrer hatte mich nach Haus begleitet
Und sagte: Werner, Euer Haar glänzt weiß.
Aufs Sterben, hoff ich, seid Ihr vorbereitet,
Der Tod ist bitter und die Hölle heiß. —
Der Pfarrer hat ein wahres Wort gesprochen,
Des Herzens Tücke bleibt nicht ungerochen,
Wenn je ein Sünder spricht: Es reut mich nicht.

Und doch, wer zürnt mir, wenn ich seufzend klage,
Daß ach! so süß oft unsre Sünden sind!
Noch denkt mein altes Herz der Rosentage,
Durchträumt, durchschwärmt mit manchem schönen Kind.
Ich trank mir Lebensluft aus vollem Becher,
In Freundeskreis ein nimmermüder Zecher —
O weh, ich glaube fast: Es reut mich nicht.

Ist nicht die Welt der Tisch, den Gott uns deckte?
Ein Wirt, der reichlich auftischt, sieht es gern,
Wenn Fisch und Braten seinen Gästen schmeckte,
Und alles lobt den gabefrohen Herrn.
Mag Wahn und Thorheit thränensel'ger Laffen
Darüber jammern, daß die Welt geschaffen,
Du guter Gott, nicht wahr, es reut dich nicht?

Satan in Gefangenschaft.

Eine Legende.

Es schmückte König Salomon
Mit Zauberweisheit seinen Thron.
Er wußte, was die Winde rauschen,
Verstand dem Tiergespräch zu lauschen,
Und drehte sich sein Ring am Finger,
War Salomon ein Geisterzwinger.
Mit Schrecken spürte Satans Heer
Des Gottgesandten Kraft und Wehr;
Ja, einmal — welche Höllennot! —
Hier hieß es, Satan wäre tot —
Hielt Salomonis Zaubersiegel
Den Teufel hinter Schloß und Riegel.

Drob freute sich der König sehr.
Des Bösen List betrog nicht mehr,
Es herrschte endlich nun hienieden
In Dorf und Stadt der Gottesfrieden.
Und doch, man sprach von Mißvergnügten,
Die Salomons Verfahren rügten.
Wahrscheinlich alte Missethäter,
Verstockte Teufelsdienstanbeter?
Ach nein! Die einst in Ehren standen,
Weil sie den Weg zum Himmel fanden,
Sie klagten, daß vorbei die Zeit,
Als noch die Höllenstraße breit.
Man hat uns, jammerten die Frommen,
Den Ruhm vor Gottes Thron genommen.
Wir suchten ew'gen Gnadenschein,
Hier klein, dort oben groß zu sein.
Heut wird ein jeder selig werden,
Wir mühten uns umsonst auf Erden.
Nicht minder klagten die Gerechten:
Wir sahn, die Wahrheit zu verfechten,
Nicht rechts, noch links; wie eitel Dunst
Erschien uns alle Menschengunst.
Bei Schmeicheleien ward man grob,
Wir wärmten uns am Eigenlob.
Jetzt, nun ein jeder gleich schwer wiegt,
Ist unser Lebensöl versiegt.
Zuletzt beseufzten auch ihr Leiden,
Die farblos sich in Demut kleiden:
Wie lebten wir in frühern Tagen
So fröhlich, ohne uns zu plagen,
Denn besser als der Fleiß die Biene
Ernährte uns die Demutsmiene.
Doch da es leider dahin kam,
Daß alle Welt so tugendsam,
Nun heißt man Demut Heuchelei,
Die jetzt auf Erden zwecklos sei.

Bald drangen bis zur Thronesstufe
Der Biedermänner Klagerufe.
Der König erst erstaunt, sann nach,
Bis seine Weisheit also sprach:
Mit Recht betrauern meine Frommen,
Daß Satans Macht zu Fall gekommen,
Weil so die Tugend, die nichts kostet,
Wie ungenutztes Eisen rostet.
Da muß ich wohl um Gotteswillen
Die Sehnsucht nach dem Teufel stillen.

In Gnaden winket Salomon,
Aus Banden steigt der Höllensohn
Und stattet höflich seinen Dank
Den Frommen ab mit Schwefelstank.

Der Finger Gottes.

Als auch bei uns das Fieber Opfer heischte,
Der Todesengel durch die Häuser schritt,
Vernahm ich, wie ein Frommer zeternd kreischte:
Erkennt, daß uns der Zorn des Herrn zertritt!
Ob eurer Sünden schickt er solche Not;
Es ist der Finger Gottes, welcher droht.

So tobte der Zelot. Ich ging von dannen,
Entfloh der Stadt bis in die Berge fort.
Hier las ich in dem Dom von Fels und Tannen,
Umweht von Duft und Glanz, das Hoffnungswort.
In Wald und Flur schrieb Gottes Finger ein:
Die Staubgebornen dürfen fröhlich sein!

Und war's nicht einst der Fingerzeig von oben,
Als überwältigt von der Seele Zug,
Dem Weib in Liebe Treue zu geloben,
Ich meines Lieschens Bild im Herzen trug?
Wie unter Schönen ich die Schöne sah —
Der Finger Gottes zeigte: Diese da!

Wenn sündhaft von Geburt an unsre Triebe,
So deckt wohl Gott auch eine Schwachheit zu.
Vertrauen darf ich seiner Vaterliebe,
Die mir des Abends zuruft: Schlaf in Ruh!
Und hat man mich gehüllt ins Grabgewand,
So reicht mir Gott vielleicht die ganze Hand.





Gevatter Tod.

Eine Weihnachtsgeschichte von L. Budde.

(Fortsetzung.)



Der Tauftag kam, und das ganze Dorf war mit dabei, aber die Freude war weggeblieben. Draußen auf dem Friedhofe senkte man einen Sarg in die kühle Erde — man begrub den jungen Schulmeister. Und der Totengräber Jens nahm wirklich Teil an der Festlichkeit. Nie zuvor hatte er es sich so sauer werden lassen, ein Grab zu glätten und es mit dem dichtesten Grün auszulegen; es war, als könnte er sich gar nicht davon trennen. Mit einem so barschen, unbeweglichen Gesicht, wie es niemand je bei ihm gesehen hatte, ließ er das Tau herab, an dem der Sarg in die Erde gesenkt wurde. Als dieser aber auf dem Boden des Grabes angelangt war, ging ein plötzliches Beben durch seine alten, runzligen Züge, und es sah aus, als wenn der alte Totengräber zusammensänke und verschwände, ohne daß jemand so recht wußte, was aus ihm geworden war.

Vor wenigen Wochen hatte der, welcher jetzt dort unten den ewigen Schlaf schlief, ein Lied vom Tode geschrieben, und die klugen Leute des Dorfes hatten bedenklich die Köpfe geschüttelt und gemeint, es sei doch wunderbar, daß ihr lieber Schulmeister immer so viel mit dem Tode zu schaffen habe. Und nun klangen seine eignen Worte als letzter Abschiedsgruß über sein Grab:

Ich sah, wie stille schwebte
Ein Engel durch das Land,
Mein ahnend Herz erbebte,
Da es sein Thun verstand:

Wohin die Hand er streckte,
Verschwand der Blumen Pracht,
Wohin den Arm er reckte,
Sank Licht und Glanz in Nacht.

Die Freude ward zum Leide,
Wie schwand der Lenz so bald!
Herbstnebel auf der Haide,
So ernst und stumm der Wald.

Durchs trauernde Gefilde
Naht leis der Tod zur Nacht:
Zur Ruhe hat er milde
Die müde Welt gebracht.

Was ich im Traum gesehen,
Nun wird mir's offenbar,
Nun kann ich es verstehen,
Was längst mein Sehnen war.

Und lichter wird's und freier
Um meines Herzens Bild,
Gott hebt hinweg den Schleier,
Der es so lang verhüllt.

Die Worte klangen so feierlich, als hätte die Stimme des jungen Schulmeisters sie selber gesungen, als wollte er noch einmal so mild und überzeugend damit vom Tode reden. Dann sprachen die Glocken das Amen dazu, und die schwarze Erde fiel schwer auf den Sarg.

Aber während noch der Klang der Glocken in der Wölbung der Kirche wiedertönte, trug die tiefgebeugte, junge Witwe ihren kleinen Sohn zur Taufe. So hatte der sterbende Schulmeister es gewünscht, und nun erfüllte sie seinen letzten Willen, wie schwer es ihr auch werden mochte.

Bei der Tauffeierlichkeit des Kleinen sah man mehr Thränen als Lächeln, und von den Gevattern fehlte einer. Aber der Platz war nicht leer, obwohl es so schien, denn unsichtbar stand der Tod dort, und als der Pfarrer das Wort an die Paten richtete, da war er Taufzeuge gleich den andern, und die Verpflichtung ward auch ihm auferlegt, ebenso wie den andern.

Als der Abend kam und der Schlaf seine sanften Fittiche über alle Freuden und Sorgen breitete, als rings umher alles stille ward, da herrschte kein Friede in dem Schlafkämmerlein des Schulmeisters. Dort mußte der Tod den letzten und schwersten Kampf durchkämpfen, um seinen Platz zu behaupten.

Der kleine Knabe war den ganzen Nachmittag unruhig gewesen und hatte sich schließlich in den Schlaf geweint. Aber je leiser sein Schluchzen ward, je friedlicher seine Atemzüge wurden, desto heißer rannen die Thränen der Mutter, desto wilder wogte der Schmerz in ihrer Seele. Sie saß an der Wiege ihres schlafenden Kindes, sie hatte niemand, an dessen Herzen sie sich hätte ausweinen können. Wie bitter waren die Gedanken, die in ihrer Brust aufstiegen, die ihre Lippen erzittern machten! Da fielen ihre Augen auf das alte Bild, und der Tod starrte auf sie herab mit dem wunderbaren Lächeln und den fahlen, bleichen Wangen.

Nein, nein! rief sie aus und rang die Hände voller Verzweiflung. Du sollst fort, du böser, grausamer Tod! Ich will dein unbarmherziges Antlitz nicht mehr sehen.

Sie stieg auf einen Stuhl und streckte die zitternden Hände nach dem Bilde aus. Aber da begegnete ihr Blick den dunkeln Augen des Todes, und sie mußte in sein Geheimnis schauen, sie mochte wollen oder nicht. Es war eine merkwürdige Macht, die darin lag. Ihr Arm sank langsam nieder, sie blieb vor dem Bilde stehen und schaute es wieder und wieder an, während ihr die Thränen unaufhaltsam von den Wangen herabströmten. Und es war ihr, als hörte sie eine geliebte, wohlbekannte Stimme singen:

Was ich im Traum gesehen,
Nun wird mir's offenbar,
Nun kann ich es verstehen,
Was längst mein Sehnen war.

Da faltete sie ihre Hände und betete aus tiefstem Herzensgrunde zu Gott, und es überkam sie ein Gefühl, als habe sie mit dem Tode nun etwas Gemeinsames, das sie mit einander verknüpfte, sodaß sie sich nie wieder trennen könnten.

Sie setzte sich auf den Rand ihres Bettes vor die Wiege, und Stunde auf Stunde verrann, es ward Abend, und die Nacht brach herein. Und sie kämpfte den bittern Kampf des Schmerzes wieder und wieder durch, bis ihr Haupt auf die Kissen sank und sie schluchzend einschlief wie das Kind an ihrer Seite.

Nein nein, mit dem Tode ist nicht zu spaßen, sagten die Vernünftigen. Man soll ihm am liebsten aus dem Wege gehen und die Augen senken, wenn er vorüber kommt, sonst entrinnt man ihm nicht mit heiler Haut! Das war eine traurige Begebenheit mit dem Tauffeste, aber die Witwe wird wohl klug dadurch geworden sein — sie wird ihn hoffentlich wegnehmen —, sonst sollt ihr es noch erleben! Das Ende vom Liede wird sein, daß er sie mit samt dem Kinde holt.

Als es aber soweit kam, zeigte sichs, daß die Witwe ebenso unvernünftig war wie der Schulmeister: es schien nicht, als wollte sie sich bei Zeiten vor dem Tode sichern. Im Gegenteil, es hatte fast den Anschein, als habe dieser jetzt erst recht den Sieg davon getragen und seinen Platz behauptet, das heißt seinen Platz in der Familie, denn die Familie mußte ja umziehen, und — er zog mit.

Eigentlich war er derjenige, welcher für die neue Wohnung gesorgt hatte. Einer mußte es ja thun, denn die junge Witwe war völlig gelähmt durch ihren schmerzlichen Verlust und unfähig, in die Zukunft zu schauen. Sie konnte es nicht vertragen, es blendete ihre verweinten Augen.

Auch aus dem Totengräber Jens konnte niemand recht klug werden. Seit er am Grabe des Schulmeisters umgesunken und fortgetragen worden war, schien es, als wäre der alte Jens ein ganz andrer geworden. Seine strenge, unerbittliche Miene, die dem Tode an Härte nicht nachstand, war verschwunden. Es war eine merkwürdige Unruhe über ihn gekommen, die Leute im Dorfe meinten, er sehe gar nicht mehr aus, als sei er darauf versessen, sie allesamt zu begraben. Aber das Wunderbarste war, daß er sein Hinterstübchen verließ und anfing, in seinem Hause, das nun so viele, viele Jahre unberührt dagestanden hatte, zu räumen und zu kramen. Er rumorte darin, als wollte er das Unterste zu oberst kehren, er vertrieb die dumpfe Luft und ließ den goldnen Sonnenschein ein; und dabei stöhnte er, daß man es weit hin im Dorfe hören konnte, und das ganze Dorf wollte schier vergehen vor Neugierde.

Aber jedesmal, wenn er das Haus verließ, schloß er es ab wie einen

heimlichen Schatz, und dann setzte er ein Gesicht auf, als sei er nun auch abgeschlossen. Es war weder aus ihm noch aus dem Hause das Geringste herauszubringen.

Aber die Zeit verging, es sollte ein neuer Schulmeister in das Dorf kommen, und der Tag seiner Ankunft, an dem die Witwe das Haus verlassen mußte, rückte näher und näher.

Zuweilen fiel ihr wohl der Gedanke daran wie eine Zentnerlast aufs Herz, aber sie blieb in ihrer stumpfen Verzweiflung unthätig sitzen, und die Leute fingen an, sich zu wundern, wo in aller Welt sie wohl eigentlich bleiben wollte, wenn die Zeit käme.

Da klopfte es eines Tages an die Thür der Witwe — es war der alte Jens, der kam. Er war den bekannten Weg durch das Wohnzimmer gegangen und stand nun an der Thür der Schlafkammer, die Mütze in den Händen drehend.

Grüß Euch Gott, sagte er.

Vielen Dank, erwiderte die Witwe.

Eine Weile blieb er verlegen stehen, dann raffte er sich zusammen und begann: Er war ein prächtiger Mann!

Die junge Witwe antwortete nicht, sondern beugte sich tief über die Wiege. Der Totengräber sah sie betrübt an und ward noch verlegener als zuvor. Aber als er zu dem alten Bilde hinaufsah und des Todes ansichtig wurde, war es ihm, als habe er plötzlich einen Einfall bekommen. Er rief aus: Ja, richtig — das Bild! Wenn Ihr Euch davon trennen wolltet —

Weiter kam er nicht, denn mit Thränen in den Augen blickte die Witwe auf und erwiderte fast heftig: Und wenn ich kein Brot mehr hätte für mein Kind, das Bild könnte ich nicht verkaufen!

Nun ja, entgegnete der alte Jens schnell; das kann ich verstehen. Er hielt ja so große Stücke auf das Bild! Ja, dann will ich nur wieder gehen. Lebt wohl.

Und damit verschwand er, als brännte ihm der Boden unter den Füßen. Die Leute, die ihn so eilig über die Straße trippeln sahen, blieben verwundert stehen und schauten ihm nach; sein Gesicht war völlig aus den alten Falten gekommen und sah ganz verdutzt aus.

Aber am nächsten Tage klopfte es wieder an die Thür der Schlafkammer, und wieder erschien der Totengräber Jens. Da niemand antwortete, so dachte er, daß es wohl das Richtigste sei, hineinzugehen, dann erführe er am besten, ob jemand da sei oder nicht. Als er aber eingetreten war, entdeckte er niemand außer dem kleinen Knaben, der in der Wiege lag und ihn mit seinen großen, hellblauen Augen anschaute. Der alte Jens blieb stehen und starrte den Knaben etwas unsicher an, und der Knabe starrte ihn wieder an, und der Tod starrte auf die beiden herab, als sei er gespannt, was wohl daraus werden würde. Da kam dem alten Jens ein glücklicher Gedanke. Er streckte seinen Zeigefinger

vor und fing an, ihn mit der ernsthaftesten Miene von der Welt vor dem Gesichte des Knaben im Kreise herumzuschwingen. Erst sah der kleine Bursche ganz verwundert drein, dann umspielte ein flüchtiges Lächeln seinen Mund, und schließlich lachte er über sein ganzes kleines, rundes Gesicht. Der alte Jens empfand die größte Lust, mit zu lachen, aber seine runzeligen Züge hatten verlernt, wie sie sich dabei benehmen sollten. Er schnitt die merkwürdigsten Grimassen, worüber das kleine Wesen in der Wiege immer eifriger lachte, bis am Ende ein förmlicher Wettstreit zwischen den beiden entstand.

Er lacht mich aus! erklärte der Totengräber halb stolz, halb verlegen, als er plötzlich die Mutter bemerkte, die leise hereingekommen war und die beiden ganz verwundert betrachtete. Es ist merkwürdig, daß ein so kleiner Bursche schon so viel Verstand haben kann, fügte er mit dem Ausdruck der Bewunderung hinzu.

Hierin stimmte die Mutter mit ihm überein, und das machte ihm Mut, fortzufahren. Und auch er soll in die Welt hinaus, und ihm ist der Weg nicht einmal geebnet. Es ist traurig, daran zu denken.

Die Mutter legte ihr bekümmertes Antlitz auf das Kissen neben ihren Knaben, und der Alte sagte hastig, als fürchtete er, nicht damit fertig zu werden: Wenn Euch mit einer oder mit zwei Stuben geholfen wäre, und wenn Ihr Lust dazu hättet — ja dann wäre bei mir da drüben alles fertig und bereit!

Das bekümmerte Antlitz richtete sich auf und sah ihn verwundert an.

Ich bin nur ein einfacher, alter Mann, und es ist wohl niemand, der etwas Gutes von mir sagt. Aber Ihr braucht deswegen nicht bange vor mir zu sein; ich will Euch in keiner Weise lästig fallen, ich bin ja daran gewöhnt, mich für mich allein zu halten.

So redete die zitternde Stimme des alten Totengräbers weiter, und die sorgenvollen Züge der jungen Mutter schauten ihn mit steigender Verwunderung an, denn er stand vor ihr wie ein demütiger, alter Mann, der von ihrer Gnade und Barmherzigkeit abhängig war und aus innerstem Herzensgrunde zu ihr flehte. Während sie ihm zuhörte, fühlte sie, wie sich etwas in ihrem Herzen regte.

Er war ein prächtiger Mann, und das — nein, das vergesse ich niemals. Und ich will sein Grab pflegen, daß Ihr Eure Lust daran haben sollt, und dieser kleine Bursche und ich, wir können einander schon so gut verstehen, und dann ist da das Bild — ja seit vielen, vielen Jahren hat kein menschlicher Fuß die Stuben betreten, aber wenn Ihr Euch entschließen wolltet, hinein zu ziehen — dann — ja das wollte ich nur sagen!

Der alte Jens stockte und sah sie flehend an, und da legte sie ihre Hand in die schrumplige Rechte des Greises.

Das soll Euch nicht gereuen! sagte er, und fort war er.

Aber die Witwe des Schulmeisters saß regungslos da, die Hände über der Wiege gefaltet. Ihre Augen waren aufwärts gewandt zu dem Tode, und

sie mußte weinen, aber es waren sanfte, erquickende Thränen, denn es war ihr, als läge in seinem Blicke etwas so Mildes, Gutes, wie sie es lange nicht gesehen hatte. Und das mochte wohl der Fall sein, denn der Gevatter Tod hatte seine Sache gut gemacht und konnte dort oben mit der Überzeugung stehen, daß er das Ganze aufs beste geordnet und dafür gesorgt hatte, daß sie alle drei zusammenblieben. Nun konnte er in Ruhe und Frieden über ein Patengeschenk für den Kleinen nachdenken, und das war gut. Er hatte ja früher schon einmal Gevatter gestanden und ein Patengeschenk gemacht — davon haben wir wohl alle gehört —, aber damit hatte er kein Glück gehabt, das Geschenk hatte keinen Segen gestiftet. Das durfte nicht wieder geschehen, dazu hielt er zu viel von dem kleinen Knaben, der mit den rosigen Wangen vor ihm in der Wiege lag und so süß und unbekümmert unter seinen großen, wachsamen Augen schlief.

Darum bedurfte er einer Bedenkzeit für sein Patengeschenk.

Zweites Kapitel.

Tippes Geheimnis.

Wer Tippe war? Ei, natürlich der kleine Knabe! Es ist freilich wahr, er hieß eigentlich Theodor, aber sobald er groß genug geworden war, um selber eine Stimme zu haben, nannte er sich Tippe, und dieser Name war auch viel leichter auszusprechen als Theodor.

Er wurde also Tippe genannt, und Tippe hatte auch sein Geheimnis, freilich nicht von vornherein.

In den Zimmern des alten Jens setzte er unverzagt das fort, was er im Schulhause begonnen hatte, und weder Kummer noch Sorge berührten ihn. Seine Nahrung blieb dieselbe, die gab ihm seine Mutter, und an ihrer Brust ruhte er so sicher und geborgen wie vorher. Er schlief fast beständig, und wurde mit jedem Tage rosiger und runder, länger und dicker, bis er schließlich anfing, mehr zu wachen und allmählich alles aß, zuweilen auch das, was er eigentlich nicht hätte essen sollen. Er wurde aus der Wiege auf den Schoß der Mutter und vom Schoße der Mutter in die Wiege getragen, bis es ihn eines Tages däuchte, daß er jetzt den Weg genügend kenne. Da bekam er denn Lust, ihn einmal kriechend zurückzulegen. Und als er erst daran Geschmack gefunden hatte, blieb er ruhig dabei, bis er laufen konnte.

Jeden Tag kam der Totengräber Jens herein, um sich nach ihm umzusehen. Dann stellte er sich vor ihn und drehte den Zeigefinger feierlich im Kreise herum. Und wenn Tippe so gnädig gewesen war, ein Lächeln aufzustecken, so trippelte der Alte vergnügt von dannen. Es war eine Fingersprache, welche die beiden mit einander redeten, und das machte ihnen beiden Vergnügen, bis Tippe eines

Tages den Mund öffnete und Lust verspürte, eine andre Sprache zu reden. Daran fand er ein solches Wohlgefallen, daß es nicht lange währte, bis sein kleiner Mund vom frühen Morgen bis zum Abend plapperte und gar nicht mehr zum Stillestehen zu bringen war.

Das kam alles so ganz von selbst und war ein großer Trost und eine Quelle reicher Freude für die Mutter. Der alte Jens konnte sich kaum fassen vor Bewunderung. Auch alle andern Menschen waren freundlich gegen Tippe; wenn sie ihm begegneten, so streichelten sie seine runden, rosigen Wangen. Und Tippe war freundlich gegen alle Menschen und hatte sie alle lieb. Kleine Wesen wie er watschelten auf ihn zu, und wenn sie einander eine Zeit lang mit nachdenklichem Antlitz, den Zeigefinger im Munde, angestarrt hatten, so war die Bekanntschaft gemacht, und sie waren fortan Freunde.

So glich denn sein Leben einem lichten Frühlingsmorgen, an dem die Sonne eben aufgehen will und die Vögel in den Bäumen anfangen zu zwitschern. Tippe hatte ein Gefühl, als sei es eine schöne und gute Welt, in die er seinen Einzug hielt, eine Welt, in der es sich verlohne zu leben.

Vielleicht war das der Grund, daß er kein so rechtes Zutrauen zu seinem Gevatter Tod fassen konnte, obwohl doch der Tod immer in seiner Nähe war und sich dort zu schaffen machte, früh und spät, drinnen wie draußen. Der Tod war schuld daran, daß alle Gesichter freundlich dreinschauten, wenn sie Tippe ansahen, denn sie dachten dann an den Schulmeister, der ja gestorben war; und es bahnte dem armen, vaterlosen kleinen Burschen oftmals den Weg, wenn sonst niemand daran dachte. Es war etwas Übernatürliches in der Macht, die er auf Tippe ausübte, und doch konnte er seine wahre Zuneigung nicht erringen.

Da lag nun das kleine Wesen in der Wiege und blickte mit seinen runden Augen zu dem Tode auf, bis sein Gesichtchen sich verzog und er schließlich bitterlich weinte. Aber ganz ohne ihn konnte er doch nicht fertig werden. Wenn die Mutter die Wiege so hingestellt hatte, daß er das Bild nicht sehen konnte, so lag Tippe da und drehte und wendete seinen kleinen Kopf unaufhörlich, bis die Wiege wieder anders gestellt war und er den Tod mit immer größer werdenden Augen anstarrte, und dann fing er an, allmählich seine Züge zu verzerren und in lautes Weinen auszubrechen.

Und die Zeit verging, Tippe wurde ein großer Junge, der der Wiege entwachsen war. Er ging an der Hand der Mutter auf den Friedhof, wo der Gevatter Tod wohnte und wo der Vater unter Blumen begraben lag. Die Mutter setzte sich auf das Grab des Vaters, Tippe setzte sich auf der Mutter Schooß, und dann erzählte sie ihm vom Vater, wie gut er gewesen war, wie liebevoll, treu und fromm. Und wenn sie schwieg, dann saßen die beiden eine Weile ganz stille da, bis die Thränen der Mutter auf Tippes Köpfchen fielen und er schließlich auch zu weinen anfing. Und doch war es Tippes schönstes

Vergnügen, die Mutter auf den Friedhof zu begleiten, und den Tod und den Vater zu besuchen.

Jeden Abend, wenn der alte Jens oben im Kirchturm war und die Glocken klangen:

Kling klang!
Der Tag ist verglommen.
Kling klang!
Der Tod wird kommen

— denn so hatte der alte Jens sie klingen gelehrt — dann pflegte Tippe dazusitzen auf einem Grabe und mit den Beinchen zu malen und zu sehen, wie sich die Finsternis über den Friedhof lagerte, und wie schattenhafte Gestalten zwischen den Gräbern hin und her huschten, bis sein Herz doppelt so schnell pochte wie gewöhnlich. Und in diesem Herzklopfen lag ein Geheimnis, das gehörte zu Tippes größten Schätzen, und für nichts in der Welt hätte er es missen mögen. Und wenn sie dann auf dem Heimwege andern Kindern begegneten, dann fühlte er mit dankbarer Freude, wie viel er vor ihnen voraus hatte, denn sie wagten sich weder ins Dunkel hinaus, noch in die Nähe des Todes oder des alten Jens, sie liefen fort vor den dreien, so schnell sie konnten, und schlossen am liebsten ihre Augen, wenn sie ihnen einmal begegneten.

Und das ist vernünftig, sagten die klugen Leute, der Tod ist nicht dazu da, daß man ihn anstarren und wirr im Kopfe davon werden soll, das ist schon nichts für große Leute, geschweige denn für Kinder.

Er wird ganz wie sein Vater! sagten sie von Tippe und schüttelten bedenklich die Köpfe. Er ist ein hübscher, kleiner Junge, aber er hat zu viel mit dem Tode zu schaffen. Ihr werdet sehen, das geht nimmer gut, und es währt nicht lange, so liegt er auch da. Wir haben es längst gesagt!

Vorläufig schien es nun freilich, als ob Leben in dem kleinen Burschen sei und Mut, es mit der Welt aufzunehmen. Aber im übrigen ähnelte er seinem Vater sehr, besonders in seiner Art und Weise, zu sprechen, und der Schulmeister steckte schon in ihm, als er noch in der Wiege lag.

Der Totengräber Jens konnte das merken. So alt er auch war, mußte er doch wieder in die Schule und ganz von vorn anfangen, und Tippe fühlte sich in seiner Stellung als Lehrer keinen Augenblick unsicher.

(Fortsetzung folgt.)



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die Krisis in Paris.



Die Präsidentschaftskrisis in Frankreich hat ihren Fortgang genommen und sich erheblich verschlimmert. Zunächst ergriff die Krankheit auch das Ministerium Rouvier und führte dessen Rücktritt herbei. Es fiel wie die ihm vorausgegangenen Kabinette durch eine Verbindung der Radikalen und der äußersten Linken mit der Rechten der Kammer. Clemenceau hatte zuerst den Gedanken empfohlen, eine Abordnung an den Präsidenten der Republik zu entsenden, die ihn veranlassen sollte, seine Stelle als Oberhaupt des Staates niederzulegen, und obgleich Grevy nicht von der Kammer der Deputirten und noch viel weniger von der radikalen Minderheit derselben abhängt, erörterte die Anhängerschaft Clemenceaus den Gedanken ihres Führers allen Ernstes, bis Lockroy und einige andre Mitglieder der Gruppe darauf aufmerksam machten, daß dieses Vorhaben verfassungswidrig sei, und die Sache aufgegeben wurde. Grevy entging so dem Angriffe Clemenceaus, der es ihm niemals vergeben hatte, daß der Präsident bisher noch nie Neigung empfunden hatte, dem radikalen Parteihaupte die Bildung eines Kabinets zu übertragen und ihn versuchen zu lassen, was er in verantwortlicher Stellung mit den von ihm bekannten Grundsätzen in der Verwaltung des Staates vermöge. Clemenceau ersah sich nun in Rouvier ein andres Opfer seines Grolles und setzte auf den 19. November ein Interpellationsbegehren in der Angelegenheit an, wobei er die Lage folgendermaßen kennzeichnete: „Es giebt bei uns keine Regierung, das Ministerium ist nicht in der Verfassung, republikanische Politik zu treiben, das Parlament ist der Führung der Rechten preisgegeben, die richterlichen Beamten des Staates befinden sich im Konflikte mit der Polizei, und die Verwaltung ist in vollständiger Unordnung." Rouvier stellte das sehr

bescheidene und natürliche Verlangen, man möge die so kräftig und ungestüm angekündigte Interpellation im Interesse der vorliegenden Maßregel zur Konversion der Rente für fünf Tage hinausschieben. Clemenceau aber blieb unerbittlich, und die Kammer schlug, obwohl sie wußte, die Annahme von Clemenceau's Vorschlag werde die Amtsniederlegung des Kabinets herbeiführen, die Forderung des Ministerpräsidenten ab. Obgleich eine Gruppe von Abgeordneten, geführt von dem Finanzmanne Baron Soubeyran, aus rein finanziellen Gründen Rouvier zu Hilfe kam, machten die hitzigen Streithähne der monarchischen Reaktion, Baudry d'Asson an der Spitze, gemeinsame Sache mit den Radikalen. Die Abstimmung ergab 317 Stimmen gegen die Vertagung der Interpellation Clemenceau's und nur 228 dafür. Die Mehrheit bestand aus 169 Republikanern und 148 Konservativen, während der Minister von 221 Republikanern und sieben Konservativen unterstützt wurde. Man wird aus dieser Darlegung ersehen, daß der Sieg über das Ministerium von Verbündeten erfochten wurde, die sich unter keinerlei Umständen über die Beute verständigen konnten. Wäre Clemenceau berufen worden, ein neues Kabinet zu bilden, und hätte er sich dazu herbeigelassen, so wäre er aller Wahrscheinlichkeit nach vor Ablauf einer Woche Rouvier im großen Totentanze der französischen Regierungen nachgefolgt; denn die Rechte hätte ihm nicht die geringste Unterstützung bei positiven Maßregeln zu Teil werden lassen, und er verfügt nur über die kleinere Hälfte der Republikaner. Dagegen war es möglich, daß sich zur Ersetzung Rouviers ein gemäßigter Republikaner fand; nur giebt es gegenwärtig keinen Namen der Art, welcher die beiden Zentren gegen die beiden äußersten Gruppen zu vereinigen imstande wäre. Ferry wird von der Rechten mit Mißtrauen angesehen, weil er früher stark gegen den Klerus aufgetreten ist, auch hält ihn die Welt für einen Mann von nicht wählerischem Gewissen. Übrigens würde seine Rückkehr ins Amt die Wut der Radikalen entfesseln und wahrscheinlich Barrikaden entstehen lassen. Freycinet erweckt durch seine Grundsätze kein Mißtrauen und ist persönlich beliebt, aber seine frühere Thätigkeit als Minister und der Umstand, daß er sich vor einigen Monaten weigerte, wieder Minister zu werden, wenn Boulanger nicht im Amte bleibe, haben den allgemeinen Eindruck verstärkt, daß er gefährlich, weil weich und nicht recht selbständig im Willen sei. Floquet ist unmöglich, weil er an maßgebender Stelle in Petersburg nicht Wohlgefallen findet. Ohne Zweifel giebt es noch andre Männer, mit denen sich die Lücke füllen ließe. Rouvier selbst war, als er Minister wurde, wenig bekannt, und in stark demokratischen Ländern ist es, wie die Auswahl der Präsidentschaftskandidaten in Amerika zeigt, zuweilen ein Vorteil, unbekannt zu sein. Aber wer auch der nächste Premier sein wird, die Lage in der Deputirtenkammer wird sich nicht ändern. Die Republikaner der verschiednen Schattirungen bilden zwar als Ganzes entschieden die Mehrheit des Hauses, aber sie vermögen sich nicht über die eine oder die andre Politik zu verständigen und

allesamt einem Manne zu folgen. Die Royalisten und Imperialisten können vereint nach Belieben jedem Kabinet das Lebenslicht ausblasen, indem sie mit seinen radikalen Gegnern stimmen, aber sie können sich dann nicht entschließen, mit diesen das neue Kabinet zu unterstützen, auch sind sie untereinander nicht eines Sinnes, wenn es sich um die Person dessen handelt, welcher nach Herstellung der Monarchie die Krone tragen soll. Kurz, die französische Kammer gleicht gegenwärtig gewissen frühern Perioden des Kosmos. Es jagen allerlei Weltkörper und Nebelflecke mit gelegentlichen Zusammenstößen und Verschmelzungen umher, aber sie sind noch nicht abgekühlt genug, um sich zu Planeten oder Fixsternen zu verdichten.

Was Grevy betrifft, so ist der letzte Tag seiner Amtsführung nahe gekommen und, während diese Betrachtung in die Presse geht, wahrscheinlich bereits angebrochen, ja schon vorüber. Man pries ihn lange Zeit als reinsten Charakter unter den Staatsmännern der dritten Republik. Jetzt behauptet man fast das Gegentheil, weil sein Schwiegersohn Wilson in den Skandalprozessen der letzten Wochen eine bedenkliche Rolle gespielt hat und er ihn nicht von sich zu weisen den Mut fand. Um das Anstürmen gegen ihn zu rechtfertigen, müßte man ihm vorwerfen können, daß er selbst mit den Ehren und Würden des Staates schnöde Geschäfte getrieben hätte, und davon kann nicht die Rede sein. Man möchte ihn gehen heißen. Aber bis vor kurzem war er der Meinung, daß der Präsident der französischen Republik nach keiner gesetzlichen Bestimmung wie ein Ministerium beseitigt werden könne, sondern bis zu Ende seiner Beauftragung durch den Kongreß unabsetzbar und unverdrängbar im Amte bleiben müsse. Er weigerte sich also beharrlich, seine Entlassung daraus zu verlangen, wobei er zugleich von der Erwägung geleitet wurde, daß er nicht die Hand dazu bieten dürfe, einen Präzedenzfall zu schaffen, der seinen Nachfolgern verhängnisvoll werden und den zufälligen Kammermehrheiten die Befugnis verschaffen würde, die Präsidenten von ihrem Posten zu vertreiben wie bloße Minister und damit eine Ära gesetzlicher Anarchie zu begründen. Die Parteiführer wissen nun sehr wohl, daß sie mit einem Feuer auf die Festung den darin wohnenden nicht zur Kapitulation nötigen können, und so versuchen sie es, eine Bresche zu schießen, d. h. sie weigern sich sämtlich, die Neubildung eines Ministeriums zu übernehmen, sodaß Grevy schließlich sein Amt nicht weiter führen kann, weil er die dazu erforderlichen verantwortlichen Räte nicht hat. Er hatte sich zuerst an Freycinet gewendet, der stets bei Ministerstürzen als zukünftiger Hauptspieler in der Coulisse steht, jetzt aber ablehnte. Dann wurde Clemenceau, der Rouvier beseitigt hatte, berufen, erwiderte jedoch auf die Aufforderung, Premier zu werden, Herr Grevy sei stets ein echter Republikaner gewesen, er möge jetzt der Republik, deren Ansehen wie das seinige durch Wilson gelitten habe, einen letzten Dienst erweisen, indem er zurücktrete. Es lasse sich vor Lösung der Präsidentschafts-

frage kein Kabinet bilden. Bald darauf hatte Grevy eine zweite Unterredung mit Clemenceau, der die frühern Minister Freycinet und Goblet, sowie der Kammerpräsident Floquet beiwohnten und in der alle vier Notabilitäten Grevy die Notwendigkeit seines Rücktrittes darlegten. Tags darauf beriet er sich mit dem ehemaligen Ministerpräsidenten Brisson, der ihn zunächst daran erinnerte, daß er in der Gruppe der „Unabhängigen" die Ansicht vertreten habe, niemand sei befugt, den Präsidenten der Republik zum Aufgeben seines Amtes aufzufordern, und dann hinzufügte, dieser Ansicht huldige er noch jetzt, aber die Bildung eines Kabinets müsse er abschlagen. In seiner Verlegenheit wandte sich der bedauernswerte alte Herr an den Senator Leroyer um Beistand, der aber sich gleichfalls weigerte, zu helfen. Dagegen fand sich später Ribot dazu geneigt. Die gegenwärtige Lage wird für den richtigen Pariser ohne Zweifel ihre Reize haben. Der Versuch, den Präsidenten der Republik zum Rücktritt zu zwingen, schmeckt einigermaßen nach Revolution. Als Frankreich 1871 bis 1873 ohne formelle Regierung war, sagte ein Pariser Witzbold: „Wir müssen eine Verfassung haben, um uns gegen sie verschwören zu können." Ein Ministerium zu stürzen ist bei der Herrschaft des Parlamentarismus kein großes Kunststück. Unter der Präsidentschaft Grevys, d. h. seit dem 30. Januar 1879, haben sich nicht weniger als zwölf Ministerien einander abgelöst (Waddington, Freycinet, Ferry, Gambetta, Freycinet abermals, Duclerc, Fallieres, Ferry zum zweiten male, Brisson, Freycinet zum dritten male, Goblet und Rouvier). Die durchschnittliche Dauer dieser Kabinette betrug ungefähr neun Monate, das längste war das zweite Ferrysche, es lebte sechsundzwanzig Monate, das kürzeste, welches kaum drei Wochen bestand, hatte Fallieres zum Vorsitzenden, dasjenige Gambettas erhielt sich auch nicht lange auf den Beinen, nämlich etwa sechs Wochen. Das Ganze nimmt sich wie eine Art Kegelschieben aus. Aber das Vergnügen, mit der parlamentarischen Kegelkugel einen Präsidenten der Republik umzuwerfen, ist schöner, es hat all das Interesse für sich, das sich bei dem Pariser an neue, sensationelle und verfassungswidrige Dinge knüpft. Die Verfassung gestattet Herrn Grevy mit aller Bestimmtheit, noch fünf Jahre auf dem Stuhle des Staatsoberhauptes zu sitzen, es giebt kein gesetzliches Mittel, ihn davon zu vertreiben, nur Hochverrat gäbe einen Grund dafür, und den hat er nicht begangen; deshalb hat es aber nur mehr Anziehendes, ihn zum Rücktritte zu drängen, weil er einen unsaubern Schwiegersohn zu besitzen das Unglück hat. Es hat eben einen Zauber, sich an Regel und Gesetz nicht zu kehren. Jetzt ist es nur ein persönlicher Druck und wird in mehr oder minder freundschaftlicher Weise von Leuten betrieben, welche einst Minister des Präsidenten waren, daneben von Clemenceau, der Minister werden sollte; aber es sind Anzeichen vorhanden, die auf die Möglichkeit deuten, daß die steigende Flut jeden Tag in der Kammer oder außerhalb derselben zu gewaltthätigen Kundgebungen führt. Je mehr diese einer Revolution ähneln werden, desto willkommener

werden sie der öffentlichen Meinung von Paris sein, in welcher die Erinnerung an eine fast hundertjährige Reihenfolge von verfassungsstürzenden Aufständen und Staatsstreichen wie eine Erbschaft lebt und arbeitet. Die Söhne derer, die für oder gegen die Kommune fochten, beginnen sich jetzt am öffentlichen Leben zu beteiligen. Ihre Väter erbten ihren unruhigen Geist von den Aufständischen von 1848. Diese wieder stammten von den „Helden" der Julitage von 1830, und die Leute, welche Karl den Zehnten vertrieben, waren Söhne der Königsmörder, welche Ludwig den Sechzehnten und Marie Antoinette aufs Schaffot sandten. Die Revolutionssucht sitzt im Charakter der Pariser wie die Erbsünde. Von ihrem Stadthause wurde der Fall von drei Königen und zwei Kaisern ausgerufen, und jeder Tag kann jetzt sehen, wie ein Pöbelhaufe das Verschwinden eines Präsidenten erzwingt und bejubelt. Die Munizipalität hat sich bereits für eine Krisis vorgesehen, indem sie einen Wohlfahrtsausschuß gebildet hat, der aus den alten Kommunarden, welche in der Körperschaft die Mehrheit ausmachen, und aus acht Mitgliedern der äußersten Linken in der Deputirtenkammer besteht. Er hat Befehl, „sich bereit zu halten zur Organisation der Streitkräfte der republikanischen Partei für alle Fälle." Das sind Sturmvögel am Gesichtskreise, welche eine Katastrophe befürchten lassen, die, wenn sie ausbricht und mit dem Siege der Roten endigt, die Wiederaufrichtung der Kommune oder doch die Bildung einer neuen, noch demokratischeren Republik zur Folge haben wird. Das sind Möglichkeiten sehr ernster Natur in einer Zeit, wo Frankreich die persönliche Achtung vor seinem Präsidenten verloren hat und nur auf die Dienste eines Ministeriums von der Art der Eintagsfliegen rechnen kann.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß es in Frankreich seit 1789 nur eine einzige gesetzmäßige Regierungsfolge gegeben hat. Ludwig der Achtzehnte starb ruhig in seinem Bette und hatte seinen Bruder Karl den Zehnten zum Nachfolger, der sich aber der Krone nicht lange erfreute und in einer Revolution verschwand. Ludwig ist die einzige Ausnahme von der traurigen Regel. Die Männer, die im Jahrzehnt von 1789 bis 1799 herrschten, verloren ihre Macht allesamt durch Gewaltthat. Der König starb unter der Guillotine, Robespierre desgleichen, das Direktorium wurde von Bonaparte mit Bajonetten verjagt. Napoleon der Erste verschied auf Sankt Helena ohne Thronerben, Ludwig Philipp in der englischen Verbannung gleichermaßen. Die Republik von 1848 ging im Blutvergießen des 2. Dezember unter, Napoleon der Dritte in der Niederlage bei Sedan. Thiers wurde durch eine Abstimmung in den Kammern zu plötzlicher Amtsniederlegung genötigt, Macmahon, der ihm auf dem Präsidentenstuhle folgte, mußte sich vor Ablauf seines Septennats ebenfalls ins Privatleben zurückziehen. Jetzt ist an Grevy die Reihe: er soll sein zweites Septennat unvollendet lassen und einem Drucke weichen, der moralisch zu entschuldigen ist, sich aber nicht mit der Verfassung rechtfertigen läßt. Und

wunderlicherweise wird Grevy hier mit seiner eignen Weisheit bedient. Heute legt er den höchsten Wert auf die Würde und Unabhängigkeit des Präsidenten. In der Nationalversammlung von 1848 aber stellte er den Antrag, der Republik keinen Präsidenten zu geben, sondern die betreffende Stelle des Verfassungsentwurfs folgendermaßen lauten zu lassen: „Die Nationalversammlung überträgt die vollziehende Gewalt einem Bürger, welcher den Titel eines Präsidenten des Ministerrates führt. Der Präsident des Ministerrates wird von der Nationalversammlung in geheimer Sitzung und mit Stimmenmehrheit gewählt. Er wird für unbestimmte Zeitdauer ernannt, kann jedoch jederzeit abberufen werden." Am 6. Juni 1848 begründete Grevy diesen Antrag mit einer Rede, in welcher er u. a. sagte: „Sind Sie denn sicher, daß in der Reihe der Personen, welche sich auf dem Präsidentenstuhle folgen werden, lauter echte Republikaner sein werden, die sich herabzusteigen beeilen? Wissen Sie bestimmt, daß nicht einmal ein Ehrgeiziger kommen wird, der sich vornimmt, sich für immer darauf zu behaupten? Geben Sie Frankreich einen Regenten, den es nach Belieben wechseln kann, ein Kabinet, das es durch Abstimmung beseitigen kann, und es kann es bei der Macht belassen, weil es keinen Reiz haben wird, es zu stürzen, und weil eine so eingerichtete Verwaltung niemals der Freiheit gefährlich sein kann." Diese Vorsicht rechtfertigte sich 1851, als Napoleon die Republik erwürgte, und ist auch heute noch am Platze, wo im Elysee ein Präsident wohnt, der seinen moralischen Einfluß und sein politisches Ansehen so sehr eingebüßt hat, daß er keine Männer auftreiben kann, die ihm als Minister zu dienen bereit sind. Und doch giebt es keinerlei verfassungsmäßige Mittel, mit denen er zum Rücktritt zu zwingen wäre. Es ließ sich eben kein Gesetz finden, das elastisch genug gewesen wäre, um allen Schwankungen der öffentlichen Meinung in Frankreich zu genügen. Als 1849 die Verfassung beraten wurde, sah man die Wahl Ludwig Napoleons voraus, und um ihm ein Verbleiben am Ruder unmöglich zu machen, wurde eine Klausel eingefügt, welche die Wiederwahl des Präsidenten nach Ablauf seiner vierjährigen Amtsperiode ausschloß. Als aber das Jahr 1852 sich näherte, war ganz Frankreich in Furcht und Aufregung. Die Konservativen fürchteten die Wahl eines Roten, und sie selbst vermochten sich auf keinen andern Präsidenten zu einigen als auf Napoleon, den bisherigen. Alle Welt in Frankreich petitionirte für Abänderung der Verfassung, die Generalräte drangen darauf, und die Nationalversammlung begünstigte den Antrag, aber es bedurfte dazu einer Zweidrittelmehrheit derselben, und diese ließ sich nicht beschaffen. Das Land trieb infolge dessen einer Revolution oder einem Staatsstreiche zu, und als Napoleon sich zu einem solchen entschloß, konnte er behaupten, er habe zwar die Verfassung verletzt, aber im Einklange mit dem Gefühle der ungeheuern Mehrheit der Franzosen, was schließlich durch die Plebiszite bestätigt wurde. Diese bewiesen, daß die Franzosen, hierin verschieden von ihren deutschen und englischen Nachbarn, sehr

wenig Achtung und Anhänglichkeit für die staatlichen Einrichtungen empfinden, die sie sich selbst gegeben haben. Revolutionäre, welche im Stadthause sich die Gewalt über den Staat anmaßen, Bonapartes, welche Parlamente durch Soldaten verjagen, Kommunarden, welche sich gegen die Republik verschwören, finden bald bereitwillige Vergebung ihrer Sünden. Die vollendete Thatsache wird hingenommen, was auch das Gesetz dagegen sagt, und der Insurgent, welcher der Kugel entschlüpft, kehrt nach kurzem zurück, um seine alte Rolle von neuem zu spielen. Das ganze Volk zeigt den Geist des Schulbuben, dem es Vergnügen macht, dem Gesetze ein Schnippchen zu schlagen oder es als nicht vorhanden zu behandeln.

Nach den neuesten Nachrichten, die uns zukommen, während wir dies schreiben, ist Grevy jetzt entschlossen, abzudanken, und zwar durch eine Botschaft an die Kammern, welche das von ihm in Aussicht genommene neue Ministerium Ribot oder das bisherige in diesen Tagen einbringen sollte. Es wird dann der „Kongreß" (Deputirtenkammer und Senat zu einer Körperschaft vereint) zusammentreten, um einen Nachfolger zu wählen. Wer das sein wird? Vielleicht, obwohl die Radikalen keinen Militär wollen, General Boulanger oder Saussier, schwerlich Clemenceau, der aber möglicherweise Ministerpräsident unter dem Neugewählten werden wird, schwerlich auch Ferry, eher Freycinet. Aber wie die Minister, so werden auch die Präsidenten der Republik fortan nicht lange regieren. Die friedliche Revolution, die jetzt im Gange ist, wird vermutlich dieselbe Eigenschaft zeigen, welche die gewaltthätige zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatte: sie wird bald nach einander alle ihre Kinder verschlingen, bis doch zuletzt ein Mann des Säbels der Gefräßigkeit ein Ende macht. Ein weiser Yankee hat den Rat gegeben: „Prophezeit nicht, ihr wüßtest's denn." Wir folgen dem in Betreff der Einzelheiten, vom Ganzen aber wissen wir, daß es von jetzt an mit ihm noch rascher bergab gehen wird als bisher.



Die katholischen Studentenverbindungen.

Von einem Katholiken.



ast auf allen deutschen Universitäten, Akademien und polytechnischen Hochschulen haben sich seit Entstehung der Zentrumspartei Vereinigungen katholischer Studenten gebildet. Sie zerfallen, wie ein katholisches Blatt sagt, in katholische Studentenvereine und katholische Studentenverbindungen. Der Zweck beider ist gleich, ihr Unterschied beruht nur in Nebensachen. So ist z. B. bei den

Verbindungen die Mitgliedschaft lebenslänglich („Lebensverbindung"), bei den Vereinen ist der Austritt jederzeit zulässig; die Verbindungen tragen Farben, die Vereine nicht, höchstens haben sie bei Festlichkeiten kleine Abzeichen, um sich kenntlich zu machen. Die „Prinzipien" beider sind, wie uns versichert wird, Religion und Wissenschaft, beide sind bestrebt, ihre Mitglieder zu braven, ehrenwerten Staatsbürgern, zu tüchtigen Gelehrten und Berufsmenschen zu erziehen. Somit sind beide gleich empfehlenswert und sind auch von der kirchlichen Behörde mehrfach gleich warm empfohlen worden.

In dieser und ähnlicher Weise wird zu Anfang und zu Ende fast jedes Semesters in den ultramontanen Blättern die Werbetrommel für die katholischen Studentenverbindungen geschlagen. „Mit schwerem Herzen — heißt es an einer uns vorliegenden Stelle — sieht die Mutter ihren Liebling zur Universität gehen, wenn sie alle die Gefahren bedenkt, denen er in sittlicher und religiöser Beziehung ausgesetzt ist; darum möchte ich im Interesse unsrer katholischen Sache, im Interesse der Studenten, im Interesse der Wissenschaft noch ein recht eindringliches Wort zur Empfehlung der katholischen Studentenverbindungen wie der Vereine sagen. Kein Vater und keine Mutter, welche ihren Sohn auf die Universität oder die technische Hochschule schicken wollen, mögen es versäumen, ihm die Verpflichtung abzunehmen, in keine andre studentische gesellige Korporation einzutreten, als in eine katholische. . . . Diese katholischen Vereinigungen bilden für den jungen Mann, der gerade in den gefährlichsten Jahren ist, einen Halt, ein gewisses Heim, das ihm von einem Semester zum andern lieber wird. Er findet in den betreffenden Vereinigungen Studiengenossen, mit denen er gemeinsam arbeitet, das Beispiel andrer regt ihn an, die Vorträge, die von Zeit zu Zeit gehalten werden, erweitern seinen Gesichtskreis" u. s. w. Auch von einer Fahnenweihe wird dann und wann berichtet. Die Fahne war natürlich von katholischen Jungfrauen geschenkt und wurde in der Kirche vom katholischen Geistlichen geweiht. Von Zeit zu Zeit wird ein Auszug aus dem Korrespondenzblatt der katholischen Studentenverbindungen gegeben. Da wird die Anzahl der Mitglieder der einzelnen Verbindungen genannt. Dann wird weiter erzählt von dem soundsovieljährigen Stiftungsfeste einer Verbindung. Einmal brachte auch ein katholisches Blatt eine ausführliche Beschreibung eines solchen Stiftungsfestes. Erst war feierliches Hochamt, bei dem die beiden jüngsten Füchse als Ministranten dienten. Dann folgte ein Frühschoppen, hierauf das Mittagsessen, dem sich die eigentliche Festkneipe anschloß, die bis spät in die Nacht dauerte. Dieser merkwürdige Bericht über die „fromme Kneiperei" veranlaßte den Kladderadatsch zu der Frage, ob es nicht vielleicht angebracht gewesen sei, auch ein Totenamt für die Abgefallenen zu halten. Als Reklame für die Verbindung war zuletzt noch bemerkt, daß Se. Magnifizenz der Rektor, sowie auch einige andre Professoren dem Feste beigewohnt hätten, woraus man ersehen könne, welcher Achtung sich die Verbindung auch in Dozentenkreisen erfreue.

Daß Rektor und Professoren an vielen Universitäten die Stiftungsfeste sämtlicher Korporationen, welcher Richtung sie auch angehören mögen, mit ihrer Gegenwart beehren, wenn auch aus sehr verschiednen, zuweilen der betreffenden Verbindung keineswegs schmeichelhaften Beweggründen, hatte man wohlweislich nicht erwähnt.

In dieser und ähnlicher Weise wird durch die Presse für die katholischen Verbindungen „gekeilt." Außerdem sucht, namentlich in kleinern Städten und auf dem Lande, die katholische Geistlichkeit ihren Einfluß auf die angehenden Studenten auszuüben, oder die Eltern und Vormünder werden bearbeitet.

Wenn jemand, der dem akademischen Leben fern gestanden hat, auch das Leben und Treiben der akademischen Jugend aus eigner Anschauung nicht kennt, dergleichen überschwängliche Lobeserhebnngen liest und hört, so muß er doch wirklich meinen, daß schon der Beitritt zu einer katholischen Verbindung die Bürgschaft biete, daß aus dem Studenten in jeder Beziehung ein tüchtiger Mann werden wird, daß es dagegen bei andern Studentenverbindungen traurig aussehen müsse. Untersuchen wir aber, wie sich die Sache in Wirklichkeit verhält, so finden wir, daß diese Schilderungen der Vorzüge der katholischen Verbindungen teils nichtssagende Phrasen sind, teils das Leben einer Verbindung ausmalen, die sich vielleicht in Utopien befindet, in Wahrheit aber an keiner deutschen Hochschule zu finden ist. Zu den nichtssagenden Phrasen gehört zunächst die, daß die Verbindung bestrebt sei, ihre Mitglieder zu tüchtigen Gelehrten und Berufsmenschen zu erziehen das kann überhaupt keine Verbindung, dahin muß jeder selber streben. Bleibt es doch selbst recht zweifelhaft, ob die rein wissenschaftlichen Vereine, die sich jetzt in großer Zahl an unsern Hochschulen aufgethan haben, in wissenschaftlicher Hinsicht mehr schaden oder nützen; das erstere wird von recht zuständigen Beurteilern behauptet. Nun vollends eine aus den verschiedensten Elementen und Fachkreisen zusammengesetzte Verbindung! Ebenso verhält es sich mit der so gepriesenen Wissenschaftlichkeit, deren gemeinsamem Arbeiten u. s. w. in den katholischen Verbindungen. Die Verbindung kann auch hier nur durch den allgemeinen wissenschaftlichen Geist, der in ihr lebt, auf ihre Mitglieder wirken. Man findet deshalb bei den katholischen Verbindungen gewiß eine Anzahl Mitglieder, welche eifrig arbeiten, aber auch wieder andre, die wenig oder nichts thun und die Zeit mit Kartenspielen und dergleichen hinbringen, gerade wie bei andern Studentenverbindungen auch, und gerade wie bei denjenigen Studenten, die sich keiner Verbindung angeschlossen haben. Beruhte die Reklame auf Wahrheit, so müßte es längst aufgefallen sein, daß gerade Mitglieder der genannten Verbindungen sich durch ausgezeichnete Prüfungserfolge hervorgethan hätten, wie dies wohl zuweilen von andern Studentenvereinen gerühmt wird; davon verlautet aber nichts. In gleicher Weise ist die Mitteilung, daß durch Vorträge der Gesichtskreis der Mitglieder erweitert würde, nichts als Reklame. Der Student ist meistens noch

viel zu unreif, um durch Vorträge seine Genossen zu fördern und zu begeistern. Es steht in den „Statuten," daß solche Vorträge gehalten werden sollen, und deshalb geschieht es. Da wird aus irgend einer Broschüre etwas vorgelesen — denn meistens hat sich der Redner nicht einmal die Mühe gegeben, die Sache abzuschreiben —, die Zuhörer langweilen sich und wünschen sehnlichst das Ende herbei, um zum Kartenspiel oder zur Unterhaltung beim Glase Bier übergehen zu können. Wenn also so schöne Sachen den „Keilfüchsen" auf der Kneipe erzählt werden, so ist das nicht weiter zu verwundern, wenn sie aber in der Presse aufgetischt werden, so ist das geradezu lächerlich, und es ist nur anzunehmen, daß man Eltern und Vormündern blauen Dunst vormachen will.

Auch das Kneipenleben ist bei den katholischen Verbindungen nicht anders als bei andern Vereinigungen. Unser Gewährsmann sagt, es sei „geregelt." Darunter ist aber doch nichts anders zu verstehen als „offizieller" und „nicht offizieller" Frühschoppen, „offizielle" und „nicht offizielle" Abendkneipe. Das ist bei andern Korporationen genau so, und Bier — nun Bier wird gerade so viel getrunken, wie anderswo auch.

In der katholischen Verbindung, heißt es weiter, erwirbt man sich „Manieren," eignet sich ein entsprechendes Auftreten an u. s. w. Da muß man doch wieder annehmen, daß dieses nur von katholischen Verbindungen gelte. Das ist aber durchaus unwahr, denn auch andre studentische Körperschaften, namentlich die Burschenschaften und die Corps, halten aufs strengste darauf, daß ihre neu aufgenommenen Mitglieder sich feine Umgangsformen aneignen.*) Eine genauere Untersuchung würde wohl das Ergebnis haben, daß die Mitglieder dieser sich ausdrücklich katholisch nennenden Verbindungen häufig aus Gesellschaftskreisen hervorgehen, in welchen feinere Umgangsformen durchaus nicht heimisch sind. So erklären sich Thatsachen, die ein keineswegs günstiges Licht auf das Benehmen der katholischen Verbindungen fallen lassen. Es wäre ungerecht, von dem Betragen einer einzelnen katholischen Verbindung auf alle, oder von dem Betragen eines einzelnen Mitgliedes auf alle Mitglieder zu schließen. Wenn aber in öffentlichen Blättern das Benehmen der katholischen Verbindungsstudenten als ein ganz ideales dargestellt wird, so wird es wohl erlaubt sein, dem Thatsachen gegenüberzustellen. Ein Mitglied einer solchen Verbindung

*) Gehört dazu vielleicht auch der von früh bis abends aus Studentenmund zu hörende Gruß: „Mahlzeit!" und die wie bei Betrunkenen auf dem Hinterkopfe sitzende Mütze? Vielleicht auch das feierliche Abnehmen der Kopfbedeckung und die ehrfurchtsvollen Verbeugungen, die die jungen Leute jetzt beim Grüßen auf der Straße vor einander machen und die ältere Leute, welche vor zwanzig, dreißig Jahren studirt haben, nie ohne Lachen mit ansehen können? Ein Trost, daß alle diese Geschmacksverirrungen bereits bis in die Tertianerkreise des Gymnasiums hinab um sich gegriffen haben; darnach darf man wohl hoffen, daß sie in Studentenkreisen am längsten gedauert haben. D. Red.

stieß einen protestantischen Pfarrer, der ihm im Ornate, oder wie der betreffende Student sich später ausdrückte, in „voller Couleur," begegnete, vom Trottoir herunter, rühmte sich dann auf einem Spaziergange seinen Bundesbrüdern gegenüber dieser Heldenthat und fügte noch hinzu, er gäbe einen Vierteljahrswechsel darum, wenn er solch einem Kerl einmal eins hinter die Ohren geben könnte. Die übrigen Mitglieder brüllten Beifall, und die Unterhaltung wurde so laut geführt, daß Leute, welche sich in der Nähe befanden, unfreiwillige Zuhörer waren und die Sache zur Anzeige brachten; der protestantische Pfarrer selbst hatte es nicht gethan. Auch sonst, auf der Kneipe, beim Nachhausegehen, andern Studenten gegenüber wird das Benehmen gerade der Mitglieder katholischer Verbindungen nicht sonderlich gerühmt.

Es wird ferner von diesen Verbindungen die Religiosität, die Hingebung an die katholische Kirche gepriesen, die Mitglieder sollen zu braven Katholiken erzogen werden. Das sind aber wieder bloß nichtssagende Phrasen. Religion ist die Sache des Herzens; wer religiösen Sinn mitbringt, wird sich ihn auch hier bewahren. Den religiösen Sinn zu pflegen ist Sache des Einzelnen, die Verbindung selbst kann dazu nichts thun, sie kann den Einzelnen höchstens durch ihre Satzungen zur Erfüllung seiner Pflichten als Katholik anhalten. Jeder überzeugungstreue Katholik wird auch, wenn er mit Protestanten verkehrt, diesen Verpflichtungen nachkommen; thut er es nur aus Rücksicht auf die Verbindung, so hat es keinen sittlichen Wert. Durch das Tragen der farbigen, echt deutschen Studentenmütze, ist behauptet worden, bekennt jeder von ihnen auf offner Straße, im Restaurant, im Kolleg: Ich bin katholisch! Ehre und Achtung daher vor diesen Studenten, besonders vor denen, welche kaum in einer Anzahl von einem Dutzend in überwiegend protestantischen Städten ihre religiöse Gesinnung nicht allein im trauten Kreise, sondern auch „draußen im Leben" an den Tag legen. Was sollen diese Redensarten? Durch das Tragen der betreffenden Mütze kann der Student höchstens zeigen, daß er katholisch ist, seine Gesinnung aber nicht. Welchen Zweck kann es aber haben, allen Leuten durch äußeres Abzeichen auf die Nase zu binden: „Ich bin katholisch!" d. h. ich gehöre nur einer der beiden vom Staate anerkannten christlichen Religionsgesellschaften an? Gehört dazu ein gewisser Mut, oder suchen andre Katholiken aus ihrem Bekenntnisse ein Geheimnis zu machen? Ein Student wird den andern weder bewundern, noch verachten, noch verspotten, weil er katholisch ist. Die Professoren haben gar kein Interesse an dem Bekenntnisse ihrer Zuhörer, sie fragen gar nicht, welchem Bekenntnisse er angehört, sondern nur ob er tüchtig und strebsam ist. Dem Philister ist es ganz gleichgiltig, ob er sein Geld aus der Hand eines Protestanten oder eines Katholiken bekommt. Hat jemand besondres Interesse daran, zu erfahren, welchem Bekenntnisse der oder jener angehört, so braucht er sich ja nur auf der Universität oder auf dem Meldeamte zu erkundigen. Werden zwei Leute einander vorgestellt, so nennt man den Namen und den Stand, nicht aber

auch das Bekenntnis, ebensowenig giebt man es auf seiner Karte an. Wollte jemand an seinem Hute einen Zettel befestigen, auf dem weithin sichtbar gedruckt oder geschrieben stünde: Ich bin katholisch! so würde man ihn einfach für einen Narren halten.

Wir kommen zur Duellfrage. Das Verdienst, sagt ein katholisches Blatt, mit dem Prinzip des Duellirens gründlich gebrochen zu haben, gebührt katholischen Jünglingen, welche die beiden großen Kartells (Verbände) der „katholischen Studentenvereine“ und der „katholischen Studentenverbindungen“ gründeten. Auch diese Angabe ist durchaus unwahr und hat wohl weiter keinen Zweck, als den katholischen Verbindungen Weihrauch zu streuen. Lange bevor man an katholische Verbindungen dachte, gab es Studentenverbindungen, die das Duell, sei es aus religiösen, sei es aus andern Gründen, verwarfen. Wir erinnern an den Wingolf, der Anfang der vierziger Jahre gegründet wurde, an die sogenannten christlichen Burschenschaften, sowie an die Reform- und Progreßverbindungen. Wollte jemand dem Duelle aus dem Wege gehen, so fand er auf jeder Universität eine Vereinigung, die demselben Grundsatze huldigte, und das katholische Bekenntnis war durchaus kein Hindernis der Aufnahme, es sind vielfach Katholiken Mitglieder der genannten Vereinigungen gewesen.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit gleich noch ein paar Worte über die jetzige Stellung der katholischen Presse zu den Duellen sagen. Früher, ehe die katholischen Verbindungen aufgekommen waren, war eine große Anzahl katholischer Studenten bei den sogenannten Satisfaktion gebenden Verbindungen, ohne daß wie jetzt ein solches Zetermordio über die schlagenden Verbindungen geschrieen wurde; auch katholische Theologen gehörten ihnen an, hatte doch selbst der verstorbene Bischof Ketteler einen Denkzettel von der Universität mitgebracht. Man sah damals die Sache milder an, und die Presse kümmerte sich nicht darum. Das änderte sich alles, als die katholischen Verbindungen ins Leben gerufen wurden. Jetzt wird jedes katholische Mitglied einer schlagenden Verbindung mit kirchlichen Strafen, womöglich gar mit der „Exkommunikation“ bedroht. Die Absicht liegt klagt zu Tage, man will für die katholischen Verbindungen „keilen“ und die katholischen Studenten andern, nicht unter gewissen Einflüssen stehenden Korporationen entziehen.

Endlich noch ein Vorteil, den die katholischen Verbindungen bieten sollen: der Student schafft sich, heißt es, wenn er sich später um eine Stellung bemüht, begeisterte Fürsprecher. Ist solch ein Hinweis nicht geradezu unsittlich?

Mit den großen Vorzügen, welche die katholischen Verbindungen bieten sollen, ist es also durchaus nicht so, wie es die Presse darzustellen sucht, dagegen sind sie von großem Nachteil für die Bildung des Charakters und die geistige Entwicklung des Studenten, insofern er nur mit Glaubensgenossen verkehrt und dadurch einseitig und unduldsam wird. Er liest nur ultramontane Blätter, den Protestantismus kennt er nur vom Hörensagen. Mit Verachtung und Mitleid blickt

er auf die irrenden Brüder herab und fühlt sich hoch erhaben über sie. Und doch sollten gerade in der Jugend solche Gegensätze ausgeglichen werden, der Katholik sollte den Protestanten achten und ehren lernen, und umgekehrt. Wieviel Gelegenheit giebt es, wenn Katholiken und Protestanten friedlich mit einander verkehren, zum Austausch von Ansichten und Meinungen! Bei den Protestanten finden wir oft recht wunderliche Ansichten über das Wesen des Katholizismus, gerade ein gläubiger Katholik könnte da Aufklärung schaffen und mehr nützen, als wenn er sich unnahbar gegen Andersgläubige abschließt. Oder fürchtet man vielleicht, daß der katholische Student im Verkehr mit Protestanten Schiffbruch am Glauben leiden oder schlaffer in der Erfüllung seiner religiösen Pflichten werden könnte? Das wäre ja ein trauriges Armutszeugnis für die katholische Kirche. Im spätern Leben kann er doch nur in den seltensten Fällen diese ausschließliche Stellung beibehalten, da ist er auch auf den Verkehr mit Protestanten angewiesen.

Welchen Zweck haben also schließlich die katholischen Studentenverbindungen, weshalb werden sie von der Presse und der Geistlichkeit so warm empfohlen? Die Antwort hat uns der Zentrumsführer Windthorst in einer Rede, die er bei Gelegenheit einer Versammlung katholischer Verbindungsstudenten gehalten hat, gegeben. Die katholischen Verbindungen sollen die Pflanzstätten künftiger Zentrumsmänner sein. Ihr Zweck ist, die jungen Leute in der wichtigsten Periode ihrer geistigen Entwicklung unter steter Überwachung durch die ultramontane Geistlichkeit zu halten, sie in festen Vereinen von jeder Berührung mit anders denkenden Genossen und Kreisen abzuschließen, um sie zu willfährigen Werkzeugen ultramontaner Bestrebungen zu erziehen. Das Ergebnis unsrer Betrachtungen ist, daß man das Bestehen solcher Verbindungen mit Rücksicht auf das Wohl des großen Vaterlandes nur beklagen kann.



Vom deutschen Buchhandel.



Es ist für unsre Zeit charakteristisch, daß sie, trotz der Neigung, sich das Gut der Freiheit auf allen Gebieten anzueignen, sich dennoch der Grenzen dieser Freiheit mehr und mehr bewußt wird, die in dem Gegensatze der Gesamtheit und des Einzelnen begründet sind. Die Freiheit des Einzelnen soll an dem Punkte enden, wo sie das Wohl der Gesamtheit verletzt. Aus diesem Gesichtspunkte ist auch die jüngst zu einem gewissen Abschluß gekommene Bewegung im deutschen Buchhandel zu betrachten, welche die Aufrechterhaltung des Ladenpreises der

Bücher, die Bekämpfung der „Schleuderei" als nächstes Ziel — nicht als Endzweck — erstrebt. Diese Bewegung hat in der Presse, namentlich in der jüdischen, da Israel bekanntlich stets leidet und schreit, wenn man die Ausbeutung der Freiheit in irgend einer Hinsicht beschränkt, große Anfeindung erfahren. Es ist daher wohl gerechtfertigt, die Frage, welche weite Kreise beschäftigt hat und vielfach mißverstanden worden ist, etwas eingehender zu erörtern.

Die Klagen über Preisunterbietung trotz der von den Verlegern festgesetzten Ladenpreise sind sehr alt, und man hat daraus vielfach den Schluß gezogen, es sei heute damit nicht schlimmer als je und werde immer so bleiben müssen. Dagegen hat mit Recht ein im Jahre 1883*) in dieser Zeitschrift veröffentlichter Aufsatz über „Bewegungen im deutschen Buchhandel" klar nachgewiesen, wie die Frage erst durch das heute geschaffene Einheitsporto der Post brennend geworden ist. War früher die Preisunterbietung örtlich begrenzt gewesen, so konnte nunmehr die Schleuderei von den durch ihre Lage begünstigten Mittelpunkten Leipzig und Berlin aus über das ganze deutsche Reich frisch und froh betrieben werden. Mag man, wie damals der Verfasser jenes Aufsatzes, mehr die Schäden, welche das Einheitsporto unzweifelhaft auch im Gefolge gehabt hat, als seine Vorzüge betonen, auf alle Fälle müssen wir damit als thatsächlich bestehender und wohl festgefügter Einrichtung rechnen.

Ist die Schleuderei ein Unglück? Soll man es beklagen, wenn der Sortimentsbuchhändler etwas von seinen „vielen Prozenten" abgiebt, das Publikum seine Bücher viel billiger und infolge davon auch zum Vorteil der Verleger und Schriftsteller mehr Bücher kaufen kann? Wer will und kann jene ehrenwerten Leute, welche mit geringem Gewinn, aber großem Umsatze arbeiten, an der freien Ausübung ihrer Erwerbsthätigkeit hindern? Wie kann der Verleger heutzutage einem Wiederverkäufer vorschreiben, wie teuer er verkaufen soll? Kein andrer Waarenerzeuger handelt so, der Ladenpreis ist eine veraltete Einrichtung wie Brot- und Fleischtaxe u. dergl. Daß ein großer Teil der Provinzialbuchhändler nach und nach zu Grunde geht, ist zwar traurig, aber die Leute haben nur denselben Anspruch auf unser Mitleid wie die Handwerker, welche durch die Erfindung neuer Maschinen brotlos werden.

Wäre dieser letzte Satz richtig, so würden die Sortimenter der Provinz gefallen sein, ohne daß sich ihnen eine helfende Hand entgegengestreckt hätte. Staat und Verleger würden lebhaft bedauert haben, daß wiederum ein Stück des selbständigen Mittelstandes abgebröckelt sei, aber mehr wäre auch nicht geschehen. Der Provinzialbuchhandel wäre gefallen wie die Handweberei und andre Betriebe. Zur Freude derer jedoch, welche eine Auflösung kleinerer und

*) Heft 22 und 23. Vieles aus dem trefflichen Aufsatze, der seinerzeit kräftig fördernd in die Bewegung eingegriffen hat, muß notwendigerweise hier wiederholt werden. Da das lesende Publikum wechselt, auch viel wieder — vergißt, wird das nichts schaden.

mittlerer Betriebe zu Gunsten weniger Großbetriebe stets als einen schwer zu ersetzenden Verlust für Staat und Volkswirtschaft ansehen, hat es sich herausgestellt, daß der Provinzialsortimenter sich nicht überlebt, sondern noch eine hohe Aufgabe, eine „Kulturmission" würde man im stilvollen Zeitungsdeutsch sagen, zu erfüllen hat. Für die Erfüllung dieser Aufgabe aber bedarf er des Schutzes, und den hat er gefunden, ohne — von ganz vereinzelten Fällen abgesehen — nach Staatshilfe, der viel geschmähten und viel begehrten, auch nur zu rufen. Das letztere mögen diejenigen beachten, welche bei der Beurteilung der ganzen Bewegung von Freiheitsbeschränkung und „Reaktion" reden. „Koalitionsfreiheit" für alle verlangt der Fortschritt am lautesten unter allen Parteien; hier nimmt sich nun ein Stand die Freiheit, zur Wahrung seiner Gesamtinteressen und zum gemeinen Nutzen überhaupt sich enger zusammenzuschließen. Wer will es wagen, ihm das Recht dazu abzusprechen, wer ist hier „reaktionär"?

Die Regierungen haben nicht nur nichts zu Gunsten des Provinzialbuchhandels gethan, sie haben vielmehr in zahlreichen Fällen ihre Behörden angewiesen, vom Provinzialbuchhändler unter Drohung des Verlustes der Kundschaft den Rabatt zu verlangen, welchen der Leipziger oder Berliner Schleuderer bot. Völlig unrichtig ist aber auch die Anschauung, als ob der unzweifelhaft zunächst gefährdete Sortimentsbuchhandel allein den Kampf gegen die Schleuderei aufgenommen habe. Wäre dem so, dann schiene das ja dafür zu sprechen, daß der Kampf zu Gunsten einseitiger Interessen geführt werde. Thatsächlich ist der Verlauf folgender. Aufgedeckt wurde der Notstand natürlich vom Provinzialsortimentsbuchhandel, dann traten aber mit wachsender Erkenntnis die Verleger auf den Plan, einer nach dem andern, mit wenigen Ausnahmen. Der Vorstand des sich über ganz Deutschland, über den deutschen Buchhandel aller Länder erstreckenden „Börsenvereins der deutschen Buchhändler," welcher die Angelegenheit mit Eifer und Ausdauer von vornherein bis zum Schluß einmütig gefördert hat, besteht aus fünf bedeutenden Verlegern und einem Mitgliede, welches Verlag und Sortiment in einer Hand vereinigt und wegen seines Wohnsitzes in Leipzig selbst in der Lage wäre, zu schleudern. Dieser so zusammengesetzte Vorstand machte einer im Oktober dieses Jahres nach Frankfurt berufenen Versammlung des Börsenvereins, welcher statutengemäß die Standesinteressen im weitesten Umfange zu vertreten berufen ist, eine Vorlage, welche die Befugnis des Vereins und seines Vorstandes bedeutend erweitern und die nötigen Machtmittel zur Bekämpfung der Schleuderer gewähren sollte. Die von Verlegern und Sortimentern Deutschlands, Österreichs und der Schweiz ungewöhnlich stark besuchte Versammlung nahm die Vorlage, wenn auch nicht ohne Widerspruch, so doch im ganzen mit seltener Einmütigkeit und erdrückender Mehrheit an, der ohnmächtige Schrei des Herrn Mayer aus Berlin verhallte wirkungslos. Das wesentliche der Beschlüsse ist: Bücher sollen fortan in ganz

Deutschland nur zu dem vom Verleger festgesetzten Ladenpreise*) verkauft werden. Zuwiderhandelnde werden vom Vorstande des Vereins als „Schleuderer“ bezeichnet, woraufhin sämtliche Mitglieder des Vereins, also auch der gesamte Verlagsbuchhandel, gebunden sind, alle Lieferungen an solche Geschäfte einzustellen. Da die Schleuderer jedoch auf Umwegen, freilich mit Mehrkosten, dennoch in den Besitz von Büchern gelangen können, werden sie gleichzeitig von der Benutzung für den Buchhandel sehr wichtiger gemeinsamer Einrichtungen ausgeschlossen. An dem Beschlusse gegen die Schleuderei beteiligten sich übrigens Leute, welche lange Jahre hindurch Anhänger, ja die Begründer derselben gewesen sind. Die Suppe war ihnen, wie sie offen bekannten, zu dünn geworden, als sie nicht mehr die einzigen Apostel des neuen Evangeliums waren. Der Krieg der Schleuderer gegen die Schleuderer mußte schließlich die Mehrzahl zum Ruin führen. Die „Freude am Geschäft“ war vorbei.

Während man die Bestimmung fast aller Waarenpreise heute dem Verkehr überläßt, verlangt der Buchhandel eine Ausnahmestellung. Der Wiederverkäufer (Sortimenter) soll sich streng an den vom Verleger eines Buches festgesetzten Preis halten. Während jeder Kaufmann, der unter besonders günstigen Bedingungen arbeitet, seine Preise ermäßigen kann, um dadurch seinen Umsatz zu vermehren, darf der Berliner und Leipziger Sortimenter, welcher infolge der dem deutschen Buchhandel eigentümlichen und auch heute noch, wie hier nur betont, nicht bewiesen werden kann, durchaus unentbehrlichen Konzentration gegenüber dem Provinzialen sehr erheblich an Spesen spart, von jetzt an nur zu dem unabänderlich festgesetzten Preise in die Provinz liefern.

Diese Ausnahme findet ihre ausreichende Erklärung nicht etwa in einem besondern Rechte des Verlegers, auf die Preisbildung seiner in vieler Hinsicht von andern Waaren unterschiedenen Waare einzuwirken. Die Berechnung, durch welche der Verleger den Preis eines Buches feststellt, ist eine der schwersten und wichtigsten Verlagsarbeiten. Schwanken doch die Preise, welche er zur Deckung seiner Kosten fordern muß, für den Druckbogen selbst bei gleichen Druckkosten etwa in Grenzen von eins bis hundert, je nach der Größe des Publikums, auf welches der Verleger rechnen zu können glaubt. Der Absatz kann durch einen zu hohen, unter Umständen auch durch einen zu niedrigen Preis leiden, dem Verleger kann es außerdem nicht gleichgiltig sein, wenn andre sein Werk billiger anzeigen als er selbst. Man kann ferner darauf hinweisen, daß der Preis der meisten Bücher der Nachdruckverbote wegen ein Monopolpreis, daher von den gewöhnlichen Gesetzen der Preisbildung unabhängig ist. Alles das und manches andre, was für die Aufrechterhaltung des Bücherladenpreises ins Feld geführt wird, genügt zur Erklärung seiner Berechtigung nicht. Nicht

*) Gewisse Einschränkungen des Gebots, mit Genehmigung des Börsenvereinsvorstandes, insbesondre für die Übergangszeit, sind vorbehalten.

in der Besonderheit dieses Preises als solchen liegt die Berechtigung desselben, sondern darin, daß die Aufrechterhaltung des Ladenpreises eine Gewähr für das Bestehen eines großen Netzes von leistungsfähigen Sortimentsbuchhandlungen bietet, welches sich durch ganz Deutschland und teilweise auch durch das Ausland erstreckt, und daß das Bestehen derselben im Interesse der Verleger, der Schriftsteller und vor allem der Gesamtheit, des Gemeinwohls liegt.

Der Verleger befand sich anfangs bei der Schleuderei ganz wohl, daher dämmerte ihm das Verständnis für die Frage erst allmählich auf. Er erhielt von den Schleuderfirmen große Bestellungen, die prompt bezahlt wurden. Das Geschäft schien sich zu vereinfachen, er brauchte nicht mehr Hinz und Kunz, über deren Kreditwürdigkeit er sich schwer vergewissern konnte, seine Bücher auf lange Zeit „in Kommission" anzuvertrauen, und er erhielt viel mehr baar bezahlt als früher, natürlich gegen höheren Rabatt. Außerdem lag ein verlockend einfaches Rechenexempel nahe, das von den Schleuderern in allen Tonarten wiederholt wurde: „Während du, Verleger, für deine Bücher den alten Preis erlangst, erhält das Publikum seinen Bücherbedarf um 10 bis 20 Prozent billiger, wird also ohne Frage auch 10 bis 20 Prozent mehr Bücher kaufen." Zahlen beweisen. In der That ist dieser Zahlenbeweis aber nur ein Beweis dafür, welchen Unsinn man mathematisch beweisen kann, wenn man Dinge zahlenmäßig erfassen will, die dem Begriff des Absoluten so völlig fern stehen, wie menschliche Bedürfnisse. Ein Körnchen Wahrheit, ein winziges Körnchen, liegt in dem Beweis. Bibliotheken mit einem festen Etat werden natürlich zunächst um den Betrag des Rabatts mehr Bücher kaufen. Auf die Dauer werden aber die Verleger auch hier wenig Nutzen haben, da man bei der Frage der Erhöhung oder Verminderung des Etats der Bibliotheken später nicht mit den angenommenen Ladenpreisen, sondern mit den wirklichen Preisen nach Abzug des üblichen Rabatts rechnen würde. Ganz verfehlt aber ist der Beweis, wenn man die bücherkaufenden Personen, deren Bedarf den der Bibliotheken unendlich weit übertrifft, in Rechnung zieht. Bekanntlich hat der Mensch außer dem Bedürfnis, Bücher zu kaufen, auch noch andre Bedürfnisse. Werden die Gegenstände, die er zur Befriedigung eines Bedürfnisses verwendet, um 10 Prozent billiger, so kommt die Ersparnis durchaus nicht immer einer erhöhten Befriedigung dieses Bedürfnisses zu Gute, ja vielfach ist dieses Bedürfnis gar nicht sehr dringend. Selbst wenn die Bierpreise plötzlich um 10 Prozent sänken, würde der gute Deutsche nicht ohne weiteres um 10 Prozent mehr trinken, viel weniger in unserm Falle um 10 Prozent mehr Bücher kaufen, die er sich noch dazu leihen kann. Dabei soll nicht bestritten werden, daß es einzelne Bücherliebhaber giebt, welche der Rabatt zu vergrößerten Einkäufen lockt, sowie daß bei niedrigeren Bücherpreisen sich die Schicht der Bücherkäufer verbreitern kann, wenn das Bedürfnis geweckt wird. Aber es ist auch wohl zu beachten, daß breiteren Schichten nur gewisse Arten von Büchern (und nicht immer die besten)

willkommen sind, daß zumal für schwerere wissenschaftliche Werke der Käuferkreis ziemlich fest begrenzt ist.

Wenn das Bedürfnis geweckt wird, sagte ich eben. Damit kommen wir auf den Kernpunkt der Frage. Der Verleger erhielt, wie oben berichtet wurde, von den Schleuderern große Bestellungen. Sah er aber aufmerksamer hin, so entdeckte er, daß diese Geschäftsfreunde nur seine „Brotartikel“ vertrieben: Handbücher, Schulbücher, gangbare Zeitschriften, populäre Literatur u. dgl. Hie und da wurde natürlich auch eine wissenschaftliche Monographie, die ein Kunde zufällig von dem Schleuderer verlangt hatte, bestellt, aber das Mißverhältnis zwischen dem Absatz der sogenannten Brotartikel und der dem Publikum noch unbekannten wissenschaftlichen und andern Neuigkeiten war schreiend. Der Schleuderer befriedigte nur das vorhandene Bedürfnis. Wie dem Bäcker Schwarzbrot und Semmeln, die niemand entbehren kann, aus dem Hause geholt werden, so kauften ihm seine Kunden von fern und nah die unentbehrlichen Brotartikel des Buchhandels ab, ein bequemes Geschäft, bei dem trotz des hohen Rabatts noch etwas übrig blieb. Gleichzeitig wurde aber dem Sortimentsbuchhandel der Provinz der Absatz dieser gangbaren Bücher verkürzt. Von dem Vertriebe der Neuigkeiten, welche er sich mit großen Kosten vom Verleger zur Ansicht kommen ließ, konnte er nicht leben. Vielfach ließ sich das Publikum von seinem Sortimenter Bücher zur Ansicht vorlegen und bestellte dann beim „billigen Manne.“ Kein Wunder, wenn er sich schließlich weigerte, überhaupt noch Neuigkeiten vom Verleger zum Vertriebe anzunehmen. So ging der Provinzialbuchhandel stetig zurück, warf sich auf alle möglichen verwandten und nicht verwandten Geschäftszweige (Handel mit Papier, Kölnischem Wasser u. s. w.), oder machte gar Bankerott; der Verleger aber, welcher vor allem in Deutschland neben Werken, deren Druck sich sicher bezahlt macht, zahllose Werke, deren Käufer gesucht sein wollen, druckt und zu drucken als eine Ehrenpflicht ansieht, geriet in Gefahr, seine besten Hilfstruppen zu verlieren und seine Makulaturvorräte in das Ungemessene zu vermehren. Er, der Verleger, und zwar vor allem der Verleger besserer Literatur, erkannte, daß, wenn man dieser Gefahr nicht Einhalt that, es bald von den wenigen Schleuderfirmen abhängen würde, was er ohne Schaden drucken könne, und daß diese wenigen ihm schließlich ihre Bedingungen aufzwingen könnten. In dieser Erkenntnis, daß ihre Interessen mit dem Bestehen eines leistungsfähigen Provinzialbuchhandels aufs engste verknüpft seien, haben sich die deutschen Verleger entschlossen, ihn zu schützen.

Noch mehr aber als der Verleger ist die Mehrzahl der Schriftsteller, vor allem der Bücher schreibende Gelehrte, an der Beseitigung der Schleuderei interessirt. Der Verleger kann immerhin eher den Verlag eines Buches ausschlagen, als der Schriftsteller auf den Druck eines vielleicht mit langjährigem Fleiße geschriebenen Werkes verzichten, zu dessen Druck ihm selber die Mittel fehlen. Der große Gelehrte oder der Romanschreiber, dessen Ruf feststeht, würde freilich

nicht in Verlegenheit kommen, er würde für seine Werke vielleicht nach dem völligen Siege der Schleuderei noch höheres Honorar vom Verleger erhalten, da dieser dann mehr zahlen könnte, weil er nur noch Werke drucken würde, welche gekauft werden wie warme Semmeln. Ein Schriftsteller jedoch, der sich erst einen Ruf gründen muß, auch der schon bewährte Gelehrte, welcher ein streng wissenschaftliches „schweres“ Werk, z. B. eine Einzeluntersuchung über einen wichtigen wissenschaftlichen Gegenstand geschrieben hat, sie würden dann vergeblich einen Verleger suchen. Für solche Werke müssen die Abnehmer mühsam gesucht werden, und fehlen die Männer, welche allerorten im weiten Reich die literarischen Bedürfnisse und Neigungen studiren und kennen, unverdrossen Werke vorlegen und zum Kaufe reizen, fehlt erst, wie es leider vielfach schon eingetreten ist, die mit Fachkenntnis und Berufsfreude geleitete Provinzialbuchhandlung, so kann thatsächlich kein Verleger mehr dieser zahlreichsten Klasse von Schriftstellern seine Dienste anbieten, ohne in kurzer Zeit ein Vermögen zuzusetzen. Thatsächlich herrscht dieser Zustand schon in den meisten außerdeutschen Länden, z. B. in England, Frankreich, Italien, wo der ganze Sortimentsbuchhandel von Bedeutung sich in den Hauptstädten und wenigen Händen konzentrirt. Die Verleger dieser Länder drucken mit wenigen Ausnahmen nur „gangbare“ Waare, und sie können kaum anders handeln. Der schriftstellerische Anfänger, der Verfasser einer gelehrten Untersuchung muß froh sein, wenn er für sein auf seine Kosten gedrucktes Werk einen Buchhändler findet, der sich mit dem Vertriebe desselben abgiebt. Die Schriftsteller und Gelehrten hätten daher alle Ursache, nicht bei Schleuderern zu kaufen, sondern den Provinzialbuchhandel zu unterstützen. Wenn das bisher nicht oder nur in seltenen Fällen geschehen ist, wenn gerade diese Kreise vielfach hohen Rabatt als ihr Recht gefordert haben, so ist das einerseits aus mangelhafter Kenntnis der Sachlage und aus der Knappheit ihrer Geldmittel, sodann aber daraus zu erklären, daß nur wenige Menschen die Gabe der Selbstüberwindung haben, da auch nur kleine Opfer zu bringen, wo der Erfolg vom Verhalten der Allgemeinheit abhängt und dem Einzelnen überdies nicht handgreiflich vor Augen tritt. Niemanden gelüstet es besser zu sein als andre, wenn es etwas kostet.

Aber nicht nur Schriftsteller und Verleger, auch das Publikum, die Gesamtheit, hat ein hohes Interesse daran, daß ein über das ganze Land sich ausbreitendes Netz leistungsfähiger, durchgebildeter Provinzialsortimenter erhalten bleibe, wie es durch die Aufrechterhaltung des buchhändlerischen Ladenpreises erreicht werden soll. Das ganze Publikum läßt sich die oft mühsamen Dienste des am Wohnsitz befindlichen Buchhändlers gern gefallen, kauft aber, wenn es irgend geht, beim „billigen Manne“ in Berlin oder Leipzig, oder sucht von dem Provinzialsortimenter denselben hohen Rabatt, wie ihn der Schleuderer giebt, zu erpressen. Der Sortimenter ist ihm im allgemeinen nur ein Mann, der die Bücher um einen erheblichen Betrag verteuert; davon, daß der Zwischen-

handel, wie er im Provinzialsortiment vorhanden ist, notwendiger und nützlicher ist, als in irgend einem andern Geschäftszweige, ahnt es wenig.

Hier ist ein Vergleich mit den Zuständen im Auslande lehrreich. England besitzt keinen leistungsfähigen Provinzialbuchhandel, ja der englische Sortimentsbuchhandel in der Hauptstadt London ist höchst mangelhaft. Eine glänzende Ausnahme machen nur die großen, meist von Deutschen geleiteten und im allgemeinen nach deutscher Art betriebenen Sortimente, sie sind aber in erster Linie dem Vertriebe ausländischer (deutscher, französischer u. s. w.) Bücher gewidmet. Der englische Sortimenter ist ein Krämer, der nur Bücher, welche wie Zucker, Kaffee u. s. w. zu den täglichen Bedürfnissen der großen Masse gehören, verkauft. Diese kauft er in großen Partien mit sehr hohem Rabatt ein, und verkauft sie mit mäßigem Gewinn. Andre Waare führt er einfach nicht, und will ein Kunde ein vielleicht vor einigen Jahren erschienenes, weniger bekanntes Buch bestellen, so erhält er regelmäßig zur Antwort: We have not got it, ist nicht vorrätig. Die Mühe der Besorgung nimmt sich der Buchhändler nur in seltenen Fällen, ja er wird selten überhaupt geneigt oder imstande sein, den Verleger zu ermitteln. Selbst von dem letzteren ist aber ein älteres Verlagswerk nicht mehr zu bekommen, da es im allgemeinen Sitte ist, einige Jahre nach Erscheinen eines Werkes den Restvorrat billig an einen Antiquar loszuschlagen. Diese Sitte ist zum großen Teil auch eine Folge davon, daß sich der englische Sortimentsbuchhandel, so weit er überhaupt besteht, nur um neue „kurante“ Ware kümmert. Wie würde etwas ähnliches unsern deutschen Lesern gefallen?

Die Mangelhaftigkeit des englischen Sortimentsbuchhandels zwingt ferner den englischen Verleger, wahre Unsummen Geldes für Anzeigen in Zeitschriften, für Reklamen u. dergl. auszugeben, da er keine Möglichkeit sieht, seine Bücher auf andre Weise bekannt zu machen. Diese Kosten, welche sich oft auf ein Viertel und mehr der Gesamtherstellungskosten eines Buches belaufen, muß der Verleger selbstverständlich auf den Preis des Buches schlagen. Es giebt ja eine Reihe von Büchern, die ein sehr großes Publikum haben, und für deren Vertrieb Inserate außerordentlich förderlich sind. Bei wissenschaftlichen Werken aber und bei zahllosen andern Arten von Büchern stehen die für Inserate auszugebenden Summen in gar keinem Verhältnis zu dem dadurch erreichten Absatz. Ja bei vielen Werken ist mit Anzeigen überhaupt kein Absatz zu erzielen. Das Publikum übersieht die Anzeige, mißtraut der Empfehlung des Verlegers, oder die Anzeige kommt gar nicht in die geeigneten Hände u. s. w.

Dagegen stehen dem deutschen Verleger viel billigere Kräfte zum Vertrieb seiner Werke in den weit verzweigten, wohlgeschulten Sortimentsbuchhandel zur Verfügung, er braucht nicht annähernd so große Beträge, wie der ausländische Verleger, für Bücheranzeigen auszugeben. Diese Ersparnis an Vertriebskosten, welche den dem Sortimenter in Deutschland und auch im Auslande

gewährten Rabatt in vielen Fällen übertrifft, kommt den deutschen Bücherkäufern zu Gute, und diese sind daher nicht berechtigt, von einer Erhöhung der Preise durch den Zwischenhandel zu sprechen.

Und welche Annehmlichkeiten und Dienstleistungen genießt dabei das Publikum von diesem Zwischenhandel! In jeder bessern Buchhandlung — und nach Unterdrückung der Schleuderei wird sich eine solche selbst in einer kleinern Stadt halten können — kann es alle neuern Erscheinungen, ja vielfach auch ältere kostenlos einsehen und sich so von dem Werte oder Unwerte eines Buches überzeugen. Sind die verlangten Werke nicht vorrätig, so läßt sie der Buchhändler kommen und schickt sie dem Besteller ins Haus, oft mit der sichern Aussicht, nicht einen Pfennig daran zu verdienen. Allerdings hört man auch Klagen über Belästigung durch unverlangte Ansichtsendungen, hört solche Sendungen als veraltete Einrichtungen bezeichnen. Gewiß können die Ansichtssendungen zuweilen zur Plage werden, wenn man z. B. ein Werk von drei Buchhändlern zugleich zugesandt erhält oder mit einer Flut von Literatur überschüttet wird, für die man wenig oder kein Interesse hat. Zuweilen mag daran das Ungeschick oder der Betriebswetteifer der Buchhändler Schuld sein, meist liegt es aber ganz in der Hand des betreffenden Kunden, hier abzuhelfen, indem er ein- für allemal angiebt, von wem und aus welchen Gebieten er fernerhin Zusendungen zu erhalten wünscht. Ein tüchtiger Sortimenter wird dann in der Lage sein, meist das Richtige zu treffen, er verfolgt die Neigungen und Bedürfnisse seiner ständigen Kunden. Jedenfalls sind Mißgriffe hier viel ärgerlicher für die Buchhändler als für die Käufer. In der Regel wünschen daher denn auch die letzteren die Ansichtssendungen, ja für den Gelehrten sind sie beinahe unentbehrlich. Wie manches Werk, dessen Titel den Inhalt nur mangelhaft andeutet oder andeuten kann, würde dem Kunden unbekannt bleiben, aber wie manches auch würde er, verlockt durch den Titel, den Namen oder eine rühmende Anzeige, kaufen, das er jetzt vorher einsehen, prüfen und in seiner Wertlosigkeit erkennen kann. So kommt die Einrichtung der Ansichtssendung besonders der bessern Literatur zu Gute, ja ohne sie und ohne die sonstige aufmerksame Thätigkeit des Provinzialsortimenters könnten viele Werke, welche auf einen kleinen Leserkreis berechnet sind, überhaupt nicht abgesetzt und somit nicht gedruckt werden.

Freilich kann man nun mit Recht sagen: es wird viel zu viel gedruckt, zahllose Bücher sind Druck und Papier nicht wert. Dieser Vorwurf trifft aber nur die Eitelkeit der Schriftsteller und den Mangel an Kritik auf Seiten der Verleger und der Literaturblätter; hier sind die Mächte, welche diesen Übelstand in erster Linie zu beseitigen berufen sind. Gewiß würde auch manches schlechte, überflüssige Buch nicht gedruckt werden, wenn man die Absatzquellen verstopfte, aber das Mittel wäre doch zu gründlich und würde auch manches Werk treffen, dessen Herausgabe für die Wissenschaft, und am letzten Ende meist auch für die

Volkswirtschaft, für die Gesamtheit von hohem Wert wäre. Denn es sind oft nicht die schlechtesten, die wertlosen Bücher, von denen nur mit Mühe eine geringe Anzahl abgesetzt werden kann.

Der Bücherkäufer findet ferner bei dem Sortimenter Auskunft und Rat in allen mit dem Buche zusammenhängenden Angelegenheiten. Mit Hilfe zahlloser bibliographischer Hilfsmittel, wie sie kein Land der Welt sonst in solcher Vollkommenheit aufweisen kann, mit Hilfe der Fachkenntnisse des Buchhändlers und seines wohlgeschulten Personals erhält er nähere Auskunft über alle Erscheinungen, ja selbst über die unbekanntesten Schmöker, oft auf die dürftigsten Angaben hin, welche er bezüglich des Inhalts, des Titels u. dergl. zu machen imstande ist. Wie oft arbeitet da der Sortimenter stundenlang fast umsonst, um dem Kunden gefällig zu sein! In zahllosen Fällen ist das Publikum ferner völlig auf die Bücherkunde des Sortimenters, der einen Überblick über die Erscheinungen des Büchermarktes hat, angewiesen, es verlangt von ihm Rat, Empfehlung u. dergl.

Die unerläßliche Voraussetzung für die Möglichkeit und Güte der mannichfachen, hiermit noch keineswegs erschöpften Dienstleistungen des Sortimenters ist aber, daß er ein in seinem Fache wohlgeschulter, mit Liebe zu seinem Beruf erfüllter, wirklich gebildeter Mann sei. Ein solcher Stand kann aber auf die Dauer nur dann gedeihen, wenn er ein Einkommen genießt, welches ihm ermöglicht, das aufgewandte Kapital zu verzinsen und eine seiner Bildung angemessene gesellschaftliche Stellung zu behaupten. Der Rabatt, welchen der Sortimenter vom Verleger erhält, ist auf Grund langjähriger Erfahrung und Entwicklung nach diesen Grundsätzen bemessen, und der Verleger wird schon in seinem eignen Interesse dafür sorgen, daß er nicht über die Grenze des Notwendigen hinausgeht. Über die Höhe dieses Rabatts, der je nach der Natur der Bücher verschieden ist, gehen im Publikum die abenteuerlichsten Gerüchte um. Thatsache ist, daß er im allgemeinen in neuerer Zeit zurückgegangen ist, an die Stelle der früher im allgemeinen üblichen $33^1/_3$ Prozent sind 25 Prozent getreten. Man kann das schon an der äußerlichen Thatsache erkennen, daß die ältern Bücherpreise in der Regel durch drei, die neuern durch vier teilbar sind. Daneben kommen natürlich noch sehr verschieden abgestufte Rabattsätze vor, aber der angegebene Satz ist doch die Regel. Das Publikum vergißt nur zu leicht, wenn es von diesen Rabattsätzen hört, was der Provinzialsortimenter davon bestreiten muß, wie wenig davon reiner Gewinn ist. Der gewöhnliche Kaufmann läßt sich nur die Waare kommen, die er wirklich absetzt, der Buchhändler muß zahllose Werke für sein Lager zur Ansicht kommen lassen, die er nach Ablauf des Jahres wieder an den Verleger zurücksendet. Auf ein verkauftes Buch kommen leicht die Spesen des Bezuges zweier Werke. Und doch kann der Buchhändler nicht wie andre Kaufleute durch größern Gewinn beim Verkauf einer andern Waare sich schadlos halten, da er die Preise nicht willkürlich

erhöhen kann. Um welcher Kleinigkeiten willen, bei denen trotz der infolge der eigentümlichen Organisation des Buchhandels möglichst verminderten Spesen nichts verdient wird, muß er sich großer Mühewaltung unterziehen! Was muß er für ein gut gebildetes Personal, für bibliographische Hilfsmittel, für Lokalmiete u. dergl. zahlen! Daß trotz all dieser Arbeit, die ein gutes Maß von Kenntnissen und erheblichen Kapitalaufwand erfordert, der Provinzialsortimenter im allgemeinen keine Reichtümer sammelt, ist eine Erfahrung, die jedermann ebenso machen kann wie die, daß oft altbewährte Buchhandlungshäuser trotz allen Fleißes der Besitzer zusammenstürzen, da sie sich der Konkurrenz der Schleuderer nicht erwehren können. Gelänge es dieser Konkurrenz, auf die Dauer den Ladenpreis zu beseitigen, so wäre das Geschick des Provinzialbuchhandels besiegelt. An die Stelle des gebildeten Fachmannes würde der Buchbinder-Buchhändler treten, der Schulbücher u. dergl. Werke neben Schreibmaterialien und Kinderspielzeug vertriebe. Andre Werke würde das Publikum nach Katalogen u. dergl. von den Zentralstellen beziehen. Ob es dabei auf die Dauer billiger fahren würde, ist sehr zweifelhaft, da Monopole, wie sie hierdurch notwendig geschaffen werden würden, bekanntlich die Neigung der Preissteigerung haben. Man vergißt überhaupt zu leicht, daß der vielgeschmähte feste Ladenpreis auch eine willkürliche Steigerung der Bücherpreise verhindert, also gegen Übervorteilung schützt. Welcher Verlust an idealen Gütern aber eintreten würde, wenn der Stand, welcher mit in erster Linie berufen ist, die geistigen Interessen der Nation zu pflegen, sie mit allem Guten und Schönen, das die Literatur erzeugt, vertraut zu machen, zu Krämern, zu Leuten, welche die gemeinste Waare des täglichen Bedürfnisses nach dem Gewicht verkaufen, herabgedrückt würde, kann gar nicht hoch genug bemessen werden.

Eins freilich möge auch der Stand, welcher geschützt werden soll, bedenken. Dieser Schutz ist nur gerechtfertigt und nur möglich, wenn die Geschützten ihn verdienen, wenn sie ihrer Aufgabe gerecht werden. Leistet der Provinzialsortimenter der Wissenschaft, dem Publikum, dem Verleger nicht mehr als der Schleuderer, wie das leider heute an vielen Orten schon annähernd der Fall ist, liegt er seinem Berufe nicht mit einer gewissen idealen Gesinnung ob, die nicht immer einzig und allein nach dem unmittelbaren Gewinn fragt, kommt er den Neigungen des großen Haufens entgegen, anstatt, wie er könnte und sollte, erzieherisch, geschmacksbildend zu wirken, wird er von selbst zum Krämer, so wird ihn weder der Verleger noch sonst eine Macht der Welt schützen. Dann wird er fallen und mit ihm ein gut Teil des Ansehens einer gewerblichen Körperschaft, die hinsichtlich ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrer Organisation auf der Welt einzig dasteht.

Nun, gerade im Hinblick auf die geschichtliche Entwicklung dieses Standes, der oft seinen Gemeinsinn bewiesen hat, ist man wohl zu der Hoffnung berechtigt, daß die erstrebten Ziele wirklich werden erreicht werden.

Ein stolzes, aber wahres Wort, welches der verdiente erste Vorsteher des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, Adolf Kröner, nach erfochtenem Siege in Frankfurt sprach, möge hier zum Schluß eine Stelle finden: „Mir ist keine einzige Korporation bekannt, die bis jetzt im Erwerbsleben das Prinzip aufgestellt hätte: es ist unmoralisch oder wenigstens — vielleicht ist das Wort zu stark — es ist nur derjenige Erwerb ein berechtigter, der so betrieben wird, daß jeder Konkurrent dabei bestehen kann. Im allgemeinen kämpfen wir jetzt beständig einen Kampf aller gegen alle, und wir haben im Buchhandel, glaube ich, zum ersten male das Prinzip aufgestellt: Nur das darf sein, was der Gesamtheit nützt."

Göttingen. W. Ruprecht.



Goethe und Rochlitz.

Von Adolf Stern.

(Schluß.)



Das Gesamtgastspiel (wie man heute sagen würde) der weimarischen Hofschauspieler im Stadttheater zu Leipzig im Jahre 1807 rückte Goethe und Rochlitz einander näher, die einsichtigen Berichte, die Rochlitz über die Gesamtwirkung und die Leistungen der einzelnen Schauspieler erstattete, erhöhten Goethes Achtung vor dem feinen Kunstsinn, wie vor dem persönlichen Charakter des Schriftstellers. In die nächstfolgende Zeit fällt die Bearbeitung der „Antigone" des Sophokles, welche Rochlitz auf eignen Antrieb begonnen hatte und auf Zureden Goethes vollendete, die Aufführung dieser Bearbeitung im Hoftheater zu Weimar am 30. Januar 1809 und der Dienst, welchen Goethe Rochlitz in Bezug auf seine in demselben Jahre erfolgende Heirat leistete. Am 16. Juli hatte sich Rochlitz mit der bescheidenen Anfrage an Goethe gewendet, ob es nicht möglich sei, von seiten des weimarischen Hofes eine Rangerhöhung zu erhalten. „Besondre Verhältnisse, in welchen ich mich eben befinde, ohne jetzt noch weiter darüber sprechen zu dürfen, machen es mir bedeutend, zu der mir längst gegönnten Ehre, von andern ein Rat Seiner Durchlaucht des Herzogs von Weimar genannt zu werden, noch einen Zusatz etwa von einer Silbe wenigstens in petto zu haben. Dürfte ich wohl ohne anzustoßen oder doch eine Fehlbitte zu thun, darum ansuchen? und auf welchem Wege müßte ich es?" (Biedermann 39).

Schon am 20. und 21. Juli antwortete Goethe, der nach Schillers Wort „seine Existenz wohlthätig kund machte, wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben," dem etwas zaghaften Bittsteller: „Was die andre Angelegenheit betrifft, so bin ich vielleicht imstande, in kurzer Zeit deshalb etwas angenehmes zu melden. Sie brauchen keine weitern Schritte zu thun," und setzt in einer Nachschrift hinzu: „Vorstehendes war geschrieben und gesiegelt, als ich das Dekret aus der Geheimen Kanzley erhalte. Serenissimus haben es mit Vergnügen unterzeichnet. Ich wünsche, daß es Sie erfreuen und Ihnen förderlich sein möge."

Der neue herzoglich weimarische Hofrat warb in diesem kriegerisch bewegten Sommer und Herbst erneut um eine Jugendgeliebte, auf deren Hand er seiner Zeit mit bitterm Schmerz verzichtet hatte, die seit einigen Monaten Witwe und jetzt entschlossen war, unbekümmert um die Einreden ihrer patrizischen Familie, Rochlitzens Frau zu werden. Am 4. Oktober 1809 konnte Rochlitz seinem Gönner in Weimar melden: „Endlich, so kann ich es mir selbst nicht versagen, Ihnen zu melden, daß eine der geehrtesten, edelsten, in jedem Betracht trefflichsten Frauen es übernommen hat, mich in dem Reste meines Lebens für das zu belohnen, was ich für ihr Geschlecht gethan und getragen habe. Sie war meine erste tief eingehende Jugendliebe, blieb immer der Gegenstand meiner geheimen Verehrung und will nun die Gefährtin meiner Tage werden. Vielleicht ist Ihnen selbst die ehemalige Henriette Hansen, nachherige Frau des verstorbenen Bankiers Daniel Winkler in Leipzig, nicht unbekannt. Ihre gütige Teilnahme an mir läßt mich hoffen, daß Sie auch diese glückliche Wendung meines Geschickes nicht ungern vernehmen werden." (Biedermann 44). Etwas mehr über diesen ergreifenden Roman seines Lebens teilte Rochlitz dem Dresdner Freunde mit, welcher nun nicht mehr zwischen ihm und Goethe stand, aber die alte Teilnahme und die alte, nicht leicht zu ersättigende Neugier bewahrt hatte. An Böttiger schrieb er: „Meine erste Liebe — was natürlich wirklich diesen Namen verdiente — war auf nichts Geringeres gerichtet, als auf das Schönste, Liebenswürdigste, Gebildetste, was damals Leipzig hatte, und ohngeachtet hier Hoffnung Unsinn gewesen wäre und ich dies vollkommen erkannte, darum auch nie eine größere Annäherung suchte, als die erste der Horazischen fünf: so ging mirs doch unbeschreiblich tief ein. Ich floh Leipzig, und Entfernung, neue Lebensweise, Zeit und vor allem, daß meine Verehrte sehr früh und nicht glücklich verheiratet wurde, machte sie mir zur Heiligen, deren Bild allmählich in den Hintergrund der Seele trat, doch nie ganz aus ihr verschwand. Daß eine beträchtlich spätere zweite Wahl (Therese aus dem Winkel) unglücklich war, eine dritte durch den Tod getrennt ward, wissen Sie, von da war mirs aber nie mehr Ernst, und selbst wenn ich mich überreden wollte, es sei Ernst, fühlte ich das heimlich Widersprechende in meinem Innern und trat aus Redlichkeit zurück. Jene Freundin hatte ich, seit sie verheiratet, bis angehenden letzten Herbst fast nie, in ihrem Hause wirklich nie und absichtlich nie gesehen. Von

da an machten besondre Verhältnisse, ungesucht, ja gegen meinen Willen — da ich nur zu gut fühlte, daß dies nun geistig so ausgebildete herrliche Wesen mich von neuem sehr zu beschäftigen anfange — es mir unvermeidlich, sie öfters zu sehen, doch stets in zahlreicher Gesellschaft, wo ich mich planmäßig sehr fern von ihr hielt. Ihr, wie ich später erst erfahren, geht es vollkommen ebenso. Nun, Schlag auf Schlag und wider alles Vermuten stirbt ihr Mann, stirbt meine Mutter, müssen wir (gegen Absicht und Willen) einander öfters sehen, und so sind wir eins, ohne Zuthun, mit Widerstreben gegen die schöne Absicht des Geschicks, bis dies endlich nicht mehr gelingen will und wir zu empfangen wagen, was der Himmel selbst uns bereitet hatte. Meine nicht schwärmerisch ausgeputzte, sondern besonnen gewürdigte Glückseligkeit mag ich nicht zu schildern versuchen: aber ganz ruhig sei es gestanden, daß ich nie auf solche gehofft, ja sie zu wünschen mir nicht verstattet habe."

Begreiflich genug waren bei dieser Heirat, welche Rochlitzens ganze Lebensstellung änderte und der Achtung und Geltung, die er durch Talent, Leistungen, umfassende Bildung und persönliche Liebenswürdigkeit längst erworben hatte, die Geltung hinzufügte, die einer glücklichen und unabhängigen Lebenslage immer zu Teil zu werden pflegt, allerhand Widerstände zu bekämpfen und zu besiegen. „Geldmänner und Prunkfrauen unter der Verwandtschaft" konnten sich schwer in den Entschluß der Frau Henriette Winkler finden, dem Unabänderlichen fügten sie sich jedoch. Am 23. Februar 1810 ward die Hochzeit des Paares gefeiert, und alle Hoffnungen, welche es vom künftigen Glücke gehegt hatte, sollten sich reich erfüllen. Freilich gingen Rochlitz und seine Gattin schon in den ersten Jahren ihrer Verbindung schweren Erlebnissen entgegen. Man braucht sich nur die Zeit ihrer Heirat zu vergegenwärtigen. Er, der 1807 geseufzt hatte (ungedruckter Brief an Böttiger): „Nur in würdiger Ruhe kann ich glücklich sein, wie nur auf würdig Ruhende glücklich wirken. Warum starb ich nicht mit Huber und Schiller!" der jetzt auch noch für manchen ihm ans Herz gewachsenen Besitz zittern mußte, er sah mit schwerer Sorge nach dem kaum geschlossenen Frieden von 1809 neue dunkle Unwetter heraufziehen. Die Jahre 1812, in denen sich halb Europa nach Rußland, und 1813, in denen sich halb Asien nach Deutschland ergoß, erschütterten den Mann, dessen ganzes Wirken und Wollen auf eine andre Zeit gestellt war, aufs tiefste. Aber die ungeheuern Erlebnisse stählten ihn zugleich, er bestand namentlich die Leidensmonate vom April bis zum Dezember 1813 mit rühmlicher Festigkeit und mit aller Hingebung an die Interessen seiner bedrohten und hart getroffenen Mitbürger. Als das Elend Leipzigs in den nächsten Wochen nach der Völkerschlacht seinen Gipfelpunkt erreicht hatte, als Rochlitz fühlte, daß er, um weiterhin raten, geben, thätig sein zu können, erst einmal selbst Atem schöpfen, „einige Ruhe und milder erquickende Eindrücke" aufsuchen und gewinnen müsse, da richteten sich seine Blicke nach dem geliebten Weimar, da hoffte er, mit allem

Recht, wie sich zeigte, im persönlichen Verkehr mit Goethe diese Ruhe und diese Eindrücke zu finden. Nach einem dreiwöchentlichen, aber ihm zeitlebens unvergeßlichen Aufenthalte in der Ilmstadt, wo ihm Goethe, der Rochlitz jetzt auch menschlich immer näher rückte, köstliche Tage bereitet hatte, durfte er von Leipzig aus an Goethe schreiben: „Ew. Exzellenz sage ich nochmals von Grund des Herzens Dank für alle die viele Güte, die Sie mir und den Meinen in Weimar bewiesen. Wahrlich, Sie haben mich recht eigentlich erquickt, meinen gebeugten Sinn neu gehoben, mich für Leiden und Wirksamkeit, wie sie mich hier erwarteten, gestärkt und mir für den ganzen Rest meines Lebens viele überaus schöne Erinnerungen gegeben. Das Schicksal hat mich mit manchem großen Manne zusammengebracht: aber nie — nie hat einer auf mich eine Wirkung gemacht, die sich, ich will noch gar nicht sagen im Grade, sondern auch nur in der Gattung, mit der vergleichen ließ, welche ich durch Sie empfunden. Sage ich Ihnen da etwas Alltägliches, das wohl hunderte schon Ihnen gestanden haben, so lassen Sie mir es zu, weil es mir wohlthut und ich es ja mehr vom Herzen los als gesagt haben will. Möge nur ich durch dies Beisammensein nicht bei Ihnen verloren haben. Ich kam so geschwächt an Geist und Körper zu Ihnen; ich war der Freude so entwöhnt, daß ich mich in ihr, wie in einem guten, aber neuen Rocke, nicht frei bewegen konnte. Wie dem aber auch sei, eins bleibt gewiß: so lange ich lebe, gehöre ich in einem Sinne Ihnen an, wie nur irgend einer; und wollten Sie auch, daß ichs Ihnen nicht einmal mehr merken ließ: es bliebe doch so!" (Biedermann 59.) Herzlich und warm, auch eigenhändig und das beliebte Diktiren beiseite lassend, antwortet der Zeus von Weimar: „Erhalte Sie Ihr guter Geist über der Woge des Augenblicks, gedenken Sie meiner in Liebe und bleiben Sie überzeugt, daß ich Ihre schöne Persönlichkeit rein zu schätzen weiß" (Biedermann 60).

Und nun, als mit dem Frühling 1814 der erste Lenz aufging, dessen man sich seit langer, langer Zeit einmal wieder erfreuen konnte, als vollends seit 1816 der gesicherte, von keiner Seite her mehr bedrohte Friede das geistige Leben, den künstlerischen und literarischen Genuß gleichsam wieder in seine verloren gewesenen Rechte einsetzte, nun giebt sich auch Rochlitz sowohl seinen eignen Arbeiten, wie der eifrigen Vertretung und Verbreitung dessen hin, was außer allem Vergleich mit dem stand, was er selbst vermochte. Man muß die beglückten, beinahe jauchzenden Briefe lesen, mit denen er noch vor dieser friedlichen Zeit die ersten Bücher von Goethes Selbstbiographie begrüßt hatte, muß Rochlitzens Kritik über das Werk (in der „Leipziger Literaturzeitung" vom Februar 1812) mit andern Kritiken des unsterblichen Werkes vergleichen, muß sich die ganze unabläßige, treue Verehrung und das einsichtige Verständnis vergegenwärtigen, die Rochlitz rein und warm bethätigte, um die Äußerungen Goethes, welche sich durch gewisse Briefe desselben zwischen 1812 und 1820 hindurchziehen, ganz zu verstehen. Wenn Goethe am 30. Januar 1812 (Bieder-

mann 54) schreibt: „Langmut ist nur dem zuzumuten, der sich bei Zeiten den Dédain du Succès angewöhnt hat, welchen die Frau von Staël in mir gefunden haben will. Wenn [sie] den augenblicklichen, leidenschaftlichen succès meint, so hat sie Recht. Was aber den wahren Erfolg betrifft, gegen den bin ich nicht im mindesten gleichgiltig; vielmehr ist der Glaube an denselben immer mein Leitstern bei allen meinen Arbeiten. Diesen Erfolg nun früher und vollständiger zu erfahren, wird mit den Jahren immer wünschenswerter, wo man nicht mehr viel Stunden in Gleichgiltigkeit gegen den Augenblick zuzubringen und auf die Zukunft zu hoffen hat. In diesem Sinne machen Sie mir ein großes Geschenk durch Ihren Aufsatz, und bethätigen dadurch abermals die frühere, mir schon längst bewährte Freundschaft." Wenn Goethe am 18. April 1819 (Biedermann 82) ausspricht: „Es ist der Mühe wert, gelebt zu haben, wenn man sich von solchen Geistern und Gemütern begleitet sieht und sah; es ist eine Lust zu sterben, wenn man solche Freunde und Liebhaber hinterläßt, die unser Andenken frisch erhalten, ausbilden und fortpflanzen," so wird auch der Schwarzsichtigste hierin keine Komplimente, sondern Ausdruck von Empfindungen erkennen, zu denen der große Dichter gute Ursache hatte. Denn wie hoch auch Goethe stand, die Zahl derer, die sein großes Verdienst unwillig anerkannten, war selbst damals in seinem beglückten Greisenalter immer noch größer, als die Zahl derer, welche, wie Rochlitz, in den Kern der Dichterpersönlichkeit eindrangen und den gewaltigen Kreis überschauten, zu welchem sich dieser Kern erweitert hatte. Die erprobte Zuverlässigkeit Rochlitzens erstreckte sich eben auf höhere und tiefere Dinge, als auf die geschäftlichen Angelegenheiten, mit denen Goethe den Leipziger Freund zuweilen betraute. Der Streichersche Flügel, welcher im letzten Jahrzehnt von Goethes Leben im Goethehause in Weimar stand und auf dem sich Hummel, Maria Szymanowska und Felix Mendelssohn-Bartholdy hören ließen, ward durch Rochlitz bei C. F. Peters in Leipzig ausgesucht; die Verhandlungen mit der Weygandtschen Buchhandlung wegen der Neuausgabe des „Werther" von 1824 gingen durch Rochlitzens Hand. Aber dies alles geschieht doch nur nebenbei (obschon Rochlitz natürlich jeder Dienst Freude macht, den er Goethe leisten kann), die Hauptsache bleibt der geistige Verkehr, der immer vielseitiger und bedeutender wird.

Von besondrer Bedeutung erscheinen hier die Briefe, die an die bekannten Aufsätze in Kunst und Altertum gegen die römisch-deutsche Malerschule anknüpften und in denen die innere Übereinstimmung des Leipziger Kunstfreundes mit Goethes Grundanschauungen und zugleich die äußere Unabhängigkeit von gewissen Überlieferungen und Zufälligkeiten der W. K. F. (Weimarer Kunstfreunde) entschieden hervortritt. Mit Goethe und dem Kunstmeyer teilte Rochlitz die tiefste Abneigung gegen die katholisirende, von dem Schlegelschen Kreise in Wien inspirirte Pseudoromantik der jungen deutschen Maler in Rom, mit Goethe und seinen Freunden von der freien Zeichenschule in Weimar war

er geneigt, streitbar gegen alles Nazarenertum, allen künstlich künstlerischen Archaismus, gegen die Verachtung des Naturstudiums aufzutreten. Aber zugleich wußte er auch, daß es nicht frommen und fruchten könne, die Jugend auf jene falsch antikisirende Kunst- und Malweise zurückzuweisen, deren Vertreter Mengs, Füger, Maron, Bury, Tischbein, Unterberger gewesen waren und an denen in der Hauptsache Goethes Freund, der Kunstmeyer, festhielt. Entschlossen spricht es daher Rochlitz in seinem Briefe vom 21. Mai 1817 (Biedermann 70) aus, daß Goethe „das Löbliche, ja Treffliche im Sinn und Willen und Vermögen der Bessern jener Verirrten zu einem schönen Zweck führen“ möge, er ahnt, daß die bloße Negation, wie sie Meyer genügte, nichts fördern könne. „Denn — alles andre unerwähnt — haben die Bessern jener Altneuen nicht und zum Teil in bewundernswürdiger Tüchtigkeit erreicht, was in den glänzendsten Zeiten der Kunst Italiens, Niederlands und Deutschlands die Schüler — zu erreichen angehalten wurden, und was später zum großen Nachteil der Kunst von der Jugend nicht mehr erlangt werden konnte? Und sind sie, eben jene Bessern, nicht noch jung, fähig, rüstig, geistig gestimmt? Und sollte nun, da Liebe zur Kunst und Begünstigung derselben unter so vielen Liebhabern, vornehmlich in Deutschland, wieder aufgekommen und mithin Ermunterung, Gelegenheit, selbst Ruhm und Lohn wackere Künstler erwartet, auch im ganzen ein gewisses Streben nach Erlernen und ein Verachten nichtigen Tandes im Leben mehr, als seit hundert Jahren in der Nation herrschend geworden ... sollte da diesen jugendlichen Talenten nicht auch im höheren und reineren Sinne des Wortes »der Geist« in Frischheit und Eigentümlichkeit nahen, wenn auch erst ihre Köpfe frei gemacht, der Sinn im allgemeinen aufgeschlossen und Kopf und Sinn mit dem Auge und der Hand zugleich der Natur, der Wahrheit, dem Leben in ihrer Fülle, Bedeutung und Anmut wieder zugewendet sind?“

Aus dieser Anschauung heraus wirkt Rochlitz, indem er mitteilt, was er von der römisch-deutschen Malerschule, ihren unmittelbaren Gliedern und ihren jugendlichen Anhängern, in Erfahrung gebracht hat, für die notwendigen Unterscheidungen. Der Kunstmeyer war geneigt, unterschiedslos die ganze Jugend zu verurteilen. Rochlitz, indem er nach seiner Weise (in den Briefen vom 21. Juni, 10. Juli 1817; Biedermann 73 und 76) die Geschichte der neudeutsch altdeutschen Malerei erzählt, ist bemüht, den Wert und die Begabung selbst ihm unsympathischer Naturen, wie der beiden Olivier, sorgfältig hervorzuheben, er macht sich eine Freude daraus, seine engern Landsleute, die beiden Brüder Schnorr, dem Altmeister gleichsam vorzustellen, und sagt ausdrücklich, er kenne keine noch so jungen Künstler, von denen man sich so viel versprechen könnte, „zumal da sie auch einfache, kräftige, bescheidene, liebe gute Menschen sind,“ und selbst indem er die volle Schale seines Zornes über die Kasseler Gebrüder Riepenhausen ausgießt, verfehlt er nicht, sein Urteil mit den Worten einzu-

schränken, daß sie Männer „nicht ohne Kenntnis und Geschicklichkeit“ seien. Mit einem Worte, er ist eifrig bemüht, zwar den Feldzug von „Kunst und Altertum“ gegen das künstliche Mittelalter zu unterstützen, will aber alle lebensfähigen Keime vor dem Nordhauch lediglich abfälliger Kritik schützen. Die Weimarer Kunstfreunde setzten bekanntlich ihren Feldzug nicht fort, vielleicht daß Rochlitzens Mitteilungen einigen Anteil hieran hatten.

Das letzte Jahrzehnt, welches Goethe zu leben vergönnt war, begleitete Rochlitz mit unablässigem Anteil, mit jener, ich möchte sagen, produktiven Verehrung, an der allein dem großen schöpferischen Menschen gelegen sein kann. Rochlitz braucht, als er 1829 Goethe über die „Wanderjahre“ schreibt, einmal das Wort: „Und wenn ich in meinen Äußerungen das Werk bloß als für mich geschrieben betrachte: so entschuldige ich das auch nicht. Wenn doch nur jeder Leser mit jedem guten Buche es ebenso machte! es stünde dann um ihn selbst weit besser als gewöhnlich, und um den Autor auch nicht schlimm.“ Ein solcher „Leser“ durfte wahrlich ohne Überhebung Goethe zurufen: „Himmel, wie muß es Ihnen sein, Ihnen, in literarischer Wirksamkeit nach allen Seiten hinaus schon längst und immerfort dem Ersten in der Welt! Nun: genießen Sie es noch lange, ungetrübt, vollkräftig! Ich bekomme auch was davon und ein gut Teil, in freudiger Teilnahme nämlich!“

Daß Rochlitz aus dem immer vertraulicheren Verkehr mit dem Dichter und dem stets tieferen Eindringen in dessen gewaltige Lebensarbeit mehr als freudige Teilnahme davontrug, ward schon oben berührt. Im Jahre 1819 ergriff den Leipziger Schriftsteller, der 1813 und 1814 dem Lazarettyphus, welcher seine Vaterstadt entvölkerte, siegreich getrotzt hatte, in guter und behaglicher Zeit ein heftiges Nervenfieber. Und als er vom Krankenlager wieder erstand, da schrieb er an Goethe jenen rührend zutrauensvollen Brief, in welchem er ihm Kunde von den Wandlungen und Entschlüssen gab, die seine Genesung und das Gefühl erneuter Lebenshoffnung in ihm geweckt hatten. Er gab es zu, daß seine persönliche Wirkung und Anregung auf zahlreiche Künstler das Beste sein möge, was er geleistet. Aber er fügte mit bescheidnem Selbstgefühl hinzu: „Ich habe für jene Kunst, welche nun einmal fast alles allgemeine Kunstvermögen in unsern Tagen absorbirt [die Musik natürlich], zuerst eine Literatur geschaffen, in das Chaos bewußtloser verworrener Bestrebungen reichbegabter Geister zuerst Gedanken und Ordnung und sichern Zweck bringen helfen, das ist denn auch was wert, wenigstens als zeitgemäß, als etwas, das besser zu machen kein andrer da war, als etwas auch, das mit unsäglicher Mühe und Beschwerde, ohne Dank und ohne Lohn zu stande gebracht worden. Endlich, ich habe geschrieben (gedichtet wage ich kaum zu sagen), viel geschrieben, bei weitem zu früh geschrieben, und dafür erst unverdienten Beifall und reichlichen Lohn, dann ungefähr gleich unverdiente Gleichgiltigkeit oder höchstens das zweideutige Ding gefunden, das die Franzosen Beifall der Achtung nennen. Nun

bin ich die lange Zeile meiner Bände durchlaufen und wirklich erschrocken vor ihrer Zahl und der Unbedeutendheit bei weitem der meisten, fast alles des Frühen. Allein bei anderm — würde es auch in einem Grundriß unsrer Literatur mehr der Gattung als des Stoffes oder der Form wegen sehr unterzuordnen sein —, bei diesem dürfte ich mir doch zugestehen, es verdiene aufbehalten zu werden und könne fernerhin nützen oder erfreuen. Dies nun sämtlich aus dem engen zwar, doch mir eignen und von der Natur angewiesenen Fach, dem breiten, stockenden Naß zu entfischen, es passend zusammenzustellen und besser zu formen: das wurde mein Vorsatz, an dessen Ausführung ich sogleich ging. In ländlicher Ruhe, unter selbstgepflanzten Bäumen arbeite ich täglich, stündlich, stets zweierlei im Auge: es wird dies dein Letztes in dieser Gattung; es soll den Besten, die dir das Geschick gegeben, wohlgefallen! Unter diesen nun aber sind Sie der erste" (14. August 1819; Biedermann 86). Die erste Frucht dieser Selbstkritik, dieser Zusammenfassung und dieses im fünfzigsten Jahre rühmlichen Jünglingseifers war das Buch „Für Freunde der Tonkunst." Es brachte Rochlitz einen Erfolg, von dem er in der Jugend eben nur geträumt hatte und den er als einen großen und nachhaltigen wohl empfinden mußte. Mit dem vollen Ernst seines Wesens schrieb er (15. Mai 1824) an Goethe: „Es ist nicht mein Verdienst, ich habe nur einmal das Pünktchen getroffen. Darum soll es mich auch nicht im Geringsten einbildisch oder ruhmredig, sondern nur für die Fortsetzung noch sorgsamer machen."

Es ist leicht, aus der öden, aller wahrhaften Teilnahme an den Dingen, aller sachlichen Hingebung baren modernen Geschicklichkeit heraus eines Schriftstellers wie Rochlitz zu spotten. Die Feuilletonisten im Vollbesitz des Scheinreichtums von Phrasen und Schlagworten, von eingebildeter Welt- und Menschenkenntnis ahnen gar nicht, wie wenig ihnen im Grunde von alledem gehört und wie wenig mit diesem Vermögen auszurichten ist. Daß die Einfachheit, die Schmucklosigkeit der Rochlitzschen Bilder, Charakterschilderungen, der Dialoge, Abhandlungen, der Reiseblätter und selbst eines Teils der „veralteten" Erzählungen viel Sinn, wahrhaften Gehalt, Erlebtes und Erfahrenes birgt, daß nur eine reife, unablässig geförderte und am Besten aller Kunst genährte Bildung zu dieser reichen Einfachheit durchdringen konnte, ist den geistreichen Feuilletonisten des Tages vollkommen unverständlich. Sie kümmern sich nicht darum, wie viel vergänglicher und rascher abgenutzt ihre nicht gewonnene, sondern aus Schopenhauer und Carlyle, aus Büchmanns Geflügelten Worten und alten Kladderadatschbänden erborgte, durch und durch hohle Geistreichigkeit sein wird. Auch nach dieser Richtung hin könnte die Veröffentlichung des Goethe-Rochlitzschen Briefwechsels sehr wertvoll und wirksam sein, indem er einmal zu genauer Untersuchung Anlaß gäbe, das Verhältnis der stilistischen Gewandtheit der „Blender" in jedem Sinne zum wirklichen Inhalte von Schriftwerken etwas genauer zu prüfen. Doch wird man sich wohl hüten, darauf einzugehen, gedenkt

man doch überhaupt nur ehren- oder vielmehr schandehalber einer Erscheinung, welche in vergangne Tage und vergangne Stimmungen zurückweist.

Immerhin werden einzelne Kreise und einzelne Leser dem verdienten Herausgeber Dank wissen, daß er mit den Zeugnissen, die das Bild des Gewaltigen wieder einmal in neuer Beleuchtung zeigen, auch das Bild des verdienstvollen und liebenswürdigen Leipziger Schriftstellers heraufbeschworen hat, welcher noch weit über Goethes Lebenszeit hinaus fortgefahren hat, in seinem Sinne für Kunst, Künstler und künstlerische Bestrebungen zu wirken. Ein glücklicher Zufall hat eben auch an andrer Stelle an Rochlitzens Person und Wirksamkeit erinnert. Die Symphonie des neunzehnjährigen Richard Wagner, welche im Januar 1833 im Gewandhauskonzert zum erstenmale vorgeführt ward, hat Gelegenheit gegeben, einen Brief Wagners durch die Zeitungen wandern zu lassen, in welchem der Komponist dankbar bezeugt, daß es wesentlich dem Einfluß und der Einsicht des Hofrats Rochlitz zu danken war, des „würdigen alten Herrn, der die Sachen ernst zu nehmen pflegte," wenn sich seiner ersten größern Komposition die Pforten des Gewandhauses erschlossen. Angesichts solcher Thatsachen, die sich verhundertfachen ließen, gönnen vielleicht auch die Modernen dem wackern Rochlitz das Stück Unsterblichkeit, das er in Verbindung mit Goethe gewonnen hat.

Als Schlußwort, in welchem das Verhältnis von Rochlitz zu unserm großen Dichter uns noch einmal lebendig vor die Seele tritt, möge der Schluß des Briefes hier stehen, den Rochlitz (am 4. November 1825, Biedermann 115) zu Goethes fünfzigjährigem Jubiläum in Weimar (7. November 1825) an den Gefeierten und Geliebten richtete: „Wünschen kann man, wie mich dünkt, auch an solchem Tage Ihnen kaum etwas; obwohl sich viel. Der Kelch des Lebens, bis zum Rande mit dem Köstlichsten, was Menschen eignet, angefüllt, ward Ihnen gereicht; Sie wußten ihn zu fassen, seinen Inhalt zu würdigen und zu genießen; das thun Sie noch und werden es fürder thun; möge denn dieser Inhalt bis zum letzten Tropfen, an dem Sie noch bei weitem nicht sind, rein und klar, stärkend und erquickend sein! und mögen so spät, als irgend einer, Sie endlich heiter und würdevoll, andre bewegend, selbst unbewegt, gleich Ihrem König von Thule, nochmals Ihre Städt' im Reich zählen und nun den heiligen Becher hinunter in die Flut werfen! Mir soll es, so lange ich noch da bin, als eine der wenigen Erfahrungen des Lebens, die ganz ohne herben Beigeschmack sind, immerfort gegenwärtig bleiben, daß ich seit Jünglingsjahren Sie, wie sonst keinen, vor Augen und im Herzen gehabt habe, unverrückt und auch von Ihnen mit Anteil bemerkt."





Gevatter Tod.

Eine Weihnachtsgeschichte von L. Budde.

(Fortsetzung.)



Der arme alte Jens! Es waren viele Jahre verflossen, seit er in die Schule gegangen war, und in der ganzen Zeit hatte sich niemand seiner Erziehung angenommen. So war es denn wirklich an der Zeit, daß Tippe kam und dafür sorgte. Vieles hatte der alte Jens vergessen, was er einmal gekonnt hatte, er war alt und grau geworden mit seinen zahlreichen Untugenden, und es war kein Leichtes, jetzt das Versäumte nachzuholen. Aber Tippe war ein geborner Schulmeister, er war sehr bestimmt in seinen Forderungen, sicher und beharrlich in ihrer Durchführung, und dabei hatte er eine eigne Art und Weise, alles aufs liebenswürdigste anzugreifen. Und das mußte man dem alten Jens lassen, er hatte die besten Vorsätze. Das half über die Schwierigkeiten hinweg und machte selbst das Schwerste angenehm, sodaß alles wie im Spiel ging.

Zu allererst sollte er lernen, ein freundliches Gesicht zu machen und liebenswürdig dreinzuschauen; das ward ihm sauer, denn darin hatte er gar keine Übung. Wie hätte auch ein alter, runzeliger Kerl, der nichts andres mit den Leuten zu thun hatte, als sie zu begraben, denken können, daß er jemals Verwendung für ein freundliches Lächeln und liebenswürdige Mienen haben würde? Aber kaum war er mit Tippe in Berührung gekommen, so hatte er auch schon die beste Verwendung dafür.

Das Manöver mit dem Zeigefinger war ein unvergleichlicher Einfall, und der alte Jens hatte allen Grund, stolz darauf zu sein. Aber wie alle menschlichen Erfindungen, hatte auch diese ihre Grenzen und genügte nicht in allen Fällen. Zuweilen konnte er dastehen und mit dem Finger drehen, ohne auch nur den Schatten eines Lächelns Tippes kleinem, rundem Gesicht zu entlocken.

Der kleine Bursche hatte es sich dann nämlich in den Kopf gesetzt, daß der Alte ihn freundlich anschauen müsse, und der Totengräber Jens konnte es nun einmal nicht übers Herz bringen, zu gehen, bevor Tippe über ihn gelacht hatte. Das wußte der kleine Schelm zu benutzen, und da half dem Alten nichts, er mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, er mochte nun können oder nicht; ob er es wollte, darnach fragte ihn niemand. O wie sauer ward das diesen alten, runzeligen Zügen, die im Laufe der langen Jahre so scharf und steif geworden waren! Sie verzogen sich zu den wunderbarsten Formen, zu den merkwürdigsten Falten, aber liebenswürdig und einnehmend wollten sie nicht werden, so sehr er sich auch bemühte. Und in der Wiege lag Tippe mit seinen großen Augen und sah ihn so ernst und bestimmt an, als wollte er sagen: Schau doch freundlich drein, alter Jens! Es hilft dir alles nichts, du mußt es thun!

Und der alte Jens nahm einen neuen Anlauf, er schnalzte mit der Zunge und arbeitete mit seinem armen Gesicht, er sparte keine Mühe, um sich angenehm zu machen. Aber gerade als er nahe daran war, seine Bemühungen als fruchtlos aufzugeben, glitt plötzlich ein Lächeln gleich einem Sonnenstrahl über Tippes weiches Kindergesicht, und zwei kleine dicke Ärmchen streckten sich nach dem Antlitz des alten Jens aus. Dieser folgte der Aufforderung schnell und verschämt und verschwand dann mit einem Gesicht, von dem man nicht recht wußte, ob es triumphirend oder verlegen aussehen wollte.

Der kleine Schulmeister kannte sein Fach, er wußte sehr wohl, daß man nicht allein streng in seinen Anforderungen sein muß, sondern daß man auch von Zeit zu Zeit ermuntern und belohnen muß. Die natürliche Folge dieser vernünftigen Unterrichtsmethode war denn auch, daß der alte Jens es von Tag zu Tag besser lernte, ein freundliches Gesicht zu machen und liebenswürdig dreinzuschauen, und mit jedem male blieb ein kleiner Schimmer davon in seinem alten Antlitz zurück.

Eine von den Tugenden und Vollkommenheiten, mit denen es bei ihm am schwächsten bestellt war, war wohl die Geselligkeit. Seit vielen Jahren war es ja sein Stolz gewesen, auf sich allein angewiesen zu sein und niemand etwas zu verdanken, wenn es auch nichts weiter war als ein freundliches Anerbieten. Die Witwe des Schulmeisters hätte sich ihm so gern gastfrei erzeigt, soweit es in ihren Kräften stand, und hatte es auch oft versucht; aber der alte Jens hielt unerschütterlich fest an seinen Grundsätzen. Er machte Tippe seine tägliche Aufwartung, denn er hatte sich nun einmal eingeredet, daß das seine Pflicht sei, aber im übrigen war er nicht zu bewegen, seine Ungeselligkeit abzulegen, die junge Witwe konnte nie dazu kommen, ihm auch nur einen Bissen aufzunötigen, er war eigensinnig wie ein altes Kutschpferd.

Tippe sah dies alles lächelnd mit an, und man konnte es ihm anmerken, er dachte sich das Seine dabei. Und was das war, das kam eines schönen Tages zum Vorschein, als er auf dem Schoße seiner Mutter saß und sein

Süppchen essen sollte. Er war damals gerade so weit, daß er kriechen konnte, und er verbrachte den größten Teil des Tages außerhalb der Wiege, und eben war der alte Jens bei ihm gewesen und schickte sich jetzt an, zu gehen. Aber daraus wurde nichts, denn Tippe hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt und gab es in seiner Sprache deutlich zu erkennen, daß er noch nicht gehen sollte. Ja der Kleine weigerte sich sogar standhaft, auch nur einen einzigen Löffel von seiner Suppe zu essen, bis sich der alte Jens zu ihm setzte und den Löffel in die Hand nahm. Sein Süppchen mußte Tippe ja natürlich haben, so blieb denn dem alten Jens nichts übrig, als ihn zu füttern. Das that er mit großer Sorgfalt und großem Ernst, und wenn er vielleicht noch ein bischen ungeschickt dabei war — er hatte ja keine weitere Übung —, so bemühte er sich dafür umsomehr und suchte Tippe die Sache annehmbar zu machen, indem er jedesmal, wenn er sich mit dem Löffel Tippes Mund näherte, den seinen weit aufsperrte. Ob Tippe nun dadurch auf den Gedanken kam, oder ob er sich die Sache von Anfang an vorgenommen hatte, darüber läßt sich streiten; eines aber steht fest: gerade als der alte Jens ihm mit sinnigem Ernste einen Löffel Suppe zum Munde führen wollte, ergriff Tippe plötzlich den Löffelstiel mit seiner kleinen, dicken, rosigen Hand, drehte den Löffel schnell um und schob ihn mit großer Gewandtheit in den weit geöffneten Mund des Alten. Dies ging so schnell und sicher wie eine wohlgezielte Kugel, und nun saß der alte Jens ganz unvermutet in der Klemme. Auf der einen Seite hatte er seine Grundsätze, und die waren fest genug, und auf der andern Seite saß er mit einem Löffel Suppe im Munde, und den konnte er nicht festhalten, der war hinuntergeschluckt, ehe er es selber wußte. Da konnten denn die Grundsätze so unerschütterlich sein, wie sie wollten, es kümmerte sich doch niemand mehr um sie.

Tippe lachte so seelenvergnügt, daß der alte Jens mit lachen mußte, und von Stund an teilte Tippe mit strenger Gerechtigkeit seine Suppe mit dem Alten; den einen Löffel nahm er selber, ohne Einwendungen dagegen zu machen, und den andern lenkte er ebenso sicher in den Mund des alten Jens.

Auf diese Weise aßen sie zum erstenmale mit einander zu Mittag, und der alte Jens hatte seine erste Lehrstunde in der Geselligkeit erhalten. Diese war sowohl für ihn als auch für Tippe von Nutzen gewesen, sie hatten beide Freude davon gehabt, und dadurch erleichterten sie sich die Wiederholung. Tippe war nicht derjenige, der einen guten Anfang unbenutzt liegen ließ, und die Mutter kam ihm so unmerklich, aber mit desto unwiderstehlicherer Kraft zu Hilfe, daß der Widerstand des alten Jens nach jeder neuen Stunde, die er erhielt, schwächer und schwächer ward, bis sich zuletzt ein gewisses gemütliches Gepräge von Geselligkeit an ihm bemerkbar machte. Und endlich kam die Zeit, wo es zur Tagesordnung wurde, daß das alte Kind und der junge Schulmeister ihre Mahlzeiten gemeinsam einnahmen.

Und nun die Reinlichkeit! Die gehört auch zu den Dingen, welche einen

wohlerzogenen Menschen kleiden; aber leider war der alte Jens auch in dieser Tugend nicht so stark, wie er wohl hätte sein können.

Er hatte ja Jahr für Jahr in seinem Hinterstübchen gehaust, ohne daß irgend jemand die Nase hineingesteckt hatte. Niemand hatte sich um ihn bekümmert, und er hatte sich vor niemand zu geniren brauchen, hatte keines Menschen Auge gefürchtet, und da liegt die Versuchung sehr nahe, sich ein wenig gehen zu lassen, es nicht so genau mit Ordnung und Reinlichkeit zu nehmen. Hier hatte sich ein Häufchen angesammelt, das hatte er liegen lassen, dort hatte sich ein andres Häufchen gebildet, und auch das war liegen geblieben, bis er sich schließlich so daran gewöhnt hatte, daß er glaubte, es müsse so sein, und ruhig darin sitzen blieb. Kurz und gut, auch in diesem Punkte war die Erziehung des alten Jens vernachlässigt worden.

Das hatte die Witwe des Schulmeisters auch gefühlt. Sie war in die Stuben eingezogen, die so manche Jahre wie begraben gewesen waren, und hatte Reinlichkeit und Ordnung mit sich gebracht. Jetzt blitzte und blinkte dort alles, und darüber freute sich der alte Jens augenscheinlich. Er betrat die Zimmer niemals, ohne sich vorher sorgfältig die Füße abgestrichen zu haben, und aus lauter Hochachtung vor der Reinlichkeit wagte er kaum aufzutreten, sondern ging stets auf den Zehen.

Aber alles hat seine Grenzen, und bei der ersten verdächtigen Bewegung, welche die Finger der Mutter nach seinem Hinterstübchen machten, kam der Starrsinn des Alten zum Vorschein, und er stellte sich wie ein Löwe vor den Eingang seiner Höhle. Es war kein Gedanke daran, hinein zu kommen, und die junge Witwe mußte mit Besen und Bürste draußen bleiben.

Aber die Zeit verging, Tippe hörte auf zu kriechen, er stand vom Fußboden auf und watschelte bald hinter der Mutter, bald hinter dem alten Jens her.

Pfui! sagte die Mutter zu Tippe, wenn er sich einen Fleck auf seinen Anzug gemacht hatte, denn er sollte es lernen, reinlich zu sein. Das hörte er so lange, bis er es verstanden hatte, und dann war er reinlich und konnte selber Unterricht in dieser Tugend geben.

Pfui! sagte Tippe eines Tages plötzlich zu dem alten Jens, mit dem er draußen vor der Thür saß. Der alte Jens fuhr förmlich zusammen vor Schreck, denn auf so etwas war er doch nicht gefaßt gewesen, Tippe aber schüttelte mißvergnügt den Kopf und zeigte vorwurfsvoll auf sein eines Hosenbein, das nicht so aussah, wie es wohl hätte aussehen sollen. Beschämt bedeckte es der alte Jens schnell mit seinem Rockzipfel, aber unbarmherzig zeigte Tippe auch auf diesen und wiederholte sein Pfui!

Der alte Jens blickte nieder und konnte nicht leugnen, daß auch dieses Pfui nicht unbegründet sei, und in seiner Verlegenheit legte er seine braunen, harten Hände oben auf den Rockzipfel, um diesen damit zu verdecken. Da sagte

Tippe zum drittenmale Pfui, zeigte auf die Hände und machte ein verdrießliches Gesicht. Nun hatte Jens nichts mehr, was er hätte drüber decken können, und so blieb denn dem Alten nichts andres übrig, als sich zurückzuziehen und in seiner Höhle Zuflucht zu suchen. Er hoffte, daß Tippe, wenn sie einander wieder begegnen würden, seine Schulmeistermucken vergessen hätte.

Aber diesem kleinen Burschen war nichts heilig. Kaum zwei Minuten war der alte Jens drinnen gewesen, als er ein Stöhnen und Pusten vernahm. Ein trippelndes Geräusch kleiner Füße näherte sich, die Thür wurde leise geöffnet, und ein blondlockiges Köpfchen ließ sich blicken, einen Augenblick später war dies kleine dicke Wesen, dem der Lockenkopf gehörte, eifrig bemüht, über die Thürschwelle zu klettern. Und schließlich stand Tippe im Zimmer und zeigte majestätisch auf den Fußboden, auf den Tisch, auf das Bett, wie auf alles, was er erblicken konnte und wiederholte sein Pfui! mit einem solchen Nachdruck und einer solchen Beharrlichkeit, daß der letzte Funke von Mut aus der Seele des alten Jens schwand. Er setzte sich hin und legte seine Mütze mit verzweifelter Miene auf die Kniee.

In demselben Augenblicke aber hatte Tippe die Mütze schon erhascht und begann nun mit unendlichem Eifer den Fußboden damit zu bearbeiten, als ob er wohl wüßte, daß ein gutes Beispiel die wirksamste Lehrweise sei. Und bald zeigte es sich, daß er auch diesmal das glückliche Mittel gewählt hatte, um Schwung in die Sache zu bringen.

Der alte Jens saß nur einen Augenblick starr vor Staunen da, dann griff auch er mit zu. Von Tippes Eifer angesteckt, rief er aus: Nein nein, du kleiner Tippe! So wird nichts! Dazu müssen wir einen Besen haben! Ich bin gleich wieder da!

Und es währte auch nicht lange, da war er wirklich mit einem Besen da, den er wer weiß wo gefunden hatte. Und nun ging es an die Arbeit. Tippe fegte voran mit der Mütze, der alte Jens mit dem Besen hinterdrein, so gut es gehen wollte, denn er wollte sich nicht von dem Kleinen beschämen lassen.

Wie es einem richtigen Schulmeister geziemt, faßte Tippe die Sache sehr ernsthaft auf, das Gesicht des alten Jens dagegen strahlte vor Vergnügen. Er war fest überzeugt, daß er seine Sache ganz vorzüglich mache. Aber dieser Einbildung sollte er bald beraubt werden, denn jeder hat seinen Meister, und das hatte er nicht bedacht.

Weder er noch Tippe merkten in ihrem Eifer, daß die Mutter durch die Thür lugte. Sie suchte Tippe, den sie vermißt hatte. Nun sollte man glauben, ihr gutes hausmütterliches Herz sei voll eitel Freude gewesen, als sie ihr Söhnchen und seinen alten Schüler bei einer so schönen und nützlichen Beschäftigung antraf. Aber es muß doch etwas ansteckendes bei dem Eifer der beiden gewesen sein, denn kaum hatte sie ihnen zugeschaut, als sie schon in vor-

wurfsvollem Tone ausrief: Was soll das nur nützen mit dem trocknen Besen! Erst müssen wir doch einen Eimer Wasser haben!

Und kaum waren die Worte über ihre Lippen gekommen, als sie auch schon in voller Thätigkeit war. Sie nahm dem alten Jens, der ganz verdutzt dreinschaute, den Besen aus der Hand. Er konnte sich nicht genug wundern, wie flink und geschickt sie damit umzugehen wußte. Es war eigentlich nicht seine Absicht gewesen, daß die Mutter Teil an diesem Scheuerfeste nehmen sollte. Diese aber ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken. Holt nur schnell einen Eimer Wasser! sagte sie.

Eimer Wasser! wiederholte Tippe, hielt mit seiner Arbeit inne und blickte den alten Jens mit einer so überlegenen Miene an, daß er sich fügen mußte. Ohne Murren ging er schweigend hinaus und kam mit einem Eimer Wasser und einem sehr beschämten Gesicht zurück. Den Eimer lieferte er ab, mit dem beschämten Gesicht aber setzte er sich in eine Ecke und sah zu, wie das Wasser siegreich über den Boden dahinfloß, während der Besen all den alten Staub ausfegte, der sich jahraus jahrein in den Spalten und Ritzen angesammelt hatte.

Der alte Jens war überrumpelt worden, und das konnte man ihm ansehen. Aber in demselben Augenblicke legten sich ein paar kleine Hände auf seine Kniee. Es war Tippe, der wohl wußte, daß man nicht zu viel auf einmal verlangen darf, und der deshalb gern auf seinen Schooß hinaufklettern wollte. Das gelang ihm denn auch, und nun setzte er die alte Mütze wieder auf den alten Kopf und drückte sie mit seinen kleinen Händen fest, zum Zeichen, daß es für heute mit den Reinlichkeitsübungen genug sei.

Da klärte sich das Gesicht des Alten auf, und es sah fast aus, als wenn ein Wiederschein der Reinlichkeit, die sich um ihn her verbreitet hatte, und die seine alte, dunkle Höhle erhellte, auch in seinen Zügen sichtbar würde.

Und so war noch manche nützliche und angenehme Wissenschaft aufzufrischen und einzuüben, als Tippe so weit war, daß er täglich mit auf den Friedhof hinaus trippeln konnte. Der alte Jens lernte, wie viel leichter und kürzer der Weg wurde, wenn man ihn als Pferd zurücklegte, als wenn man nur ein alter steifbeiniger Totengräber war, besonders, wenn man Tippe zum Kutscher hatte. Er machte die Entdeckung, wie viel vorteilhafter es doch im Grunde sei, zur Winterszeit quer über den gefrorenen Teich zu gehen und mit ausgestreckten Armen über die glatte Fläche zu balanciren oder, was noch besser ging, wenn man mit den Beinen ausgerutscht war, auf dem Rücken über das Eis dahin zu fliegen. Er kam auch dahinter, daß der Friedhof sich merkwürdig gut zum Versteckensspielen eigne; nicht allein daß man die Menschen darin verschwinden lassen konnte, das hatte er ja schon längst gewußt — nein, er ließ sie auch wieder zum Vorschein kommen, und zwar ebenso lächelnd und fröhlich, wie sie vorher gewesen waren, und darüber hatte er früher niemals nachgedacht.

Auch hatte er niemals geglaubt, daß man sich unten in einem dunkeln

Grabe so wohl befinden könne, wie er sich jetzt oft fühlte, wenn er sich ganz tief in die Erde hineingegraben hatte, und dann plötzlich Tippes kleines Gesicht über den Rand schaute, und er halb ängstlich, halb schelmisch ausrief: Sag einmal Piep, alter Jens!

Piep, piep! rief der Alte und blickte mit einem so entzückten Gesicht auf, als wäre er ein verklärter Engel.

Dies alles waren Kenntnisse, die er vor langen, langen Jahren einmal besessen, die er aber in all der Zeit, während der es mit seiner Erziehung zurückgegangen war, vergessen hatte. Jetzt mußte er sie sich mühsam wieder aneignen, aber das ließ er sich nicht verdrießen, denn es war, als lebten sie nach der langen Ruhe mit doppelter Frische wieder auf. Es lag gleichsam ein Strahl von Lenzenswonne und Sonnenschein darin, und der ging mit seiner schmelzenden Kraft über seine alten erstarrten Züge dahin und ließ etwas von der zu früh verwelkten Jugend wieder aufblühen.

So gingen der Unterricht und die Erziehung des alten Jens ihren stillen, regelmäßigen Gang und trugen, ohne daß er selbst davon wußte, reiche Früchte. Aber im Dorfe sprach man nur über den eigensinnigen, alten Burschen, mit dem niemand etwas hatte anstellen können und den jetzt dieser winzig kleine Junge um den Finger wickelte. Die klugen Leute konnten sich darüber garnicht beruhigen!

Das geht nicht mit natürlichen Dingen zu! sagten sie. Der Junge wird nicht alt, deswegen hat er eine solche Macht über den alten Jens. Die Mutter hat sich auch schon in den Tod vergafft, sie sieht einer Leiche ähnlicher als einem lebenden Menschen!

Aber trotz alledem gingen die Tage dahin, und mit jedem Tage wurde Tippe älter. Aber größer und verständiger wurde er auch — das pflegt ja so zu sein —, und schließlich war er fünf Jahre alt geworden und hatte bereits eine ganze Menge von Erfahrungen gesammelt, sowohl über das Leben als auch über den Tod. Denn während all der Jahre war kein Tag verstrichen, an dem sein Gevatter Tod nicht seinen Weg gekreuzt hätte, war kein Abend vergangen, ohne daß die großen unfaßbaren Augen still auf ihn herabgeschaut hätten, ohne daß Tippe heimlich unter dem Blick dieser Augen erbebt wäre und sich doch nicht von ihnen hatte losreißen können. Aber wie viel Erfahrung er auch in dieser Hinsicht gesammelt hatte, so war da doch noch eine Menge von Dingen, aus denen er nicht klug werden konnte und die er gar zu gern gewußt hätte.

So kletterte er an einem Sommerabend, als sie in der Dämmerung vom Friedhofe heimgekehrt waren, auf den Schooß der Mutter, legte sein Köpfchen an ihre Brust und saß lange schweigend und gedankenvoll da.

Mutter, begann er endlich, warum machen eigentlich alle die Menschen auf dem Bilde ihre Augen zu?

Weil sie tot sind, mein Kind! erwiederte die Mutter.

Ach so! sagte Tippe und schwieg wieder eine Weile, denn über die Antwort mußte er erst ein wenig nachdenken. Nachdem er damit fertig war, fuhr er fort: Mutter, muß man denn immer die Augen zumachen, wenn man stirbt? Hat auch der Vater seine Augen zugemacht?

Ja, mein Herzenskind! antwortete die Mutter ganz leise, und es war ihm, als preßte sie ihn fester an sich, aber er hatte keine Zeit, weiter darüber nachzudenken.

Mutter! fragte er wieder, warum machen denn die Menschen ihre Augen zu, wenn sie sterben? Thun sie es, weil der Tod so häßlich ist, und die Menschen sich vor seinem Anblick fürchten?

Der Tod ist nur häßlich, wenn man sich vor ihm fürchtet und ihn nicht ordentlich anzusehen wagt! sagte die Mutter. Aber Tippe schien es, als würde es ihr schwer, die Worte herauszubringen. Wenn man ihm nur stets, wo man ihm auch begegnet, gerade in die Augen schaut, so erfährt man bald, welch köstliches Geheimnis er in sich trägt, und dann muß man ihn auch lieb haben. Wenn du erst groß bist, will ich dir das Geheimnis des Todes erzählen.

Das mochte ja nun recht schön sein; es ist immer angenehm etwas gutzuhaben. Aber es kann oft zu lange währen, bis man groß wird; wenigstens meinte das Tippe, und er war kein Freund von langem Warten.

Ja, aber warum machen denn die Menschen immer ihre Augen zu, wenn sie sterben, wenn sie es nicht deswegen thun, weil sie sich vor dem häßlichen Tode fürchten? fragte er etwas ungeduldig.

Das will dir sagen, Tippe, erwiederte die Mutter. Wenn der liebe Gott meint, daß ein Mensch lange genug auf dieser Welt gelebt habe, dann schickt er den Tod, und der trägt den Menschen hinauf in die Herrlichkeit des Himmels. Aber dort scheint ein Licht, das ist hundertmal so hell als die Sonne, und weder deine, noch meine, noch irgend eines Menschen Augen können es aushalten, in dies Licht hineinzuschauen. Darum müssen alle Menschen ihre Augen schließen. Aber wenn der Tod sie nun hinaufgebracht hat in den Himmel, so küßt sie Gott auf die beiden Augen, und wenn sie sie dann wieder öffnen, so können sie den Glanz und die Herrlichkeit des Himmels ertragen, ja sie vermögen sogar Gott selber in sein heiliges Antlitz zu schauen, und dann steht der Tod vor ihnen wie ein schöner Engel Gottes. Kannst du das wohl verstehen, Tippe?

Das ist sehr schön! nicht wahr, Mutter? fragte Tippe und faltete nachdenklich die kleinen Hände. Kann denn jetzt auch der Vater die Herrlichkeit des Himmels sehen? Auch jetzt, wo es dunkle Nacht ist?

Gewiß kann er das, antwortete die Mutter, und diesmal ward es ihr nicht schwer, die Worte hervorzubringen, sie klangen so hell und freudig. Tippe aber saß lange in Gedanken versunken da, und als er mit dem Nachdenken

fertig war, sagte er mit lauter, deutlicher Stimme: Mutter! der Tod ist aber doch ein häßlicher Mann, und ich fürchte mich vor ihm. Mich soll er lieber gar nicht in die Herrlichkeit des Himmels hinauftragen.

Nachdem er so mit sich selber über diese Frage im Reinen war, schaute Tippe auf. Da fiel gerade ein Mondstrahl auf das Gesicht der Mutter, und er sah, daß sie weinte, und es war ihm, als glänzten ihre Augen ganz eigentümlich, als lägen sie tief in den Augenhöhlen, und ihre Wangen waren so eingefallen und ein leuchtend roter Fleck brannte auf ihnen. Und Tippe lehnte sein Köpfchen an ihre Brust und hatte die größte Lust, auch zu weinen. Da beugte sich aber die Mutter schnell über ihn herab, küßte ihn liebevoll und sagte, daß es jetzt die höchste Zeit für sie beide sei, zu Bette zu gehen, und daß sie nun etwas andres zu thun hätten als zu weinen.

Zuerst wollten sie sich ausziehen, dann sollte er sein Zeug wie ein ordentlicher kleiner Junge hübsch sauber zusammenlegen, und dann die Händchen falten und das Abendgebet sprechen, zuletzt aber beide Arme um den Hals der Mutter schlingen und sagen: Gute Nacht, meine Herzensmutter! Und dann wollte die Mutter ihm antworten: Gute Nacht, mein Herzensjunge! Schlaf wohl in Gottes Hut!

Das alles thaten denn die beiden auch, aber dem kleinen Tippe wurde es heute Abend sehr schwer, in Gottes Hut einzuschlafen. Denn er konnte seine Gedanken nicht zur Ruhe bringen, sie drehten sich unaufhörlich im Kreise in seinem Köpfchen herum. Der Tod war nun einmal ein häßlicher Mann, und er fürchtete sich vor ihm, und jetzt stand er dort oben an der Wand und schaute mit seinen großen, schwarzen Augen auf ihn herab. Das war kein angenehmes Bewußtsein für so einen kleinen Jungen wie Tippe. Aber wie er so dalag und sann und sann, überkam ihn plötzlich ein großartiger Gedanke. Der fiel gleichsam aus der Luft auf ihn herab, als hätte der Gevatter Tod ihn selber gebildet und ihn jetzt auf ihn herabgesenkt.

Mich soll der Tod nicht holen! dachte er. Denn ich will meine Augen nicht zumachen, wenn er kommt, und wenn ich meine Augen nicht zumache, so kann er mich auch nicht holen, denn das kann er nun einmal nicht!

Und es ward stille in ihm, und seine Unruhe legte sich, sobald ihm dieser Gedanke gekommen und sein Beschluß gefaßt war. Er hatte das Geheimnis des Lebens erlangt, und das ist ein sicherer Schutz gegen den Tod.

Aber, fiel es ihm plötzlich ein, wenn man nun so sehr müde ist, wenn der Tod kommt, ob man dann auch wohl die Augen offen halten kann?

Das beunruhigte ihn ein wenig, aber dann riß er seine Augen so weit auf, wie er nur konnte, und bemerkte mit stiller Befriedigung, daß ihm dies ganz gut gelang.

Das ist herrlich — herrlich — herrlich! flüsterte er vor sich hin, aber mit jedem male wurde es undeutlicher, und als er das Wort zum dritten male

gesagt hatte, waren seine Gedanken schon weit, weit fort. Und es wollte ihm scheinen, als sei der Tod ein wunderschöner Engel geworden, der mit seinen milden, liebevollen Augen auf ihn herabsah, und nun fürchtete er sich nicht mehr vor ihm.

Als Tippe am nächsten Morgen seine Augen wieder öffnete, mußte er sofort an sein Geheimnis denken, und er hatte die größte Lust, es der Mutter anzuvertrauen. Als sie sich aber über ihn beugte, um ihm einen Gutenmorgenkuß zu geben, fiel es ihm plötzlich ein, daß sie geweint hatte, als der Mondstrahl auf ihr Antlitz schien. Und er sah wieder, daß ihre Wangen hohl waren, und daß ihre Augen so tief lagen, und da kam ein Etwas über den kleinen Tippe, was ihm den Mund schloß, sodaß es ihm völlig unmöglich war, der Mutter sein Geheimnis anzuvertrauen.

Und der alte Jens? Ja der war gerade der geeignetste, mit dem man über den Tod reden konnte, und der nahm Tippe bei der Hand, und dann wanderten die beiden auf den Friedhof hinaus in der vertraulichsten Stimmung.

Aber wie es kommen mochte, genug, das Geheimnis blieb dem kleinen Tippe im Halse stecken und wollte nicht heraus. Und draußen auf der Straße feierte der Sommer sein Fest — es war eine Art Abschiedsfest, denn sein Regiment neigte sich dem Ende zu, und über so einem Abschiedsfest liegt oft eine wunderbar milde Stimmung. Die Sonne lachte, und der Himmel glänzte über sein ganzes klares Gesicht, die Vögel sangen, und am Teiche spielten die fröhlichen Kinder. Wie konnte man da sein Herz ausschütten! Die fröhlichen Kinderstimmen riefen Hurrah! so laut und so lustig, daß Tippe den alten Jens allein auf den Friedhof gehen ließ und selber bei seinen kleinen Kameraden blieb, und dort bekam er etwas andres zu hören als Geheimnisse.

Als der alte Jens zurückkam, und sie zusammen heimkehrten, war der kleine Tippe sehr nachdenklich, und auf seinem rosigen Kindergesichtchen lag eine stille Sehnsucht.

Alle Schulkinder wollen eine Waldpartie machen, begann er endlich, nachdem sie eine Weile schweigend neben einander hergegangen waren.

Also das wollen sie? erwiederte der alte Jens, um doch auch etwas zu sagen.

Alle, die jemand haben, mit dem sie fahren können, kommen mit, fuhr Tippe fort.

Ja natürlich! antwortete der alte Jens ruhig.

Aber ich habe niemand, mit dem ich fahren kann, und deswegen kann ich nicht mitkommen, schloß Tippe mit einem tiefen Seufzer. Sie sagen, ich hätte keine passende Begleitung!

Haben sie das gesagt? rief der alte Jens aus, und nun war es auf einmal aus mit seiner Ruhe. Er warf den Kopf in den Nacken und versetzte: Das ist etwas, was sie nicht beurteilen können! Das kannst du ihnen ausrichten, Tippe, und dann grüße sie vielmals von mir!

Bei diesen Worten blieb er stehen und sah Tippe an, als habe er einen vorzüglichen Einfall bekommen, und Tippe versprach, die Bestellung auszurichten, und das that er denn auch noch an demselben Vormittage.

Aber als der Nachmittag kam, bewegte sich ein Wagen aus dem Dorfe, und das ganze Dorf sah ihm nach, als sollte es sich die Augen vor Verwunderung aus dem Kopfe sehen. Es war der alte Totengräber Jens, der die Schulmeisterswitwe und ihren kleinen Sohn in den Wald fuhr; er wollte doch den guten Leuten zeigen, daß Tippe auch jemand hatte, mit dem er sich sehen lassen konnte.

Im feinsten Staate, als ginge es zu einer Hochzeit, saß er kerzengerade auf dem Bocke, seine ernsten Mienen auf das kleine Einspännerpferd gerichtet. Er schaute so zufrieden drein, man konnte es ihm ansehen, daß er heute etwas Besondres im Schilde führte. Und Tippe saß mit strahlendem Gesicht an seiner Seite, und doch war er noch nicht ganz zufrieden; er hätte gar zu gern Zügel und Peitsche gehalten.

Laß mir nur den Oberbefehl, Tippe, so lange wir über etwas zu befehlen haben! ermahnte der alte Jens mit Würde.

Wenn wir nichts mehr haben, worüber wir befehlen können, dann kannst du den Oberbefehl allein haben, antwortete Tippe. Jetzt mußt du mich auch einmal fahren lassen!

Der alte Jens war nicht unbillig. Er fühlte, daß der Vorschlag berechtigt war, und so teilten sie denn die Macht mit einander. Der alte Jens behielt die Zügel, Tippe bekam die Peitsche, und damit schwand die letzte Wolke, und vorwärts gings zu einem Fest und einer Freude, wie Tippe sie nie gekannt hatte.

Niemals hatten die großen, schattigen Bäume des Waldes so freundlich genickt, nie hatten so zahlreiche Blumen auf der Erde geblüht, nie sangen die zwitschernden Vögel einem kleinen Jungen so ein herzliches Willkommen entgegen, wie sie an diesem wunderschönen Tage alle dem kleinen Tippe zunickten und für ihn sangen und blühten.

Und welch eine Menge von Tüten und Packeten holte Tippes Mutter aus dem Wagen hervor! Welche Schätze breitete sie auf dem schneeweißen Tischtuche aus, das sie auf den grünen Waldboden gelegt hatte! Und er selber saß mit über einander geschlagenen Beinen da und schaute in stiller Verwunderung zu. Und als nun alle Vorbereitungen beendet waren, und Tippe aufgefordert wurde, zuerst zu nehmen und selber zuzugreifen, da war ihm, als hätte das Glück ihn schon so satt gemacht, daß er nicht mehr essen konnte.

Aber wenn auch Tippe nicht viel von allen den Schätzen genießen konnte, so hat es doch wohl selten einen fröhlicheren, dankbareren kleinen Jungen gegeben als ihn. Und wie lustig war doch das alte Einspännerpferd, das sich die Brotbrocken ins Maul stecken ließ und dann, wenn es sie hinuntergeschluckt hatte, mit schiefem Kopfe dastand und auf mehr wartete.

Und wie wunderbar schön wurde es im Walde, als der Abend hereinbrach, als die Schatten länger wurden und die Strahlen der untergehenden Sonne schräg durchs Laub fielen — das war wie ein Märchen voller Wunder! Wer hätte nur geglaubt, daß der alte Jens so gut Versteckens spielen könnte, während die Mutter die Reste der Mahlzeit zusammenpackte! Entweder guckte sein alter, schwarzer Totengräberhut auf der einen Seite des Baumes hervor, oder er verbarg ihn sorgfältig, und dann kam der Zipfel seines steifen Staatsrockes zum Vorschein, und stets war er höchst erstaunt darüber. Tippe legte wirklich Ehre ein mit seiner Erziehung.

Aber das Merkwürdigste war doch die Verwandlung, die mit der Mutter vorgegangen war. Denn als sie mit dem Einpacken fertig war, streifte sie, angesteckt von dem Frohsinn der andern, ihre Trauer und Sorge ab und nahm Teil an ihrem Spiel. Und wie sie spielen konnte! Wie sie den kleinen Burschen in den Armen auffing, ihn jubelnd im Kreise herumschwang, dann wieder innehielt, um ihn mit strahlenden Augen, glühenden Wangen und wogender Brust anzusehen! Wie sie ihn küßte und an ihr Herz preßte, als wolle sie ihn nie wieder loslassen! Ja, wer immer so spielen könnte, ewig, ohne Ende!

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Friedrich II. in der bildenden Kunst. Zum fünften male ist in diesem Jahre an den berühmten Physiologen Du Bois-Reymond als Sekretär der Berliner Akademie der Wissenschaften die Aufgabe herangetreten, Friedrich den Großen zu feiern. Hatte er früher bei dem gleichen Anlasse seinen Stoff aus ihm näher liegenden Gebieten gegriffen, so gab ihm diesmal die Berliner Jubiläumsausstellung des Jahres 1886 den Anlaß, das Verhältnis seines Helden zur bildenden Kunst zu besprechen. Denn dies ist sein Thema, während die Ueberschrift glauben machen könnte, daß es sich darum handle, zu zeigen, wie die bildende Kunst sich zu dem großen König gestellt habe, eine Frage, welche nur gestreift wird. Das Unternehmen, auch einmal zusammenzufassen — oder richtiger: einmal wieder, da Ernst Curtius, wie der Redner zu erwähnen nicht unterläßt, vor neun Jahren schon einen Vortrag „Friedrich II. und die bildenden Künste" ebenfalls in der Akademie gehalten hat —, was den König von einer seltner beachteten Seite zeigt, bedurfte keiner Rechtfertigung; vollends erweist die beiläufige Erwähnung von „Stimmen," welche die Akademie wegen der Huldigungen, die sie ihrem Erneuerer darbringt, „des Byzantinismus zeihen," den Inhabern solcher Stimmen eine ganz unverdiente Ehre. Neues über den Gegenstand konnte man von dem vielseitigen Redner billiger-

weise nicht erwarten, wohl aber, was er auch geleistet hat, eine geistreiche Gruppirung und Beleuchtung der bekannten Thatsachen. Er hat keine Mühe gespart, einschlägige Beziehungen aufzusuchen, und auch Hypothesen nicht verschmäht, was merkwürdigerweise Vertretern der exakten Wissenschaften bei dem Hinausgehen über ihre Fachgrenzen nicht selten begegnet. „Ob der sechzehnjährige Kronprinz bei dem bekannten Besuche am sächsisch-polnischen Hofe von den Dresdner Kunstschätzen, unter denen die Sixtinische Madonna noch fehlte, einen Eindruck erhielt, wissen wir nicht. Aber schon früher dürfte er in den bildenden Künsten einen gewissen Grund gelegt haben.... Fast scheint es, als habe der dem Flötenspiel so abholde Vater die Zeichenübungen des Kronprinzen nachsichtiger behandelt." In ähnlicher Art werden die spätern Aufenthalte Friedrichs in Dresden und die geplante, bekanntlich nicht ausgeführte Reise nach Italien herangezogen u. dergl. m. Mit Recht weist Du Bois den Tadel, daß der König die erworbenen Kunstschätze in seinen Schlössern, nicht in öffentlichen Sammlungen aufstellen ließ, als die ganze Zeit treffend, zurück; ebenso hätte er bei Erwähnung der utilitarischen Auffassung von dem Nutzen einer Kunstakademie geltend machen können, daß diese Auffassung alle Aufklärer teilten. Uebrigens verschweigt der Redner nicht, daß Kunst und Künstler in dem fridericianischen Berlin keine goldnen Tage gesehen haben, und desto überraschender wirkt die Schlußbehauptung. Friedrich, der große Feldherr, Staatsmann, Philosoph u. s. w., soll uns von nun an zugleich als einer „der die bildende Kunst am meisten liebenden und pflegenden Fürsten" erscheinen. Eine derartige Uebertreibung ist doch gerade dieser geschichtlichen Gestalt gegenüber am wenigsten von nöten.

Die Rede ist in sehr eleganter Ausstattung und geschmückt mit dem Relief von Rauchs Friedrichs-Denkmal, welches die Ankunft des betenden Knaben in Sanssouci darstellt, im Verlage von Veit u. Comp. in Leipzig erschienen.

Spemanns Schatzkästlein. Ungefähr wie die „Deutsche Encyklopädie" zu dem sogenannten Hübnerschen „Staats-, Zeitungs- und Konversationslexikon," verhält sich dieses „Schatzkästlein" zu dem „Not- und Hilfsbüchlein" von Rudolf Zacharias Becker. Die Absicht von heute ist dieselbe wie vor genau hundert Jahren, und nicht schärfer kann der Unterschied zwischen damals und jetzt zum Ausdrucke gebracht werden als durch die Vergleichung dessen, was in dem einen und dem andern Falle für allgemein wissenswürdig gehalten wurde. Durchgelesen haben wir das Buch von 777 Seiten kleinsten doppelspaltigen Druckes, nebst 25 dreispaltigen Seiten Register noch nicht, obwohl der Herausgeber es als ein „nicht nur eminent nützliches, sondern auch hochamüsantes" empfiehlt. Aber nach den Stichproben in den elf Abteilungen: Unser Haus, Gesundheit, Haushaltung, Am Schreibtisch, Tierische Hausfreunde, Gute Lebensart, Frauenarbeiten, Berufswahl, Spiele, Unser Recht sind wir geneigt, jene Empfehlung für berechtigt zu halten. Dergleichen gute Ratschläge erteilen fort und fort unzählige Zeitschriften; allein die werden nicht aufgehoben, oder im Notfalle erinnert man sich nicht mehr, wo das Betreffende zu suchen sei, während es hier mit Leichtigkeit zu finden ist. Unter den namhaft gemachten Bearbeitern einzelner Stoffe leisten mehrere jede Bürgschaft für die Zuverlässigkeit ihrer Beiträge. Nur der Abschnitt über Krankheitserscheinungen ꝛc. scheint uns nicht unbedenklich, weil er der Kurpfuscherei im Hause Vorschub leistet. Im übrigen wünschen wir dem Not- und Hilfsbüchlein von 1887 so große Verbreitung, wie sie das von 1787 gefunden hat.

Bergauf oder bergab? Die Grenzboten können wohl nicht in den Verdacht kommen, mit irgend welcher Befangenheit einer neuen gesunden Regung poetischen Geistes gegenüber zu stehen. Sie haben bei so verschiednen Anlässen für solche Regungen das Wort ergriffen, haben sich nach Kräften bemüht, die lebensfähigen Keime selbst in unfertigen Versuchen zu erkennen, daß sie sogar gelegentlich sanguinisch und allzu hoffnungsreich gescholten worden sind. In allem Kunsttreiben der Gegenwart aber ist ein Element lebendig und wirksam, das zerstörend und mißbildend auf erfreuliche Anfänge einwirkt und gegen das es keine Abhilfe giebt als unablässige Bekämpfung. Als seinerzeit die Meininger zuerst auftraten, durfte man wohl die Hoffnung an ihre Darstellungen knüpfen, daß andre Bühnen, um ihres eignen Vorteils willen, begreifen würden, worin der Hauptwert und Hauptreiz der von den Meiningern erstrebten Belebung der verschiedensten Dichtungen liege. Man durfte selbst zu einer möglichen, ja wahrscheinlichen Steigerung des Dekorations- und Kostümluxus nicht scheel blicken, wenn nebenbei die Hauptsache: die warme Unmittelbarkeit, welche strebt, ein lebendiges Stück auch als lebendig erscheinen zu lassen, die Hingabe an das Größte wie an das Kleinste, die jede Szene neu gestaltet, der gute Geschmack, welcher das starke Bedürfnis nach malerischer Wirkung vergeistigt, auf andre Theatern Wirkung äußerten. Aber siehe da: während wir der innern Neubelebung angeblich wirkungslos gewordener Dramen, wie sie die Meininger meisterlich verstehen, bei den großen Hof- und Stadttheatern vergeblich entgegenharrten, wurden wir mit stilgerechten Kulissen und Kostümen, mit Pompaufzügen und Massenbewegungen gefüttert, welche man den Meiningern glücklich abgeguckt hatte. Der Gewinn, den wir hofften, steht in betrübender Weise aus — vielleicht kommt er noch.

Noch empfindlicher aber als der Starrsinn unsrer Bühnenleitungen, welche sich gegen die Einsicht verschließen, daß ein geistiger Aufschwung und eine straffe Regie ihnen selbst zu Gute kommen müßten, berührt uns die Wahrnehmung, daß jener verhängnisvolle Zug, alles ins Aeußerliche, Flache zu verkehren, immer lieber abwärts als aufwärts zu steigen, sich an Versuche anheftet, welche jeder Freund gesunder Kunst nur mit Freuden begrüßt hat. Wir haben seinerzeit das Lutherspiel von Hans Herrig und seine Aufführungen in Worms und Erfurt freudig willkommen geheißen, haben der Erwartung Ausdruck gegeben, daß die in dieser Dichtung gegebenen hoffnungsreichen poetischen Anfänge, und nicht minder die Besonderheit der Aufführungen, gute Folgen haben würden. Wir sind auch keineswegs der Meinung, daß die einzelnen Mißgriffe bei den Weiteraufführungen dieses Spiels viel zu besagen hätten und den Wert desselben in Frage stellen könnten. Man mag versuchen, es überall hin zu verpflanzen — die Erfahrung wird zeigen, daß es nur da, wo es Boden in örtlichen Luthererinnerungen hat, wo das sorgfältig vorbereitete, weihevoll durchgeführte Gelegenheitsspiel die sonst vorhandnen theatralischen Aufführungen übertrifft, seine ganze Wirkung zu üben vermag. Was uns mit Sorgen erfüllt, ist etwas andres. Die Bewegung für das „Volkstheater," für die Bürgerspiele kommt in Fluß und — die Dichtungen dazu fehlen. Der kleinstädtische Ehrgeiz, es den Nachbarn gleich- oder zuvorzuthun, fängt an, sich an völlig leblose dilettantische Arbeiten zu halten, setzt diese mit großem Eifer und der entsprechenden Reklame in Szene und versucht, die Kritik von vornherein mundtot zu machen, indem entweder der ehrwürdige Name des Helden oder der edle Zweck vorgeschoben wird. Die guten Leute und schlechten Musikanten sind allerorten dabei, unter Berufung auf die unzweifelhaft glücklichen und erfreulichen Anfänge in Erfurt und Eisleben, in Worms und Jena ein Schauerkonzert auf-

zuführen. Schon die verschiednen Konkurrenzluther haben ihr sehr Bedenkliches, in Dresden bildet sich ein Komitee für volkstümliche „Weihnachtsspiele," bei denen alle Greuel des Dilettantismus in Aussicht stehen; auch hier zeigt sich, daß in unsern Tagen nichts vorhanden ist, was nicht auf der Stelle dem sinnlos mißbrauchten Schlagworte verfiele. Volksspiele? jawohl; poetische Anregung durch lebendige Mitwirkung nichtkünstlerischer Kreise? ja wohl; es fragt sich nur, ob es dabei bergauf oder bergab gehen soll, ob dieser Aufruf an die frische Teilnahme der Empfänglichen neues poetisches Leben wecken und fördern oder das etwa noch vorhandene im unreinen Wasser dilettantischer Eitelkeit, selbstgefälliger Scheinteilnahme, blaustrümpfiger Geschmacklosigkeit vollends ersäufen will. Wenn zwei dasselbe thun, ist es bekanntlich nicht dasselbe, und eine Sache, der sich diejenigen bemächtigen, welche nie ein sachliches Interesse gehabt haben, dünkt uns von vornherein, wenn nicht verloren, so doch schwer gefährdet. Die Presse könnte hierbei viel zum Guten wirken, wenn — sie es wollte. Aber bei der leidigen Gewohnheit unsrer Zeitungen, in jeder Lage entweder gar nicht oder mit Haut und Haaren, ohne alle Unterscheidung, ohne jedes Gefühl für das Berechtigte oder Unberechtigte das Wort zu nehmen, droht auch in der Angelegenheit der nicht für die stehenden Bühnen bestimmten Spiele ein verhängnisvolles Durcheinander zu erzeugen. Sicherlich muß und wird das Worms-Erfurter Lutherspiel Folgen haben. Aber ob bergauf oder bergab, das ist jetzt eine ernste, keineswegs rasch zu erledigende Frage.

Immer klassisch. In Nr. 42 des Magazins für die Literatur des In- und Auslandes steht der Schluß eines Aufsatzes von Ernst Eckstein (über Lubbocks Liste der hundert besten Bücher). Darin heißt es wörtlich (S. 617):

„Von Sophokles zitirt Lubbock die Oedipus-Trilogie. Wie die alten Hellenen darüber gedacht haben, kann ich so aus dem Stegreif nicht hier erhärten: daß jedoch die Antigone mit ihren unserm Gefühl so überaus nahe liegenden, schlichten und doch herzergreifenden Konflikten für uns ein besseres Buch ist, als die Oedipus-Trilogie, dünkt mich zweifellos."

Von einem Schriftsteller wie Ernst Eckstein sollte man doch einen solchen Schnitzer nicht für möglich halten! Die Antigone ein besseres Buch als die Oedipus-Trilogie — das erinnert an den weisen Ausspruch, der vor einigen Jahren in einer hochangesehenen Körperschaft einmal gefallen sein soll: Ja wenn Sie das Dezennium zu zehn Jahren rechnen!

Und dabei schreibt Eckstein einen historischen Roman über den andern!



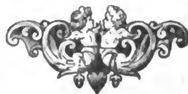
Literatur.

Zur Frage der Bilderfälschung. Von Theod. Levin. Düsseldorf, Bagel, 1887.

Im verflossenen Sommer erregte ein kleiner Aufsatz des Konservators an der Düsseldorfer Kunstakademie, Professor Levin, in der „Kunstchronik," welcher eine große Zahl von Gemälden der Städelschen Galerie zu Frankfurt für gefälscht er-

klärte, großes Aufsehen; und, wie es nicht anders zu erwarten war, machte sich der gekränkte Lokalpatriotismus zunächst in wenig sachlichen Entgegnungen Luft. Diese erfolgten in politischen Zeitungen, welche, wie es scheint, Herrn Levin die Möglichkeit einer Rechtfertigung nicht gewährten, und so wahrt er denn seinen Standpunkt in einer eignen Flugschrift. Sie umfaßt drei Abschnitte: „Meine Gegner,“ „Meine Person,“ „Wie fälscht man alte Bilder?“, und der Verfasser empfiehlt, „bei ausschließlichem Interesse an der Sache selbst nur den dritten Teil zu lesen.“ Der zweite wäre wohl überhaupt besser ungedruckt geblieben. Da Herrn Levin das Recht, in einer solchen Angelegenheit mitzureden, abgesprochen worden war, legt er seinen Bildungsgang dar, wogegen nichts einzuwenden wäre, wenn er nicht weitschweifig auf vielerlei Beziehungen einginge, die mit der Sache nicht das mindeste zu thun haben, und wenn er nicht seinen Gegnern einigen Grund gäbe, zu sagen: „Sachverständige sollen über den Ankauf von Bildern entscheiden? Augenscheinlich giebt es ja nur einen einzigen Sachverständigen, nämlich den Verfasser der Broschüre, der höchstens noch — Herrn Pecht neben sich dulden würde!“ Aber auch gänzlich Unbeteiligte werden kaum Vertrauen zu der Unbefangenheit des Urteils eines Mannes gewinnen, der fast immer ungerecht behandelt worden zu sein behauptet, gleichzeitig aber allen, die nicht Richard Wagner und Zola bewundern, „Philistertum, einseitige Bildung und mangelhaftes Empfinden“ an den Kopf wirft, und naiv genug ist, sich zu wundern, daß die Düsseldorfer Künstler seine Aeußerung falsch verstanden haben, die Sammlungen der Akademie seien hoch über ihren Wert bezahlt worden, weil den Taxatoren „kein spezielleres Sachverständnis beiwohnte, als bei Künstlern im allgemeinen vorausgesetzt werden darf.“ Worin man ihm unbedingt beipflichten muß, das enthält zwar schwerlich neues für seine Fachgenossen, kann aber auf das größere Publikum wohl einen heilsamen Einfluß ausüben. Wenn die Verteidiger der Bilderbezeichnungen im Frankfurter Museum den Pariser Courrier de l'Art (nicht mit dem Beiblatt Courrier der Gazette des beaux-arts zu verwechseln) als Zeugen aufrufen, so macht der Kasus jeden lachen, der die Beziehungen zwischen einem gewissen Kunsthandel und einer gewissen Presse kennt. Die Belehrungen, daß eine Professur der Kunstgeschichte (er hätte auch die Aesthetik dazunehmen können) ihren Inhaber noch nicht zum Kunstkenner macht, und daß umgekehrt Kunstkennerschaft sehr wohl fern von einem Lehrstuhl erworben werden kann, und die Aufklärungen darüber, was heutzutage Bilder fälschen heißt, verdienen von allen Kunstfreunden gelesen zu werden. Inwiefern Herrn Levins Kritik der Frankfurter Bilder begründet sei oder nicht, das ist eine selbständige Frage.

Die zahlreichen Druckfehler werden wohl nicht dem Verfasser zur Last fallen, da er von Düsseldorf abwesend war; doch wird er sich nicht wundern dürfen, wenn die Herren, von deren Polemik gegen ihn er Proben mitteilt, ihn auch dafür büßen lassen, daß auf S. 15 „niemals“ anstatt „einmal“ steht, S. 13 „Aëra“ statt „Aera“ u. a. m.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die Auflösung des alten Reiches.

Von R. Pape.

er traurige Verfall des alten deutschen Reiches und aller seiner Einrichtungen, die Erstarrung, gleichsam ein marasmus senilis, wodurch dann der ganze Reichskörper gelähmt wurde, ist in einer frühern Abhandlung*) geschildert worden. Ein gleicher Marasmus in politischer Beziehung schien auch die ganze Nation befallen zu haben, und nicht einmal die edelsten und besten Geister unsers Volkes konnten sich dem lähmenden Einflusse entziehen, den dieses durchbohrende Gefühl des politischen Nichts auf alle Anschauungen des staatlichen Lebens ausübte. Nicht nur, daß es im Auslande niemand für möglich hielt, daß das Reich jemals wieder zu Macht, Bedeutung und Ansehen emporsteigen könne, nein, auch in Deutschland selbst war kaum irgend jemand, der an eine nationale Wiedergeburt in politischer Hinsicht geglaubt hätte. Zum Beweise dafür braucht man nur die Xenien zu lesen:

Das deutsche Reich.

Deutschland! Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden,
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

Deutscher Nationalcharakter.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens,
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

Daß die deutsche Nation zu einer solchen Unbedeutendheit und Ohnmacht herabgesunken war, war an sich schon schlimm genug; noch viel schlimmer aber

*) Siehe Nr. 33 und 34 dieses Jahrganges der Grenzboten.

war es, daß auch jegliches Gefühl für diesen erbärmlichen und schmachvollen Zustand geschwunden war. Jenes Geschlecht der Deutschen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schämte sich nicht nur nicht des politischen Heruntergekommenseins, sondern fand die jammervolle Zersplitterung, Zerrissenheit und Hilflosigkeit unsrer einst so mächtigen, stolzen und selbstbewußten Nation ganz naturgemäß und selbstverständlich, ja es war sogar imstande, stolz darauf zu sein und dieses Wirrsal und diese Ohnmacht zu preisen. Wieder mögen zum Beweise Schiller und Goethe reden:

Deutscher Genius.

Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit!
Beides gelang dir; doch nie glückte der gallische Sprung.

Der beste Staat.

Woran erkenn' ich den besten Staat? Woran du die beste
Frau kennst! Daran, mein Freund, daß man von beiden nicht spricht.

Und der „Kunstgreis“ Goethe behauptet in vollem Ernste, daß die deutsche Kleinstaaterei zur Verbreitung der Bildung beigetragen habe, eine Behauptung, die Tausende und Abertausende, sogar in diesem Jahrhundert noch, gläubig und kritiklos dem „Altmeister“ nachgesprochen haben. Wenn die hervorragendsten Geister jener und jeglicher Zeit solche politische Ansichten mit solcher Naivität aussprechen, so kann man sich nicht wundern, wenn der biedere deutsche Bildungsphilister von damals, stolz auf die glänzenden Namen seiner Dichter, Philosophen und Gelehrten, den politischen Jammer, in dem er steckte, und durch den in kurzer Zeit die ganze Nation ihrem völligen Untergange nahe gebracht wurde, gar nicht fühlte, sondern sich in dem erhebenden Bewußtsein sonnte, der „Nation der Dichter und der Denker“ anzugehören.

Noch weniger freilich ist es zu verwundern, wenn diese demütigen Deutschen, die von ihren Winkelherrschern daran gewöhnt worden waren, noch den Stiefel ihres durchlauchtigsten Herrn zu küssen, der ihnen eben einen Fußtritt gegeben hatte, im Auslande verhöhnt und verachtet wurden, natürlich immer unter halb mitleidiger, halb spöttischer Anerkennung der deutschen Gelehrsamkeit. Me prenez-vous pour une bête? war noch nicht viel; aber: Me prenez-vous pour un Allemand? das war ein Kraftausdruck der Franzosen. Der englische Schriftsteller Swift kann es durchaus nicht begreifen, daß die meisten Erfindungen von „dem stupidesten Volke,“ nämlich den Deutschen, gemacht worden seien.

Nicht anders wurden die Deutschen aus dem „Reich“ in Österreich angesehen; nicht anders urteilte man in Preußen. Und dem Beispiele der beiden Großmächte folgten alle übrigen Staaten Deutschlands, sofern sie auch nur einigermaßen Kraft und Selbständigkeit besaßen.

Ja, es war eine geschichtliche Notwendigkeit, daß das alte Reich unterging; es war notwendig, daß jenes unpolitische Geschlecht eine harte Schule durchmachte, um sich selbst wiederzufinden, um wieder politisch denken zu lernen. Es

mußte erst Platz geschaffen werden für eine Umgestaltung Deutschlands und des deutschen Volkes.

Aber nicht plötzlich und mit einem Schlage trat diese Auflösung des alten Reiches ein; denn Staaten, und namentlich große Reiche, pflegen langsam zu sterben. So zog sich auch der Todeskampf des Reichskörpers durch einen längern Zeitraum hin, und eine Reihe von Ereignissen bezeichnet die fortschreitende Zersetzung dieses Körpers.

Womit beginnt denn nun eigentlich die Auflösung des alten Reiches? Über diese Frage ist viel gestritten worden. Manche Geschichtschreiber haben die Ansicht ausgesprochen und vertreten, daß schon der Fürstenbund, jenes letzte politische Werk des großen Friedrich, diese Auflösung begonnen habe. Aber doch wohl mit Unrecht. Ein Grund zur Auflösung des Reiches war dieser Fürstenbund nicht, höchstens ein Anzeichen, wie weit bereits der innere Verfall gediehen war; er wirft ein grelles Licht auf die innere Fäulnis aller Reichseinrichtungen; vor allen Dingen beweist er, daß Österreich damals Deutschland schon so sehr entfrembet war, und daß ein organischer Zusammenhang beider Länder unnatürlich war und für beide nur nachteilig sein konnte, eine Wahrheit, von der heutzutage wohl die meisten politischen Köpfe überzeugt sein dürften.

Der Fürstenbund, dessen Entwurf (Projet de ligue entre les Princes d'Allemagne calquée sur le modèle de celle de Smalcalde) von Friedrich dem Großen eigenhändig aufgezeichnet wurde, war veranlaßt worden durch die unruhige, begehrliche, ländergierige Politik Kaiser Josefs II. Obwohl Josef im Frieden zu Teschen (13. März 1779) auf die Erwerbung Baierns verzichtet hatte, gab er doch seinen Plan, dieses für Österreich so günstig gelegene Kurfürstentum zu erwerben, niemals auf. Bekannt ist namentlich das Tauschprojekt, nach welchem der Kurfürst Karl Theodor für die Abtretung Baierns durch den Besitz der österreichischen Niederlande unter dem Namen eines Königreiches Burgund entschädigt werden sollte. Außerdem plante der Kaiser eine Aneignung Württembergs auf Grund einer alten Anwartschaft Österreichs auf dies Land (des sogenannten Pactum Rudolphinum vom Jahre 1599), und das württembergische Fürstenhaus sollte etwa nach Modena verpflanzt werden. Endlich hatte er noch umfassende „Säkularisirungen“ und „Mediatisirungen“ zu Nutz und Frommen der habsburgischen Erblande in Aussicht genommen.

Die Ausführung dieser Entwürfe vereitelte Friedrich durch seinen kräftigen Einspruch, und um solchen Übergriffen des Hauses Habsburg ein für alle male einen Riegel vorzuschieben, stiftete er den Fürstenbund, zunächst mit Sachsen und Hannover. Diesem Bunde traten später bei: Sachsen-Weimar und Gotha, Zweibrücken, Kurmainz, Braunschweig, Baden, Hessen-Kassel, Anhalt, Mecklenburg, Trier u. a. Obwohl Friedrich selbst diesen Bund als „eine Assoziation zur Erhaltung des Reichssystems“ bezeichnet, so konnte es doch nicht fehlen, daß der kaiserliche Minister, Fürst Kaunitz, erklärte, der Bund sei eine „Landfriedens-

störung." „ein Eingriff in das oberhauptliche, kaiserliche, oberstrichterliche Amt," und daß er alle Reichsfürsten von solchen „reichssatzungswidrigen Verbindungen gegen das Oberhaupt" ernstlich abmahnte.

Daß die Spitze dieses Bundes thatsächlich gegen das Reichsoberhaupt gerichtet war, läßt sich nicht leugnen; ob eine derartige Verbindung daher mit dem strengen, abstrakten Rechte vereinbar war und sich mit der bestehenden Reichsverfassung vertrug, ist allerdings zweifelhaft. Doch verlohnt es sich nicht der Mühe, die vielen dafür und dagegen angeführten Beweisgründe noch einmal hervorzuheben und zu prüfen. Denn nennenswerte politische Erfolge hat der Fürstenbund jedenfalls nicht gehabt, und zwar namentlich wegen des baldigen Todes des großen Königs. Die Bemühungen Karl Augusts von Weimar und Dalbergs konnten nicht verhindern, daß er sanft entschlief, ohne daß eigentlich jemals eine förmliche Auflösung desselben erfolgte.

Was aus dem Fürstenbunde geworden wäre, wenn seinem großen Gründer eine längere Lebenszeit beschieden gewesen wäre, läßt sich gar nicht absehen, und es ist nicht der Mühe wert, darüber nachzugrübeln; denn wenn Konjekturalpolitik für die Gegenwart schon sehr wenig Wert hat, so ist sie für die Vergangenheit jedenfalls völlig zwecklos. So viel steht fest: bei der Gründung jenes Bundes beabsichtigte Friedrich nicht eine Sprengung des Reiches, sondern nur eine Einschränkung der Übergriffe Österreichs. Er beabsichtigte nicht, die Kaiserwürde oder die Kaisermacht an sich und sein Haus zu bringen. Denn einem so klaren Kopfe, einem so scharfsinnigen Staatsmanne konnte es nicht, wie etwa den Doktrinären und Phrasenhelden unsers Jahrhunderts, die durch schöne Reden und glatte Depeschen ein einiges Deutschland auf den Platz schwatzen wollten, verborgen sein, daß damals Würde oder Macht eines Kaisers ebensowenig ohne blutige Auseinandersetzung mit Österreich und mindestens auch noch mit Frankreich errungen und behauptet werden konnte, wie es in unsern Tagen möglich oder denkbar war, die deutsche Frage ohne Blut und Eisen zu einem gedeihlichen Ausgange zu führen.

Daß der Fürstenbund die Auflösung des Reiches herbeigeführt habe, ist sicher unrichtig; es ist sogar höchst fraglich, ob er sie auch nur beschleunigt hat. Dennoch mußte diesem Bunde hier, wo es sich darum handelt, die Umgestaltung der Verfassung Deutschlands zu schildern, ein etwas größerer Raum gewidmet werden. Denn es war das erste mal, wo der Gedanke, einen engern Bund der Staaten Deutschlands, mit Ausschluß Österreichs, unter der Führung Preußens zu bilden, in greifbarer Form auftauchte, der erste Versuch, das zu verwirklichen, was Kaiser Wilhelm und sein eiserner Kanzler später so ruhmreich durchgeführt haben.

Bezeichnend für diesen Bund ist noch der Umstand, daß, ungleich allen frühern Verbindungen ähnlicher Art in Deutschland, namentlich ungleich dem Schmalkaldischen Bunde, nach dessen Muster er doch entworfen sein sollte, dabei

keinerlei Rücksicht auf das Glaubensbekenntnis genommen wurde, sondern evangelische wie katholische Reichsstände, Sachsen, Hannover, Hessen, Baiern, Mainz und Trier umfaßte, daß er lediglich auf politischen Erwägungen beruhte. Dieser Umstand ist vielfach nicht genug beachtet worden, und er ist doch höchst wichtig für die Art, wie Preußen seine geschichtliche Aufgabe in Deutschland erfüllen sollte.

Man kann im allgemeinen wohl das Jahr 1792 als das letzte annehmen, in welchem des alte Reich in Bezug auf Gebiet und Verfassung noch unversehrt dastand. Bis zu diesem Jahre hatte sich auch der alte Reichstag vollzählig erhalten. Mit der Erklärung des Reichskrieges im Jahre 1793 an die französische Republik nimmt das Hinschwinden des Reiches einen akuten Charakter an. In diesem Jahre wird das letzte Reichsheer, und zwar in fünffacher Armatur, aufgeboten. Aber es erntete ebenso wenig Lorberen wie frühere Reichsheere. Preußen und Österreich errangen zwar vereinzelte Erfolge, aber im ganzen war die Kriegführung gelähmt durch die Eifersucht beider Mächte, durch das unverbesserliche Mißtrauen Österreichs gegen seinen emporstrebenden Nebenbuhler im Reiche.

Im Jahre 1795 schloß Preußen den Sonderfrieden zu Basel und sagte sich damit vom Reichskriege los. Sachsen, Hannover und Hessen-Kassel schlossen sich sofort an, die übrigen Staaten Norddeutschlands wurden durch die Demarkationslinie der Vorteile der Neutralität teilhaftig. Von preußischer und norddeutscher Seite ist damals diese Neutralitätspolitik, welche Hardenberg zu Basel vertrat, gepriesen worden als der Ausfluß der allerhöchsten politischen Weisheit, die es verstanden habe, Preußen und den in seinem Machtkreise liegenden Staaten die Güter des Friedens verschafft und gewahrt zu haben. Von andrer Seite dagegen, von Österreich und der österreichischen Partei im Reiche, ist der Basler Friede dargestellt worden als der allerschwärzeste Verrat, begangen an Kaiser und Reich.

Beiden einander schroff widersprechenden Beurteilungen liegt ein Fünkchen Wahrheit zu Grunde; aber beide sind im höchsten Grade übertrieben und parteiisch gefärbt. Daß Preußen, umgeben von offenen Feinden und unzuverlässigen und falschen Freunden, sich schließlich von seinen eignen Interessen bestimmen ließ, kann ihm eine unparteiische Beurteilung nicht verdenken. Hätte Preußen nur schroff, rücksichtslos und klar nach seinen Interessen gehandelt, so wie der alte Fritz es zu thun pflegte, dann wäre wohl viel Unheil und viele Schmach diesem Lande und ganz Deutschland erspart worden. Daß aber jene mattherzige Neutralitäts- und Schaukelpolitik, welche von den damals maßgebenden Staatsmännern in Berlin, den Haugwitz, Lucchesini, Alvensleben, beliebt wurde, jene Politik, die es mit niemand verderben wollte und es darüber schließlich mit allen verdarb, den Staat ins Verderben führen mußte, das hätte einem weitsichtigen Staatsmanne klar sein müssen. Bekannt ist, wie schwer der ritterliche König Friedrich Wilhelm II. dahin gebracht werden konnte, seine Ein-

willigung zu diesem Frieden zu geben. Sein Sohn, Friedrich Wilhelm III., dem es ja überhaupt schwer wurde, einen kräftigen Entschluß zu fassen, fand diese Politik der Unthätigkeit vor und führte sie fast zehn Jahre lang weiter, während doch nur schroffes Durchgreifen gegen jedermann den Staat hätte retten können. Jene Ruhseligkeit führte den Sturz und die Schande von Jena herbei.

Daß Preußen durch den Basler Frieden sich von der gemeinsamen Sache des Reiches lossagte, daß es in den geheimen Artikeln dieses Vertrages in die Abtretung von Reichsgebiet willigte und sich für etwaigen Verlust zu sichern suchte, kann nicht geleugnet werden. Ebenso wenig läßt sich in Abrede stellen, daß die Demarkationslinie der erste gewaltsame Schnitt durch den Reichskörper war, der ihn in zwei Teile schied, und der niemals wieder heilte, daß also dieser Friede gewissermaßen schon die Auflösung des Reiches bedeutete.

Aber sollte denn der Staat der Hohenzollern seine ganze Existenz aufs Spiel setzen zur Aufrechterhaltung des Reiches, das doch unrettbar dem Untergange verfallen war? Sollte Preußen Gut und Blut wagen um habsburgischer Hausinteressen willen, sollte es, wie der Affe in der Fabel, die Kastanien aus dem Feuer holen für Österreich, von dem es nie etwas andres erfahren hatte als Undank, Anfeindung, Kränkung und Herabsetzung, für die Erhaltung jener Reichsfürsten, namentlich jener geistlichen Fürsten, die immer auf Seiten Österreichs, auf Seiten der Feinde Preußens gestanden hatten? Konnten die Hohenzollern es vergessen, daß es nur die treulose Politik des Kaisers gewesen war, die den Großen Kurfürsten, den Schirmer des Reiches gegen die Übergriffe der Franzosen, gezwungen hatte, den schändlichen Frieden von St. Germain-en-Laye zu unterzeichnen, die ihn veranlaßte, die Feder, mit welcher er die Urkunde vollzogen hatte, auf den Boden zu werfen und zu zertreten mit dem Ausrufe: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! Wie hatte Österreich dem König Friedrich I. gedankt für die hervorragenden Dienste, die die herrlichen preußischen Truppen im spanischen Erbfolgekriege geleistet hatten, dafür, daß bei Höchstädt, Turin und Malplaquet vornehmlich die ehernen preußischen Bataillone den Ausschlag gegeben hatten? Wodurch war der offenherzige, geradsinnige Friedrich Wilhelm I., der immer und immer wieder den Kaiser unterstützt hatte, um immer von neuem von ihm getäuscht zu werden, zu dem bekannten, bittern Ausrufe veranlaßt worden: „Da steht einer, der mich rächen wird!“ Daß Friedrich Wilhelm II. zu den Zeiten des Basler Friedens eine andre Behandlung von seiten Österreichs zu erwarten hatte, als sie seinen Vorfahren zu Teil geworden war, wird heutzutage wohl kein unparteiischer Beurteiler zu behaupten wagen. Denn zwei Umstände waren es, die am preußischen Hofe den Ausschlag gaben für die Einwilligung in den Friedensschluß: einerseits war man in Berlin genau unterrichtet über die Ränke, welche der Wiener und der Petersburger Hof gemeinsam gegen Preußen spannen,

namentlich in Bezug auf die polnische Frage; anderseits aber mußte man jeden Augenblick befürchten, daß der damals allmächtige österreichische Minister Thugut Preußen zuvorkäme mit dem Abschlusse eines Sonderfriedens. Daß ihm dieses nicht gelang, sondern daß Preußen eher das im kleinen that, was die kaiserliche Regierung bereits in viel großartigerem Maßstabe geplant hatte, das war gerade der Grund, worüber die Hofburg und alles, was ihr im Reiche anverwandt und zugethan war, auf Preußen und seine Politik eine solche Masse von Schmähungen und Verdächtigungen häufte, daß bis auf den heutigen Tag die historische Wahrheit sich aus diesem Wuste von Verdrehungen und Lügen nicht bis zur allgemeinen Anerkennung hat emporarbeiten können.

Wie der Kaiser, der doch nach seinem Krönungseide „allezeit Mehrer des Reiches," semper Augustus, sein sollte, es in Wirklichkeit mit der Erhaltung des Reiches meinte, das beweisen schlagend die nur zwei Jahre später abgeschlossenen Friedenspräliminarien von Leoben und die geheimen Artikel des Friedens von Campo-Formio. Wenn auch die geheimen Verhandlungen, welche fortwährend zwischen dem österreichischen und dem russischen Hofe schwebten und keinen andern Zweck hatten, als Preußen niederzuhalten und ihm keinerlei Vergrößerung und Entschädigung für seine Opfer an Gut und Blut zu gewähren, nicht bekannt geworden wären; wenn auch die Beziehungen, die der Minister des Kaisers, Thugut, dessen Namen der Wiener Volkswitz in „Thunichtgut" umgewandelt hatte, mit den Machthabern Frankreichs, besonders mit Robespierre, unterhielt, und die nur auf einen für Österreich vorteilhaften Sonderfrieden abzielten, sich vielleicht ableugnen ließen, so zeigen doch die Bedingungen von Campo-Formio unwiderleglich, daß der Kaiser ganz ohne Bedenken bereit war, das Reich und die Interessen desselben preiszugeben, wenn nur seine Ländergier durch Vergrößerung seiner Erblande befriedigt wurde, und wenn — Preußen geschädigt wurde.

In den Präliminarien von Leoben war zwar noch in heuchlerischer Weise ausgesprochen, daß der Kaiser einen Frieden „nur auf Grund der Integrität des Reiches" abschließen könne, und seine Gesandten mußten hervorheben, wie der Kaiser durch seinen Krönungseid sich im Gewissen gebunden fühle und daher in einen andern Frieden nicht willigen könne. Wie aber die Bedingungeu dieser Präliminarien ausgeführt werden sollten, und dabei doch zugleich die Integrität des Reiches gewahrt blieb, das zu begreifen, bedurfte es des Scharfsinnes der österreichischen Staatsmänner.

Bei dem Friedensschlusse zu Campo-Formio, der den ersten Koalitionskrieg auch zu einem formellen Abschlusse brachte, und der die Präliminarien von Leoben bedeutend veränderte, hielt es Österreich nicht mehr für der Mühe wert, jene Maske vorzunehmen, und von der „Integrität des Reiches" ist einfach keine Rede mehr. Die öffentlichen Bedingungen erhalten zwar nur die Abtretung der belgischen Provinzen Österreichs an Frankreich, deren Zusammen-

hang mit dem Reiche locker genug war, und über die schließlich Österreich verfügen konnte, und die Bestimmung, daß ein Kongreß in Rastatt zusammentreten sollte, um den Reichsfrieden zum Abschlusse zu bringen. Als Entschädigung erhielt Österreich das Gebiet von Venedig mit der Stadt Venedig, Istrien und Dalmatien. Die übrigen öffentlichen Bedingungen sind für das Reich von geringer Bedeutung. Umso einschneidender sind die geheimen Bedingungen. Zunächst willigte Österreich in die Abtretung des ganzen linken Rheinufers von Basel bis Andernach, einschließlich der Festung Mainz, an Frankreich; die beeinträchtigten Fürsten sollten in Deutschland entschädigt werden. Dagegen würde Frankreich sich dafür verwenden, daß Salzburg und der Teil von Baiern zwischen Salzburg, Tirol, Inn und Salzach an Österreich fiele. Endlich gewährleisteten die beiden Mächte sich gegenseitig, daß Preußen bei Zurückgabe seiner Besitzungen am linken Rheinufer gar keine neuen Erwerbungen machen sollte.

Wenn man auch für die erste dieser drei geheimen Bedingungen die diplomatisch wirklich feine Form gefunden hatte: Der Kaiser wird innerhalb von zwanzig Tagen seine Truppen aus den rheinischen Landen und Festungen, die namentlich bezeichnet werden, zurückziehen, so ändert diese Form an der Thatsache nichts, daß das Reichsoberhaupt das Reich in der schamlosesten Weise preisgab. Wenn ferner die geheiligte, katholische, römische Majestät sich soweit herabließ, die Verwendung der so gehaßten und verachteten französischen Republik in Anspruch zu nehmen, um ihre Ländergier durch Beraubung zweier Reichsfürsten zu befriedigen, so giebt es dafür gar keine Bezeichnung. Und wenn endlich Österreich, so wie es schon seit Jahren mit Rußland geheime Ränke gesponnen hatte, jetzt mit dem gefährlichsten Reichsfeinde, Frankreich, gewissermaßen ein Bündnis abschloß, nur um Preußen nicht aufkommen zu lassen, so kennzeichnet das die Politik des Hauses Habsburg-Lothringen derart, daß für jeden unparteiischen Beurteiler ein Zweifel darüber, wer am meisten zur Auflösung des Reiches beigetragen hat, gar nicht aufkommen kann. Mag auch Preußen nicht ganz ohne Schuld dastehen, mag es auch Fehler gemacht haben: Österreich und seine Anhänger haben jedenfalls am wenigsten ein Recht, ihm daraus einen Vorwurf zu machen.

(Schluß folgt.)



Zur Land- und Bodenfrage.



Im vorigen Jahrgang der Grenzboten (III, S. 441 ff.) habe ich unter dem Titel: „Die deutsche Landliga und ihre Bestrebungen" eingehend die Frage des Eigentums an Grund und Boden erörtert. Es ist nicht meine Absicht, hier diesen Gegenstand weiter zu behandeln, sondern ich will nur im Anschluß an jenen Aufsatz vergleichen, was seitdem beobachtet werden konnte und mehr oder weniger zur Unterstützung meiner Ansichten und zur Klärung der so überaus wichtigen Frage dienen kann.

Das Ergebnis meiner Untersuchung läßt sich ungefähr in folgende Sätze zusammenfassen:

1. Billige Preise der erzeugten Güter sind an sich kein Übelstand, sondern im Gegenteil das bewußte Ziel unsers wirtschaftlichen Vorschreitens. Zum Übelstande werden billige Preise erst dann, wenn sie Folge der Unverkäuflichkeit, des Mangels an Absatz sind und unter die Produktionskosten herabgehen.

2. Ein Beweis, daß die bestehenden niedrigen Preise zur letztgedachten Art gehören, ist für die Landwirtschaft nicht erbracht, vielmehr ist der Grund des beklagten Notstandes derselben vornehmlich in dem allzu hohen Preise der Güter zu finden, welche der Betrieb, sei er in den Händen des Eigentümers oder eines Pächters, verzinsen soll, mit andern Worten, in den Ansprüchen der Bodenrente.

3. Da die Bodenrente nicht, wie andre Preise, durch die freie Wechselwirkung von Nachfrage und Angebot geregelt wird, insofern das der Bewirtschaftung zur Verfügung stehende Land nicht oder doch nicht in demselben Maße vermehrt werden kann, wie es dem Wachstume der nachfragenden Bevölkerung entsprechen würde, so hat die Bodenrente bei sinkenden Preisen der Früchte das Bestreben und die Macht, allen Vorteil des Betriebes aufzusaugen. Daher der sogenannte Notstand der Landwirtschaft.

4. Von den radikalen Vorschlägen abgesehen, die dem Übelstande durch Aufhebung des Privateigentums an Grund und Boden abhelfen wollen, ist eine bessere Verteilung desselben an beiden Extremen, d. h. eine Zerlegung der Latifundien und eine Zusammenlegung zwerghafter Parzellen, eine ziemlich allgemein anerkannte Notwendigkeit, damit der Boden eine möglichst große Anzahl von Menschen unmittelbar ernähren könne.

Was nun in diesem Rahmen zu berichten wäre, ist etwa Folgendes.

Der Rittergutsbesitzer von Sombart-Ermsleben hat es bekanntlich unternommen, ein großes Gut im Magdeburgischen nicht nur in Bauerngüter zu

zerlegen, sondern auch alle diejenigen Anordnungen und Einrichtungen zu treffen, welche das soziale Zusammenleben der Ansiedler ermöglichen. Das auf diese Weise entstandene neue Dorf heißt Neusteesow. Die neue Gemeinde ist bereits gebildet, sie hat ihren Ortsvorstand gewählt und ist mit der Errichtung der Kirche und der Schule beschäftigt, deren Lehrer aus der Ortskasse besoldet wird. Die Höfe messen 40 bis 60 Morgen Acker, 5 Morgen Wiesen und 25 Morgen Holz. Zehn größere Höfe messen 200 bis 300 Morgen.

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung fand noch im vorigen Jahre die Nachrichten über Neusteesow etwas zu optimistisch. Interessant ist, wie sie sich in folgender Auslassung zwischen den Anschauungen ihrer konservativen und großgrundbesitzenden Freunde und den praktischen Bedürfnissen des kranken sozialen Körpers hindurchwindet, im Grunde aber doch ihren Standpunkt für verloren hält und sich hinter die Schwierigkeiten verschanzt, welche mit der Parzellirung der Domänengüter verbunden sein würden. Es ist allerdings begreiflich, daß ein Organ der Staatsregierung einer Reformbewegung nicht geradezu entgegentreten kann, welche der Staat selbst im Posenschen mit einem Aufwande von hundert Millionen ins Leben ruft, und es ändert hieran nichts, daß dieses Staatsunternehmen mehr aus politischen als aus wirtschaftlichen Beweggründen hervorgegangen ist.

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung erklärt, daß sie von Anfang an keine Voreingenommenheit gegen das Unternehmen des Herrn Sombart gehabt habe, daß vielmehr alle, welche wahrhaft staatserhaltenden Tendenzen anhängen, aus sozialpolitischen Gründen und aus Interesse an der Stärkung des landwirtschaftlichen Mittelstandes wünschten, das Sombartsche Unternehmen möge Erfolg haben. Wenn aber die Anklage erhoben werde, daß die Regierung sich noch nicht bereit gezeigt habe, nach dem ihr nun doch bekannten Sombartschen Rezept einen großen Teil der Staatsdomänen zu parzelliren, so entgegnet sie wörtlich (für das schöne Deutsch bitten wir nicht die Grenzboten verantwortlich zu machen):

Es braucht keineswegs verkannt zu werden, daß sowohl sozialpolitische, als Erwägungen, die darauf abzielen, auf welche Weise unsre innern politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu konsolidiren sind, dazu führen können, eine Vermehrung des mittleren und kleineren Grundbesitzes, d. h. der mittleren und kleineren landwirtschaftlich-selbständigen Existenzen, auf Kosten des landwirtschaftlichen Großbesitzes zu wünschen: aber das Projekt des Herrn Sombart erscheint doch hinsichtlich des schließlichen durchschlagenden Erfolges noch lange nicht gesichert genug, um auch nur theoretisch die Forderung erheben zu dürfen, der Staat solle es aus eben berührten Bewegungen generalisiren — abgesehen davon, daß praktisch die Ausführung solcher, im Prinzip etwa beschlossenen, Parzellirungen je nach den lokalen Bedingungen, die nun einmal stets gegebene sind, die man sich nicht umgestalten kann, sehr verschieden gedacht werden könnte. Wir haben schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß die Frage der Grundbesitzverteilung zwei sich entgegenstehende Seiten hat. Der landwirtschaftliche Großbetrieb nämlich

wird stets unter sonst gleichen Bedingungen pro Hektar mehr an Nahrungsmitteln auf den Markt bringen, also mehr für die Ernährung der Nation zur Disposition stellen, als es der Kleinbetrieb kann; vom rein nationalwirtschaftlichen Gesichtspunkte aus würde also eine solche Grundbesitzverteilung als die wünschenswerteste zu betrachten sein, die es unter Berücksichtigung der lokalen Verhältnisse und der Bodenbeschaffenheit des einzelnen Grundstückes gestattet, den landwirtschaftlichen Betrieb desselben durch eine Person intellektuell zu leiten. Dieser einen Seite steht aber eine andre gegenüber, die vielleicht in der gegenwärtigen Entwicklungsperiode der Kulturstaaten die mehr in das Gewicht fallende ist, daß nämlich angezeigt sein möchte, aus sozialpolitischen Gesichtspunkten und behufs Konsolidirung des Staats- und Gemeindelebens in sich den landwirtschaftlichen Großbetrieb zu beschränken und in kleine wirtschaftlich-selbständige Betriebsgrößen aufzulösen. Wie gesagt, beide Gesichtspunkte haben ihre Berechtigung, man wird also die Frage der Grundbesitzverteilung stets nur unter Berücksichtigung beider ins Auge fassen dürfen. Aber selbst wenn man sich für Parzellirungen erklärte, indem man den letztern Gesichtspunkt als den zur Zeit gewichtigeren anerkennen müßte, liegen in der Sache eine so große Menge technischer und praktischer Schwierigkeiten, daß es beinahe frivol erscheint, wenn gewisse Blätter die allgemeine Parzellirung des Großgrundbesitzes oder auch nur des staatlichen Domänenbesitzes als eine Sache hinstellen, die man zwischen heute und morgen beschließen und ausführen könne.

Die gesperrt gedruckte Stelle des Aufsatzes veranlaßt mich zu folgender Bemerkung. Nicht auf die Menge des zu Markte gebrachten Getreides kommt es an, sondern darauf, daß das Volk imstande sei, das Getreide, welches es verzehren könnte, zu kaufen. Daraus dürfte folgen, daß diejenige Bewirtschaftungsform die vorzüglichere ist, welche mehr Menschen unmittelbar ernährt als diejenige, welche die größte Menge Getreide zu erzeugen imstande ist.

Übrigens ist der Satz, daß der Großgrundbesitz die höchste Ausnutzung des Bodens ermögliche oder gar Bedingung davon sei, keineswegs ohne weiteres zuzugeben.

Unser Reichskanzler, der aus seinen agrarischen Anschauungen kein Hehl macht, sagte einmal (wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht) folgendes: Es stehe fest, daß auf der Erde augenblicklich viel mehr Getreide gebaut werden könne, als verbraucht wird, und daß daher das sogenannte Monopol des Grundbesitzes zur Zeit nicht bestehe. Der Vordersatz ist gewiß richtig, der Nachsatz aber ist es nur vom Standpunkte des Gutsbesitzers aus. Der Sozialpolitiker wird aus dem Vordersatze nur schließen, daß die Befürchtung nach Malthusscher Lehre, es werde die Zeit kommen, wo die Erde ihre Bewohner nicht mehr ernähren könne, unbegründet sei. Die monopolistische Natur und Wirkung des Privatgrundeigentums zeigt sich nur in bestimmten Örtlichkeiten, da wo die Bevölkerung am dichtesten, die Kultur am höchsten, der Reichtum am größten ist. In unwirtbaren Ländern hat der Boden keinen oder nur geringen Wert, und über einen Druck der Bodenrente wird dort niemand Klage zu führen haben. Aber selbst in solchen Ländern, welche zwar im Anbau ihres Bodens noch weit zurück

sind, aber mit raschen Schritten höherer Kultur entgegengehen, zeigen sich bereits die verderblichen Monopolwirkungen des Privatgrundeigentums. Nach Freiherr von Hübners Buch „Durch das britische Reich“ ist in Neuseeland die Landfrage die brennende Frage des Tages, in diesem jugendlichen und gesunden Lande ganz ähnlich wie in dem alten, zu Tode erkrankten Irland, nur mit dem Unterschiede, daß in Neuseeland die Demokratie, welche den Großgrundbesitz enteignen will, bald im unbeschränkten Besitz der Macht sein und die Frage voraussichtlich in ihrem Sinne lösen wird.

In der Zeit der Besitzergreifung eines großen Teiles der Inseln durch eine englische Kompagnie (1839) sind große Abschnitte des Landes in die Hand weniger Besitzer gekommen; andre Latifundien sind dadurch entstanden, daß einzelne Unternehmer mit englischen Kapitalien weite Flächen der Staatsländereien ankauften. Diese großen Grundbesitzer, welche das Oberhaus und angeblich bis vor kurzem auch die Regierung beherrschten, verwenden das Land als Weidegrund, da es ihnen so größeres Erträgnis giebt. Ihr ganzes Bestreben geht darauf hin, die Erwerbung kleiner Grundstücke durch Kleinbauern zu vereiteln, außerdem sollen sehr schlimme Spekulationen bei Anlage der Eisenbahnen u. dergl. vorgekommen sein. Daher ist der Unwille der kleinen Leute, welche täglich an Zahl und Macht wachsen, sehr rege, und man geht sowohl mit der Einführung einer progressiven — mit der Größe des Besitzes auch relativ steigenden — hohen Grundsteuer, als sogar mit dem Gedanken um, alle alten Grunderwerbungen für ungiltig zu erklären, und als einzige Besitzform den Pacht von Staatsländereien, und zwar im Maximum auf 21 Jahre, einzuführen. Man zweifelt in Neuseeland nicht, daß diese Vorschläge binnen kurzem in Kraft treten werden, da selbst die Minister bereits dafür sein sollen. Es wird auch für Europa von großem Interesse sein, den Ablauf dieses sozialistischen Experiments zu verfolgen, und es mag hier abermals das Bedauern wiederholt werden, daß die europäischen Zeitungen ihre Leser über so interessante und für uns lehrreiche Bewegungen so unvollkommen unterrichten.

Eine ähnliche Landfrage besteht auch in Australien. Hier ist aller Boden Eigentum des Staates, d. h. der Kolonien selbst; er ist an die Squatters, die Aristokratie der Kolonien, in großen Partien verpachtet. Die populäre Bewegung geht nun ebenfalls dahin, die Zerschlagung dieser großen Ländereien zu Gunsten kleiner Besitzer zu bewirken. Schon jetzt steht es im Belieben des free selectors, wo er will, innerhalb des Pachtlandes des Squatters sich ein Stück Grund anzukaufen und sich da festzusetzen, zum höchsten Verdruß und zur größten Unbequemlichkeit des letztern. Es scheint nicht zweifelhaft, daß auch in Australien die Gesetzgebung im radikalen Sinne fortschreiten wird, denn bei den ganz demokratischen, fast republikanischen Verfassungen der Kolonien ist der Einfluß der Massen bereits überwiegend geworden, und die konservativen, mehr aristokratischen Schichten sind in den Hintergrund gedrängt.

Auch in Niederländisch-Indien beginnt man zu empfinden, daß es mit der Freiheit des Erwerbes von Grundeigentum doch, wenn auch in andrer Richtung, ernstliche Bedenken hat. Man hat nach der Handelszeitung von Soerabaya die Entdeckung gemacht, daß die gefürchteten Chinesen einen Grundbesitz von 120 Millionen Gulden an sich gerissen haben, und nur für 35 Millionen noch in den Händen von Europäern geblieben ist. Die Landfrage drängt, wie man sieht, auch hier einer Lösung entgegen.

In Irland gehen die Dinge ihren Weg unaufhaltsam weiter. Man kann dort nur noch von einer agrarischen Revolution und von einem Vernichtungskampf zwischen Gutsherren und Pächtern sprechen. Oder was wäre es anders, wenn beispielsweise folgendes berichtet wird: „In einer öden Gegend liegen die Winnschen Güter, welche Londoner Geldwucherern in die Hände gefallen sind, nachdem der Besitzer keine Pachtzinsen hatte erhalten können. Seit den letzten fünf Jahren waren alle möglichen Maßregeln gegen die Pächter ergriffen worden, um sie zur Zahlung zu zwingen. Das Kreisgericht von Kerry hatte vergeblich versucht, eine Verständigung zu erzielen; der Besitzer wollte nichts davon wissen. Kürzlich wurden dem Agenten siebzig Ausweisungsbefehle eingehändigt, und nun begann er die Exekutionen in einer Weise, welche jeder Menschlichkeit spottet. Er setzte die Häuser der Pächter vermittels Petroleum in Brand und stand ruhig dabei, bis sie der Erde gleich waren. Die Pächter sind ganz arme Leute und haben durchschnittlich jeder nur drei Kühe.“ Ein andrer Bericht lautet: „Nachdem die Verhandlungen mit den Pächtern am Donnerstag erfolglos geblieben waren, wurde am 28. Mai mit den Ausweisungen auf den O'Callaghanschen Gütern in Bodyke Ernst gemacht. Fünfhundert Soldaten und Polizisten rückten fast gefechtsmäßig, mit Plänklern und Vortruppen, gegen die Orte vor. Zuerst sollte die Witwe Mahon ausgewiesen werden. Fenster und Thüren ihres Hauses waren mit Baumstämmen verbarrikadirt. Als sich die Polizisten daran machten, die Hindernisse unter dem Höhnen der Bevölkerung wegzuräumen, bekam der Sheriff plötzlich einen epileptischen Anfall. Dieses hielt die Menge für ein Zeichen der Vorsehung und begann sich noch wütender zu geberden. Der Anfall wiederholte sich noch mehrmals, und schließlich mußte die Ausweisung aufgegeben werden. Unter den Wutausbrüchen des Volkes marschirte die Expedition wieder zurück nach Fortane.“

Von einer eigentlichen Bodenrente kann in diesem englischen Lande kaum mehr die Rede sein. Die Grundherren wären froh, wenn das Gesetz von 1882 eine Wahrheit würde, nach welchem die Pachtsumme schiedsrichterlich festzustellen, dem Pächter bei seinem Abzuge Entschädigung für Meliorationen zu leisten und das Kündigungsrecht des Grundherrn wesentlich beschränkt ist. Allein dies Gesetz ist ein toter Buchstabe geblieben, die Pächter zahlen auch die ermäßigten Pachtsummen nicht, die Exekutionen bleiben fruchtlos oder gestalten sich zu verzweifelten Kämpfen, bei welchen die Exekutoren, trotz Unterstützung durch zahl-

reiche Polizeimannschaften, nicht selten unverrichteter Sache, aber mit Verwundeten und Toten, abziehen müssen.

Die Dinge sehen so verzweifelt aus, daß man kaum einen andern Ausweg zu sehen vermag, als den Vorschlag des Herrn Gladstone, der mit einem Aufwande von 150 bis 200 Mill. Pfd. Sterl. den gesamten irischen Boden expropriiren wollte. Dieser Gedanke, der vor wenigen Jahren, als er zuerst ausgesprochen wurde, noch überall nur Unwillen oder ironischem Staunen begegnete, wird in nicht allzu ferner Zeit als reife Frucht vom Baume fallen. Man wird sich der Expropriation der Sklaven als eines Vorganges erinnern, worauf der Engländer ja so vieles hält, und man wird sich beglückwünschen, daß in dem unermeßlichen Grundbesitze der Kirche, wie schon Gladstone angedeutet hat, Mittel zur Verfügung stehen, welche die Ausführung der Maßregel dem Steuerzahler weniger fühlbar machen.

Die großen irischen Grundherren scheinen sich auch keinen Täuschungen hinzugeben, wohin die Dinge treiben, und man empfängt zuweilen den Eindruck, daß sie nur noch zu retten suchen, was eben zu retten ist. So fasse ich einen Bericht des Dubliner Evening Telegraph auf, wonach Lord Kilmaine, der in der Grafschaft Mayo 11 564 Acker Land besitzt, die in kleinen Farmen ausgegeben sind, eingewilligt habe, diese Farmen nach einer Anschlagsbasis zu verkaufen, die sich bedeutend unter dem Maximum in Herrn Gladstones Landankaufsbill bewege. Bei einem gerichtlich festgestellten Pachtzins von vier Pfund Sterling soll das Siebzehnfache, in andern Fällen das Achtzehnfache den Kaufpreis bilden. Alle Pachtrückstände vom Mai 1885 an werden erlassen. Die Verkaufskosten (das will in England viel sagen) trägt der Landlord. Es fragt sich eben nur: wird Lord Kilmaine Erfolg haben oder ist es wie ein letzter Versuch der Ratte, das Schiff zu verlassen, ehe es untersinkt?

In England geht die Bewegung, welche die Zerlegung der großen Güter in kleinere Höfe bezweckt, ihren stetigen Gang. Ein Teil der Grundherren folgt hierbei ganz selbstsüchtigen Antrieben, indem sie einsehen, daß das Ausgebot ihrer Latifundien in kleinen Bauernhöfen bessern Pacht verspricht; andern ist es mit der Neuschaffung eines freien Bauernstandes aus politischen und sozialen Gründen ehrlicher Ernst. Die Gladstonianer haben es als ihr Glaubensbekenntnis verkündigt. Ein Schwiegersohn der Königin, Marquis of Lorne, hat sich im Reformklub dafür ausgesprochen.

Nach dem Daily Telegraph ermächtigt die vom Präsidenten des Lokalregierungsamtes Ritchie entworfene Lokalregierungsbill die zu errichtenden Verwaltungsbehörden, Land zu erwerben und zu parzelliren; ein ähnliches Gesetz soll für Schottland ausgearbeitet werden, mit einer entsprechenden Vorlage für Irland will man warten, bis dieses Land etwas zur Ruhe gekommen sein wird.

Durch solche und ähnliche Vorgänge scheint unser Satz, daß die Bodenrente auf den Betrieb drücke und die Neigung habe, jeden Nutzen desselben auf-

zusaugen, keine Bestätigung zu finden. Wenn der Marquis of Salisbury auf seinen Hatfieldschen Gütern (in Hertfordshire) den Pächtern einen Nachlaß von 20 Prozent gewährt, wenn viele andre Lords zu ähnlichem genötigt sind, wenn das Mecklenburgische Domanium sich bei den neuesten im Aufgebot bewirkten Versteigerungen Ausfälle zwischen 31 und 45 Prozent gegen die vorigen Pachtsummen gefallen lassen muß, so kann da freilich von Druck der Bodenrente auf die Wirtschaft nicht die Rede sein. Allein es walten hier außerordentliche Umstände. In England sind die Pächter eine kapitalkräftige Klasse, die mehr oder weniger auf gleichem Fuße mit den Grundherren verhandeln und diese nötigen können, von ihren Forderungen nachzulassen; auch fehlt es dort gänzlich an einer zahlreichen Klasse von Landwirten, die als Pachtliebhaber sich wie bei uns große Konkurrenz unter einander machen könnten. Was Mecklenburg anlangt, so ist es bekanntlich das am dünnsten bevölkerte Gebiet Deutschlands (Strelitz 34, Schwerin 43 Einwohner auf den Quadratkilometer). Der gesamte Grund und Boden ist geschlossener Besitz, 43 Prozent davon gehören dem Domanium. Da überwiegt gar leicht das Angebot, zumal wenn die Auswanderung der Bauernsöhne im Schwange geht.

Aber dies alles ändert an der aufsaugenden Natur und Kraft der Bodenrente nichts; sie tritt anderwärts umso klarer zu Tage. Beredter spricht nichts, als was in der französischen Kammer (März 1887) zur Sprache gekommen ist, als man über die vorgeschlagene Erhöhung der Getreidezölle verhandelte. Der Abgeordnete Jaurès erinnerte an die Pachtverträge mit doppeltem Pachtpreis, die bereits vom Abgeordneten Lerage zur Sprache gebracht worden seien und für den Fall, daß die Zollerhöhung angenommen würde, im voraus eine entsprechende Pachtsteigerung bedingen.

Hier also spricht die Bodenrente mit trocknen Worten aus: alle Besserung gehört mir, du aber, Pächter, laß jede Hoffnung schwinden. Sollte oder könnte ähnliches nicht auch in Deutschland vorkommen, angesichts der weiteren ansehnlichen Zollerhöhung, die von den Agrariern geplant wird, und der die preußische Regierung wenigstens nicht ganz abgeneigt zu sein scheint? Zum Glück sind die Zölle Reichssache, und in dem Reiche ist der ostpreußische Einfluß doch nicht so überwiegend, wie in Preußen selbst; die größere Bodenverteilung im Westen und die übergroße im Südwesten haben eine Zollerhöhung zu fürchten, die mehr als Finanzzoll wäre und die Preise wirklich erhöhen würde; denn der kleine Wirt, der mehr Getreide braucht, als er erzeugt, müßte seinen Mehrbedarf ja zu den erhöhten Preisen kaufen. Es ist das Gerücht daher sehr glaubwürdig, daß die badische Regierung schon im Bundesrat den Zollerhöhungsplänen entgegentritt oder entgegentreten wird. Wie bescheiden nimmt es sich gegenüber dem hartnäckigen Drängen unsrer ostdeutschen Großgrundbesitzer aus, wenn Lord Derby auf der Jahresversammlung der landwirtschaftlichen Vereine in Manchester (1. September 1887) zwar die ungeheuern Verluste der englischen

Gutsbesitzer beklagt, indem er sie auf 300 Millionen Pf. Sterl. schätzt, ein Verlust, welchen er der ausländischen Konkurrenz zuschreibt, aber trocken hinzufügt, das Parlament werde niemals wieder Schutzzölle einführen, und das einzige, was man verlangen könne, sei, daß eine Steuer- und Frachttarifreform dem ländlichen Grundbesitz etwas zu Hilfe komme.

Daß dem Lande der Bauer fehlt, sieht jeder Engländer ein, und alle Parteien tragen sich mit Plänen, dem Übel abzuhelfen.

Auch in Deutschland dämmert die Erkenntnis, daß die Latifundienwirtschaft, die eben doch auch bei uns sehr vielfach besteht, ein Krebsschaden sei, der nicht nur an der Landwirtschaft nagt, sondern auch unsre Bauernsöhne zur Auswanderung treibt und uns an einer wirksamen Kolonisation im Inlande hindert. Mit Interesse las ich in einem „Zur Reichsfinanzpolitik" betitelten Aufsatze der Münchner Allgemeinen Zeitung (19. Dezember 1886) folgende Stelle, mit der ich für heute schließen will:

„Das wirksamste Mittel wäre, in den beteiligten Provinzen eine gesteigerte Nachfrage nach deren eignen Erzeugnissen heran zu erziehen. Das ist aber nur möglich durch Steigerung der Bevölkerung, und diese ist mit dem Fortbestande des Großbesitzes unverträglich. Hier ist also die faule Stelle, an welcher die Arznei und, wenn diese nicht hilft, das Messer in Thätigkeit treten muß. Der große Grundbesitz, welcher durch die Gewalt der Eroberung entstanden ist und die wirtschaftliche Seite einer Verfassung darstellt, in welcher eine kleine herrschende Klasse über einer unfreien Landbevölkerung steht, verträgt sich mit unsern gesellschaftlichen, staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen nicht mehr. Die Aufgabe, denselben in einer Weise aufzulösen, in welcher man den durch Jahrhunderte langen Besitz rechtmäßig gewordenen Eigentümern möglichst wenig wehe thut, tritt sehr ernstlich an uns heran; in England ist sie bereits brennend geworden. Dies sollte zur rechten Zeit erkannt und beherzigt werden, ehe die gebieterische Not gewaltsam zu schmerzenden Maßregeln treibt."



Wieland und das Humanitätsideal.

Von Karl Trost.



Wer irgendwie sich zu vergegenwärtigen vermag, aus welcher Beschränkung und Abhängigkeit jeder Art der deutsche Geist im achtzehnten Jahrhundert sich losringen mußte, um zum selbständigen Erfassen der Welt und des Ideals zu gelangen, wird sich immer wieder mit Bewunderung erfüllen für die Folgerichtigkeit und Sicherheit, mit der sich dieses Werk der Befreiung vollzog. In den Schrecken

und Gräueln des dreißigjährigen Krieges hatte der Genius des deutschen Volkes fast das Bewußtsein seiner selbst verloren. Eine kurze Frist, und der Geist eines Leibniz umfaßt wieder die Welt, wenigstens mit dem begrifflichen Gedanken, und dieser Gedanke ist optimistisch, allseitig anregend, aufs praktische gerichtet. Der Geist des Jahrhunderts wendet sich dem Diesseits zu und der Zukunft; die Hoffnung erwacht, und mit ihr das Streben, zu arbeiten und zu genießen. Hiermit ist der Gegensatz ausgesprochen gegen das Lasciate ogni speranza des Pessimismus.

Der Pessimismus aber, die Weltverzweiflung, hatte dereinst das Christentum aus sich geboren als die Welterlösung, als den Glauben an die vollzogene Wiedervereinigung des Menschen mit der Gottheit durch Lostrennung desselben vom Dienste des Irdischen, welcher sich darstellte als die Knechtschaft der Sünde. Der Optimismus ist seinem Wesen nach Theodicee. Gott und die Welt erscheinen so, wie sie sich darstellen, als gerechtfertigt. Mit Brockes und Drollinger besingt die neuerwachte deutsche Dichtung die Weisheit des Schöpfers in allen seinen Werken. Sein liebstes Geschöpf ist der Mensch. Dieser mag unvollkommen sein — die Bedingungen, unter denen er in diese beste der möglichen Welten versetzt ist, bringen es so mit sich —, aber er vermag aus der Freiheit des eignen Wollens heraus sich der Vollkommenheit zu nähern. Eine Erlösung der Menschheit ist ebenso überflüssig, wie sie als Theorie unbegreiflich wäre; der Mensch erlöst sich selbst mittels seines sittlichen Willens. Die Denkweise des achtzehnten Jahrhunderts kündigt sich an als eine im tiefsten Grunde antichristliche.

Zum Glück für die sittliche Entwicklung unsers Volkes erfolgt die Auseinandersetzung zwischen der alten und neuen Weltanschauung fast nirgends mit der Schärfe eines philosophischen Prinzipienkampfes. Die Weltweisheit wurde zunächst populär und eklektisch; der Theologie gelang es, sich ein aufgeklärtes optimistisches Christentum zurechtzulegen. Der Positivismus der Zeit war wenig geneigt, ein praktisch wünschenswertes Ergebnis einem metaphysischen Bedenken aufzuopfern. Man suchte zum Wahren und Guten zu gelangen, indem man die Extreme vermied. Die Aufklärung war bestrebt, sich auf der Heerstraße der gesunden Vernunft und des gemeinen Menschenverstandes zu halten. Dies gilt selbst für Klopstock, der die höhere Gefühlswelt den Deutschen wiedereroberte. Wenn er seine Zeitgenossen lehrte, seraphisch zu empfinden, so hat er noch viel mehr die Seraphim gezwungen, sich der Empfindungsweise der Zeit anzupassen.

In weit höherm Grade noch trifft die Bemerkung bei Wieland zu, dem die Aufgabe wurde, der durch Pedanterie, Heuchelei und theologische Asketik so sehr verkürzten sinnlichen Seite des Menschen in Literatur und Leben zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Wieland war durch Naturanlage und Talent wunderbar vorbereitet, seine geschichtliche Bestimmung zu erfüllen. Von früher Jugend an waren es die

Reize des geschlechtlichen Verhältnisses, welche seiner ganzen Empfindungs- und Anschauungsweise die Färbung gaben. Doch begnügte er sich zumeist mit dem Genusse in der Phantasie. Die Fährlichkeiten, welche mit dem dreisten Zugreifen eines Don Juan verbunden sind, waren nicht nach seinem Geschmack. Zart und doch zäh; altklug, aber stets bereit, sich in jede seinem Naturell zusagende Denk- und Darstellungsform rasch und leicht hineinzufinden; sobald er frei aufzuatmen wagte, voll von Geist und schalkhafter Laune; beseelt von einem rastlosen Triebe zur Betrachtung und Erörterung aller möglichen moralphilosophischen, psychologischen und gesellschaftlichen Probleme — so war er ganz geeignet, ein schriftstellerischer Proteus zu werden innerhalb des Bereiches, worin ihn die Eigentümlichkeit seines Geistes gefangen hielt. Seine häusliche und Schulerziehung war pietistisch gewesen. Aus den vielfachsten Erfahrungen ist bekannt, daß sinnliche Reizbarkeit und Hang zu unklarem Mystizismus in weichen oder zur Weichlichkeit neigenden Seelen sich nicht selten innig vermischen. Die Übergänge Wielands von mystisch-empfindsamer zu sinnlich-lüsterner Darstellungsweise, und umgekehrt, bieten deshalb auch kaum einen Grund zur Verwunderung. Eher könnte man sich wundern, daß Bodmer, der sich als Ersatz für den ungetreuen Klopstock einen andern frommen Sänger zum Hausgenossen wünschte, die deutlichen Spuren des künftigen Wieland, die sich schon in dessen ersten Gedichten verrieten, trotz vorsichtiger Prüfung dennoch verkennen konnte. Da war der Berliner Nicolai klüger, wenn er urteilte: „Wielands Muse ist ein junges Mädchen, das auch, wie die Bodmerische, die Betschwester spielen will, und, der alten Witwe zu gefallen, sich in ein altväterisches Käppchen einhüllt, was ihr gleichwohl nicht kleidet. Sie bemüht sich, eine verständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur zu sehr hervorleuchtet, und es wäre ein merkwürdiges Schauspiel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte."

In der That sind die scheinbaren Widersprüche in Wielands Leben und Dichten auf das Vorwiegen äußerer Einflüsse in diesem oder jenem Sinne zurückzuführen. Im Grundwesentlichen seiner Weltanschauung ist er sich immer gleich und immer treu geblieben. Sein vorsichtiger Skeptizismus in metaphysischen Fragen überhaupt, sein Festhalten am theistischen Gottesbegriff und an einem relativen Optimismus geben sich schon in Versen kund, die er als achtzehnjähriger Jüngling geschrieben hat in dem Lehrgedicht über die „Natur der Dinge" I, 151:

Die Welt, die meinem Blick kaum ihre Schale weist,
Erhält sich durch die Macht von einem höchsten Geist;
Sie ist zu schlecht, in sich die Wirklichkeit zu finden,
Zu schön, von ungefähr sich aus dem Nichts zu winden.

Einige Zeilen weiter giebt der Dichter sein bleibendes moralisches Glaubensbekenntnis kurz und bündig:

Du, kluger Epikur, du Freund der Ruh der Seelen,
Du lehrst das echte Gut aus tausend andern wählen.

Die Forderung der Aufklärungsphilosophie, daß das Moralprinzip, als autonomes, in der Vernunft gefunden werden müsse, ist in den ein Jahr später verfaßten „Moralischen Briefen“ ausgesprochen, in deren neuntem es heißt:

Sein bester Lehrer war ein richtiger Verstand,
Der seines Lebens Norm in seinem Busen fand;
Der war sein Genius.

Vom „Anti-Ovid“ an, der im Jahre 1752, dem neunzehnten des Dichters, erschien, findet sich das Hauptthema der Wielandschen Poesie: verständiger Genuß der sinnlichen Liebe, stets in derselben Weise aufgefaßt und mit dem obersten Prinzip des verständigen Lebensgenusses überhaupt in Einklang gebracht. Genieße, aber mit Maß und Geschmack, das ist die Lehre, die in unzähligen Wendungen wiederholt wird. Vor allem ist das Einerlei im Genuß zu vermeiden, da sonst Langeweile, Überdruß und Ekel sich einstellt. Immer neue Formen des Genießens, die mit stets erneutem Reize wirken, werden aber nur gefunden durch Vergeistigung des Genusses. Die Vereinigung des Sinnlichen mit dem Geistigen erfolgt im Schönen:

Zwar der begehrt von uns zu viel,
Der bei lebend'gem Leib uns zu Intelligenzen
Erheben will. Das feinere Gefühl
Des Schönen schwebt in beider Welten Grenzen.

Diese Lehre, zu der Wieland schon im zwanzigsten Lebensjahre gekommen war, klingt bedeutsam an die Schillersche Darstellung des Humanitätsideals an. Freilich ist der Weg, auf dem Schiller zum Ideal gelangt, ein ganz verschiedener. Bei ihm kommt das Ideal aus dem Pflichtgebot des autonomen Willens, und in seinem Sinne ist die Vermählung, welche es mit dem Sinnlichen eingeht, um sich zum schönen Ideal zu gestalten, bestimmt, der Sittlichkeit höheren Reiz zu verleihen, sie den im allgemeinen sinnlich gearteten Seelen der Menschen annehmbarer zu machen. Wieland bleibt ganz auf individual-eudämonistischem Standpunkte stehen; er begründet den Lebensgenuß vorzugsweise auf einen physiologischen Trieb, dem der Mensch doch immer mehr oder weniger unfrei gegenübersteht, und das Schöne hat für ihn wesentlich die Bedeutung, den von jener physiologischen Naturanlage zu erwartenden Genuß feiner und eben damit dauerhafter zu machen, indem durch gleichzeitige Befriedigung des Geschmackes Überdruß und Langeweile ferngehalten werden. Weiterhin werden, wie bei Epikur, Freundschaft und Wohlwollen gegen andre empfohlen, um sich für den Genuß seiner selbst die erforderliche Ruhe des Gemütes und zugleich die Anregung zur Abwechslung im Genuß zu verschaffen. Aber auch hier ist das Maß die oberste Regel. Ihren klassischen Ausdruck hat diese Anschauung

— die Wielandsche Philosophie in nuce — im dritten Buch der „Musarion“ gefunden:

Die Liebe lehrte ihn. Wer lehrt so gut wie sie?
Auch lernt' er gern und schnell und sonder Müh
Die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt und gern den Rest entbehrt;
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
Betrachtet, dem Geschick sich unterwürfig macht;
Nicht wissen will, was alles das bedeute,
Was Zeus aus Huld in rätselhafter Nacht
Vor uns verbarg; und auf die guten Leute
Der untern Welt, so sehr sie Thoren sind,
Nie böse wird, nur lächerlich sie find't
Und sich dazu; sie drum nicht minder liebet,
Den Irrenden bedau'rt und nur den Gleißner flieht;
Nicht stets von Tugend spricht, noch, von ihr sprechend, glüht,
Doch, ohne Sold und aus Geschmack, sie übet;
Und, glücklich oder nicht, die Welt
Für kein Elysium, für keine Hölle hält;
Nie so verderbt, als sie der Sittenrichter
Von seinem Thron — im sechsten Stockwerk — sieht,
So lustig nie, als jugendliche Dichter
Sie malen, wenn ihr Hirn von Wein und Phyllis glüht.

Die beste Lehrerin dieser Philosophie soll die Liebe sein. Im Wortlaut trifft Wieland hier wiederum zusammen mit einem Philosophen, der sonst durchaus als sein Gegenfüßler zu betrachten ist, mit Plato. In jener herrlichsten aller platonischen Schriften, im „Gastmahl,“ wird ebenfalls der Eros gefeiert, der von der Liebe zu schönen Körpern durch eine Stufenfolge von Vergeistigungen hinaufführt zur Liebe der Idee, des ewig und an und für sich Schönen. Es ist aber eben nichts als ein Zusammentreffen im Wort. Wieland kommt niemals los von der Auffassung der Liebe als eines vorwiegend sinnlichen Triebes, einer Hingebung an weibliche Reize. Fremd ist ihm auch die Liebe in jenem edlern Sinne, wie sie besonders tief vom deutschen Gemüte empfunden wird, als mystische Vereinigung des Sinnlichen mit dem Geistigen in uns. Fremd ist seinem Herzen jenes ahnungsvolle Gefühl, wodurch Faust gedrängt wird, in dem Augenblick reinster Liebesbeseligung sein tiefstes religiöses Empfinden und Anschauen der Geliebten zu enthüllen. Wo Wielands Phantasie sich gedrungen fühlt, die Wirkung weiblicher Reize zu schildern, da bewegt sie sich stets unter Feen, Nymphen und Haremsbewohnerinnen, lauter seelenlosen Wesen. Die Schönheiten der Oberfläche werden schon von dem Neunzehnjährigen mit einer Virtuosität analysirt, welche den vollgiltigen Beweis dafür liefert, daß sein Auge, wenigstens sein dichterisches, eben nur für die Oberfläche geschaffen war.

Um eine Anknüpfung an die metaphysische Welt der ewigen und unendlichen

Zwecke zeigte sich Wieland ohnedies sehr wenig bekümmert. Der Himmel, dachte er, mag wohl ursprünglich uns zu Heiligen bestimmt haben, aber ausführbar ist die Sache auf dieser Erde und unter den Bedingungen dieses Erdenlebens nicht; vielleicht einmal künftig auf einem andern Stern unter Verhältnissen, die dem Spiritualismus günstiger sind. Wie es sich immer mit der metaphysischen Natur und Bestimmung des Geistes verhalten möge, hier auf Erden lehrt die Erfahrung, daß der Geist, wenn er sich vermißt, allen Rechten des Fleisches Hohn zu sprechen, nur sich selbst schmähliche Niederlagen bereitet; daß der spiritualistische Fanatismus meist auf Selbstbetrug und Heuchelei beruht; daß er, auch wo er aus aufrichtiger Gesinnung hervorgeht, den ruhigen und allseitigen Lebensgenuß, sowie das gegenseitige Wohlwollen stört, worin gute und verständige Menschen den wünschenswerten Zustand erblicken müssen.

Der Geist, an und für sich betrachtet, konnte kein störendes Prinzip sein in einer vernünftigen Weltordnung, aber wohl die einseitige Betonung seiner Ansprüche, die überhitzte Schwärmerei, welche verkannte, daß in der vollkommensten der möglichen Welten Sinnengenuß und Seelenfrieden sich gatten, wenn nur Leib und Seele in ihren gegenseitigen Ansprüchen vernünftig Maß halten. Der Mensch ist kein körperloses Wesen, folglich muß derjenige, der von dem Grundsatze ausgeht: Nihil humani a me alienum, vor allem das Körperliche als ein wahrhaft Menschliches anerkennen. Für die Seele war in den bisherigen Moraltheorien, namentlich den theologischen, überreichlich gesorgt; Wieland hielt sich für berufen, auch dem bisher verkürzten Teile zu seinem Rechte zu verhelfen. Diese Aufgabe war grundsätzlich berechtigt und für den weitern Fortgang der Geistesentwicklung unsers Volkes notwendig. Als Durchgangspunkt zum Humanitätsideal ist Wieland und seine Thätigkeit nicht zu entbehren, wie es auch immer um den künstlerischen Wert seiner poetischen Erzeugnisse, den dauernden Wahrheitsgehalt seiner Welt- und Lebensbetrachtungen stehen möge.

Aus den Äußerungen der zeitgenössischen Kritik geht hervor, daß Wieland schon mit den Schriften, die vor seiner Übersiedelung nach Norddeutschland im Jahre 1769 erschienen waren, sich nicht bloß Verehrer, sondern wahrhafte Anbeter erworben hatte. Man muß also damals in ihm etwas Neues, Eigenartiges, Hinreißendes gefunden haben, was wir Späteren jetzt nur noch durch kritische Vergleichung mit andern literarischen Erzeugnissen jener Zeit herausfinden können. Da ist zunächst und in erster Linie der Fortschritt in der Sprache hervorzuheben. Wie sehr Wieland mittels angebornen Talentes sich in Wortgebrauch und Wortbildung über die Schranken der damaligen poetischen Darstellung — von der Klopstockschen allein abgesehen — erhob, erhellt sofort, wenn man einen Blick wirft auf eine der im Frühling 1752 von Wieland verfaßten „Erzählungen,“ etwa die für seine Art so bezeichnende von Zemin und Gulindy. Auch der anspruchsvollste moderne Leser wird nirgends durch Unzulänglichkeit, Steifheit oder Plumpheit des Ausdrucks gestört werden.

In den zu Berlin im Jahre 1755 erschienenen „Briefen über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Teutschland“ wird aber Wieland um des Gebrauchs gewisser Worte willen getadelt. Unter den Ausdrücken, welche dem Kritiker Anstoß erregen, befinden sich: zärtlich, lächelnd, Mädchen, Entzückung u. s. w. Mit dem Worte fehlt aber auch die Sache, die dadurch bezeichnete Vorstellung oder Empfindung; wenigstens als bewußte ist sie ohne das Wort nicht vorhanden. Die damalige Kritik wollte also dem zärtlichen und lächelnden Mädchen sogar in der Poesie die Existenz verbieten, wollte das Entzücken nicht als eine Seelenregung des deutschen Volkes gelten lassen! Da war es höchste Zeit, daß ein Wieland kam. Eine Äußerung der Klotzschen „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ beweist, daß jener Kritiker, welcher vor der Entzückung zurückscheute, in seinem Anspruch auf Nüchternheit und Plattheit des Stils wohl noch hinter den Durchschnittslesern jener Zeit zurückgeblieben sein dürfte. Es wird nämlich dort für die Wielandschen Erzählungen wegen ihres „epischen Tones“ bedachtsame Aufmerksamkeit verlangt, Gedankengang und Flug der Phantasie schien für manchen schon zu schwierig und zu hoch, während der heutige Leser die Lektüre selbst für das halbwache Denken einer Sommersiesta eher zu leicht finden möchte.

Wenn Genie, nach Goethe, diejenige Fähigkeit ist, welche Gesetz und Regel feststellt, so darf Wieland die Genialität der sprachlichen Darstellung nicht abgesprochen werden, wenigstens nicht für die Poesie. Die schalkhaft muntere Laune, die gefällige Bonhommie, die gutmütig ironische Heiterkeit der Erzählung, gepaart mit einer geistvoll behaglichen Lebhaftigkeit, haben für die deutsche Dichtung einen neuen Ton und eine neue Gattung geschaffen. „Ganz ohne Frage — sagt Goethe in Wahrheit und Dichtung — besaß Wieland unter allen das schönste Naturell. Er hatte sich früh in jenen ideellen Regionen ausgebildet, wo die Jugend so gern verweilt; da ihm aber diese durch das, was man Erfahrung nennt, durch Begegnisse an Welt und Weibern verleidet wurde, so warf er sich auf die Seite des Wirklichen, und gefiel sich und andern im Widerstreit beider Welten, wo sich zwischen Scherz und Ernst, im leichten Gefecht, sein Talent am allerschönsten zeigte. Wie manche seiner glänzendsten Produktionen fallen in die Zeit meiner akademischen Jahre! Musarion wirkte am meisten auf mich, und ich kann mich noch des Ortes und der Stelle erinnern, wo ich den ersten Aushängebogen zu Gesicht bekam, welchen mir Oeser mitteilte. Übrigens gab man diesen Werken sehr gern einen heitern Widerwillen gegen erhöhte Gesinnungen zu, welche, bei leicht verfehlter Anwendung aufs Leben, öfters der Schwärmerei verdächtig werden.“ Gerade in der Leipziger Zeit mußte Goethe am empfänglichsten sein für Einwirkungen Wielands, und aus der angeführten Äußerung geht hervor, daß er sich wohl bewußt war, wie viel er dem in manchem Betracht ihm wahlverwandten Vorgänger verdankte. Welchen Eindruck die Erzeugnisse der Wielandschen Muse in den Kreisen gebildeter Weltleute hervorbrachten, wird in aller Kürze durch

eine Briefstelle Wielands an Geßner bezeichnet: „Die komischen Erzählungen haben sogar meinen alten ehrwürdigen Protektor, den Grafen von Stadion, von seinem hergebrachten Vorurteile wider die teutsche Poesie bekehrt; er wunderte sich gar sehr, daß man das alles in teutscher Sprache sagen könne, denn bisher kannte er die teutsche Sprache nur aus Akten, Urkunden und Ministerialabschriften.“ Ungefähr in demselben Falle befand sich der Held des Jahrhunderts, Friedrich der Große; freilich war der Mann, den die sieben Jahre zum frühen Greise gemacht hatten, nicht mehr aufgelegt, sich an Scherzen zu ergetzen über die schwachen Augenblicke von Göttinnen, Nymphen und gewöhnlichen Evastöchtern.

Mürrische Kritiker haben ein geringes Verdienst darin finden wollen, daß es Wieland gelang, Leserkreise zu erobern, die bis dahin nur französischen Büchern zugänglich waren. So kann im Ernste niemand urteilen, der die Zeit kennt. Wenn die höheren Schichten der deutschen Gesellschaft im vorigen Jahrhundert Kenntnis französischer Sprache und Literatur zum Merkmal ihrer Bildung machten, so mag wohl bisweilen modische Übertreibung und blindes Vorurteil mit untergelaufen sein, im großen und ganzen war dieses Verhalten lange Zeit gerechtfertigt durch den Zustand der nationalen Geistesbildung. Konnte man einem denkenden Manne von Geschmack zumuten, seinen Montesquieu oder Voltaire beiseite liegen zu lassen und sich aus Patriotismus mit Cramer, dem deutschen Pindar, Uz, dem deutschen Horaz, und Gleim, dem modernen Anakreon, zu vergnügen oder die Prosa Gottscheds und Bodmers für einen ästhetischen Leckerbissen zu halten? Sobald die deutsche Literatur anfing, dem Geistesbedürfnis der höheren Gesellschaftsklassen wirklich etwas Genießbares zu bieten, hat es auch an Liebhabern dafür nicht gefehlt. Und Wieland bot in reichem Maße, was bisher fast überall den deutschen Schriftstellern gemangelt hatte, eine elegante und geistvolle Darstellung. Wenn die Leichtigkeit bisweilen ein bißchen in Leichtfertigkeit ausartete, wo ist die geschichtlich wirksame Persönlichkeit, an welcher die moralische Regel nicht etwas auszusetzen hätte? Mag aber nicht bloß die Moral, sondern auch die Ästhetik noch so viel gegen Wieland von einem absoluten Standpunkte aus einzuwenden haben, die Wertschätzung seines geschichtlichen Verdienstes unterliegt überhaupt einem andern Maßstabe. Hier handelt es sich um die Frage: Hat er die geistige Entwicklung seines Volkes gefördert? Ist diese Förderung eine überwiegend heilsame gewesen?

Ebensowenig wie heutzutage irgendeine Universität in der Abfassung des „Agathon“ einen Anspruch auf die Stelle eines ersten Professors der Philosophie erblicken würde, oder sowenig wie ein fürstliches oder sonstiges vornehmes Haus zum Erzieher noch einen Dichter wählen dürfte, der eben den „Idris“ herausgegeben hat, ebensowenig können Wielands „Grazien“ oder „Musarion“ für geeignet gelten, zu unsrer Zeit für eine Volksbibliothek empfohlen zu werden. Es ist ohne alle Frage zweckmäßiger, Teilnahme des Herzens und Geistes von-

seiten unsers Volkes, namentlich der Jugend desselben, für den Liebesbund Hermanns und Dorotheens in Anspruch zu nehmen, als für schadenfrohe Schilderungen strauchelnder oder im Kampf gegen sinnliches Gelüsten ermattender Tugend. Daß jeder geschlechtlichen Liebe ein sinnliches Element beigemischt sei und daß dieses bis zu einem gewissen Grade seine Berechtigung habe, ist für unsre Zeit eine unbestrittene Wahrheit, und keinem Menschen fällt es ein, eine besondre poetische Lizenz für sich in Anspruch zu nehmen, um demgemäß zu sprechen oder zu handeln. Wenn aber eine von der Autorität der Kirchen gestützte einseitig spiritualistische Moral jeden sinnlichen Trieb verfehmte, ohne ihn deshalb unterdrücken zu können; wenn die Literatur und feinere Geistesbildung, soweit sie national war, sich von der natürlichen Behandlung des Sinnlichen, als von einem verfehmten Gegenstande, spröde zurückhielt und dies ganze Gebiet der Rohheit und dem Schmutz der Unbildung überließ, so lag die Sache ganz anders. Unter solchen Umständen war eine Wiedereinsetzung der Sinnlichkeit, wie Wieland sie vertrat, ein Eintreten für Wahrheit gegen Heuchelei, für Natur gegen falschen Anstand, für harmonische Bildung gegenüber von Pöbelschmutz auf der einen und von spiritualistischer Verkümmerung unsers Wesens auf der andern Seite. Einem gesund sich entwickelnden und allseitiger Entfaltung seiner Kräfte zustrebenden Volke konnte eine solche Einwirkung nur heilsam und förderlich sein. Und daß Wielands Einfluß nicht erschlaffend und ermattend, sondern wesentlich befreiend gewirkt hat, dafür haben wir den besten Beweis in der Thatsache, daß dieser Einfluß schließlich abgelöst wurde von jenen plötzlich auf die Nation einstürmenden „Kraftgenies," jenen Stürmern und Drängern, denen es vor allem darum zu thun war, wie Schubart zu sagen pflegte, als „ganze Kerle" zu gelten. Ganz ein Mensch zu sein und den ganzen Menschen zur Geltung zu bringen, das trieb und drängte damals erst dunkler und dann mit immer klarerem Bewußtsein. Wieland hatte vor sich eine geschichtliche Aufgabe, deren Lösung ihn den Bahnbrechern der Humanität zugesellt. Wie ein Göttersohn, schreitet zu Anfang der siebziger Jahre Wolfgang Goethe ins deutsche Leben hinein, frei, unbefangen, heidnisch, gar nicht im Zweifel darüber, daß von allen Genüssen, welche das Leben bot, jeder ihm zu eigen gehöre, der nicht die Harmonie seines Gemütes und die Harmonie seiner Bildung störte. „Musarion wirkte am meisten auf mich," erzählt er selbst aus seiner Leipziger Studienzeit. Der Mensch und sein Leben ein harmonisches Kunstwerk, das war das Ideal, womit Goethe eine Periode unsrer nationalen Bildungsgeschichte zur Vollendung brachte und abschloß. In Anlehnung an ein fremdes, aber doch unserm nationalen Wesen verwandtes Vorbild hatte Wieland schon im Jahre 1758 in einem Briefe an seinen Freund Zimmermann für sich ein ähnliches Ideal entworfen, indem er schreibt: „Ich liebe alle Arten von Vollkommenheiten in jedem Grade, ich achte alle Talente, alle Verdienste, alle Künste: ich liebe die menschliche Natur und verachte keinen Menschen

in dem Grade, daß ich seinem Guten nicht Gerechtigkeit sollte widerfahren lassen. Mein Absehen ist auf den Charakter eines Virtuoso gerichtet, den Shaftesbury in seinen Schriften so bewundernswürdig gezeichnet hat. Noch bin ich weit davon entfernt, aber mein Absehen ist doch darauf gerichtet."

Um dieses Ideal zu einer solchen Vollendung zu bringen, daß die Nation und die Zeit darin das klassische Musterbild ihres Denkens und Strebens hätte erblicken können, dazu fehlte Wieland die Goethische Universalität des Gemüts und die schöpferische Kraft des Dichters. Mit Erfindungsgabe, Gestaltungskraft, namentlich Plastik der Phantasie, war Wieland nur dürftig ausgestattet. Hätte er indessen auch ein reicheres Maß dieser Eigenschaften besessen, so hätte die kulturgeschichtliche Aufgabe, die ihm gestellt war, ihn um den Ruhm eines Dichters im vollen Sinne des Wortes bringen müssen. „Er gefiel sich im Widerstreit beider Welten," der Welt des Geistes und der Welt der Sinnlichkeit, sagt Goethe. Was sein Gemüt am stärksten reizte, war das Vergnügen, in tausend Wendungen Recht und Macht der Sinnlichkeit gegenüber von übertriebenen, schwärmerischen oder heuchlerischen Ansprüchen des Geistes zur Geltung zu bringen. Der wahre Dichter aber schafft aus vollem, harmonischem Gemüt heraus, in welchem Geist und Sinnlichkeit ihren Einklang gefunden haben. Und wie kann Poesie bestehen ohne Begeisterung! Das „Glühen" aber blieb für Wieland stets etwas Verdächtiges als Ansatz zur Schwärmerei, aus welcher gar zu leicht die für epikureische Lebensweisheit unverzeihlichsten Sünden: Mystik und Fanatismus, hervorgehen konnten.

Goethes großer Sinn erkannte auch im faustischen Drang und Überdrang das wahrhaft Menschliche und wußte mit feinem Nachempfinden den mystischen Gedankengängen der „schönen Seele" gerecht zu werden. Jene Freiheit des Geistes aber gegenüber dem Sinnlichen, welche erforderlich war, nicht nur um Mariannen und Philinen, sondern auch um Klärchen und Gretchen zu gestalten, verdankte er zum guten Teil dem geistvollen Dichter, der durch „Musarion" auf ihn gewirkt hatte. Goethe selbst war der erste, der dies anerkannte; er war so reich, daß er bei keinem Dank zu erröten brauchte. Aber seit durch den großen Meister der sinnliche Genuß in die Harmonie des Lebens eingeführt ist, seit in seinen Werken die holdesten, süßesten, entzückendsten Gestalten, welche die Poesie irgendeiner Zeit oder Nation hervorgebracht hat, nicht mit lehrhafter Absichtlichkeit, sondern mit der vollen Unbefangenheit der Natur das Recht der Liebe zur Geltung bringen, seitdem sind die schalkhaften Erzählungen des Biberacher Stadtschreibers von Weiberschwachheit in Gräcien und Feenland altbacken und langweilig geworden. Und wenn auch nach Goethe die deutsche Dichtung es ab und zu zeitgemäß fand, das alte Thema vom Gelüsten des Fleisches wider den Geist wieder aufzunehmen, wie in Heinrich Heine, so redet der Sensualismus jetzt eine Sprache, so keck und unmittelbar gegenständlich, so modern in der Erfassung des Gegensatzes zwischen Diesseits und Jenseits, so entsprechend der

gründlicheren historischen und philosophischen Schulung unsrer Zeit, daß Wielands langatmige Tugendbetrachtungen altgriechischer Hetären nicht dagegen aufkommen können. Überhaupt macht diese ganze — in vergangner Zeit durch die Vorsicht gebotene — Einkleidung philosophischer Betrachtung in pseudogriechisches Gewand Wielands Verse und Prosa, mit ganz geringen Ausnahmen, heutzutage ungenießbar. Von den fünfzig Bänden, die der philosophirende Dichter hinterlassen hat, haben weit mehr als vierzig nur für den literargeschichtlichen Forscher Wert oder Reiz. Aber eben weil Wieland so ganz der Geschichte verfallen ist, darf und soll die Geschichte auch gegen ihn gerecht sein.



Eine Fahrt in den Orient.

Von Adam von Festenberg.

(Schluß.)



Den nächsten Tag beschlossen wir, den Rest der Mauern zu Fuß zu besichtigen. Noch waren die Herbstregen nicht gefallen, aber sie wurden täglich erwartet, und auch am heutigen Morgen war der Himmel mit schweren Wolken bedeckt. Da die Hamburger Seewarte und der Vossische Klinkerfues ihre meteorologische Herrschaft nicht bis hierher ausdehnen, so waren wir lediglich auf unsre eigne Wetterkunde angewiesen und waren der Meinung, daß auf schwere Wolken stets Regen folgen müsse. Deshalb hatten wir wenig Zutrauen zu unsrer Partie und beschlossen, sie zunächst mit dem Bazar zu beginnen, der mit seinen gedeckten Wölbungen den erforderlichen Schutz bot. Wir gingen ohne Führer, nur im Bazar nahmen wir uns einen, weil die mit achtzehntausend Magazinen angefüllten Straßen desselben dem Fremden wie ein riesiges Labyrinth erscheinen. Es war an einem Dienstage, und der Tag also gut gewählt, da an drei Tagen der Woche immer ein Teil der Läden geschlossen ist am Freitag der türkische, am Sonnabend der jüdische und am Sonntag der christliche. Da sahen wir denn in großen Mengen die Schätze der beiden Welten aufgestapelt, alles, was die Kunst von den äußersten Gränzen des Ganges bis Europa in allen Zeiten hervorgebracht hat. Wir bedauerten, daß die Tage der orientalischen Märchen vorüber waren, in denen gütige Feen den Wünschen der Sterblichen entgegen kamen. Wie würden die Augen unsrer Schönen blitzen, wenn sie hier das kostbare Geschmeide, die farbenprächtigen Stoffe, die kunstvollen Stickereien und die bunten Teppiche sehen,

den Duft des kostbaren Rosenöles einatmen könnten. Wer aber würde als Ehemann oder Vater den lauten oder stummen Blicken widerstehen können? Wer nicht das genügende Metall in den Taschen hat, der muß sich, wie der Horazische Seefahrer, mit dreifachem Erze die Brust bewaffnen, wenn er sich in die Wogen des Bazars begiebt, wo außer den lockenden Waaren auch noch die von allen Seiten auf ihn zustürzenden Verkäufer seine Begehrlichkeit schüren. Wir waren froh, als wir den hellen Sonnenschein durch ein Thor blinken sahen, retteten uns vor unsern eignen Wünschen ins Freie und bestiegen sofort einen Wagen, der uns nach der Wasserleitung des Valens brachte. Freilich glaubten wir auch auf diesem Wege uns in stürmischer See zu befinden, denn der Wagen, der offenbar vor einigen Jahrhunderten als Sänfte für die Frauen eines vornehmen Vessirs gedient hatte, wurde auf dem Pflaster hin- und hergeschleudert und hob sich bald nach rechts, bald nach links, sodaß bei längerer Dauer der Eintritt von Erscheinungen, wie sie mit der Seekrankheit verbunden sind, wohl unausbleiblich gewesen wäre. Für diese Marter entschädigte uns der Blick von der Höhe der Wasserleitung, die wir als schwindelfreie Personen zu erklimmen wagten und die uns wieder das mächtige, meerumspülte Stambul in seiner ganzen Ausdehnung zeigte. Nach dem Heruntergehen frühstückten wir in ganz türkischer Weise, wir kauften uns von einem Pastetenbäcker ein warmes, schwer verdauliches Gebäck, von einem Fruchthändler Trauben und von einem Wasserverkäufer Wasser und hielten unser köstliches Mahl auf offener Straße ab. Mein ungarischer Begleiter, der, obwohl Advokat, ein entschiedenes Generalstabstalent hatte, wußte sich mit dem Moltkeschen Plane außerordentlich gut in dem Kreuz und Quer der namenlosen Gassen zurecht zu finden, und so kamen wir an die Edreni Kapu, das Adrianopler Thor, welches wir gestern beiseite gelassen hatten. Von dort begannen wir nach der entgegengesetzten Seite die Fortsetzung der Mauern zu besichtigen, um das Versäumte nachzuholen. Hier liegt der jüngste Teil, der erst in die Stadtbefestigungen hineingezogen wurde, als schon die mohammedanischen und persischen Horden die Sicherheit des fast nur auf die Stadt beschränkten Reiches zu bedrohen anfingen. Von der Herrlichkeit des ehemals hier befindlichen Blachernenpalastes ist nichts mehr zu sehen, an seine Stelle sind die elenden Häuser des Judenviertels getreten, aus welchen nur noch die schönen Reste des sogenannten Hebdomonpalastes, das die Phantasie als Haus des Belisar bezeichnet, in mächtigen Umrissen emporragt. Noch sieht man die aus Ziegel- und Marmorsteinen erbaute zweistöckige Halle mit ihren romanischen Rundbogen; das Innere ist nur mit Mühe zu besteigen und bietet ein Bild der Verwüstung. In den Turm, den weiter unten Isaak Angelos zum Schutze des Blachernenpalastes im zwölften Jahrhundert aufführen ließ, konnten wir uns nicht mehr hineinwagen, denn hier drohen von allen Seiten Einstürze; eine Säule hing fast nur noch in der Luft. Bald darauf beginnt mit der Vorstadt Ejub wieder das unverfälschte Türkentum, hier ist

das Grabmal und die Moschee des Fahnenträgers des Propheten, und deshalb gilt der ganze Boden dieses Viertels für heilig. Ein heißersehnter Wunsch des frommen Türken ist es, sich in diesem Viertel begraben zu lassen, und daher besteht es fast nur aus Friedhöfen und bildet gleichsam die Totenstadt Stambuls. Nicht einmal in den Vorhof dieser Moschee ist den Ungläubigen der Zutritt geöffnet, wir mußten uns begnügen, von einem gegenüberliegenden türkischen Café nur den Eingang anzusehen. Und doch ist das Volk an sich harmlos; denn es freute sich, als wir unsre Karten ausbreiteten und die einzelnen Punkte der Stadt bezeichneten. Noch größer aber war die Freude über die große Karte der Türkei, aus welcher die armen Leute den Umfang ihres in Trümmer zerfallenden Vaterlandes sahen.

Die Kirchhöfe ziehen sich an einem großen Hügel hinan, und so mußten wir über eine halbe Stunde zwischen den ungeordneten Gräbern wandern, bis wir die Höhe erreichten, von wo aus der gepriesene Blick über das goldne Horn zu genießen ist. Ihr werdet es schon aus meinen Briefen entnommen haben, daß keine zweite Stadt der Welt so reich an Ausblicken ist wie Konstantinopel, von denen jede dem entzückenden Auge ein neues Bild zeigt. Von dieser Anhöhe sieht man einmal die Stadt als solche vor sich liegen, wie sie sich an den beiden Ufern des goldnen Horns hinzieht, ohne daß Bosporus oder Marmarameer mit ihren häuserreichen Ufern dazwischen kämen. Von hier aus sehen wir in den goldnen Strahlen der Sonne das große Haupt des Islams vor uns, mit dem Galata- und Seraskierturm, als den beiden Wahrzeichen des Christentums und des Mohammedanismus, beide einander wie zum Kampfe gegenüber und bereit, in jeder Minute den Waffenstillstand aufzuheben und in den Krieg zu ziehen. Aber in der unmittelbaren Nähe war es wüst und öde, kein Baum, kein Strauch, kein Halm, sodaß man denkt, auf einem ausgestorbenen Krater zu stehen oder die Lavaschlacken des Vesuvs vor sich zu haben. Da wir aber keine Freunde davon sind, einen Weg doppelt zu machen, so beschlossen wir, uns einen Pfad über das goldne Horn zu suchen und von dem jenseitigen Ufer unsern Rückweg anzutreten. Wir stiegen hinab bis nach den süßen Wassern von Europa, zwei kleinen Flüssen, welchen die Aufgabe zufällt, das goldne Horn auch mit trinkbarem Wasser zu versehen. Hier ist eine große Ebene, die im Frühjahr, wenn sie mit frischem Grün bekleidet ist, einen beliebten Vergnügungsort der Türken bildet; heute war aber alles von der Sonne verdorrt, und nur aus einem dunkeln Garten im Hintergrunde zeigte sich ein Palast des Sultans, ganz versteckt und heimlich, das einzige Zeichen, daß hier Menschen hausen. Zwei kleine Brücken über die beiden Flüßchen waren bald überschritten, dann aber mußten wir die öde Anhöhe hinaufklettern und auf beschwerlichen, selbstgefundenen Wegen durch das hügelige Terrain bergauf und bergab steigen. Die Melancholie der Gegend wird hier noch durch den weithin sich streckenden Friedhof der Juden erhöht. Welche Gefühle muß unsre

deutschen Landsleute beschleichen, die aus den blühenden Ländern der Heimat hier in dieser Wüste ihre Zelte aufschlagen! Alles scheint hier ausgestorben, nur hie und da begegnet uns ein tscherkessischer Reiter oder ein einsamer Wasserträger. Endlich zeigten sich wieder Häuser, und als wir sie erreichten, befanden wir uns in dem elenden Kassim Pascha, wo der landesübliche Schmutz noch durch ein sumpfiges Wasser vermehrt wird, dessen Dünste diese Gegend vorzugsweise zu einem Herd ansteckender Krankheiten machen. Aber das Volk erträgt geduldiger das harte Loos, als wir den Weg ertrugen. Wir kürzten ihn durch größere Steigungen ab und kamen endlich nach der langen Wanderung wieder in Pera an.

---

12. Türkische Verfassung und Verwaltung. — Abschied von Konstantinopel.

Ihr verlangt gewiß nicht, daß ich euch eine Staatsdenkschrift über die öffentlichen Zustände in der Türkei liefere, dazu müßte ich mindestens so viel Monate hier weilen, als ich Tage hier bin, auch meine Reise tief in die Provinzen erstrecken. Ich erzähle euch bloß das Wenige, was ich beobachtet habe, und ihr mögt daraus eure Schlüsse ziehen.

Ein schönes Gebäude in Stambul, unweit der Sophien-Moschee, wurde mir als Parlamentsgebäude bezeichnet, und in der That besitzt das osmanische Reich seit dem 23. Dezember 1876 eine Verfassung, wie sie nach dem allgemeinen Rezept in wenigen Stunden zusammengestellt werden kann, und wonach sich auch die Verfasser allzubald überzeugen, daß ein solches Blatt Papier zwischen dem Heute und Gestern keinen Unterschied macht. In der That ist das Parlament von seinem Erfinder Midhat Pascha nur zu einem politischen Schachzuge gegen die russischen Forderungen vor Beginn des letzten Feldzuges gebraucht worden, seitdem ist es nicht wieder einberufen worden, und die Verfassung gerät in Gefahr, durch Nichtgebrauch ihre Geltungskraft zu verlieren. In der Türkei erscheint eben ein konstitutionelles Khalifentum eine eben solche Unmöglichkeit, wie es ein konstitutionelles Papsttum sein würde, denn Theokratie und beschränkte Monarchie sind Gegensätze, für welche es keine Versöhnung giebt. Als Haupt der Gläubigen genießt aber der Sultan den vorzüglichsten Rechtstitel seiner Macht; ihn der Verfassung zu opfern, würde schon einen Eingriff in die religiöse Gestaltung des Staates bilden. Ernstlich kann also ohne Bruch mit dem Koran am Bosporus von einem verfassungsmäßigen Regiment keine Rede sein. Dieses Religionsbuch hat vielmehr seinen Anhängern eine ganz andre politische Richtung vorgeschrieben, nämlich durch Ausbreitung des Islams die Ungläubigen zu bekämpfen; zum Lohn dafür überläßt er ihnen den Besitz der unterworfenen Völker und diese selbst. Diese einfache Staatskunst haben auch die Osmanen stets geübt; sie waren niemals dazu geeignet, Reiche des Friedens zu gründen, Wohlstand und Kultur zu verbreiten. Im Gegenteil, um zu leben, mußten sie

erobern, verwüsten und knechten. Überall, wo der türkische Fuß hintrat, wurde alles vernichtet und zerstört. Das ging so lange, als sich Völker schwach genug fanden, um von den Türken unterjocht zu werden. Mit dem Augenblick, in welchem der heldenmütige Widerstand Wiens den Kriegs- und Raubzügen der Osmanen ein Ziel setzte, waren diese angewiesen, innerhalb ihrer Grenzen von dem Schweiße der Rajahs zu leben, und je mehr sich diese unabhängig machten, je weniger es in dem Kriege zu erbeuten gab, in desto höherem Grade fiel das ganze auf Krieg und Beute gerichtete Staatswesen zusammen. Für einen Raubzug genügen sehr einfache Einrichtungen, die sich gänzlich unzureichend erwiesen, wenn Friede einkehrt und die Aussicht auf Eroberungen ganz und gar abgeschnitten ist. Diese kriegerische Mission, welche der Koran seinem Volke auferlegt, läßt sich aber von seinen übrigen Satzungen nicht trennen, da man bekanntlich mit keiner Religion paktiren kann. Ich will hier von der Macht des Priestertums nicht reden, sondern nur noch auf den einen Umstand aufmerksam machen, daß, wie der Krieg, so auch die Justiz eine religiöse Einrichtung ist, welche ebenfalls jede Reform unmöglich macht, und daß deshalb ein kräftiges Zusammenwirken von Türken und Christen in einem Gerichtshofe ebenso wenig denkbar ist, als Bürgschaft für die Gerechtigkeit eines moslemitischen Urteils gegen einen Ungläubigen. Auch hier verhindert der Koran die Schaffung des Rechtsstaates, ohne welchen in unserm modernen Leben Sicherheit der Person und des Eigentums nicht erreicht werden kann. Nach denselben Grundsätzen wie die Wehrkraft richtet sich auch die Besteuerung des Volkes; die Steuern haben ihre Natur als Ausschreibungen für den Krieg noch immer behalten. Es kommt gar nicht darauf an, ob ganze Provinzen für die Dauer geschädigt werden, wenn nur für den Augenblick Geld geschafft wird. Steuerfrei ist nur das Eigentum der Moscheen, Vakuf, und diesen werden oft schon bei Lebzeiten unter Vorbehalt des Nießbrauchs Schenkungen gemacht, nur um die schweren Steuern zu ersparen. So hat sich in dem Besitze des Vakufs eine Vermögensmasse angesammelt, die in der toten Hand brach liegt, während der Staat an dem Nötigsten darbt. Die Erziehung und Bildung ist, wie seit Alters, in der Hand der Ulemas geblieben, und die außerordentliche Schwierigkeit, die türkischen Schriftzeichen zu brauchen, ist jedem Fortschritt und jeder Verbreitung des Wissens hinderlich. Denn wenn das mechanische Schreiben eine so große Fertigkeit erfordert, daß sie nur durch vieljähriges Studium erreicht werden kann, so muß diese Zeit der übrigen Ausbildung verloren gehen. Die Einführung eines leichtern Alphabets, wie dies einst in der armenischen Sprache geschehen ist, scheitert an der Heiligkeit der bisherigen Einrichtung.

Gegenüber diesen Hauptpunkten sind die ins äußere tretenden Schwächen, wie sie dem Fremden bei einem kurzen Aufenthalt in die Augen springen, kaum von Bedeutung. Die türkische Zeitrechnung beginnt für die Arbeit mit Sonnenaufgang, der mit zwölf Uhr bezeichnet wird, und es wechseln daher fortwährend

die Arbeitsgrenzen mit den Tagesstunden. Da z. B. die Büreaustunden in den Ministerien von fünf bis zehn Uhr (türkisch) liegen, so beginnen und enden sie jeden Tag anders. Unter solchen Umständen ist die Disziplin schwer aufrecht zu erhalten, zumal da öffentliche Uhren in dieser ausgedehnten Stadt zu den größten Seltenheiten gehören. In den Ämtern sitzt der Chef mit seiner ganzen Schar Untergebener in einem Raume, also die Exzellenz mit ihren Räten, Sekretären und Boten zusammen, und alle rauchen und trinken ungenirt. Es herrscht nirgends so wenig sozialer Unterschied wie in der Türkei, und daher mag es auch kommen, daß nicht selten Personen aus dem niedrigsten Stande die höchsten Ehrenstellen erreichen. Akten werden nur in ganz primitiver Weise geführt, d. h. die einzelnen Papierstreifen werden, so weit sie nicht anders verwendet werden, in große Säcke gesteckt; dort mag man suchen, wenn etwas erfordert wird. Eine Ausnahme macht in gewisser Hinsicht das Auswärtige Amt der hohen Pforte; hier haben die verschiednen türkischen Diplomaten, die im Auslande waren, die Einrichtungen wenigstens äußerlich auf europäischen Fuß gebracht, hier sollen auch Akten und Registraturen vorhanden sein. So erzählt man sich, daß ein Diplomat, der bei seinem Aufenthalt in Europa gesehen hatte, daß die Ministerien Bibliotheken besäßen, ebenfalls die Anschaffung einer solchen befohlen habe. Durch die verschiednen Kanäle gelangte der Auftrag an einen griechischen Antiquar, und dieser lieferte eine ganze Reihe von hübsch eingebundenen Büchern, deren Hauptteil freilich, wie z. B. Büffons Naturgeschichte, Ariosts rasender Roland u. dergl. m., nur in geringer Beziehung zu der Diplomatie steht. Die Schar der Beamten ist unendlich, die Straßen in Stambul und die Räume der Ämter wimmeln von Beamten aller Art, denn wo eine schrankenlose Despotie herrscht, werden Ämter und Würden ohne Rücksicht auf den Staatshaushalt nach Laune und Willkür verteilt. So las ich heute in einer Zeitung, daß der Oberste der Eunuchen, Berem Aga, mit dem Bau der neuen Kaserne bei Jildis betraut und daß die Pension eines frühern Ministers auf jährlich 36000 Mark erhöht worden ist. Wie es da mit einer Finanzkontrole beschaffen sein muß, kann man sich leicht vorstellen. Auf der einen Seite wird verschwendet, auf der andern gedarbt; was in die Taschen der Großen fließt, wird den Kleinen entzogen, jahrelang wird Offizieren und Beamten der Sold und Gehalt nicht gezahlt. Diese aber wollen leben, und so entwickelt sich natürlich ein offizielles Bettler- und Spitzbubenvolk von jedem Rang und Stand. Soll ich bei meiner Ankunft meinen Koffer auf offner Straße — denn eine Halle sah ich nicht — durchwühlen lassen und die Gefahr laufen, meine Sachen beschmutzt zu sehen oder gar zu verlieren? Nein, ich zahle dem Zollbeamten vor aller Augen einen Tscherek, etwa eine Mark, und kann ungehindert über die Zolllinie. Der Schmuggel steht in höchster Blüte, und ein Kaufmann, bei dem ich häufiger verkehrte, erklärte mir rundweg, daß für einen Händler, der in loyaler Weise die Waaren beziehe und versteuere, es unmöglich sei, gegenüber denjenigen Kon-

kurrenten zu bestehen, welche sich des Schmuggels bedienen. Dazu kommt, daß die Silbermünzen im Kurs schwanken und täglich ihren Wert verändern. Was durch Kursdifferenzen und Wechslerkniffe verloren geht, ist enorm, und auch wir können ein Lied davon singen. Jedesmal wenn man mit türkischem Geld bezahlt und selbst bloß auf die Münze eines Medschidje, d. h. etwa 4,30 Franken, etwas herausverlangt, kann man immer auf einen Verlust von zwanzig bis dreißig Pfennigen rechnen.

Ich habe bei dieser kurzen Skizze weder von den Staatsfinanzen und der schwebenden Schuld, noch von der Ausnahmestellung der christlichen Unterthanen der Pforte und der christlichen Bewohner Konstantinopels gesprochen, die, teils Unterthanen europäischer Staaten, teils Schutzgenossen derselben, weder dem türkischen Reiche noch dem Schutzstaate zollen und steuern, sondern lediglich die Plage der Konsulate bilden. Das würde mich zu weit führen, und die Nacht ist bereits vorgerückt. Ich berühre auch nicht die Polygamie und ihre unheilvollen Folgen in physischer und sittlicher Beziehung, obwohl die erstere viel häufiger ist, als man die Europäer glauben macht. Ich könnte hier nur Bekanntes wiederholen.

Mehr als je stehen jetzt wieder die Reformen im Vordergrunde, deren Notwendigkeit nicht mehr abzuleugnen ist. Aber von vornherein wird es klar sein, wo ihre Grenze liegt. Eine Umgestaltung der Türkei zu einem europäischen Staate erscheint mir gänzlich ausgeschlossen. Dennoch können die schreiendsten Mißstände der Verwaltung beseitigt werden, wenn nicht bloß der gute Wille des gegenwärtigen Sultans ausdauert, sondern auch von Thatkraft begleitet ist. Ein neues Beamtentum läßt sich nicht in einem Menschenalter schaffen, aber durch eine strenge Kontrole der Ausgaben, durch eine scharfe Aufsicht lassen sich wenigstens Unterschleife, Bestechungen und Bedrückungen auf ein niedrigeres Maß herabsetzen, und schon wenn dieses erreicht wird, darf Abdul Hamid auf die Dankbarkeit seiner Nation rechnen. Dabei können vielleicht schon einzelne Grundlagen für die Zukunft gewonnen und Einrichtungen getroffen werden, welche erst von spätern Geschlechtern genossen werden können. Ein neues Leben kann aber erst aus den Ruinen, d. h. aus dem völligen Untergange des Islam, erblühen; dieser hat aber noch nichts von seiner alten Kraft verloren. Statistiker weisen nach, daß die Türken in Europa und Kleinasien an Zahl fortwährend abnehmen; macht dieser Rückgang weitere Fortschritte, dann löst sich die orientalische Frage dereinst von selbst.

Uns aber war die Lösung von dem goldnen Horn viel früher beschieden. Unsre Zeit war abgelaufen, die uns in dieser fremden Welt zu weilen bestimmt war. Noch einmal bestiegen wir eine Barke und ließen uns die Ufer von Stambul und Pera-Tophane entlang führen, dann gingen wir in das Büreau der Messagerie nach Stambul und lösten uns für den ägyptischen Dampfer Billete. Noch einmal sahen wir uns das Gewühl der Brücke und in den Straßen von Pera an; dann wurde von den alten und neuen Freunden Abschied

genommen, und geleitet von unserm Dragoman, der uns durch einige Tscherekts von der erneuten Zollvisitation befreite, gelangten wir an Bord der „Mechalla.“ Noch nehmen wir uns nicht die Zeit, unsre neuen Reisegefährten zu mustern, denn eben werden die Anker gelichtet und es gilt, den letzten Blick von Konstantinopel zu erhaschen. Ein günstiger Himmel bereitete uns auch zum letzten male eine glänzende Abschiedsbeleuchtung; bald ragt von Pera nur noch die deutsche Botschaft als das Wahrzeichen unsers mächtigen Reiches empor, dann entschwindet das christliche Ufer gänzlich, während Stambul etwa noch eine Stunde lang vor unsern Augen bleibt, zuerst in seiner vollen Ausdehnung bis zu den sieben Türmen mit seinem Mastenwald von schlanken Minarets, die sich noch einzeln von einander abheben. Noch einmal fällt das Auge auf die Hagia Sofia und die Suleimanije, dann vereinigen sich die Minarets, und endlich bezeichnet ein glänzender Streif am Horizont, daß auch Stambul für uns — gewesen ist.



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben.

13. Moderne Samariterinnen.



Der Leser mag sich darauf gefaßt machen, in dieser Geschichte fast ausschließlich mit ältern Damen und mit ältern jungen Damen zu verkehren. Hier sind gleich zwei Paar, zunächst die Frau Gräfin und die Frau Rätin, und dann Komtesse Thekla und die Lotte. Wir befinden uns in Heringsdorf auf der Strandpromenade.

Die Frau Gräfin war eine verwitwete Gräfin Schladitz, und zwar aus der reichen Linie. In B. gehörte sie zu einem der vielen christlichen Kreise und war wegen ihrer Wohlthätigkeit allgemein geschätzt und allgemein in Anspruch genommen. Im übrigen lebte sie sehr einfach und kleidete sich mehr als einfach. Was sie hier wieder für ein Kleid anhatte, ist unglaublich; die reine Kutte von einem Stoffe, der an Sackleinwand erinnerte, aber echte schwere Seide war. Sie sah, oberflächlich betrachtet, nach gar nichts aus, bei näherem Zusehen ließen die feinen, etwas leidenden Züge des Gesichtes und ein gewisses müdes Wesen die vornehme Frau erkennen. Nach desto mehr sah die Frau Rätin aus, eine untersetzte lebhafte Dame von energischer Haltung und scharfen, wasserblauen Augen. Jawohl, scharfen, wasserblauen Augen! Sie gehörte demselben Kreise an wie die Frau Gräfin und durfte auf dem von ihr bearbeiteten Gebiete der Vereinswohlthätigkeit zu den Großindustriellen gerechnet werden. Komtesse Thekla war die Nichte der Gräfin, auch eine Schladitz, aber aus der armen Linie. Und die Lotte — nun, das war eben die Lotte, der Adjutant der Frau Rätin — nein wirklich, eine sehr tüchtige Kraft. Ihre häuslichen Verhältnisse waren eigentlich nicht derart — ihre Mutter war eine Pastorswitwe, welche Not hatte, mit ihrer knappen Pension

auszukommen. Das über die ersten Jugendjahre bereits hinausgekommene Töchterchen hatte es verstanden, sich in jenen höhern christlichen Kreis einzuführen, und wurde dort geduldet, weil sie sich überall nützlich zu machen wußte und demgemäß als „Kraft“ verwendet werden konnte. Diesmal hatte sie die Frau Rätin, um Gesellschaft und Hilfe zu haben, mit ins Bad genommen, was für die Lotte sehr angenehm, aber für die alleinstehende Mutter desto übler war. Indes, wer fragte darnach, die Mutter hatte diese offenbare Wohlthat anzuerkennen und sich dankbar zu beweisen.

Die Frau Gräfin war gerade am Ende einer längern, in etwas kläglichem Tone vorgetragenen Erörterung angekommen: Man müßte doch mehr thun, schloß sie. Es ist so schwer — und die Not und das Elend sind doch furchtbar. Es giebt in Berlin viertausend — ich weiß nicht —, viertausend oder vierzigtausend Verkäuferinnen.

Ach ja, die Verkäuferinnen, klang es in zweiter Reihe wieder, sie sind so nett. Wissen Sie, Komtesse, bei Gräfenstein das junge Mädchen links in der Galerie, sie ist so nett, ich habe sie so sehr gern.

Man müßte doch hier helfend eingreifen, fuhr die Frau Gräfin fort. Die großen Verkaufshäuser in Paris senden ihre Verkäuferinnen zur Erholung in Seebäder. Ich dachte an eine Art von Ferienkolonien.

Frau Gräfin meinen unstreitig ein Verkäuferinnenheim.

. . . Heim?

Ja gewiß, ein Haus, einen Gebäudekomplex, eine Anstalt, etwa wie das Kinderheim in Norderney.

Ich dachte eigentlich an Reiseunterstützungen.

Unmöglich! Bedenken Sie die Gefahren, denen diese alleinstehenden Personen ausgesetzt sind, bedenken Sie, Frau Gräfin, die furchtbare Verantwortung, diesen Personen Reiseunterstützung zu geben. Die Frau Gräfin bedachte es und erschrak sichtlich. Nein, Frau Gräfin, es muß eine unter strenger Kontrole stehende Anstalt sein.

Ach ja, ein Verkäuferinnenheim, das ist reizend, tönte es aus dem zweiten Gliede. Bitte, bitte, Frau Gräfin, lassen Sie uns ein Verkäuferinnenheim gründen!

Sie denken, Lotte, das geht nur gleich so, meinte Komtesse Thekla. Wo wollen Sie denn das Haus hinstellen?

Komtesse Thekla, erwiederte die Frau Rätin mit dem Tone der Siegesgewißheit, hierher. — Warum nicht hierher? — Diese Bäume hier werden weggeschlagen, die dort bleiben für den Park stehen. Das Haus wird dort auf den Hügel gebaut. Es ist eine vortreffliche Lage mit der schönsten Aussicht auf den Strand.

Man bestieg gleich den Hügel. Die Frau Gräfin, welche nicht gewohnt war, in Einzelheiten zu denken, blickte unsicher umher. Desto mehr war die Frau Rätin in ihrem Elemente. Das „Projekt“ stand ihr mit voller Deutlichkeit vor Augen, und so stellte sie sich auf den strategischen Punkt des Platzes und zeichnete den Zukunftsbau mit dem Sonnenschirm. Ich denke, ein Hauptgebäude und zwei Nebengebäude werden genügen. In das Hauptgebäude kommen die Verwaltungsräume, die Wohnung des Anstaltsgeistlichen und die Zimmer für den Vorstand und die Gönner der Anstalt, in die Seitenflügel die Wohnräume mit vorläufig hundert Betten. — Und der Versammlungssaal? — Kommt ins Hauptgebäude — hierher. — Nicht wahr, und ein Harmonium schaffen wir auch an? — Natürlich! — Und bitte, Frau Rätin, ein Kreuz auf die Fassade, ein goldenes Kreuz, das ist so sehr nett. — Natürlich! — Und eine Waschküche? — Natürlich! Die Waschküche legen wir in ein besondres Gebäude mit hohem Schornstein. — Ach, das wird furchtbar nett.

Aber Kinder, fiel Komtesse Thekla ein, das wird eine teure Geschichte. Und

besonders in Heringsdorf! Ich finde, man könnte das Haus auch an einer billigern Stelle bauen.

Kein Gedanke. Ich bitte Sie, Verkäuferinnenhaus in Zinnowitz, wie macht sich das! Ich versichere Sie, Komtesse ich bringe schneller 10 000 Mark für Heringsdorf als 2000 für Zinnowitz zusammen.

Mein Gott, meinte die Frau Gräfin, die Personen können ja auch selber etwas thun.

Natürlich! Wir richten gleich zwei Arbeitssäle ein; es wäre ja eine Sünde, dem Müssiggang Vorschub zu leisten. Die Pensionärinnen können Strümpfe stricken. Nehmen wir an, hundert Pensionärinnen, von denen jede ganz gut in vier Tagen drei Strümpfe stricken kann —

Erlauben Sie, Frau Rätin, man kann, wenn man fleißig ist, ganz gut in drei Tagen vier Strümpfe stricken. — Hier folgte eine längere Auseinandersetzung, ob drei Strümpfe in vier Tagen oder vier Strümpfe in drei Tagen anzunehmen seien, die letztere Ansicht drang aber schließlich durch. — Also nehmen wir an, vier Strümpfe in drei Tagen. Das Pfund Wolle kostet 3 Mark 60 Pfennige; davon kann man vier Paar Strümpfe stricken, und am Paar, wenn man es für 1 M. 20 Pf. verkauft, 30 Pf. verdienen, das macht — 37 M. 50 Pf. täglichen Zuschuß zur Anstaltskasse. Ja, meine Damen, 37 M. 50 Pf.

Man blieb stehen und staunte. Die Frau Gräfin hatte von der Berechnung weiter nichts begriffen als die Thatsache, daß man Strümpfe für 1 M. 20 Pf. kaufe — unbegreiflich! Sie hatte nie weniger als 1 M. 75 Pf. gezahlt, für wirklich ganz gewöhnliche Strümpfe. Wenn man nachgewiesenermaßen von ein Paar Strümpfen 55 Pf. Gewinn haben könne, so sei ja die Möglichkeit gegeben, aus dem Ueberschusse Freistellen zu gründen.

Dieser Gedanke fand Billigung. Auch drang zuletzt die Meinung siegreich durch, daß es bei den gegenwärtigen günstigen Wollpreisen empfehlenswert sei, sogleich zum Ankauf von Wolle zu schreiten.

Man kehrte mit gehobenem Gefühl heim, und die Freude würde vollständig gewesen sein, wenn sich nicht die Regung der Ungeduld eingemischt hätte, daß von dem so wichtigen und segensreichen Werke noch nichts zu sehen war. Und dazu die nicht abzuweisende Frage: Woher nehmen wir das Geld? Doch dies berührte die Frau Rätin am allerwenigsten: Man muß nur den Glauben an eine gute Sache haben.

Und Zeit, fügte Komtesse Thekla mit harmloser Miene hinzu.

Bei der nächsten Tabel d'hote lief bereits das geflügelte Wort Verkäuferinnenheim die Reihen entlang. Man fragte, sprach, interessirte sich, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und die Frau Rätin schwamm oben. Nur in der gottlosen Ecke wurden schlechte Witze gemacht und auch die Probiermamsellen einer liebevollen Pflege empfohlen.

Nun war gerade eine Fürstlichkeit am Orte. Eine so günstige Gelegenheit, eine größere Summe für das Unternehmen locker zu machen, durfte man sich nicht entgehen lassen. Die Frau Rätin verfügte bereits über ihre Freundinnen. Allein die Frau Gräfin war zu nichts zu bestimmen, sondern lehnte jede Beteiligung mit einer kühlen Bestimmtheit, die sie sonst nie zeigte, ab. Die Frau Rätin wunderte sich höchlichst, konnte nicht begreifen, fand durchaus nichts dabei und beschloß, selbst ihr Glück zu versuchen. Mit der unermüdlichen Beharrlichkeit, von der ihr Mann zu Hause ein Lied singen konnte, fand sie Mittel und Wege, anzukommen, vorgestellt zu werden und ihr Anliegen vorzubringen. Durchlaucht waren sehr gnädig. Ein Verkäuferinnenheim, eine so neue und originelle Sache, findet immer am

ehesten Interesse. Durchlaucht spendeten 50 Mark und sprachen den menschenfreundlichen und segensreichen Bestrebungen ihre Anerkennung und ihre besten Wünsche aus. Die Frau Rätin schwamm ganz oben. Sie setzte nun noch durch, daß bei der nächsten „Reunion“ gesammelt und zum Besten der Verkäuferinnen eine Segelpartie veranstaltet wurde, und zog mit Hochgefühl und 104 Mark heim.

Es ist merkwürdig, wie man sich über das Wichtige in der Welt täuschen kann. Die Frau Rätin hatte sich allen jenen Bestrebungen zugewandt, deren Wichtigkeit in Schrift und Wort gar nicht eindringlich genug betont werden kann, sie hatte sich beteiligt am Missionsnähen, an der Strickschule, an der Diakonie, an der Herberge, am Rettungshause, am Jungfrauenvereine, an den Vereinen gegen die Trunksucht und für entlassene Sträflinge; und in dieser ganzen Reihe von Anstalten, von deren Notwendigkeit sie bisher so überzeugt gewesen war, befand sich kein Heim für Verkäuferinnen, eine Sache, die doch unbedingt verdiente, in den allervordersten Vordergrund gestellt zu werden. Ja, das Verkäuferinnenheim, und dies vor allen andern, mußte die Herzen und Hände in Bewegung setzen. Wie hatte doch Durchlaucht gesagt? Ich beglückwünsche Sie zu der außerordentlich glücklichen Idee. Möge sie bald Verwirklichung finden. Es währte nicht lange, so gab es für die Frau Rätin nur noch das Verkäuferinnenheim.

Hatte die Frau Rätin Unrecht? Als Frau gewiß nicht. Denn es ist das Wesen der Frau, sich ihrer Aufgabe mit liebevoller Einseitigkeit zu widmen. Den Ueberblick über weitere Gebiete, die Ausgleichung der verschiedenartigen Anforderungen mögen andre besorgen. Wir machen also der Frau Rätin keinen Vorwurf darüber, daß sie in ihrem Verkäuferinnenheim förmlich aufging, ja wir müssen ein gewisses Talent, ihren Ideen einen Massenumsatz zu verschaffen und Personen und Dinge zu beherrschen, anerkennen. Jetzt war ihr eine neue Aufgabe geworden — das Verkäuferinnenheim. Diese Aufgabe begleitete sie Tag und Nacht. Es gab nur noch das Verkäuferinnenheim. Alles andre in der Welt ward Vorhalle zu diesem Heiligtum. Das Wort Verkäuferinnenheim fand in dem Wortschatze weiter Kreise Aufnahme, bereits fing man an, sich dem neuen Sterne zuzuwenden. Wie hatte doch Se. Durchlaucht gesagt? Ich werde mich freuen, zu vernehmen, daß Ihr Unternehmen in den weitesten Kreisen gewürdigt wird.

Aber einer mußte nun die wohl vorbereitete Sache in Gang bringen, und dieser eine konnte niemand anders als der Herr Hauptpastor sein. Der Herr Hauptpastor war zwar überladen mit Arbeit, hatte andre Aufgaben in Hülle und Fülle, hatte sich auch einigermaßen skeptisch über die Sache ausgesprochen (unbegreiflich, unglaublich!), es half aber nichts. Eben setzte die Frau Rätin zum siebenten male an, um ihn zu bestimmen, eine Versammlung zu berufen und darin den Vorsitz zu führen.

Sie traf bei dem Herrn Hauptpastor gerade die Frau Gräfin, welche seit Heringsdorf einige Monate in Schlesien bei Verwandten gewesen war, die Verkäuferinnen gänzlich vergessen hatte und ihre alte Melodie sang: Das ist eben das besonders Schwere, man möchte doch so gern für die andern etwas sein, und man müßte doch mehr thun. Obwohl der Herr Hauptpastor versprochen hatte, jetzt zu allererst an das Verkäuferinnenheim zu denken, so hatte er doch die Verkäuferinnensache gänzlich vergessen und empfahl der Mildherzigkeit der Frau Gräfin seine Lieblingsmission unter den Hottentotten. In diesem Augenblicke rauschte die Frau Rätin, erfüllt von ihrer Aufgabe, herein, hörte das letzte Wort von den Hottentotten, durchschaute die Lage und machte Augen so groß wie Kaffeetassen. Dem Herrn Hauptpastor und der Frau Gräfin fielen alle ihre Sünden ein. Die Frau Rätin sagte kein Wort, aber sie benutzte ihren Sieg so gründlich, daß sie den Herrn

Pastor und die Frau Gräfin endgiltig an ihre Sache fesselte. Am andern Tage lief ein Vereinsbote mit einem Einladungsschreiben in der Stadt umher.

Hat der geneigte Leser je einer Damensitzung beigewohnt? Wohl schwerlich. Wie soll ich aber eine solche beschreiben? Vielleicht kennt er den Zackenfall oder einen Wasserfall der sächsischen Schweiz. Da wird von Zeit zu Zeit der Schützen über dem Falle aufgezogen, ein Wassersturz bricht hervor, schäumt um alle Steine und Klippen und verläuft sich dann mit Murmeln. So ungefähr gehen die einzelnen Momente einer Damensitzung vorüber, und so verlief auch die Sitzung, in welcher der Verein zur Gründung eines Heims für bedürftige Verkäuferinnen zustande kam.

Es waren etwa dreißig Damen versammelt; der Herr Hauptpastor und der Herr Hilfsprediger waren die beiden einzigen männlichen Wesen. Zunächst gab es einen lang ausgedehnten „Ständer"; man unterhielt sich mit großer Lebhaftigkeit, und es schien, als ob dies der eigentliche Zweck der Versammlung wäre. Endlich, nach langem Warten, forderte der Herr Hauptpastor die verehrten Damen auf, Platz zu nehmen. Es geschah dies auch nach und nach, aber das vorschriftsmäßige Stillschweigen trat erst ein, als die Frau Generalin, eine alte Dame, die in verschiedenen Frauenvereinen den Vorsitz führte, sich ernstlich räusperte, auf den Tisch pochte und die verehrten Damen mit Strenge ansah.

Der Herr Hauptpastor eröffnete die Sitzung, indem er an das Wort anknüpfte: „Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zur Mördergrube gemacht," von der Sonntagsheiligung sprach und von den Mitteln, durch welche die Verkäufer, die aus dem Gotteshause vertrieben worden seien, wieder hineingeführt werden sollten, und wie aus dem Feiertage für die überangestrengten Verkäufer eine Mördergrube geworden sei. Meine Damen, wir haben uns erlaubt, Sie einzuladen, um uns zu beraten, wie dem Jammer und der Not der Verkäuferinnen zu steuern sei.

Hier wandte sich jede der Damen an ihre Nachbarin, und der Zackenfall ward frei: Verkäuferinnen — Ja, sie sind sehr zu beklagen — Ach, das ist ja so nett — Sind das nur die Konfektioneusen oder auch die Verkäuferinnen in den Konditoreien? — Natürlich. — Ach, Verkäuferinnen! — Habe davon gehört. — Seine Durchlaucht, der Fürst. — Ganz entschieden — Ueberhaupt die Verkäuferinnen — und so weiter in infinitum. Der Herr Hilfsprediger protokollirte. Nachdem der Strom verronnen war, nahm der Herr Hauptpastor wieder das Wort und schloß mit dem „Projekt" in Heringsdorf. Heringsdorf — Ach, Heringsdorf — Vortrefflicher Strand — Sehr gehoben in letzter Zeit — Kurhaus sehr anständig — War diesen Herbst in Norderney — Kennen Sie Wüstenort? Neu entdeckt — Beispiellos billig — Ueberhaupt die Seebäder u. s. w.

In solchen Schritten bewegte sich die Verhandlung vorwärts. Da der Gegenstand der Verhandlung schon zuvor allgemein bekannt, besprochen und gebilligt war, so machte es keine Schwierigkeiten, die Gründung eines Vereins für das Verkäuferinnenheim in Heringsdorf fertig zu bringen. Sämtliche dreißig Damen traten in den Vorstand ein. Der Herr Hilfsprediger ward Schatzmeister.

Jetzt war der große Augenblick der Frau Rätin gekommen. Sie brachte ihre 104 Mark vor und legte sie unter ausführlicher Wiedergabe der Worte Seiner Durchlaucht auf dem Tische des Hauses nieder. Sensation — der Herr Hilfsprediger trat in Thätigkeit und schrieb auf ein neues Blatt seines Notizbuches 104 Mark.

Nachdem sich auch dieser Sturm gelegt hatte, trat die Frage in den Vordergrund, wie das Geld zu verwenden sei. Die Frau Gräfin kam schüchtern mit ihrer Wolle an, fand aber kein Gehör. Vielmehr drang der Beschluß durch, von

der „projektirten" Anstalt eine Zeichnung anfertigen zu lassen. Hierbei wurde in erster Linie der Baurat Herr Konstantin Schindemüller genannt. Ach ja, der liebe Baurat wird uns gewiß einen Plan machen. — Habe ihn so gern. — Ist er denn gläubig? — Gewiß. — Die schönen blonden Haare! — Ich mag überhaupt die Altarplätze so gern — und so weiter.

Wenn wir aber mit dem Gelde nicht reichen?

So machen wir in Gottes Namen Schulden, sage Komtesse Thekla.

Daß die gute Komtesse ihre Zunge so wenig beherrschen konnte! Man traute ihr so wie so nicht recht und nahm sie nicht für ganz voll. Sie soll ja — man sagt ja — sie habe in Pommern mit Husarenoffizieren — Schlittenpartien gemacht.

Der Auftrag an den Herrn Baurat wurde dann aufgegeben: Wissen Sie, lieber Herr Baurat — so ein bischen gemalt mit Hintergrund. Grundriß — natürlich. Bauanschlag — wenn Sie meinen, daß der nötig ist?

Nach gemessener Zeit liefen denn auch die Zeichnungen ein, vier Blatt auf Elefantenpapier, wahre Kunstwerke, und die Fassade — entzückend. Besonders die Umgebung und das Meer — reizend. Die „Spezialität" des Herrn Baurats war frühgothischer Stil, Uebergang aus dem Romanischen ins Gothische. Er verstand zwar nicht viel davon, aber mit Hilfe von allerhand Architekturbüchern und einigen architektonischen Prachtwerken hatte er sich so eine Art von Frühgothik zurechtgemacht; das Heim ward also auch in diesem Stile „projektirt," und die Baukosten entsprachen dem „Projekte" — 200000 Mark. Ein wenig viel freilich, aber wenn man einmal etwas unternimmt, muß es auch gut gemacht werden.

Zum Schlusse kam die Rechnung zu Tage. Sie betrug 304 Mark. Maßloses Erstaunen. Nein aber! Das war ja schändlich von diesem Baurat; man hatte sich in ihm und seinen schönen blonden Haaren grausam getäuscht. Man hatte angenommen, daß es ihm eine Freude sein werde, für die „gute Sache" umsonst zu arbeiten. Er hatte in der That auch nur seine „baaren Auslagen" berechnet — aber 304 Mark! Unerhört!

Man war also jetzt in der Lage, Schulden decken zu müssen. Das hatte aber auch seinen Vorteil, insofern als die Bitte um Beihilfe nun eine größere Dringlichkeit annehmen durfte.

Der Herr Hauptprediger war natürlich Vorsitzender des Vereins geworden, das heißt, er hatte vorkommendenfalls zu „repräsentiren"; die Frau Rätin hatte das Schriftführeramt übernommen und war der eigentliche Vorsitzende, die Seele der Sache, die Unruhe in der Uhr. Sie war in der That unverwüstlich im Laufen, Drängeln und Prankeln. Wer ihr in die Nähe kam, entging der Aufforderung zu einem Beitrage für das Verkäuferinnenheim nicht. Der Vorstand und die ihm nahestehenden Freunde mußten zuerst daran, aber es galt ja ein großes Unternehmen, für welches die weitesten Kreise zu erwärmen waren. Die Frau Rätin verstand es ausgezeichnet, die jüngern „Kräfte" anzustellen, und so hatte sie eine Art Leibgarde, die sie unermüdlich in der Stadt herumhetzte.

Lotte, sehen Sie mal, ich habe hier ein paar Namen aufgeschrieben. Ich mache Sie ganz besonders auf Baron Großkopf aufmerksam. Er ist sehr reich und muß mindestens dreißig Mark geben. Hören Sie, Lotte, mindestens dreißig Mark.

Baron Großkopf ist ja aber unverheiratet. Ich kann doch unmöglich einen unverheirateten Mann besuchen.

Warum denn nicht? Für eine gute Sache ist das ganz gleich.

Aber Mama sagt, es sei unweiblich, und man dürfe auch für eine gute Sache nichts unschickliches thun.

Ja, wenn freilich Ihre Frau Mama bestimmen will, was für das Verkäuferinnenheim zu geschehen habe und was nicht, dann sind wir überflüssig.

Aber ich kann doch nicht — die Lotte war nahe am Weinen.

Sie können, und Sie gehen. Ich begreife nicht, Sie gehen ja nicht als Mensch. Es half nichts, die Lotte mußte gehen. Sie ging auch und brachte richtig ihre dreißig Mark mit.

So dauerte es nicht lange, bis das Defizit gedeckt und wieder ein ansehnlicher Betrag gesammelt war. Leider fand der Fortgang der Sache im Schooße des Vorstandes selbst Schwierigkeiten. Die gute Gräfin, welche nicht die Gabe besaß, große Aufgaben zu begreifen, kam mit dem Antrage, einer armen Verkäuferin, welche geschwollene Füße und Neigung zur Schwindsucht hatte, eine Beihilfe aus der Vereinskasse zu zahlen. Sie fand damit so viel Anklang, daß es des Aufgebotes der ganzen Energie der Frau Rätin bedurfte, um eine Ablehnung durchzusetzen. Wenn die 200000 Mark gesammelt sind, wenn das Haus gebaut, wenn die feierliche Eröffnung geschehen ist, dann wird man erwägen können, was für diese Verkäuferin geschehen soll. Bis dahin giebt es nichts.

War dieser Sturm glücklich abgeschlagen, so wollte es nicht gelingen mit einem andern, gefährlicheren. Es galt einen Gelegenheitskauf. Alle Gelegenheitskäufe haben etwas überaus verlockendes für ein weibliches Gemüt. Kaufen kann jeder, aber bei gegebener Gelegenheit billig kaufen, darin zeigt sich das wirtschaftliche Talent. Nun war die Gelegenheit geboten, ein Stück Land nebst Gebäuden zu kaufen, zwar nicht bei Heringsdorf, sondern irgendwo anders, zwar nicht am Strande, sondern eine halbe Meile davon. Es war ein alter verschuldeter und verfallener Krug, nebst einigen Dutzend Morgen Land, das heißt Sand und Haide. Man debattirte bis zur Erschöpfung, ob dieses Grundstück anzukaufen sei oder nicht, ob man mit etwas Vollendetem in die Erscheinung treten wolle oder mit Kleinem den Anfang machen. Den Ausschlag gab der Umstand, der zum Schlusse zu Tage kam, daß der Krug unter Privatzustimmung einer Anzahl der Damen bereits gekauft war, und daß jetzt nur noch übrig blieb, die vollendete Thatsache zu „legalisiren." Die Frau Rätin war außer sich, aber sie war klug genug, nachzugeben, um nicht die Zügel gänzlich aus der Hand zu verlieren; sie hoffte auch, die Sache doch noch nach ihrem Willen zu wenden. Der Preis war niedrig; 15000 Mark für das ganze Grundstück war, nach Stadtpreisen berechnet, lächerlich billig. Daß das Haus eine halbe Meile vom Strande lag, mochte auch noch gehen, den „Personen" war es ganz gesund, eine Promenade zu machen, aber daß der schöne Plan für 304 Mark verworfen werden sollte, ging doch unmöglich. Demütig anfangen — wenn doch der gute Herr Hauptpastor sich nicht in Dinge mischen wollte, die er nicht versteht. Für eine demütige Sache giebt heutzutage kein Mensch etwas. Es muß großartig sein, es muß nach etwas aussehen. — Ob man ein Liebeswerk oder eine Gründung vorhabe? — Beides, lieber Herr Hauptpastor. Wir leben nicht im Mittelalter, sondern im neunzehnten Jahrhundert. Auch Liebeswerke müssen eine zeitgemäße Form haben. Das waren die Gedanken, welchen die Frau Rätin in den nächsten Cafés den mannichfaltigsten Ausdruck verlieh.

Die Hälfte des Betrages konnte als Hypothek stehen bleiben, die andre Hälfte mußte binnen kurzer Zeit geschafft werden. Da hatte man denn den Grund, die Mildherzigkeit durch ergreifende Hilfs- und Notschreie anzurufen. Schon wurde das Sammeln epidemisch, da fuhr die Polizei mit einer Verfügung dazwischen, daß das Sammeln von Hauskollekten ohne Zustimmen des Oberpräsidenten der Provinz untersagt sei. Der Vorstand versammelte sich und verwunderte sich

grenzenlos über diese Polizei. Der Polizei könne es doch ganz gleichgiltig sein, wer etwas zu einem guten Zwecke gebe und wer nicht. Das komme aber nur daher, daß die Frau Polizeirätin nicht zum Beitritt in den Vorstand aufgefordert worden sei. Man beschloß, beim Oberpräsidenten die Erlaubnis für eine wirkliche Hauskollekte zu erbitten. Die Antwort lautete, der Oberpräsident könne die Erlaubnis nicht erteilen, da das Bedürfnis nicht nachgewiesen sei. Vierzigtausend Verkäuferinnen und kein Bedürfnis! Der Vorstand versammelte sich und verwunderte sich maßlos über diesen Oberpräsidenten.

Was war nun zu thun? Der letzte Rettungsanker in allen Geldnöten ist der „Bazar." Er ist ein ausgezeichnetes Mittel, Geld in Umsatz zu bringen. Was irgend ein Menschenherz bewegen kann, Schönheit, Ueberredung, Gewinn, Tugend, alles wirkt zusammen, um wahrhaft großartige Erfolge zu erzielen. Der Bazar ist wie eine Presse mit vier Paar Walzen, von mindestens zwei Paar wird jeder gegriffen, wer aber auch nur einige „Distinktion" besitzt, muß durch alle Getriebe. Erstens müssen Beiträge zum Verkauf gegeben werden. Hierbei sind auch die sonst nicht sehr freigebigen Geschäftsleute zu fassen; denn diese begreifen, daß sie, wenn sie sich weigern, etwas für den Bazar zu stiften, leicht eine angesehene Kundschaft verlieren. Da ist zweitens das Eintrittsgeld. Das trifft alle, gute und böse, am meisten aber die Herren Leutnants, welche der Meinung sind, ihre Mark sowohl genußreicher als auch eleganter am Büffet loswerden zu können. Drittens muß gekauft werden, ein nobile officium, und zwar muß man Dinge kaufen, die schlechterdings gar keinen Zweck haben, nicht das, was man braucht oder haben möchte, sondern was die liebenswürdigen Verkäuferinnen einem aufschwatzen. Man glaubt gar nicht, wie da die Zehnmarkstücke davonfliegen. Viertens kommen noch Lotterien hinzu, von denen einem so viele Loose in die Tasche gestopft werden, daß man ein paar Jahre daran genug hätte. Aber was thut man nicht für die „gute Sache," noch dazu, wenn man dabei so freundlich gestreichelt wird.

Kein Wunder, daß die Frau Rätin ihre scharfen Augen auf diese Einnahmequelle richtete. Wenn sie berechnete, daß jährlich drei bis vier Bazare gehalten wurden und daß jeder derselben fünftausend Mark abwarf, so konnte man in drei Jahren getrost mit dem Bau beginnen, in fünf Jahren stand das Verkäuferinnenheim fertig da, und die bessere Zeit mußte anbrechen.

Der Bazar gelang, ja der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Es war etwas dem ähnliches noch nicht dagewesen. Drei Tapezierer und zwei Gärtner hatten alles herzugeschleppt, was sie besaßen, die Regimentsmusik hatte täglich gespielt, die jungen Mädchen hatten sich an — wie sollen wir sagen — an Liebenswürdigkeit selbst übertroffen; nach dem Takte der Musik war das Geld nur so herzugeflogen. Komtesse Thekla hatte am Büffet Punsch geschenkt und mit den Herren Stabsoffizieren scharmirt, und die Lotte war wie ein gehetzter Hase im Saale herumgeflogen. Die Pläne des Herrn Baurat waren ausgestellt gewesen und wurden mit Stolz gezeigt. Eine junge Dame hatte des Kontrastes wegen den Dünenkrug in Wasserfarben gemalt und daneben gehängt, und in der That, der Gegensatz war großartig.

Aber noch war alles von dem Hochgefühl des Erfolges erfüllt, da mischten sich einige bittere Tropfen in den Freudenkelch. Es zeigte sich, daß die Unkosten ganz gewaltig gewesen waren, und daß der bessere Teil der Einnahmen von den Unkosten verschlungen wurde. Noch hoffte man bei künftigen Bazaren billiger wegkommen zu können, nachdem man Lehrgeld gezahlt hatte. Da trat ein vollendeter Krach ein und machte die Wiederholung eines Bazars zur Unmöglichkeit.

Es hatte eine junge Dame an den Verkaufsständen mitgewirkt, die niemand kannte. Es war und blieb auch ein finsteres Geheimnis, wer diese Dame eingeführt hatte, da sich der Uebelthäter wohl hütete, sich zu melden. Der Herr Hilfsprediger hatte sie für die Tochter des Generals gehalten und ihr einige zarte Aufmerksamkeiten erwiesen. Später hatten die Herren Offiziere den Stand belagert und ihre Galanterien angebracht. Und wirklich war die junge Dame ganz besonders hübsch, fein und unterhaltend gewesen; sie hatte auch die allerbesten Geschäfte gemacht. Man hatte schon während des Bazars gemunkelt und jetzt kam es zu Tage, daß die Unbekannte eine Verkäuferin bei Schütz u. Comp. gewesen war. Allgemeines Entsetzen — eine Verkäuferin unter den Töchtern der besten Gesellschaft! Und dabei hatte sie den größten Erfolg gehabt und andre verdunkelt, hatte den Herrn Hilfsprediger, den die ältern jungen Damen als ihr besondres Eigentum betrachteten, verführt und mit den Herren Leutnants auf die unanständigste Weise kokettirt.

Nein, alles, was recht ist, entgegnete Komtesse Thekla, sie hat sich durchaus anständig betragen.

Aber diese Person —

Was wollt ihr denn, ihr wollt euch doch der Verkäuferinnen annehmen — da habt ihr ja gleich eine.

Ach, das ist doch was ganz andres.

In der nächsten Sitzung machte man der Frau Rätin die bittersten Vorwürfe. Sie war an allem Schuld gewesen, sie hatte den Bazar gewollt und durchgesetzt, man hatte gleich seine Bedenken gehabt und nur nachgegeben, weil die sechstausend Mark geschafft werden mußten und weil man keinen andern Ausweg aus der Not fand, aber nie und nimmer durften die wohlgezogenen Töchter guter Häuser wieder in solche Lage gebracht werden, mit Verkäuferinnen zu „konkurriren."

Die Frau Rätin blieb die Antwort nicht schuldig, die Sitzung ging in die Brüche, und die Angegriffene zog sich grollend zurück.

Was nun? Es ist nicht gut, wenn Personen von großer Bedeutung zu unumschränkt herrschen, sie lassen Kräfte von andrer Art neben sich nicht zur Entfaltung kommen. Als die Frau Rätin verschwunden war, fing Fräulein Ida Schraps an, ihre Eigenart zu entwickeln. Sie galt in ihrem Kreise für eine Dichterin, auch war bekannt, daß sie unter dem Namen Bruno von Walden die Feuilletons verschiedener Zeitungen mit Heiratsgeschichten versorgte. Sie war übrigens die jüngste von fünf Schwestern, welche die klangvollen Namen Hulda, Olga, Selma, Laura und Ida Schraps hatten und die Eigentümlichkeiten besaßen, daß sie sämtlich in corpore aufzutreten und zu sprechen pflegten. Fräulein Ida Schraps hatte sich schon früher für das Verkäuferinnenheim interessirt, hatte Zeitungsberichte geschrieben, hatte für den Bazar einundfünfzig sinnige Sprüche gedichtet, die den Saal und die Verkaufsstände zierten, und die Schwestern Schraps waren nicht müde geworden, in geschlossener Gruppe durch den Saal zu ziehen und die Sprüche zu bewundern. Sie hatte auch schon immer auf die Macht der Presse hingewiesen. Man müsse die Presse interessiren, man müsse Aufrufe in die großen und vielgelesenen Blätter bringen, man müsse vor allen Dingen alles thun, um bekannt zu werden. Es gelte eine Aufgabe von nationaler Bedeutung, darum müsse auch die ganze Nation aufgefordert werden, helfend einzugreifen. In England verstehe man viel besser als bei uns die Publizität auszunutzen und die Massen in Gang zu bringen. Habe doch dort ein einziges Kinderpennyblatt binnen kurzem 20000 Pfund zusammengebracht. Sie, Fräulein Schraps, sei ganz entschieden dafür, daß ein Blatt von ähnlicher „Tendenz" und von größter Verbreitung für

das Verkäuferinnenheim gegründet werde. Jeder, der etwas gebe, wolle auch etwas dafür haben. Wenn man also dem Volke dafür, daß es Geld giebt, ein gutes Blatt in die Hand lege, so sei der Gewinn doppelt. Man möge nur erwägen, welchen enormen Gewinn die hunderte von Blättern, die es gäbe, abwürfen, man könne schon aus dem Verdienste eines einzigen Blattes ein Unternehmen wie das Verkäuferinnenheim unterhalten.

Die Damen hörten andachtsvoll zu, aber der Flug dieses Gedankens war ihnen doch zu kühn; sie beschlossen, es vorläufig mit Anzeigen und Aufrufen zu versuchen. Um sich jedoch von den vielen ähnlichen Anzeigen und Aufrufen zu unterscheiden, wurde beschlossen, einen Holzschnitt von dem zukünftigen Verkäuferinnenheim anfertigen zu lassen und zur Anzeige mit einzuschicken. Die Zeitungsexpeditionen würden die Anzeige gewiß umsonst aufnehmen. Einige thaten es auch, wenigstens ein- oder zweimal. Als aber nach einem Vierteljahre Schlußrechnung gemacht wurde, zeigte es sich, daß gerade soviel eingekommen war, als Anzeigegebühren und Holzschnitt gekostet hatten. Nun endlich setzten Fräulein Schraps und der Herr Hilfsprediger das Blatt für das Verkäuferinnenheim durch.

Aber ist es nicht furchtbar schwer, ein solches Blatt zu schreiben? Wird es nicht an Stoff fehlen?

Der Herr Hilfsprediger und Fräulein Schraps übernahmen die Bürgschaft, daß Stoffmangel nicht eintreten werde. Vor allen Dingen sei es nötig, die Redaktion einzurichten.

Ach ja, die Redaktion! Dabei konnte man sich etwas denken. Die Damen gingen mit Eifer auf die Sache ein. Vor allen Dingen war zu beschaffen ein Messingschild mit Inschrift, ein Redaktionspult, ein Papierkorb und ein Garderobenständer. Eine Redaktion muß einen anständigen Eindruck machen. Gute Lage, nicht höher als eine Treppe hoch. Vorzimmer. Ein paar Fauteuils — ganz einfach, Plüsch ist nicht nötig — brauner Rips oder Ledertuch. Ein paar Epheuäsche, ein paar gute Bilder, eine Photographie des Verkäuferinnenheims. Das Pult braucht nicht gerade stilvoll zu sein, aber etwas Schnitzerei ist erwünscht. Man kann ja darum bitten, daß zur Ausstattung der Redaktion etwas beigesteuert werde.

Dies war das Stichwort für die Frau Rätin. Sammeln, Abliefern, Zusammenschnurren, das war ihr Fall; sie hielt es im zweiten Gliede nicht mehr aus, sondern trat wieder in Thätigkeit. Zugleich setzte sie die Lotte wieder in Trab.

Liebe Lotte, gehen Sie doch einmal zum Tischlermeister Hänkel, Sie wissen doch, der Hänkel aus dem Jünglingsvereine, ein sehr wohlgesinnter Mann; er muß uns das Pult schenken.

Die Lotte ging und kam weinend zurück. Hänkel war grob geworden, hatte sie hinausgeworfen und gesagt, was sich die Damen dächten, er habe das Geld nicht zum Wegwerfen.

Nein aber!

Da die Lotte alle weiteren Zumutungen zurückwies, mußte die Frau Rätin selbst ins Zeug gehen; aber sie hatte auch keinen andern Erfolg, als daß sie zuletzt bei Mayer und Seligmann, die sich hoch und teuer verschworen, mit Rücksicht auf die gute Sache keinen Pfennig verdienen zu wollen, ein Pult für 165 Mark kaufte. Von Freunden des Vereins wurden drei goldne Pfeile für die Gardinen, ein Riesenmöbel von Sofa, ein Kohlenkasten und verschiedne Stühle geschenkt. Ueberaus schwierig war es, eine passende Wohnung zu finden. Natürlich übernahm Fräulein Ida Schraps die Redaktion, aber sie war nicht ohne ihre vier Schwestern zu haben, man mußte also größere Räume mieten. Auch mußte das Redaktionszimmer

drei Fenster haben, woran die drei Pfeile paßten. Man zog unermüdlich, voraus die Frau Rätin, hinterher die Damen Schraps mit den drei Pfeilen, von Haus zu Haus, bis man etwas passendes gefunden hatte. Freilich etwas teuer.

Während dessen bemühten sich Fräulein Ida und der Hilfsprediger um das Blatt selbst. Von großer Wichtigkeit war die Wahl des Namens. Ein geschäftsmäßiger Name wie „Blätter für ..." oder „Zeitschrift des ..." wurde durchaus verworfen. Der Herr Hilfsprediger war sehr für den Namen: „Siloah, die stille fließt." Den Damen schien jedoch Siloah auf ein Seebad nicht recht zu passen. Desto mehr Beifall fand: „Bethesta oder die Wasser des Heils." Ich gebe eine kurze Inhaltsübersicht über eine der ersten Nummern. Zum Eingang Schriftbetrachtung über das Wort: Was steht ihr hier den ganzen Tag müssig? Dann eine Novelle: Hertha die Verkäuferin. Sie hieß eigentlich Hertha die gute Tochter und war für das Blatt etwas umgeformt worden. Uebrigens heiratete Hertha zum Schlusse, kam also nicht weiter in Betracht. Dann: Das rote Kreuz in Frankreich — Alpenandacht — Erinnerungen an Norderney — drei Rätsel und vier Frühlingsgedichte.

Das Blatt besteht nun bereits ein Jahr. Gestern hatten wir die erhebende Jahresfeier. Der Vorstand war in den Räumen der Redaktion versammelt, und der Herr Hauptpastor hielt in seiner so beliebten christlich-humoristischen Redeweise die Ansprache, in welcher er die Aufgabe des Bethesta mit der der Mission unter den Hottentotten verglich (er hatte eben wieder von den Hottentotten gelesen). Zum Schlusse wurde die liebe Schraps und die liebe Lotte persönlich angeredet und die Frau Rätin vergessen, was sie sehr erboste.

Soweit sind wir nun. Es darf nicht verschwiegen werden, daß auch große Schwierigkeiten zu überwinden waren. Davon, daß der Herr Hilfsprediger und Fräulein Ida sich auf die Dauer nicht vertragen konnten, will ich nicht reden; aber die Versendung und der Druck gaben zu vielem Verdruß Anlaß. Wollte doch dieser Drucker alle Monate sein Geld haben. Auch der Papierhändler, der mit seiner Rechnung drängte, hat sich durchaus nicht gut betragen. Dagegen können wir uns zu dem „Engagement" des Herrn Blauberger, welcher jetzt die Expedition besorgt und als früherer Kolporteur gründliche Geschäftskenntnis hat, nicht genug beglückwünschen. Die Verbreitung des Blattes soll jetzt mit allen Mitteln in Angriff genommen werden. Die erste Nummer des neuen Jahrganges wird in zwanzigtausend Exemplaren gedruckt und in alle Pfarrhäuser, an alle Schulen, an alle angesehenen Beamten, Vereine und Gesellschaften zugleich mit einer höchst dringlichen Aufforderung zum Abonnement versandt werden. „Plakate" und „Annoncen" werden nicht gespart werden. Soll man nicht gute Sachen mit denselben Mitteln verbreiten dürfen, wie es mit schlechten so erfolgreich geschieht? Wenn die Auflage erst siebzehnhundert beträgt, wenn die Miete für Fräulein Schraps und ihre vier Schwestern aufgebracht, ihr Gehalt und der Blaubergers bezahlt, die Druck- und Papierschuld abgestoßen, die Kaufsumme für den Dünenkrug verdient sein wird, dann wird man sofort an die Sammlung der Bausumme für das Verkäuferinnenheim gehen. Der freundliche Leser, dem die Aufforderung zur Beihilfe auch zugehen wird, wird gewiß nicht zögern, hilfreiche Hand zu bieten. Er kann ja sein Geld gar nicht besser anlegen.

F. A.
ad naturam delineavit
Novembr. 1887.



Gevatter Tod.

Eine Weihnachtsgeschichte von L. Budde.

(Fortsetzung.)



ber das Schönste sollte noch kommen, man sollte es nicht für möglich halten, und doch war es der Fall; und das war die Heimfahrt an jenem stillen, sternklaren Abend, wo Tippe vom Kutschersitz zu der Mutter hinüberkletterte, um bei ihr zu sitzen und sein Lockenköpfchen an ihre Brust zu lehnen. Und wie erfrischend und kühlend fuhr die thaufeuchte Luft des Herbstabends über die glühenden Wangen dahin!

Wir führen das Fieber mit uns! Nehmt euch in Acht! flüsterten die weißen Abendnebel, die an ihnen vorüberzogen.

Aber Tippe hatte auf etwas Besseres zu hören. Er lag im Arme der Mutter und schaute zum Himmel hinauf, und die klaren Sterne blickten zu ihm herunter und nickten ihm zu und sangen leise:

Siehst du, wie unsre Bahnen
Am Himmel still wir gehn?
Woran die Sterne mahnen,
Wirst du's auch recht verstehn?

Auf daß vom ew'gen Lichte
Ein Strahl zur Erde fällt,
Zu ihm der Blick sich richte,
Schuf uns der Herr der Welt.

Und wenn wir drunten sehen
Ein kleines Kinderherz,
Das sich beim Schlafengehen
Fromm wendet himmelwärts,

So schleicht sich sanft und leise
Ins Herzchen unser Schein,
Dann träumt's vom Paradeise
Und von den Engelein.

Mutter, fragte Tippe, als er endlich in sein Bettchen gekommen war und nun wieder unter den wachsamen Augen des Todes lag und seine kleinen Hände zum Abendgebete faltete, Mutter, warum habe ich heute eigentlich einen so wunderschönen Tag gehabt?

Damit du verstehen lernst, wie unendlich gut der liebe Gott ist, antwortete die Mutter.

Weiter wußte sie ihm nichts auf seine Frage zu antworten — vielleicht gab es jemand, der mehr davon wußte.

Als nun auch sie zu Bette gegangen war, und die beiden eine Weile ganz still gelegen hatten, flüsterten sie plötzlich: Schläfst du, mein Herzensjunge?

Nein, antwortete Tippe leise.

Komm her zu mir und gieb mir noch einen Kuß! bat sie.

Das that er, und dann fühlte er, wie schwer ihm der Kopf ward, und wie schön es war, ihn auf das weiche Kopfkissen legen und einschlafen zu können.

Warum die Mutter wohl gerade heute abend den Einfall gehabt hatte, ihn noch um einen letzten Kuß zu bitten, das mochte der liebe Gott wissen.

Die Augen waren dem kleinen Tippe ein wenig schwer, als er am nächsten Morgen erwachte. Aber die Sonne schien so lustig ins Fenster herein und hatte so viele Grüße zu bestellen von gestern und zu fragen, ob er sich wohl noch an dieses oder jenes erinnerte. Und Tippe rieb sich die Augen, um die Morgensonne besser sehen zu können und um sich darüber klar zu werden, was sie denn eigentlich von ihm wollte.

Aber als er aufblickte, schaute er gerade in die Augen des Todes, und die starrten ihn so finster, so hart und strenge an, daß sein Herz laut pochte.

Mutter! rief er leise und ängstlich. Aber die Mutter antwortete nicht. Als er nach ihrem Bette hinübersah, lag sie noch da und schlief ganz fest, aber es sah aus, als wenn sie ihm im Schlafe zulächelte! Da legte er sich auch wieder hin, und plötzlich fiel ihm ein, daß er sich ja nicht vor dem Tode zu fürchten brauche — er hatte ja sein Geheimnis. Er riß seine Augen so weit auf, wie er nur konnte und starrte den Tod an, und der strenge Ausdruck des Todes wurde milder, seine Züge verschwammen mehr und mehr, bis schließlich nichts mehr davon übrig blieb. Tippes Augenlider senkten sich langsam über seine Augen, und er war wieder in dem grünen Walde und spielte Haschens mit der Mutter, aber er konnte ihrer niemals habhaft werden. Hin und her, zwischen Bäumen und Büschen hindurch, immer mehr von ihr entfernt, so gings über Stock und Stein und weiter und weiter ohne Ende. Es ward immer dunkler, schließlich umgab ihn finstere Nacht, und seine Mutter konnte er nicht mehr sehen.

Mutter! Ich hab dich so lieb! Komm doch wieder zu mir! rief er laut in seiner Herzensangst, und die Thränen flossen über seine Wangen hinab.

In demselben Augenblicke erwachte er und sah, daß sich ein Antlitz über sein Bett herabbeugte. Aber seiner Mutter Antlitz war es nicht. Er kannte es wohl, es war das Gesicht der jungen Frau des Schulmeisters, die den kleinen Knaben hatte, der noch nicht sprechen und laufen, sondern nur auf seiner Mutter Schooß strampeln konnte, und der immer so laut lachte, wenn Tippe ihm Kunststücke vormachte. Tippe machte dem kleinen Jungen gerne Kunststücke vor, denn dann fühlte er, daß er selber schon ein sehr großer Junge war; und auch die Mutter des kleinen Knaben mochte er gern leiden, denn sie war immer so freundlich gegen ihn. Aber trotz alledem war er doch nicht damit einverstanden, daß sie es war und nicht seine Mutter, die jetzt ihr Antlitz über ihn beugte.

Still, Tippe! Die Mutter schläft! flüsterte sie, und nun wußte Tippe, weshalb die Frau des Schulmeisters an seinem Bette stand.

Aber warum sah sie denn so verweint aus, und warum fielen ihre Thränen auf sein Gesicht, während sie ihn ankleidete und ihn dann an die Hand nahm und ohne ein Wort zu sagen aus der Schlafkammer führte? Und warum saß der alte Jens da draußen, den Kopf in beide Hände gestützt, und warum wollte er nicht aufsehen und verließ das Zimmer, als ihm Tippe guten Morgen sagen wollte? Und warum war es schon Mittag? Tippe war ja eben erst aufgestanden. Und warum wollte die Frau des Schulmeisters ihn durchaus mit sich nehmen, warum sollte er dort zu Mittag essen, ohne auf die Mutter zu warten? Warum sprachen sie alle so leise, als er hinkam? und warum klang alles, was sie zu ihm sagten, so wunderbar mild und sanft, daß er am liebsten darüber hätte weinen mögen?

Da war so viel, worüber er sich wundern mußte, und sein Kopf war so merkwürdig schwer, und es summte so eigentümlich darin, daß es ihm unmöglich war, etwas von alledem zu verstehen.

Er saß am Tische und konnte keinen Bissen hinunterbringen. Dann nahm die Mutter ihren kleinen Sohn auf den Schooß, und der war so lustig und streckte die kleinen Ärmchen nach Tippe aus, als wollte er fragen, wo denn die Kunststücke blieben; aber Tippe fühlte, daß es ihm heute ganz unmöglich sei, auch nur ein einziges Kunststück zu machen.

Aber woher soll denn die Mutter etwas zu essen bekommen, wenn sie aufwacht? fragte er plötzlich und blickte die Mutter des kleinen Knaben mit seinen großen, kummervollen Augen an. Warum antwortete sie ihm nicht, sondern schlang die Arme um ihren kleinen Sohn und verließ schnell das Zimmer?

Tippe setzte sich auf einen Schemel in eine Ecke, lehnte sein müdes Haupt an die Wand und schloß die Augen, als schliefe er. Aber er schlief nicht. Er saß nur da, und es war ihm, als sei alles um ihn her nur ein Traum,

und als habe er weder Wunsch noch Kraft, aus diesem Traume zu erwachen. Da hob eine Hand seinen Kopf auf und legte ein Kissen darunter. Es war ihm, als streichle und liebkose ihn jemand, aber ehe er sich so recht klar war, saß er wieder allein da. Dann hörte er Stimmen um sich her, leise und sanft, aber er hatte sie schon vergessen, ehe die Worte noch verklungen waren. Und die Stunden vergingen, der Nachmittag verrann, nnd aus dem Träumen wurde ein böser Traum. Da war etwas, das legte sich auf sein Herz und machte es so schwer, und er empfand eine unbeschreibliche Sehnsucht nach der Mutter und dem alten Jens, er wollte sie sehen und ihre Stimmen wieder hören. Und große Thränen rollten ihm von den heißen Wangen herab.

Es war Abend geworden, und er saß im Schatten da und weinte leise vor sich hin, und während die Thränen rannen, entwichen die bösen Träume, und seine Ohren fingen an, ängstlich zu lauschen, seine Augen spähten in das Dunkel hinaus.

Sie ist am Herzschlag gestorben, hinübergeschlummert, ohne es zu ahnen, sagt der Arzt. Das war das größte Glück, welches ihr begegnen konnte, denn der Tod hatte sie schon lange gezeichnet! sagte der Schulmeister, der zur Thür hereinkam und seiner Frau Nachricht brachte.

Aber der arme Tippe! fügte er in demselben Augenblicke hinzu. Wo ist er denn? Er versteht es wohl noch nicht?

Ja, nun verstand es Tippe! Eine furchtbare Angst ergriff ihn, es wurde ihm plötzlich klar, daß von der Mutter die Rede war, daß der Tod sie gezeichnet hatte. Jetzt streckte er vielleicht seine Hand nach ihr aus und wollte sie holen!

Ehe es jemand bemerkt hatte, war er durch die geöffnete Thür geschlichen, wie ein aufgescheuchter Vogel flog er über die Straße und war in wenigen Minuten zu Hause.

Als er durch die Vorderstube lief, rief man ihn, aber er hörte es nicht, sondern lief unaufhaltsam weiter, bis er vor dem Bette der Mutter stand und in der Dämmerung sah, daß sie noch dort lag.

Mutter! flüsterte er, mache deine Augen auf, dann kann dich der Tod nicht holen! Ach, mache sie doch nicht zu, bitte, liebe Mutter!

Er war auf das Bett hinauf gekrochen und lag dort und lauschte ängstlich auf einen einzigen Laut, aber die Mutter schwieg.

Mache sie doch nicht zu! jammerte er immer lauter in seiner Herzensangst, aber die Mutter lag so regungslos und still wie vorher, und das selige Lächeln, welches ihre Lippen umspielte, veränderte sich nicht. Da begriff Tippe, daß er zu spät gekommen sei mit seinem Geheimnis, jetzt konnte es der Mutter nicht mehr helfen, sie hörte ja nichts mehr. Und schluchzend glitt er vom Bette herab und ließ sich willenlos forttragen.

Er dachte nicht darüber nach, wie sein eignes kleines Bett wohl aus dem Zimmer gekommen sei, und er fragte auch nicht. Er barg sein Antlitz in den

Kissen und schluchzte und weinte bitterlich, bis er fühlte, daß eine zitternde Hand über seinen Kopf dahinglitt.

Alter Jens! sagte er, warum hat sie auch ihre Augen zugemacht, ehe ich kam! Nun hat der Tod sie geholt, und sie kann nicht mehr hören, was ich sage.

Der alte Jens antwortete nicht und wußte keinen bessern Trost, als seine alte, zitternde Hand noch einmal über den Lockenkopf des kleinen Tippe gleiten zu lassen.

Geh nicht fort von mir, alter Jens! fuhr Tippe mit klagender Stimme fort. Bleibe immer bei mir und mache die Augen nicht zu! Das darfst du nicht thun, alter Jens, denn nun bin ich ja dein Tippe!

Es klang, als kämpfe die Stimme des alten Jens mit Thränen. Endlich sagte er: Ich bleibe bei dir, Tippe, darauf kannst du dich verlassen! Aber seine Stimme zitterte noch mehr als seine Hände, deswegen war aber sein Versprechen nicht minder zuverlässig.

Tippe schlief ein und wachte wieder auf, schlief abermals ein und erwachte von neuem, und so ging es die ganze Nacht hindurch, denn er träumte fortwährend, daß der alte Jens sich ein tiefes, tiefes Grab grübe und darin verschwände.

Sag einmal Piep, alter Jens! rief er und fuhr in wilder Verzweiflung auf. Und der alte Jens war da, so sicher wie der Tod.

Piep, Piep, kleiner Tippe! sagte er mit seiner ernsten Stimme und legte seine Hand auf Tippes heiße Stirn, und dann war Tippe beruhigt. Mit einem tiefen Seufzer legte er sich wieder hin und klagte: Warum hat sie nur ihre Augen zugemacht?

Ja, warum hat sie ihre Augen zugemacht? sagten auch die Leute im Dorfe. Sie wollte keine Vernunft annehmen, sondern schaute immer nach dem Tode hin. Was das Leben ist, das wissen wir, und daran soll man sich halten, von dem andern kann nichts Gutes kommen. Wenn der Knabe so fortfährt, wie er angefangen hat, so geht er auch bald denselben Weg.

Die Mutter aber hörte weder die vernünftigen Reden der Leute, noch die bittere Klage ihres Kindes. Sie schlief den tiefen, geheimnisvollen Schlaf des Todes, und das Lächeln auf ihrem Antlitz verkündete, daß sie in sein Geheimnis eingedrungen sei. Wer aber sollte es jetzt dem kleinen Tippe und dem alten Jens erklären, und allen denen, für die es ein Segen gewesen wäre, es zu kennen? Die beiden, die es gekannt hatten, weilten nicht mehr auf dieser Erde!

Und was wurde aus dem Patengeschenk des Gevatter Tod? Das hatte Tippe bereits erhalten, er wußte es nur noch nicht.

Drittes Kapitel.

Wie Tippes Geheimnis und das des Todes einander begegneten.

Der Sommer hatte sein Abschiedsfest gehalten, und der Herbst war gekommen. Alles, was sich im Sommersonnenschein gefreut hatte, mußte sich

jetzt an Sturm und Regen gewöhnen, es sollte die Sehnsucht kennen lernen nach dem tiefen Schlaf unter dem Schnee des Winters, um dann im Lenz frisch und verjüngt wieder zu erwachen.

Der Herbst war mit dabei, als die Mutter auf dem Friedhofe zur Ruhe gebettet ward, und seine Thränen fielen auf ihren Sarg. Das waren auch die einzigen Thränen, welche darauf fielen, die Leute im Dorfe nahmen zwar den innigsten Anteil, aber es ist nun einmal nicht Sitte bei ihnen, bei solchen Gelegenheiten zu weinen.

Der alte Jens war nicht mit dabei, und viele schauten verwundert nach ihm aus und horchten vergebens nach seiner zitternden Stimme, die sich doch sonst stets hören ließ, wenn ein Sarg in die Erde gesenkt ward und ein Sterbelied ertönte.

Wo war er nur, und wo war Tippe?

Ja, der alte Jens ging wieder einmal zur Schule, und die durfte er nicht versäumen. Er hatte zwar schon vielerlei gelernt und große Fortschritte gemacht, aber wenn er geglaubt hatte, daß er jetzt fertig sei damit, so hatte er sich sehr geirrt, denn jetzt kam erst das Schwerste. Jetzt sollte er einsehen lernen, wie hilflos er war, wo es wirklich etwas galt — er sollte demütig werden.

Und das war nicht so ganz leicht, wenn man so alt geworden war wie der alte Jens und über nichts weiter gegrübelt hatte, als über das bittere Unrecht, das einem widerfahren sei; wenn man so stolz darauf gewesen war wie er, sich selber helfen zu können und keines andern Menschen zu bedürfen. Ja, das war eine harte Schule, die der alte Jens durchmachen mußte, aber Tippe war auch diesmal sein Schulmeister, und das half.

Auch in der Stube des alten Jens war es Herbst, ebenso wie auf dem Friedhofe. Die Fenster waren beschlagen, alles Grau in Grau, und an dem Bette, in welchem der kleine Tippe in wilden Fieberphantasien lag, saß der alte Jens. Und dort konnte man die beiden Tag und Nacht treffen, unermüdlich bei ihrer Arbeit. Da lag Tippe und starrte den alten Jens an mit seinen großen Augen, aus denen die innere Angst hervorsah. Sie wurden größer und größer, und die Angst sah immer wilder daraus hervor, bis plötzlich eine unsichtbare Macht die Lider darüber zog und sie zwang, sich zu schließen. Aber es war keine Ruhe, denn Tippe riß die Augen sofort wieder auf und rief entsetzt: Alter Jens! ich habe meine Augen zugemacht! Ich will sie aber nicht zumachen!

Und obschon die Stimme des Alten heftig zitterte, antwortete er doch gleich: Nein, kleiner Tippe! Das hast du gar nicht gethan! Und die Stimme klang so beruhigend, so zuverlässig, daß Tippe sich wieder niederlegte und ein Ausdruck des Friedens über sein erhitztes Antlitz kam.

Und so saß der alte Jens da und wartete geduldig, bis Tippe von neuem voller Entsetzen auffuhr.

Machst denn du jetzt deine Augen zu, alter Jens! rief er. Das darfst du nicht thun! Hörst du wohl, alter Jens!

Und obschon dem Alten die Augen so schwer waren, fuhr er doch sofort mit dem Handrücken darüber und putzte sie klar, sodaß er sich über Tippe beugen und ihm zwei große, weitgeöffnete Augen zeigen konnte.

Ich mache meine Augen nicht zu, Tippe! Verlaß dich nur darauf! sagte er mit seiner beruhigenden Stimme, und er that es auch wirklich nicht. Er saß Stunde auf Stunde, Tag für Tag an dem Bettchen des Kleinen, ohne die Augen zu schließen.

Und stets war die zitternde Hand da, um sich auf Tippes fieberheiße Stirn zu legen oder um den Löffel mit der Medizin zu halten, und wie stark auch die Hand zitterte, sie verschüttete doch keinen einzigen Tropfen.

Tippe hätte die Medizin von keinem andern genommen. Er war oft sehr ungeduldig, dann warf er sein Köpfchen auf dem Kissen hin und her und stöhnte und flehte: Ach hilf mir doch, alter Jens! Warum hilfst du mir denn nicht?

Dann wußte der alte Jens nichts andres zu thun, als seine Hand auf die heiße Stirn des Knaben zu legen und zu seufzen: Ach, mein lieber, kleiner Tippe, möge Gott mir und dir helfen! Was kann so ein elender, alter Mann, wie ich, thun?

Und die hellen Thränen rollten ihm über das runzlige Gesicht, und er ward demütig in seinem Sinn, und in seinem Herzen war schließlich kein Platz mehr für die stolzen, verbitterten Gedanken.

So war der alte Jens wieder in die Schule gegangen.

Und während der Herbst um ihn her graute und er viel älter ward, als eine ganze Reihe von Jahren ihn hätte machen können, saß er an Tippes Bettchen und lernte neue Weisheitslehren und übte sich in den alten, und schließlich fing auch er an zu träumen.

Und er träumte, daß er einst eine Tochter gehabt habe und daß man sie ihm genommen habe. Aber ihren kleinen Sohn hatte sie seiner Obhut anvertraut, und wenn er nun seine Augen auch nur einen einzigen Augenblick schlösse, so würde auch der Knabe verschwinden. Die Gräber sollten gegraben, die Glocke sollte geläutet werden, aber der alte Jens rührte sich nicht vom Flecke. Die Toten konnten ja ihre Toten begraben, und wer keinen kleinen Tippe zu pflegen hatte, konnte ja die Glocken läuten — er kam nicht!

Hätte man je so etwas von dem alten Jens gedacht! sagten die Leute im Dorfe. Aber es hilft ihm doch alles nichts, die Mutter zieht den Kleinen nach sich. Das wird nun einmal nicht anders!

Und es ist im Grunde auch das Beste für ihn, meinte ein entfernter Verwandter, der sich plötzlich seiner Verwandtschaft erinnert hatte und zur Beerdigung gekommen war. Er ist ja arm wie eine Kirchenmaus, bei dem

wunderlichen alten Manne könnte er ja doch nicht bleiben, und so vater- und mutterlos in der Welt dazustehen, das ist ja ein wahres Elend. Für ihn ist es ein Glück, wenn der Tod ihn holt!

Aber diesmal sollten die klugen Leute im Dorfe doch noch nicht Recht behalten. Die Mutter wollte den kleinen Tippe noch gar nicht haben, denn sie wußte, daß er noch nicht reif sei für das Jenseits. Der Tod war freilich sein Pate und hatte die Verpflichtung, sich seiner anzunehmen, wenn die Eltern davongingen, aber der Tod hatte seinen kleinen Paten viel zu lieb und wollte gern so lange warten, bis sie einander besser kennen gelernt hätten und Tippe sich nicht mehr vor ihm fürchtete. Seine Verpflichtungen vergaß er deswegen doch nicht.

Als der alte Jens seine neue Lektion gelernt und gut begriffen hatte, da war die Schule aus, und Tippe fing allmählich an, sich zu erholen. Ein wenig blaß war er noch, und seine Wangen waren noch nicht wieder so rund, wie sie gewesen waren, denn auch für ihn war es eine harte Schule gewesen, aber dafür konnte man auch lange suchen, ehe man ein so sanftes, gutes und reines kleines Antlitz fand wie das, welches jetzt auf Tippes kleinem Kopfkissen ruhte. War es der Tod selber, der es mit seiner verklärenden Hand berührt und ihm diese wunderbar ergreifende Macht verliehen hatte, der niemand widerstehen konnte?

Der alte Jens saß da und konnte sich nicht satt an ihm sehen, und dann dachte er, daß die härteste Schule nicht zu hart sei, wenn man am Ende mit einem so süßen Lächeln belohnt werde, wie es Tippes Mund umspielte, wenn sein Blick dem des Alten begegnete.

Und die Leute aus dem Dorfe, so sehr sie auch daran gewöhnt waren, alles ruhig mit anzusehen, kamen jetzt und blieben einen Augenblick, um zu fragen, wie es Tippe gehe. Und Tippe mußte darüber nachdenken, und als er lange genug gegrübelt hatte, fragte er: Sag einmal, alter Jens, warum kommt die Mutter des kleinen Knaben jeden Tag und bringt mir etwas Schönes mit und küßt mich und sieht mich gerade so an, wie meine Mutter mich immer ansah? Und warum sind alle Menschen so gut gegen mich, und warum fragen sie immer, wie es mit mir geht, und sprechen so freundlich mit mir?

Das kommt alles durch den Tod, Tippe! antwortete der alte Jens. Wenn der Tod uns jemand genommen hat, den wir sehr lieb gehabt haben, so halten die andern Menschen desto mehr zu uns, das liegt nun einmal so in der menschlichen Natur, verstehst du mich wohl, Tippe?

Ach so! sagte Tippe. Weil der Tod mir die Mutter genommen hat, darum macht er nun, daß alle die andern Menschen mich lieb haben, nicht wahr?

Ganz recht! antwortete der alte Jens.

Mit unsicherer, halb scheuer, halb freundlicher Miene schielte der kleine

Tippe zu dem Gevatter Tod auf, der seinen sorgenvollen Blick auf ihn gerichtet hatte. Aber es währte nicht lange, da wandte Tippe sein Antlitz wieder von ihm ab und schaute sinnend vor sich hin. Seine Augen wurden rot, und die hellen Thränen rannen ihm von den Wangen herab.

Ach wenn sie doch die Augen nicht zugemacht hätte! sagte er und wandte sich mit einem tiefen Seufzer nach der Wand; dann kam der Schlaf und trocknete seine Thränen. (Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Seemanns illustrirter Weihnachtskatalog ist soeben zum siebzehntenmale erschienen, und zwar behauptet er, nachdem zwei Konkurrenzunternehmungen, die ihm im Laufe der letzten Jahre an die Seite getreten waren, wieder schlafen gegangen sind, das Feld nun wieder allein. Wir freuen uns dieses Erfolges aufrichtig. Es ist gar nicht schön von uns Deutschen, daß, wenn jemand einen guten Gedanken gehabt, ihn gut und sorgfältig ausgeführt und Beifall damit gefunden hat, sich immer sofort Leute finden, welche die Sache nachmachen und dem ersten seinen Erfolg zu schmälern suchen. Gerade der deutsche Buchhandel hat eine Unzahl Beispiele dieser Art zu verzeichnen, vom sechzehnten Jahrhundert an bis in unsre Tage herein.

Der Seemannsche Katalog hat es verstanden, sich fort und fort auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Vergleicht man einen Jahrgang mit dem nächstvorhergehenden, so erscheinen zwar die Unterschiede nicht sehr bedeutend; blickt man aber von dem heurigen Jahrgange auf die ersten Anfänge zurück, so gewahrt man deutlich, wie er sich doch fort und fort den Bedürfnissen, Anschauungen und Fortschritten der Zeit angepaßt hat, innerlich und äußerlich; die ganze, großartige Entwicklung, die der deutsche Buchhandel in dieser Zeit durchgemacht hat, spiegelt sich nach allen Richtungen darin wieder.

Die hervorragende Eigentümlichkeit des Seemannschen Katalogs, das, was vor siebzehn Jahren das neue daran war, ist bekanntlich der „literarische Jahresbericht,“ der über alle wichtigern Erscheinungen des deutschen Buchhandels, die für das größere Publikum Interesse haben, nach Fächern geordnet, kurze und doch verhältnismäßig eingehende Mitteilungen macht. Die Redaktion ist dabei in der angenehmen Lage, auch die neuesten, kurz vor Weihnachten erst ausgegebenen Bücher berücksichtigen zu können, da ihr in der Regel die Aushängebogen davon zugesandt werden. Der scharfe kritische Wind, der in den ersten Jahrgängen dieses Jahresberichtes wehte, ist freilich mit der Zeit einer sanftern Luft gewichen; doch unterscheidet sich der Bericht auch jetzt noch so wesentlich von bloßen buchhändlerischen Reklamen und der kritiklosen Lobhudelei des größten Teiles der Tagespresse, daß man sich im allgemeinen seiner Führung getrost anvertrauen kann. Es thut einem wohl, sich vor dem Trompeten- und Posaunenschall der bloßen Buchhändleranzeigen und Waschzettelurteile in die Spalten dieses Jahresberichtes zu flüchten, wo eine ruhige, freundliche Menschenstimme zu uns spricht und uns verständigen, sachkundigen

Rat spendet. Dieser Jahresbericht ist keineswegs nur für die Weihnachtszeit bestimmt, er hat bleibenden Wert. Suche daher jeder bei seinem Sortimenter rechtzeitig den Seemannschen Katalog zu erhaschen, ehe es zu spät wird; beim Verleger selbst ist die große Auflage, wie alle Jahre, so auch diesmal bereits vollständig vergriffen.



Literatur.

Die Akropolis von Athen. Nach den Berichten der Alten und den neuesten Erforschungen. Von Adolf Boetticher. Mit 132 Textfiguren und 36 Tafeln. Berlin, Jul. Springer, 1888.

Die epochemachenden Entdeckungen und Funde, die während der beiden letzten Jahrzehnte auf dem klassischen Boden von Griechenland und dem kleinasiatischen Festlande gemacht worden sind, haben in erfreulicher Weise das Interesse an der Kultur und Kunst der hellenischen Welt über den engen Kreis der Gelehrtenwelt hinaus verbreitet. Olympia, Pergamon und die Schliemannschen Ausgrabungen haben überall Aufsehen erregt und Teilnahme an den Funden der alten Kulturstätten hervorgerufen, nicht zum geringsten Grade deshalb, weil sie unmittelbar aus dem deutschen Volke hervorgegangen oder deutschen Männern zu verdanken sind. Darstellungen und Berichte über die Ergebnisse jener Ausgrabungen haben deshalb bisher auf eine freundliche Aufnahme und den Dank der weiteren Kreise der gebildeten Welt rechnen können. Von dem Verfasser des uns vorliegenden Buches über die athenische Akropolis erschien vor Jahresfrist in zweiter Auflage eine ähnliche Darstellung über Olympia und die olympischen Spiele, ein Buch, das wegen seiner gelungenen populär-wissenschaftlichen und der aus einer unmittelbaren Anschauung, die dem Verfasser vergönnt war, hervorgerufenen frischen und lebendigen Erzählungsweise sehr bekannt und weit verbreitet worden ist. Dem neuen Werke können wir nicht das gleiche Lob zu Teil werden lassen. Der Erfolg und die schnelle Verbreitung, welche des Verfassers Darstellung von Olympia gefunden hat, hätte jedenfalls nicht ausschließlich für die Abfassung eines ähnlichen Buches über die Akropolis maßgebend sein sollen. Wenn sich der Verfasser trotzdem von diesem Gesichtspunkte leiten ließ, so hätte er wenigstens an die Beschreibung der Akropolis mit denselben Voraussetzungen, wie dort, mit eigner wissenschaftlicher Ueberzeugung und — wenigstens in den wichtigsten Fragen — mit selbständigem Urteil herantreten müssen. Dies vermißt man aber in dem neuen Buche so gut wie ganz. Die „Akropolis“ stellt sich als eine Kompilation, als ein Produkt der Gelehrtenstube dar. Dem Verfasser geht keineswegs eigne Kenntnis und Anschauung der Dinge ab, aber man vermißt in seinem Buche alles, was auf eigne Forschung gegründet wäre; in dem Buche spricht nicht er zu uns, sondern eine Reihe von Gelehrten, deren Ansichten und Urteile in bunter Folge aneinander gereiht werden. Es ist wenig erquicklich, seitenlange Zitate und Abhandlungen andrer zu lesen und andrer Meinungen, auch wenn sie noch so zweifelhafter Natur sind, ohne Prüfung wieder aufgetischt zu erhalten. Das ist aber nicht das einzige Bedenken, das wir gegen das Buch auszusprechen haben. Wenn man die Ergebnisse der Wissenschaft popularisiren will, so sollte das nach unsrer Meinung in der Weise geschehen, daß man nur das Gesicherte und Feststehende

als Thatsache darstellt, daß man aber nicht Probleme, die kaum jemals, es sei denn durch Zufall, gelöst werden können, durch irgend eine der vielen Vermutungen, indem man sie schlechthin als ausgemachte Wahrheit hinstellt, aus der Welt schafft. Damit führt man das Publikum irre. So ist es — um nur einige Beispiele zu erwähnen, da der beschränkte Raum uns keine ausführliche Darlegung gestattet — keineswegs ausgemacht, darf also auch nicht mit Sicherheit ausgesprochen werden, daß im Ostfriese des Parthenon die Uebergabe des panathenäischen Peplos dargestellt sei, da es schon zweifelhaft ist, ob man anstatt an eine Uebergabe des Gewandes an den Priester nicht vielmehr an eine solche an den Knaben denken darf und hiermit die ganze Deutung in Frage gestellt wird. Der Parthenonfries ist so äußerst wichtig, daß selbst in einem populär gehaltenen Buche der obwaltenden Probleme gedacht werden muß. Daß im Ostgiebel die Geburt der Athena so dargestellt war, daß die Göttin in voller Rüstung aus dem Haupte des Zeus schon entsprungen ist, hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, wenn es auch nicht sicher ist und hervorragende Gelehrte sich für eine andre Auffassung ausgesprochen haben. Wenn der Verfasser aber aus einem andern Buche abschreibt: „Bei der glänzenden Erscheinung geht eine mächtige Bewegung durch den Olymp und die Erde," so wäre das ja möglich gewesen, die Giebelkomposition widerspricht dem aber, wie sich jeder aus eigner Anschauung überzeugen kann. Oberflächlich ist das Kapitel über die Athena Parthenos des Phidias. Richtig ist ja, daß die Varvakionstatuette für die Rekonstruktion von großer Wichtigkeit und daß sie von allen Nachbildungen die beste ist. Aber sie allein darf man doch dem Bilde nicht zu Grunde legen, das man dem Laien von Phidias Werk vor Augen führt. Eine Hauptsache bleiben doch immer die mit einer Reihe von Einzelheiten, deren keine Nachbildung gedenkt, ausgestatteten Berichte der Alten. Daß der Verfasser von der Athena-Marsyas-Gruppe des Myron nichts weiter anzuführen weiß, als die Worte des Pausanias, ist wunderbar. Mit der neuern in Zeitschriften und Sonderuntersuchungen verstreuten Literatur zeigt er sich wenig vertraut.

Der Verfasser hat wie bei seinem früheren Werke jeden wissenschaftlichen Apparat, wie es scheint, mit bestimmtem Grunde vermieden. Darüber kann man ihm keinen Vorwurf machen. Wir meinen jedoch, daß z. B. für den, der in einem bestimmten Falle sich genauer unterrichten, der finden will, wie die Wissenschaft zu bestimmten Ergebnissen gelangt, eine literarische Uebersicht und ein kurzer wissenschaftlicher Apparat in der Form von Anmerkungen am Schlusse des Buches, wo sie nur von dem gelesen zu werden brauchen, der sie sucht, hätten angefügt werden können. In diesen Anmerkungen hätte auch auf die Probleme, über die bisher keine Einigkeit erzielt worden ist, hingewiesen und so manches erörtert werden können, was nicht gerade in den Text gehört, was mancher aber doch ungern vermissen wird. Wir verweisen auf Overbecks „Pompeji," wo die allen Gebildeten leicht verständliche Darstellungsweise aufs glücklichste mit einem Anhange wissenschaftlicher Bemerkungen verbunden ist.

Die Ausstattung ist sehr schön, die Abbildungen mit Ausnahme einiger — z. B. der schlechten Lichtdrucke der Varvakionstatuette — gut; im einzelnen wäre mehr Gleichartigkeit in der Vervielfältigung zu erstreben gewesen.

Natursänger. Von Heinrich Seidel. Mit 110 Originalzeichnungen von H. Giacomelli. Leipzig, B. Elischer (1888).

Wenn wir auch zu den Leuten gehören, die sich mit derlei „wichtigen Dingen, wie mit Nachgrübeln über das Schicksal eines kleinen Staates »weit in der Türkei,«

der in letzter Zeit Leimruten ausgestellt hat, um Fürsten darauf zu fangen," zu beschäftigen pflegen, oder „sich das Gehirn über das Tabaksmonopol, die Spiritusfrage, die Zuckersteuer, den Kaffeeimport, und wie diese greulichen Erfindungen sonst noch alle heißen mögen, zermartern," so wollen wir doch gestehen, daß wir uns oft viel lieber — wie es Seidel statt solcher unfruchtbaren Arbeit in der Vorrede zu diesem Buche anrät — lustig im Wald und auf der Haide herumtrieben und dem Sange der kleinen Vögel lauschten, von denen er hier erzählt. So wollen wir denn auch dieses Buch unsern Lesern empfehlen; es ist allerliebst, auch in seiner besonders schönen Ausstattung, und wird vor allem für die heranreifende Jugend ein willkommenes Weihnachtsgeschenk sein. Zu zierlichen Bildern von Giacomelli — der aller Welt aus den illustrirten Zeitschriften bekannt ist — hat Seidel eine Reihe von ebenso zierlichen Schilderungen unsrer heimischen Singvögel geschrieben; zwei feine Naturbeobachter sind hier zusammengekommen, und was sie geben, wird manchem die Augen für den Reiz einer kleinen Welt öffnen, an der er vorher vielleicht achtlos vorübergegangen war, allen aber, die Sinn für die Natur haben, und insbesondre den Freunden der gefiederten Welt, Vergnügen bereiten. Die Bilder, welche in Form von Kopfleisten, Vignetten und Schlußstücken die einzelnen Kapitel umrahmen und zu jedem Kapitel eine größere Illustration bringen, sind höchst sauber in Holz geschnitten; wenn vielleicht der Naturwissenschafter hie und da an einer Form Ausstellungen machen wird — denn Giacomelli ist Maler und faßt seinen Gegenstand vor allem malerisch auf —, so muß doch jedermann Freude an seinen köstlichen Genrebildchen aus dem Vogelleben haben. Wenn aber Seidel am Schluß seiner Skizzen sagt, seine Aufgabe sei gar nicht so leicht gewesen, denn wenn auch mancher seiner kleinen Helden eine Fülle von Stoff für die Schilderung darböte, so ließe sich von andern verhältnismäßig wenig sagen, und dann hinzufügt, es sei aber in der Vogelwelt ebenso wie in der Menschenwelt, von den einen könne man kein Ende finden zu erzählen, andre ließen sich mit wenig Worten abthun, von Goethe habe man ganze Bibliotheken voll geschrieben, mit Heinrich Seidel werde man dereinst schnell fertig sein, wenn man sich überhaupt noch um ihn kümmere — so müssen wir freilich der Nachwelt überlassen, was sie einmal thun wird, aber wir möchten hier dem Wunsche Ausdruck geben, daß dieses Vogelbuch die Augen vieler Leser auch auf Seidels sonstige Bücher lenken möchte, die bei Liebeskind in Leipzig in sauberen Bändchen erschienen sind, Lieder, Novellen und Skizzen. In seiner Liebe zur Natur, in der feinen Weise, wie er sich in sie versenkt und sie zu schildern weiß, ist er ein Schüler des großen Altmeisters, dem auch dieser freundlich Beifall zugewinkt haben würde.

Jedes Kapitel des vorliegenden Buches leitet Seidel mit einem Gedichtchen ein; wir setzen hier ein lustiges her:

Der Gimpel.

Behaglich sitzt in seinem kleinen Bauer
Der Gimpel, pfeifend sein gelerntes Lied.
Er singt im Sonnenscheine an der Mauer,
Er hat es gut, und gar nichts fällt ihm sauer,
Er ist zufrieden, wie man deutlich sieht.

Das ist die Kunst! — Sie führt zu hohen Ehren,
Man hat das kleine Tier bezahlt mit Gold!
Kann man die Nachtigall wohl Lieder lehren?
Man kann es nicht, drum soll den Gimpel ehren,
Wer wahrer Kunstvollendung Beifall zollt!

So leiert er sein Lied, der brave Gimpel,
Wie er's gelernt hat, alle Tage her,
Pfeift seine Melodie so rein und simpel,
Daß alles jauchzt: „Wie schön singt unser Gimpel
Das Liedchen doch: Wenn ich ein Vöglein wär!"

Lateinischer Wort- und Gedankenschatz. Ein Hilfs- und Nachschlagebuch der hauptsächlichsten lateinischen Ausdrücke, Sprichwörter, Zitate, Devisen, Inschriften u. s. w., nebst deutscher Uebersetzung. Von Ludwig Herhold. Hannover, Hahn, 1887.

Ein Wörtlein Latein ziert seinen Mann. Das gilt noch immer, und darum entsprechen Bücher wie das vorliegende einem Bedürfnisse. Denn der Männer, die gründlich Latein verstehen, werden immer weniger; aber mit lateinischen Brocken werfen viele noch gar zu gern um sich. Ein Bericht über eine Begräbnisfeierlichkeit klingt noch einmal so vornehm, wenn er abschließt mit einem Requiescat in pace oder Have, pia anima (auf das h in have ist ganz besonders zu achten, dadurch wird der fromme Gruß noch ein ganzes Stück feiner).

Der Verfasser erklärt selbst im Vorworte, daß sein Buch sich an zwei Klassen von Leuten wende. Erstens an diejenigen, die nicht Latein gelernt haben und doch gern wissen möchten, was die lateinischen Worte, über die sie in der Zeitung oder sonst wo stolpern, bedeuten. Zweitens aber „bietet es vielleicht auch zugleich dem Kenner eine lanx satura, die eine Fülle guter Gedanken in knappster Form enthält."

Gegen den ersten Zweck ist nicht viel zu sagen, außer daß es gescheiter wäre, die Herren „Publizisten" ließen das Prunken mit einer Gelehrsamkeit, die doch meist nicht weit her ist. Die zweite Aufgabe, die sich der Sammler gestellt hat, ist aber so recht ein Zeichen der Zeit. Wer das Bedürfnis fühlt, seinen Stilübungen noch einige Lichter aufzusetzen in der Sprache Latiums, der greife vertrauensvoll zu Herholds Wort- und Gedankenschatz und suche, bis er etwas passendes findet; auf gründliche Belehrung hat es der Verfasser nicht abgesehen; denn er führt, abgesehen von den Bibelstellen, nirgends die Stelle an, wo sich das Zitat findet; nicht einmal der Schriftsteller, dem es seinen Ursprung verdankt, ist überall genannt. Unter den Namen der Männer, deren Wahlspruch mitgeteilt wird, befinden sich sehr viele dunkle Ehrenmänner. Die Uebersetzung ist meist gut und richtig, soweit man nach Stichproben urteilen kann, überall.

Schulgesundheitspflege. Zum Gebrauch für Schulvorstände, Lehrer und Eltern. Von Ernst Engelhorn. Stuttgart, Karl Krabbe, 1888.

Es war ein guter Gedanke, in einem kleinen, populär gehaltenen Buche alles zusammenzufassen, was für die gesundheitsgemäße Einrichtung und Verwaltung einer Schule von Wichtigkeit ist. Lehrer und Eltern können es dem Verfasser danken, vor allem aber die Jugend; denn sie hat den meisten Vorteil davon.

Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit dem gesunden und kranken Organismus des Schulkindes; besonders die Störungen in der körperlichen und geistigen Entwicklung sind klar geschildert, und es ist damit den Eltern wie dem Lehrer leicht gemacht, die geeigneten Schritte zu thun, um weitern Nachteil von dem Kinde fernzuhalten.

Die Einrichtungen der Schule und des Unterrichts nach den Regeln der Gesundheitslehre bilden den Inhalt des zweiten Abschnittes. Auch dieser Teil enthält sehr viel Lesens- und Beachtenswertes.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Nach der Entscheidung in Paris.



Mit sehr gemischten Gefühlen sah man in den letzten Wochen die Krisis in Frankreich sich entwickeln. Es war ein ungemein hartnäckiger Todeskampf, in welchem die Präsidentschaft des Herrn Grevy von hinnen schied, ein Schauspiel halb kläglicher, halb lächerlicher Art, das an die rabbinische Legende von Moses erinnerte, welcher dem Todesengel Sammael durchaus nicht folgen wollte und ihn mit allen möglichen Mitteln abzuwehren versuchte. Ein Ertrinkender griff krampfhaft nach Strohhalmen, die auf der Fläche des Wassers schwammen, ein allgemein Aufgegebener vermochte sich selbst nicht als verloren zu betrachten und pflanzte noch am Grabe die Hoffnung auf. Erst spät ergab er sich in das Unvermeidliche, verzichtete und rettete so wenigstens einen Rest seiner Würde. Herr Grevy erklärte, durch eine Botschaft seine Entlassung nehmen zu wollen, wurde dann wieder zweifelhaft, ob ers müsse, da die öffentliche Meinung sich ihm günstiger gestaltet zu haben schien (in Wirklichkeit war es nur die Furcht der Radikalen und der Revanchepolitiker vor einer Wahl Ferrys zu seinem Nachfolger, die ihn jetzt zum Bleiben aufforderte), zögerte von neuem und unterließ die Botschaft, die bereits auf den Donnerstag den Deputirten vom Ministerpräsidenten angekündigt worden war. Da zwang ihn die Kammer zu dem Entschlusse, den er freiwillig nicht fassen konnte. Er hatte der öffentlichen Stimme nicht nachgeben, er hatte den Ratschlägen der Minister und Parteiführer, die er über seine Lage und seine Pflicht befragt, nicht folgen, er hatte die Umstände, die seinen Namen und seine amtliche Würde in einen Skandal hineingezogen und befleckt hatten, nicht berücksichtigen wollen; jetzt erlag er dem zwar verhüllten, aber immerhin unverkennbaren Tadelsvotum, welches die Volks-

kammer gegen ihn aussprach. Als die von ihm zugesagte Botschaft ausblieb, und als die Kammer darauf mit großer Mehrheit — 531 Stimmen — erklärte, sie gedenke darauf zu warten, begriff der Präsident, daß das Ende gekommen sei und daß er sich in sein Schicksal zu ergeben habe. Infolge dessen ließ er am Morgen des nächsten Tages beiden Häusern eine Mitteilung zugehen, die mit den Worten schloß: „Ich lege hiermit den Büreaus meinen Verzicht auf die Funktionen des Präsidenten der französischen Republik vor." Consummatum est! Einem verfassungsmäßigen Herrscher, der eine so hohe Stellung verläßt, gebührt Achtung, besonders wenn man das vorgerückte Alter Grevys und die wertvollen Dienste, die sein Land ihm zu danken hat, ins Auge faßt und der Regel eingedenk ist, die von den Toten nur Gutes zu sagen erlaubt. Auch mangelte es seiner Botschaft nicht an Takt und Würde. Gleichwohl müssen wir sagen, daß dieser Abschiedsbrief nur dünn eine verdrießliche Selbstsucht verschleiert, das Volk und seine Vertretung als sich widersprechend darstellt und in ungenügendem Maße der traurigen Umstände und Vorfälle Erwähnung thut, welche den unerwarteten Sturz herbeiführten. Es war sehr zu wünschen, daß der Präsident sich in der Botschaft entschieden von seinem unseligen Schwiegersohne lossagte. Statt dessen begnügte er sich mit Schweigen über ihn. Er beginnt: „So lange ich nur mit den Schwierigkeiten, die sich in der letzten Zeit auf meinem Pfade häuften, mit den Angriffen der Presse, der Abwendung der Männer, welche die Stimme der Republik an meine Seite rief, und der zunehmenden Unmöglichkeit, ein Ministerium zu bilden, zu kämpfen hatte, kämpfte ich weiter und verblieb, wo die Pflicht mich bleiben hieß." Dann beklagt er sich über das gebieterische Votum der Kammer, welches in dem Augenblicke ergangen sei, wo die öffentliche Meinung sich zu seinen Gunsten verändert habe, und nennt es eine Aufforderung zum Rücktritte. Er würde, sagt er, ferner aus verfassungsmäßigen Gründen „nach Pflicht und Recht" widerstanden haben, wenn er nicht durch die Abneigung, einen Konflikt zwischen dem Parlament und der ausübenden Gewalt hervorzurufen, zurückgehalten worden wäre. „Klugheit und Vaterlandsliebe — fährt er fort — gebieten mir jetzt, nachzugeben," worauf er in Betreff der Folgen des ihm aufgezwungenen Schrittes seine Hände in Unschuld wäscht und die Verantwortung für einen solchen Präzedenzfall und seine möglichen Folgen denen überläßt, welche sie übernehmen. Hier ist die Stelle, wo Herr Grevy sich erinnern mußte, daß die Beschuldigungen gegen Wilson, so lange sie nicht gerichtlich als grundlos erwiesen waren, die Ehre Frankreichs besudelten und nicht aus verfassungsmäßigen Rücksichten beiseite gelassen werden durften. Er mußte sich, wenn er dazu fähig war, zu denen gesellen, welche behaupten, die Republik sei bereits zum Untergange reif, wenn sie nicht moralisch reiner als das Kaisertum sei. Die eigentliche Frage, der hier ins Gesicht zu sehen war, lautete: Hatte er seinen Schwiegersohn aus Parteilichkeit mit seinem Ansehen zu decken versucht oder aus Überzeugung, er

sei völlig unschuldig? Die Botschaft gleitet über diese Hauptfrage viel zu leicht hinweg und sucht in ihren Schlußsätzen mit Pathos Frankreich gegen seine gesetzmäßigen Vertreter aufzuregen. „Ich lege — so heißt es da — ohne Bedauern, doch nicht ohne Trauer die Würde nieder, zu der ich zwei mal ohne mein Zuthun erhoben wurde, und in der ich mir meine Schuldigkeit gethan zu haben bewußt bin. Dafür rufe ich Frankreichs Zeugnis an. Frankreich wird sagen, daß meine Regierung dem Lande neun Jahre hindurch den Frieden, die Ordnung und die Freiheit erhalten, daß sie Frankreich über die ganze Welt hin geachtet gemacht, daß sie unablässig an seiner Hebung gearbeitet hat und es inmitten des bewaffneten Europas in einer Verfassung verläßt, in der es seine Ehre und seine Rechte zu verteidigen vermag. Sie ist außerdem imstande gewesen, im Innern die Republik in den weisen Geleisen zu erhalten, die für sie durch die Interessen und Wünsche des Landes vorgezeichnet sind. Frankreich wird sagen, daß ich zum Danke dafür von dem Posten entfernt worden bin, auf den sein Vertrauen mich gestellt hat.“

Hierin liegt ohne Zweifel manches, dem das Gewissen der Franzosen zustimmen wird, und es war nur in der Ordnung, daß beide Häuser des Pariser Parlaments die Abschiedsworte ihres betagten Präsidenten mit einem tiefen Schweigen, das mehr Hochachtung als Groll bedeutet haben wird, vorlesen hörten. Die Eigenschaften des grauhaarigen Advokaten, der plötzlich aus Halbdunkel auf die Höhe des Staatshauptes erhoben wurde, obwohl er kein glänzender und ungewöhnlicher Geist, sondern wenig mehr als „gesinnungstüchtig“ war, haben in der That im großen und ganzen Gutes bewirkt. Sein nächster Vorgänger spann Ränke zur Änderung der Regierungsform und hätte, wenn die weiße Fahne Graf Chambords nicht gewesen wäre, die Rolle Monks gespielt. Thiers, der Vorgänger Macmahons, trug auf seinen Schultern die an Deutschland gezahlten Milliarden und an seinen Händen das Blut der Pariser Kommunarden. Grevy brachte mit sich ruhige Zeiten und feste Anhänglichkeit der Mehrzahl der Franzosen an die Republik, der er in seiner politischen Denkweise und Führung ein Beispiel hinterlassen hat, was ein parlamentarisch beschränkter Regent sein soll. Er zögerte nicht, kaiserliche und königliche Prinzen zu verbannen, als die Interessen der Republik es zu erfordern schienen. Mit unstörbarem Gleichmut nahm er jedes Ministerium an, welches die Kammer ihm zuwies. Er war einfach und demokratisch in seinem Privatleben, wie es sein Amt verlangte, und mehr als einmal führte er den Staat ohne Schaden neben schweren politischen Gefahren hin. Noch jetzt hat kein Hauch von Verdacht unsauberer Selbstsucht den Expräsidenten persönlich gestreift, kein Vorwurf ihn getroffen, als der zu großer Liebe zu seiner Familie. Es ist möglich, daß man einmal bedauert, ihm das nicht verziehen zu haben. Wir begegnen in den letzten Worten seiner Botschaft einem aufrichtigen Patriotismus und Befürchtungen, die augenscheinlich von Herzen kommen. Es heißt da: „Indem ich aus dem poli-

tischen Leben scheide, spreche ich nur einen Wunsch aus: möge die Republik nicht von den auf mich gezielten Schlägen getroffen werden, möge sie siegreich aus den Gefahren hervorgehen, denen man sie zutreibt." Grevy war von Anfang an gewiß aus persönlichen, aber ebenso gewiß auch aus konstitutionellen und überhaupt aus politischen Gründen, aus Scheu vor Übertreibung des Parlamentarismus abgeneigt, dem Verlangen, er möge sein Amt niederlegen, nachzugeben. Er war der Meinung, daß ein Präsident der Republik nicht zugeben dürfe, daß über sein Amt durch ein Kammervotum verfügt werden könne. Seine Theorie war, daß das Oberhaupt der Republik über den Streitigkeiten und Kombinationen, über dem Ränkespiel und dem steten Wechsel der Kammermehrheit stehen müsse als ein Bleibendes und Unnahbares bis zu Ende der Periode, für die er gewählt sei, etwa wie ein konstitutioneller Monarch mit seiner Unverantwortlichkeit, und daß durch freiwilligen Rücktritt einen Präzedenzfall für das Gegenteil zu schaffen, der Stabilität der Republik für die Zukunft Abbruch thun hieße — eine Ansicht, für die sich allerdings so viel sagen läßt, daß es ungesagt bleiben kann. Wie weit diese Meinung durch Stolz und Verdruß befestigt und bestärkt wurde, bleibe dahingestellt. Als indes Rouvier sein Entlassungsgesuch einreichte und dann die hauptsächlichsten Führer der republikanischen Fraktionen einer nach dem andern ablehnten, irgend eine andre amtliche Stellung anzunehmen als die des Vermittlers der Unterwerfung und des Rücktrittes des Präsidenten von seinem Posten, verzweifelte Grevy für einen Augenblick und versprach, seinen Abschied zu nehmen, und zwar mit würdigen Worten und einer Warnung für die Franzosen, daß dieser Akt ihm aufgenötigt worden sei und ernste Folgen für das Land haben könne. Darauf begann sofort die vorbereitende Arbeit der Parteien zur Wahl eines neuen Präsidenten, das Suchen nach Kandidaten, das Sichten und Wägen derselben, und dabei stellte sich sehr bald heraus, daß hinter der Krisis ein Chaos von sich bekämpfenden ehrgeizigen und eifersüchtigen Strebereien lag. Bei einer Präsidentenwahl hat der Kongreß, d. h. Senat und Deputirtenkammer zu einer Körperschaft verschmolzen, etwa neunhundertundfünfzig Stimmen abzugeben, und dabei bilden die republikanischen Gruppen natürlich die Mehrheit, doch nur, wenn sie sich über einen gemeinsamen Kandidaten verständigen oder die Rechte überreden können, den von der Linken am meisten begünstigten Kandidaten ebenfalls zu unterstützen. Die Republikaner geboten in diesem Falle über keins von diesen notwendigen Erfordernissen, keiner der in Vorschlag kommenden Namen versprach alle oder auch nur genügend viele Stimmen der Partei auf sich zu vereinigen, auch Ferry nicht, doch hatte er vergleichsweise die meisten Aussichten. Aber diesen Staatsmann, der die Dreistigkeit gehabt hat, General Boulanger „einen St. Arnaud der Tingeltangel" zu nennen, Grevys Nachfolger werden zu sehen, war, so sehr die Chauvinisten und Radikalen den bisherigen Präsidenten auch gehaßt und geschmäht hatten, für Deroulèdes und Rocheforts Anhang ein Fallen aus der Bratpfanne ins

Feuer. Ein neuer Schrecken kam über die extremen Geister, das Entsetzen vor der Wahrscheinlichkeit, daß die Verwirrung mit der Wahl des klügsten und zugleich mutvollsten und thatkräftigsten unter den Kandidaten endigte, über welche man zu verfügen hatte. Diese Angst charakterisirte sich in dem Geschrei: Vivent Grévy et General Boulanger! das man die Massen vor dem Palais Bourbon ausstoßen hörte, als purer Wahnsinn; denn nie zuvor war ein vernünftiger Mensch auf den Gedanken geraten, diese Namen zu verbinden, vielmehr wußte alle Welt, daß Grevy geäußert hatte, wenn Boulanger, der Held der Boulevards, durch die eine Thür des Elysée trete, werde er durch die andre hinausgehen. Aber auch die Radikalen Clemenceaus hatten jetzt begriffen, daß sie es mit ihrer Agitation gegen Grevy zu arg getrieben und damit vermutlich nur dem für sie weit schlimmern Tonkinois den Weg zur Präsidentschaft gebahnt und geöffnet hatten. Sie wendeten sich in ihrer Presse zu Grevy zurück, und zu gleicher Zeit erschien bei diesem eine kleine Deputation aus dem Senate, um ihn zum Verbleiben im Amte zu ersuchen. Er sah in dieser Umkehr aus Furcht vor Ferry rückkehrende Achtung und Anhänglichkeit für sich selbst, stockte in seinem Entschlusse und dachte ebenfalls umzukehren. Vielleicht hoffte er, sich jetzt mit einer Auflösung der Kammer helfen zu können, vielleicht zog er es vor, sich lieber absetzen zu lassen als zu verzichten, vielleicht auch erwartete er, den Anfang zu einer rückläufigen Bewegung wachsen und allgemein werden zu sehen, wenn man sich das Chaos, das ihm bei seinem Weggange folgen zu wollen schien, deutlicher vergegenwärtigte; gewiß ist nur, daß der Präsident am Mittwoch andrer Meinung wurde, damit seine Minister in ein etwas lächerliches Licht brachte und statt mit der vollen Würde, die ihm als Staatsoberhaupt ziemte, sein Amt niederzulegen, nur dem äußersten Zwange vonseiten der Volkskammer wich. Sein schließlicher Rücktritt war kein Gehen nach Wahl, er war das Hinauskomplimentirtwerden eines sich Sträubenden durch die ihm geöffnete Thür, und die Würde war nicht auf seiner Seite, sondern auf derjenigen der Volkskammer.

Als Grevy in dieser mindestens unschönen Weise sich verabschiedet hatte, fand Frankreich wieder einmal — wohl zum zwanzigsten male in seiner neuesten Geschichte —, wie viel leichter es ist, zu zerstören, als zu bauen oder wiederherzustellen. Paris war in hoher Aufregung, und der Pöbel konnte nur durch Militär von Ausschreitungen abgehalten werden. Es schien kein gutes Anzeichen zu sein, daß die Krisis, welche sich in den Vorbereitungen zur Wahl eines neuen Präsidenten fortsetzte, gerade an einem 2. Dezember, einem Jahrestage des Staatsstreiches gipfelte, mit welchem Louis Napoleon der vorhergehenden Republik den Todesstoß gegeben hatte. Auch die jetzige erschien gefährdet: einerseits vom kommunistischen Pöbel der Hauptstadt bedroht, anderseits von rastlosen orleanistischen und imperialistischen Gegnern mit der Hoffnung auf Gelegenheit belauert. Wir freuen uns, daß die Republik aus dieser Not schließlich wohlbehalten hervorgegangen ist und sich als bis auf

weiteres gesichert betrachten kann — wir freuen uns darüber nicht, weil die Republik das Beste für Frankreich, sondern weil eine französische Republik das Beste für Deutschland und alle ihre Nachbarn ist. Der Kongreß oder die Nationalversammlung trat, nachdem die Gruppen der republikanischen Partei im Pariser Parlamentsgebäude durch vorläufige Abstimmung über einen Kandidaten für alle ihre Kräfte gemessen hatten, am Tage nach Grevys Auszug aus dem Elysee in Versailles zur Wahl eines Nachfolgers zusammen, und das Ergebnis war befriedigend: es wurde zuletzt ein wenig bekannter, aber durchweg als tüchtig bekannter Politiker von republikanischer Gesinnung mit dem Mantel der höchsten Autorität bekleidet, Sadi Carnot, kein Redner, kein ehrgeiziger parlamentarischer Ränkeschmied, aber ein ehrlicher, geschäftskundiger Mann, und man sah dabei, daß in der republikanischen Partei, und zwar selbst unter ihren Führern, sogar unter den Opportunisten, noch Leute vorhanden sind, welche ihr Interesse, wenn die Not es verlangt, dem des Staates unterzuordnen fähig sind. Die vorläufigen Abstimmungen der Republikaner in Paris hatten gezeigt, daß Ferry die meisten Stimmen der Partei für sich hatte, aber nicht so viel, daß er ohne Unterstützung der Rechten auf schließlichen Erfolg rechnen konnte. Jetzt kam ihm bei der ersten Abstimmung Freycinet, begünstigt auch von den Radikalen, sehr nahe, indem er bei 553 Abstimmenden nur zwanzig Stimmen weniger hatte als Ferry. Die Stärke der Rechten erwies das Votum von 148 Stimmzetteln, welche den Namen des Generals Saussier trugen, obwohl dieser Kandidat der Orleanisten jede Wahl seiner Person im voraus abgelehnt hatte. Die beiden Bewerber, welche so in erster Reihe von der republikanischen Partei gewählt wurden, waren nicht nach dem Geschmacke des Teiles der öffentlichen Meinung, welche durch andre Gruppen der wählenden Versammlung vertreten war. Viele nahmen Anstoß an Freycinets zu engem Zusammenhalten mit Boulanger und an seiner Hinwendung zu den Radikalen, während andre in Ferry einen Kandidaten erblickten, der nach seiner Vergangenheit als Minister, seiner klerikalen Politik, seinen kostspieligen und erfolglosen Abenteuern in Ostasien, seiner Unbeliebtheit bei der großen Masse in Paris und seiner angeblichen Neigung zur Unterordnung unter den Willen des deutschen Reichskanzlers nichts Gutes versprach. Fuhren diese beiden Staatsmänner fort, auf Grund ihrer Aussichten zu beharren, so stand zu befürchten, daß die Minoritäten sich vereinigten, um die Wahl auf eine Persönlichkeit zu lenken, die ohne Ansehen war und von der öffentlichen Stimmung mit Ausbrüchen von Verdruß und Entrüstung empfangen wurde. Unter diesen Umständen vereinigten sich Ferry und Freycinet, um jenes Beispiel der Selbstverleugnung zu geben, welches wir nur für wünschenswert halten, aber kaum erwarten konnten. Ferry kündigte seine Absicht an, von der Bewerbung zurückzutreten, wenn Sadi Carnot gewählt würde, dessen Kandidatur inzwischen einigermaßen in den Vordergrund gerückt war, und dessen Name

vergleichsweise wenig Widerspruch hervorrief. Ferry, die bête noire der Boulevardpolitiker, gab hierbei zweihundertundzwölf sichere Stimmen auf. Freycinet, der allerdings vorläufig nur sechsundsiebzig Stimmen auf dem Altare des Vaterlandes oder der republikanischen Partei zu opfern, aber in weiterem Verlaufe der Wahlhandlung erheblich mehr zu hoffen hatte, folgte dem guten Beispiele, und das Ende war, daß Sadi Carnot als der Erwählte der republikanischen Partei und der Mehrheit des ganzen Kongresses aus der Urne hervorging. Bei der ersten Abstimmung stimmten von den 849 Wählern allerdings nur 303 für ihn. Bei der zweiten war aber die Zahl der Wählerschaft etwas zusammengeschmolzen, da die Urne bei der Auszählung 20 unbeschriebene Zettel aufwies, und jetzt bekam Carnot 616 Stimmen gegen 188, die auf Saussier, 10, die auf Ferry, 6, die auf Freycinet, und einige andre, die auf weniger bekannte Persönlichkeiten fielen. Das war natürlich entscheidend, und so erhob sich Leroyer, der Vorsitzende der Versammlung, und sagte: „Nachdem Herr Sadi Carnot die Mehrheit der Stimmen erlangt hat, erkläre ich ihn zum Präsidenten der Republik," worauf die Sitzung des Kongresses geschlossen wurde.

Der neue Präsident ist eine zwar bisher wenig hervorgetretene, aber keineswegs unbekannte Persönlichkeit. Durch seine Herkunft verknüpft er die Erinnerungen an das erste Kaiserreich mit der Gegenwart. Sein Großvater war ein sehr tüchtiger Kriegsminister des ersten Napoleon. Er selbst, 1837 geboren, also erst fünfzig Jahre alt, und wie Freycinet ursprünglich Zivilingenieur, beteiligte sich seit 1871 am parlamentarischen Leben und war darauf im Kabinet Freycinet, sowie später unter Brisson Finanzminister. Er hat sich in kaufmännischen und Bankfragen ausgezeichnet, desgleichen in den Zweigen der öffentlichen Arbeiten, welche mit seiner berufsmäßigen Bildung zusammenfallen; auch ist er Übersetzer von Schriften des englischen Philosophen Stuart Mill. Seiner Parteifarbe nach gehört er zu den Opportunisten oder richtiger zu den gemäßigten Republikanern. Seine Wahl überraschte, befriedigte aber auch das französische Publikum und zwar, wie es scheint, mit Einschluß der Radikalen. Selbst Rochefort und der Intransigeant machen dazu eine gute Miene, was sich freilich sehr bald ändern kann, wenn der neue Präsident sich weigert, der Partei ihren Willen zu thun. Hören wir einige der Urteile, mit welchen französische Blätter ihn zu charakterisiren versuchten. Das Journal des Débats weist vorzüglich darauf hin, daß er gerade darum gewählt wurde, weil er sich nicht vorgedrängt hatte und wenig beachtet im Schatten stand. Es sagt: „Niemals hat er eine Rolle von großer Bedeutung gespielt, und es ist sicher, daß man ihn, wenn er eine glänzendere Figur gemacht hätte, wenn sein politisches Leben ein thatenreicheres, sein Charakter ein streitlustiger gewesen wäre, nicht gewählt haben würde. Sein Erfolg ist verschiednen Ursachen zuzuschreiben. Die Hitze des mehrere Tage währenden Wahlkampfes, die Heftigkeit der Angriffe auf Persönlichkeiten, die mehr im Lichte standen, die verhältnismäßig lange

Dauer der Präsidentschaftskrisis, durch welche gewisse Kandidaturen schon vor der Wahl abgenutzt wurden — alles das hat viel zum Siege eines Konkurrenten beigetragen, der umso weniger Haß und Eifersucht erweckte, je tiefer er im Hintergrunde stand." Die République Française begrüßte den Erwählten des Kongresses mit folgenden Worten: „Sadi Carnot ist ebensowenig der Präsident der radikalen Linken (die ihn in Anspruch genommen hatte, weil sie bei dem Wahlakte einmütig für ihn ins Zeug gegangen war) als der republikanischen Union oder der republikanischen Linken; er ist der Wächter der republikanischen Verfassung, und nach den schrecklichen Sturmläufen, welche die Exekutivgewalt in den letzten Wochen auszuhalten hatte, kann ein Republikaner, der dieses Namens würdig ist, keine andern Gedanken und keine andre Sorge habe, als die erste Beamtenstellung im Staate wieder zu befestigen." Clemenceau zündete in seiner Justice den Radikalen und damit sich selbst ein Weihrauchopfer an, indem er sich vernehmen ließ: „Der Boden ist rein gefegt von den Unternehmungen und Ränken einer Handvoll von Leuten mit persönlichen Interessen. Wollten doch die Republikaner fortan die Notwendigkeit begreifen, sich in gemeinsamer Anstrengung zu Reformen zu einigen. Wenigstens die Radikalen haben ihre Schuldigkeit gethan. Sie haben zweimal den Interessen des Landes mit vollkommener Nichtbeachtung ihrer persönlichen Interessen gedient." Im Dithyrambenstil verherrlicht der Rappel, wie es dem Organe des Hauses Viktor Hugos geziemt, die Wahl Carnots folgendermaßen: „Sie bedeutet Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit, Unbestechlichkeit. Sie bedeutet auch Frieden. Sobald sie bekannt wurde, verbreitete sich über Paris Ruhe. Die Aufregung, welche der unerhörte Scherz seines Vorgängers gegenüber dem Parlamente und dem Lande am Tage vorher hervorgerufen hatte, der Scherz, daß der Präsident ersterm ein Stelldichein vorschlug, um ihm zu sagen, daß er ihm nichts zu sagen habe, hörte plötzlich auf, und die Welt that einen tiefen Seufzer der Erleichterung. Das Ergebnis der endgiltigen Abstimmung wurde mit dem unermeßlichen Rufe: Es lebe die Republik! bewillkommnet. Diese von allen Republikanern und von den Republikanern allein getroffene Wahl wird nicht nur die lebendige, die fortlebende Republik, sondern die genesene, die gesunder gewordene, die gestärkte Republik sein." Die Lanterne jubelt nicht so und freut sich mit Vorbehalt und etwas säuerlicher Miene, indem sie bemerkt: „Gewiß hätten wir für die Präsidentschaft unsers Gemeinwesens einen Mann von größerer Bekanntheit vorgezogen und einen solchen, welcher der radikalen Partei näher stünde. Mit tiefem Bedauern haben wir die Kandidatur Floquet verschwinden sehen. Aber Herr Carnot kann gerade wegen seiner neutralen Natur ein ganz annehmbarer Präsident sein. Nach Grevy, der zuviel regierte [wirklich? wir meinten zu wenig] und zu oft aus der ihm von der Verfassung zugewiesenen Rolle heraustrat, thut es not, daß im Elysée — da die Verfassung nun einmal einen Präsidenten verlangt — ein Mann sitzt, welcher sich an seiner Stelle zu halten, in

seiner Rolle zu verbleiben weiß und sich weder in die Rechte des Landes, noch in die Willensäußerungen der Volksvertretung Eingriffe erlaubt." Der Radical endlich stellt Carnot folgendes Zeugnis aus: „Ein gemäßigter Republikaner wie Grevy, hat Carnot vor diesem den Vorzug der politischen Redlichkeit, die über jeden Verdacht erhaben ist. Er wird nicht nur den Buchstaben, sondern auch den Geist der Verfassung achten, er wird stets den Willen des Parlaments zur Richtschnur nehmen, wenn es gilt, die Minister zu ernennen, welche diesen Willen auszuführen bestimmt sind."

Wir sagen dazu: Diese augenblickliche Übereinstimmung aller Gruppen der republikanischen Partei ist zu einstimmig, um an lange Dauer glauben zu lassen, sie war eine notgedrungene für die Radikalen und Extremen, und Art läßt nicht von Art. Die Radikalen werden nicht abrüsten, und die jetzige Eintracht unter den Republikanern wird sofort in die Brüche gehen, wenn der Präsident sich mit einem Ministerium umgiebt; denn selbst das beste wird es nicht allen recht zu machen imstande sein, schon weil alle am liebsten selber im Ministerium säßen. Dann aber wird sich das alte Spiel wiederholen, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt ein Präzedenzfall vorliegt, nach welchem der parlamentarische Moloch befugt ist, nicht bloß Kabinette, sondern auch Präsidenten zu verschlingen. Carnot mag ein sehr tugendhafter Herr sein, aber mit der Tugend allein ist es hier nicht gethan. Es wäre besser für Frankreich, wenn man ihm ungewöhnliche Umsicht und Energie nachrühmen dürfte. Da man dies nicht kann, ist für ihn keine so lange Dauer als Staatsoberhaupt, wie Grevy sie aufzuweisen hatte, und für die Republik keine so stetige und erfolgreiche Politik zu erwarten, wie dieser sein Amtsvorgänger sie treiben konnte. Entspricht er den Hoffnungen der radikalen Blätter, so werden die wechselnden Mehrheiten der Kammer regieren, und schlecht regieren. Entspricht er ihnen nicht, so wird er gehen müssen. Die Republik ist mit der Krisis nicht stärker, sondern schwächer geworden, und das ist gut für den Weltfrieden. Das Kaisertum von 1852 wollte der Friede sein und war der Krieg, bis es in ihm unterging. Die Republik, wie sie sich in den letzten Wochen gestaltet hat und weiter gestalten wird, wird wirklich der Friede sein, der Friede aus innerer Schwäche, aus Uneinigkeit, aus Unstetheit, aus zu viel Parteileben und zu wenig Staatsleben. Wenn der Zar, dessen Besuch in Berlin mit der Krisis in Paris zusammenfiel, jemals im Ernste an ein Bündnis mit Frankreich gedacht hat, so müssen die letzten Wochen dem Traume ein gründliches Ende bereitet haben. Er wußte bereits, daß dort Ministerium auf Ministerium wie Butter an der Hitze der Parteileidenschaften, der Sucht nach Wechsel, des Strebertums hinwegschmolz, aber er mag sich vorgestellt haben, daß in der siebenjährigen Dauer eines festgesinnten und begabten Präsidenten wenigstens einige Sicherheit im Taumel und einiger Grund zu Vertrauen gegeben sei. Hiermit ists jetzt, wenn nicht alles täuscht, zu Ende. Die Republik wird jetzt vermutlich ganz werden, was

sie bisher halb war, die Beute eines Schwarmes zwerghafter oder mittelmäßiger Politiker, zu vergleichen mit dem schlafenden Riesenleibe Gullivers, an welchem die Liliputaner auf Leitern auf- und abklettern.



Für die Postsparkasse.

ei Besprechung des Sparkassenwesens brachte jüngst eine der gelesensten Zeitungen Deutschlands die Mitteilung, daß in Westpreußen auf 268 Quadratkilometer, in Ostpreußen auf 298 Quadratkilometer, im Bezirk Dresden aber auf 80 Quadratkilometer eine „Sparstelle“ komme.

Gäbe es Karten von Deutschland, die alle Orte und Wohnstätten enthielten, die Ortsnamen aber in Farbe verschieden darnach, ob sie Sparkassen haben oder nicht, so würde die schwarze Farbe, wenn sie für die Orte ohne Sparkasse gewählt wurde, gar sehr vorherrschen. Sachsen und andre mit Sparkassen angeblich gut versorgte Landschaften blieben immer noch recht dunkel. Flächen von 80 Quadratkilometern, etwa $5^1/_2$ Quadratstunden gleich, sind in dicht bevölkerten Landstrichen mit 60 und mehr Gemarkungen (Gemeinden) bedeckt; die größte derselben hätte dann eine Sparkasse, die andern 59 Orte hätten keine.

Wenn in einem Lande, das, wie Deutschland, hervorragendes leistet in Besserung der wirtschaftlichen und sozialen Zustände, auch nur die Hälfte seiner Einwohner den Segen der Sparkassen entbehren muß, weil es an solchen mangelt, so ist dieses eine große Ungerechtigkeit, die zu beseitigen eine dringende Pflicht ist. Wessen Pflicht? Zunächst der Selbsthilfe und Selbstverwaltung; beide haben auch in Gründung und Fortführung von Sparkassen großes und mehr vollbracht, als dem Staate möglich gewesen wäre. Da aber trotz dieser seit einigen Menschenaltern rühmlich bethätigten Wirksamkeit des Volkes noch große Lücken im Sparkassenwesen bestehen, so werden die Sparkassen auch etwas Staatshilfe bedürfen, um den vermehrten und erhöhten Anforderungen an Sparkassen zu entsprechen und wenigstens beim Sparen Vorrechte und Beschränkungen zu beseitigen. Wie der Reiche seine Kapitalien in Wertpapieren und in Sparkassen bergen kann, so muß auch der Arme Gelegenheit haben, seine Sparpfennige, abseits von dem Drange der Tagesausgaben, vor Anfechtung zu bewahren. Dieses könnte wohl schon mittels Pfennigsparkassen geschehen, allein diese müssen in den meisten Orten unterbleiben, weil es allzuoft an den Männern fehlt, die bereit und geeignet wären, diese kleinen Kassen so zu führen, daß keinerlei

Unterbrechung eintritt. Ferner fehlt und kann niemals durch die Selbsthilfe und Selbstverwaltung das erlangt werden, was wir unter Sparkassenfreizügigkeit verstehen. Bei diesen neuen Aufgaben der Sparkassen muß der Staat, das Reich helfen. Hiervon ist die Mehrheit des deutschen Volkes überzeugt. Eine Reichstagskommission hat vorgeschlagen, „die Post in den Dienst der Sparkassen zu stellen." In welcher Weise? Dies ist bis jetzt unerörtert geblieben. Da eine Postsparkasse vom Reichstage früher abgelehnt wurde, so scheint der Kommissionsvorschlag die Post als Vermittlerin zwischen Sparern und Sparkassen in Aussicht zu nehmen. Doch nicht so leicht wie der Vorschlag ist die Ausführung desselben. Letztere würde sich etwa so gestalten.

Wo Postsparkassen eingeführt sind, sind Sparmarken und Sparkarten im Gebrauch. Die Sparer kaufen sich Sparmarken, sobald sie den Betrag für eine oder mehrere derselben erübrigt haben und kleben davon eine bestimmte Zahl, zehn, zwanzig oder dreißig, auf eine Sparkarte, die dann eine, zwei oder drei Münzeinheiten darstellt. Diese eine, zwei oder drei Münzeinheiten, Spareinlagen, sind dann in einem Kontobuch der Sparkasse und in einem auf Namen lautenden Quittungsbüchelchen gutzuschreiben, dagegen Marken und Karten zu kassiren.

Die Post im Dienste der Sparkassen würde auch mit Sparmarken und Sparkarten arbeiten. Letztere müßten sich nach Sparkassen unterscheiden. Der Vertrieb der Sparmarken würde genau so wie bei einer Postsparkasse geschehen müssen. Im Dienste der Sparkasse hätte die Post nach Empfang der mit Sparmarken belegten Sparkarten, deren Beträge mit den zugehörigen, von den Sparkassen bei den ersten Einlagen ausgefertigten Sparkassenbüchelchen an die darauf angegebenen Sparkassen zu befördern. Es könnte dieses, ähnlich wie Posteinzahlungen, durch die Briefträger geschehen, wenn es sich nur um wenige Posten handelte, bei vielen täglich einlaufenden, größere Beträge ergebenden Einlagen ist dagegen die Post genötigt, über diese Geldbeförderung Buch zu führen, vielleicht so eingerichtet, daß darin die Sparkassen die tägliche Ablieferung quittiren könnten. Das Kontiren in den Hauptbüchern der Sparkassen und das Quittiren in den Sparkassenbüchelchen der Sparer müßte selbstverständlich bei den betreffenden Sparkassen geschehen, deren Diener den Verkehr zwischen diesen und der Post täglich zu vermitteln, also auch die Quittungsbüchelchen zur Post zurückzubringen hätten, damit sie durch diese wieder an die Eigentümer gelangen zur Fortsetzung des Sparens.

Baare Einlagen (ohne Sparmarken) würden bei der Post besonders, aber ähnlich wie die Markenbeträge, zu buchen und an die Sparkassen zu befördern sein.

Die Post im Dienste der Sparkassen müßte auch die Rückzahlung von Einlagen vermitteln. Dieser Geschäftszweig würde so verlaufen: erstens wäre eine Angabe der Sparer erforderlich, wie viel oder ob der Rest des

Guthabens zurückzuzahlen sei; hernach müßte zweitens bei der betreffenden Sparkasse die Quittung über den gewünschten Betrag oder den Rest entworfen und dieser Entwurf dem Sparer zur Unterschrift zugestellt werden; hierauf drittens Rücksendung der unterschriebenen Quittung wieder durch die Post an die Sparkasse; endlich viertens Auszahlung an die Post zur Beförderung der Guthaben an die Sparer, gegen abermalige Empfangsbescheinigung derselben, denn die Post muß bei etwaigen Reklamationen die geschehene Zahlung beweisen können.

Männer, welche im Kassen- und Rechnungswesen einige Erfahrung haben, werden zugeben müssen, daß das eben beschriebene Verfahren den allgemeinen Grundsätzen dieser Geschäfte entspricht und darum, wenn die Post wirklich in den Dienst der Sparkassen gestellt werden sollte, dieses ganz ähnliche Einrichtungen erfordert. Die Schreiberei dabei ist für die Post ebenso groß wie bei den Sparkassen, muß daher doppelt geschehen.

Die Posthilfe bei den Sparkassen setzt übrigens zweierlei voraus: erstens, daß an dem Orte jeder Postbestellungsanstalt wenigstens eine Sparkasse sich befindet, welche von den Bezirksangehörigen benutzt werden kann; zweitens, daß die Sparkasse am Postorte täglich zugänglich ist, damit die Post die bei ihr einlaufenden Aufträge täglich erledigen kann.

Ein so erweiterter Dienst bei den Sparkassen und die Dienstleistung der Post würden viel Geld kosten, wohl soviel, daß die seitherigen Reinerträge bei den Sparkassen verschwinden und die daraus geleisteten Gaben für gute Zwecke unterbleiben müßten. Aus diesem wohlklingenden Grunde können die alten Sparkassen und ihre Freunde den bezeichneten Postbotendienst nicht wünschen. Auch die Postverwaltung wird daran keine Freude haben, weil dabei der Postdienst mehr erschwert werden würde als durch eine selbständige Postsparkasse. Wenn es auch den Sparern gleichgiltig sein mag, ob die Post als Sparkasse oder als Beförderungsanstalt dafür dient, so müssen doch jene Gegengründe den Ausschlag geben.

Aber was soll geschehen? Soll es beim Alten bleiben? Thatsache ist: es giebt keine andre Einrichtung, welche das Sparen überall und für alle so sehr erleichterte, wie die Postsparkasse. Auch ihre Gegner bestreiten dies nicht. Nur eine Anklage gegen die Postsparkasse ist imstande, in weiteren Kreisen Bedenken zu erwecken, nämlich daß die Postsparkasse die andern Sparkassen aufsaugen würde. Diese Gefahr läßt sich aber leicht beseitigen, wenn man der Postsparkasse eine Einschränkung für Verzinsung und Kapitalannahme auferlegt, damit ihr niemals eine Aufsaugungskraft zuwachsen kann. Hierüber nur einige Andeutungen: 1. Die Postsparkasse gewähre ihren Sparern nur 2,4 Prozent Zinsen (0,2 Pfennige pro Mark und Monat) unter Wegfall der Teilmonate für Ein- und Rückzahlungen; 2. die Postsparkasse gestatte einer Person nur 500 Mark Guthaben (oder 400, oder 300 Mark); 3. entbehrliche Geldsummen

bei der Postsparkasse überlasse man zu 3,5 Prozent den Gemeinde- und sonst sichern Sparkassen, welche diese Summen zu 4½ Prozent ausleihen, und damit einen Gewinn von einem Prozent erzielen können.

Es ist nicht zu befürchten, daß eine mit der vorstehenden Beschränkung eingerichtete Postsparkasse ihrer geringen Zinsleistung wegen wenig benutzt werden würde; denn es fehlt denjenigen Pfennigsparkassen, die sich nicht mit Zinsen befassen, sondern nur dem Ansammeln von Sparpfennigen dienen, keineswegs an Sparern. Wer mit seinen Spareinlagen und den Zinsen davon höher hinaus will, als die Postsparkasse zuläßt, der wird damit zu einer genossenschaftlichen Gemeinde- oder Bezirkssparkasse gehen und bei der Postsparkasse das Sparen nach Pfennigen und Marken aufs neue beginnen. In dieser Hinsicht wäre eine Postsparkasse, wie die hier gedachte, einer Pfennigsparkasse ähnlich. Möge die Postsparkasse so immerhin eine Pfennigsparkasse werden! Sie diente damit aber nicht, wie eine andre Pfennigsparkasse, nur einem Orte und nur einer großen Sparkasse, nein, sie diente allen Sparern und allen Sparkassen im Lande. Eine Postsparkasse der gedachten Art wäre somit eine Reichspfennigsparkasse, die es auf das Sammeln und Bergen der Ersparnisse kleiner Leute abgesehen hätte, während die Privat- und Gemeindesparkassen, bei ihrem seitherigen Charakter als Depositen- und Hypothekenbanken bleibend, durch die Postsparkasse genötigt würden, das volkstümliche, das alle Volksklassen ergreifende Sparen ein- und fortzuführen. Nun ja, die Postsparkasse sei eine Reichspfennigsparkasse, jeder Postbeamte ein Sammler und jede Bestellungspostanstalt eine Sammelstelle, wo Einlagen und Rückerhebungen geschehen können.

Die Sparkassen können den Menschen nicht nahe genug gelegt werden. Als einer Sache der Übung gilt von dem Sparen das Wort: „Jung gewohnt, alt gethan, frühe fang das Gute an." Über die Wichtigkeit des Sparens in sittlicher, wirtschaftlicher und sozialer Beziehung ist niemand im Zweifel. In dem Maße als diejenigen, welchen die Kranken-, Unfall-, Invaliden- und Altersversicherungen zu gute kommen, sparsam sind oder nicht, verstärken oder schwächen sie jene Wohlthaten. Personen, die entfernt von der Heimat leben, bleiben durch die Postsparkasse für das Sparen überall im Vaterlande heimisch; sie können da überall fortfahren, die Grundlagen für Fleiß, Ordnung und Sittlichkeit zu befestigen und in dem benutzten Postsparkassebüchelchen Beweise für Gesinnung, Thun und Lassen erbringen. Diese Beweise würden zuverlässiger sein, als die von verschiednen Seiten geplanten Arbeitsbücher.

Die Gegner der Postsparkasse sind eigentlich mehr Gegner der dabei zur Geltung kommenden Staatshilfe. Allein Selbsthilfe und Staatshilfe sollen Hand in Hand gehen, denn sie ergänzen sich gegenseitig. Durch ihre Vereinigung werden beide stark. Dieser Stärkung wegen muß die Hauptaufgabe der Staatshilfe darin bestehen, die Selbsthilfe der Bürger, welche ja auch in der Selbstverwaltung Selbsthilfe bethätigen sollen, zu kräftigen. Dies geschieht

durch Unterricht, durch Schulen. Sparkassen sind ebenfalls Schulen, Schulen der Übung. Auch die Pfennigsparkassen hat man Sparschulen genannt, und sie sind es in Wirklichkeit. Wie der Staat für die Schulen sorgt und bei deren Errichtung mitwirkt, so sollte das Reich auch den Sparkassen zu Hilfe kommen mit einer Postsparkasse, die allerdings, wie gesagt, wesentlich Reichspfennigsparkasse und Reichssparschule wäre. Aber gerade diese zwei Bezeichnungen bilden die dringendste Empfehlung für die Postsparkasse.



Die Auflösung des alten Reiches.

Von R. Pape.

(Schluß.)



ie Ausführung der Bedingungen des Friedens von Campo-Formio ging freilich nicht so rasch und glatt von statten. Der Kongreß, der die Angelegenheiten des Reiches ordnen sollte, trat zwar in Rastatt zusammen und tagte dort länger als ein Jahr (vom Dezember 1797 bis zum Januar 1799), ohne daß irgend etwas Wesentliches erzielt wurde, bis er sich endlich beim Wiederausbruche des Krieges auflöste und mit dem schmachvollen Überfalle und der Ermordung der französischen Gesandten durch Szekler Husaren ein Ende mit Schrecken fand.

Es liegt nicht in dem Rahmen dieser Abhandlung, die gewaltigen weltgeschichtlichen Ereignisse, namentlich den Zug Bonapartes nach Ägypten, den Krieg der zweiten Koalition u. s. w., zu schildern, welche dem „verratenen deutschen Reiche" noch einmal eine Galgenfrist gewährte. Kurz genug war diese Galgenfrist; die ganzen Erfolge von zwei blutigen Kriegsjahren gingen in wenigen Stunden auf dem blutgetränkten Felde von Marengo verloren; der Friede von Lüneville vollendete das zu Campo-Formio begonnene Werk. Von diesem Frieden an sollte man eigentlich die thatsächliche Auflösung des deutschen Reiches rechnen, wenn auch der Name noch einige Jahre fortdauerte. Was zu Lüneville geschah, kann man als die Amputation von einem der wichtigsten Glieder des Reiches bezeichnen, und, um in der Weise, in welcher häufig über „interessante" chirurgische Operationen berichtet wird, zu sprechen, kann man darüber urteilen: „Die Operation gelang vorzüglich; der Patient verschied nach einiger Zeit in Folge von allzu großer Schwäche." Die folgenden Jahre bis zur förmlichen

Auflösung des Reiches bezeichnen nur noch die Agonie des nicht mehr lebensfähigen Körpers. Und für das tausendjährige Reich deutscher Nation war der Todeskampf verhältnismäßig kurz genug. Die Toten reiten schnell!

Das linke Rheinufer war verloren, mit Frankreich vereinigt, wie es schien, für immer. Das verstümmelte Reich lag Frankreich gegenüber wehrlos da. Unter andern Bedingungen war auch festgesetzt, daß die von den Franzosen zur Zeit auf dem rechten Rheinufer besetzten Plätze in dem Zustande bleiben sollten, in dem sie sich bei der Rückgabe befanden, d. h. mit geschleiften Festungswerken. Das waren: Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Philippsburg, Kastel, Kehl, Breisach, lauter offne Einfallsthore für Frankreich. In dem noch übrig gebliebenen Teile des Reiches begann jetzt jene große „Heimramschung" fast sämtlicher geistlichen Lande, der Erzstifter, Hochstifter oder Stifter, der bei weitem überwiegenden Mehrzahl der Reichsstädte und aller Reichsdörfer mit ihren Gebieten. Auch verschwanden schon einige erbliche Fürsten aus der Reihe der „Dynasten." Die mächtigern Reichsfürsten besetzten ohne weiteres und „des Reiches ungefragt" die Gebiete, die sie für passende Vergrößerungsobjekte ansahen, und auf die sie daher Ansprüche machen zu dürfen glaubten. Der moderne Name „Annexion" oder „Annektirung" war damals für diese Art der Aneignung noch nicht erfunden. Bezog sie sich auf ein geistliches Territorium, so nannte man sie Säkularisation; bezog sie sich auf weltliches Gebiet, welches früher reichsunmittelbar (immediat) gewesen war, so that der Name Mediatisirung vorzügliche Dienste.

Es ist hier nicht der Ort, näher auf die damals vollzogenen Gebietsveränderungen einzugehen; es soll das einem besondern Aufsatze vorbehalten bleiben. Nach langen, verwickelten und verwirrten Verhandlungen beendete der Reichsdeputationshauptschluß das, was zu Lüneville beschlossen war. Schon im Oktober 1801 war nämlich zu Regensburg eine Reichsdeputation eingesetzt worden, bestehend aus den Bevollmächtigten von Kurmainz, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Pfalz-Baiern, Hoch- und Deutschmünster, Württemberg und Hessen-Kassel, und diese hatte endlich am 25. Februar 1803 ihr allerdings nicht leichtes Werk beendet. Der Beschluß wurde am 24. März vom Reichstage angenommen und am 27. April 1803 vom Kaiser bestätigt. Besonders bezeichnend ist, daß bei dieser letzten größern „That" des Regensburger Reichstages nicht etwa die mächtigeren Glieder des Reiches den Ausschlag geben, sondern meistens der französische, bisweilen auch einmal zur Abwechslung der russische Gesandte. Diesem Umstande allein ist es freilich auch zu verdanken, daß der Regensburger Reichstag ein solches Werk überhaupt zu stande gebracht hat, und noch dazu in der für die Verhältnisse des Reichstages ausnehmend kurzen Zeit von noch nicht anderthalb Jahren. Nie und nimmer wäre das möglich gewesen ohne den gewaltigen Druck, den die rücksichtslose Energie Napoleons in dieser Sache übte.

Innerhalb dieses Zeitraumes von kaum zwei Jahren, vom Frieden zu Lüneville bis zum Reichsdeputationshauptschlusse (Februar 1801 bis Februar 1803), hatte das deutsche Reich sein Aussehen und sein Wesen in jeder Beziehung verändert. Man braucht nur einmal die betreffenden Landkarten miteinander zu vergleichen, um sich sofort davon zu überzeugen. Das Reichsgebiet war um mehr als tausend Quadratmeilen beschränkt worden. Im Innern waren Hunderte von „Territorien" weggefallen. Der Reichstag hatte mehr als hundertundzwanzig seiner Stimmen verloren. Das kurfürstliche Kollegium zählte jetzt allerdings zehn Mitglieder. Den Vorsitz führte der einzige übrig gebliebene geistliche Kurfürst, der Kurerzkanzler, der jedoch seinen Sitz nicht mehr in Mainz, sondern in Regensburg hatte. Im reichsfürstlichen Kollegium gab es hundertsiebenundzwanzig Viril- und vier Kuriatstimmen. Die Reichsstädte waren auf sechs zusammengeschmolzen. Durch die umfassenden „Säkularisationen" hatte das Reich seinen theokratischen Charakter völlig eingebüßt. Der allerdings immer schon sehr lockere Zusammenhang zwischen den Gliedern des Reiches war völlig gelöst. Napoleon behandelte es wie einen Leichnam, den man ungestraft treten darf. Zum Beweise dafür sei nur auf die beiden Thatsachen hingewiesen, daß der französische Gewalthaber noch in demselben Jahre Hannover besetzen und den Herzog von Enghien vom deutschen Reichsgebiete fortschleppen und in Vincennes erschießen ließ, ohne daß gegen diese beiden rechtswidrigen Gewaltthaten auch nur diplomatische Einsprache erhoben worden wäre.

Derjenige Fürst, der thatsächlich zuerst seine Lande aus dem Reichsverbande löste, der Staat, der in Wirklichkeit zuerst ausschied, war der Kaiser, war Österreich. Nachdem durch organisches Senatskonsult vom 18. Mai 1804 Napoleon Bonaparte zum Kaiser der Franzosen erklärt worden war, wollte Kaiser Franz nicht hinter ihm zurückstehen. Zwar legte er den Titel eines römischen Kaisers noch nicht nieder, aber er nahm den Titel eines erblichen Kaisers von Österreich an und machte dies bekannt durch eine Proklamation vom 10. August 1804, deren Hauptstelle lautet: „Obschon Wir durch göttliche Fügung und durch Wahl der Kurfürsten des römisch-deutschen Reiches zu einer Würde gediehen sind, welche Uns für Unsre Person keinen Zuwachs an Titel und Ansehen zu wünschen übrig läßt, so muß doch Unsre Sorgfalt als Regent des Hauses und der Monarchie von Österreich darauf gerichtet sein, daß jene vollkommene Gleichheit des Titels und der erblichen Würde mit den vorzüglichsten europäischen Regenten und Mächten erhalten und behauptet werde.... Wir sehen Uns demnach zur dauerhaften Befestigung dieser vollkommenen Ranggleichheit veranlaßt und berechtigt ... dem Hause von Österreich in Rücksicht auf dessen unabhängige Staaten den erblichen Kaisertitel beizulegen." Wenn der Kaisertitel hier allerdings auch nur auf die unabhängigen Staaten Österreichs, einen staatsrechtlichen Begriff, der, nebenbei bemerkt, ziemlich unklar und dehnbar ist, gestützt wird, wenn der deutsche Kaisertitel noch zwei Jahre beibehalten wurde und der

kaiserliche Prinzipalkommissarius noch ebenso lange in Regensburg blieb, so sind das nur diplomatische Redensarten und äußerliche Formalitäten, welche der Wirklichkeit nicht mehr entsprechen. Unbestreitbar ist, daß Provinzen, die der erblichen österreichischen Gesamtmonarchie angehörten, nicht zugleich auch Glieder des Reiches sein konnten. Auf den Verlauf der geschichtlichen Ereignisse hat dieser Vorgang irgend welchen wesentlichen Einfluß nicht geübt. Aber bemerkenswert und interessant ist es doch, daß es gerade zuerst der Kaiser war, der seine Lande vom deutschen Reichskörper lostrennte. Darum soll dieser Umstand, der ziemlich wenig bekannt ist, hier besonders hervorgehoben werden.

In dem Kriege des folgenden Jahres, 1805, kämpften Baiern, Württemberg und Baden offen auf Seiten Napoleons, und gerade diesen deutschen Truppen verdankte der Imperator nicht zum wenigsten die Erfolge von Ulm und Austerlitz. Im Frieden zu Preßburg, zu dem sich das zwar gedemütigte, aber noch lange nicht völlig besiegte Österreich kleinmütig und voreilig hinreißen ließ, wurden die militärischen Erfolge des Feldzuges diplomatisch ausgenutzt. Die französische Vasallenschaft trug den deutschen Staaten, die dem Erbfeinde Handlangerdienste leisteten, reiche Früchte. Abgesehen von den Gebietserwerbungen, die hier nicht besprochen werden sollen, erlangten Baiern und Württemberg die Königswürde, die so heiß ersehnte, freilich doch im Grunde nur schattenhafte „Souveränität," um deretwillen nicht bloß unsäglich viel Gut und Blut der Länder in fremden Diensten nutzlos vergeudet, sondern auch deutsche Fürsten- und Volksehre schmachvoll besudelt worden war. Damit waren thatsächlich wieder zwei deutsche Staaten aus dem Reichsverbande ausgeschieden. Zwar trugen seit mehr als hundert Jahren die Kurfürsten von Brandenburg die preußische Königskrone; aber Preußen stand außerhalb des Reiches und war mit Brandenburg nur durch Personalunion verbunden. Sächsische Kurfürsten waren polnische Wahlkönige gewesen. Die Kurfürsten von Hannover saßen seit 1714 auf dem Throne von Großbritannien. Aber Polen und England waren europäische Mächte, die mit dem Reiche nichts zu thun hatten. Daß aber innerhalb desselben außer dem „Römischen Kaiser und Könige in Germanien," der allein „souverän" war, für andre souveräne Könige nach Reichsstaatsrecht kein Platz war, ist unbestreitbar. Daß die beiden genannten Staaten thatsächlich aus dem Reiche geschieden waren, wird auch nicht geändert durch die feine Redewendung der Regierung des „Kaisers von Deutschland" — dieser Titel statt des bisherigen „Römischer Kaiser" findet sich da zum erstenmale in einer Staatsschrift —, der die neuen Königstitel von Napoleons Gnaden nur mit dem Vorbehalt anerkannte, „daß diese Könige deshalb nicht aufhörten, dem deutschen Bunde (à la confédération germanique) — auch diese Bezeichnung kommt damals zuerst vor — anzugehören." Diese hohle Redensart änderte an der Thatsache nichts.

Jetzt endlich schien dem neuen Weltstürmer die Zeit gekommen, dem armen,

zerfetzten, zerstückelten, verstümmelten, getretenen deutschen Reiche den Gnadenstoß zu geben und seinen treu ergebenen deutschen Vasallenfürsten, die er so reich mit Ländern und Würden für ihre an Deutschland verrichteten Henkersdienste belohnt hatte, zu zeigen, daß ihre frisch errungenen Kronen doch eigentlich nur von Goldpapier waren, ihnen fühlbar zu machen, daß sie zwar die leichte, eigentlich nur dem Namen nach bestehende Oberhoheit des deutschen Kaisers abgeschüttelt hätten, daß sie aber dafür sich gebeugt hätten unter das Joch eines Eroberers, der mit eiserner Rute die waffenfähige Jugend ihrer Länder fast Jahr für Jahr von Krieg zu Krieg, von Schlachtfeld zu Schlachtfeld trieb.

Napoleon hatte die Stiftung des Rheinbundes beschlossen, der ganz und gar von ihm abhängig sein, und dessen militärische Kräfte jederzeit unbedingt zu seiner Verfügung stehen sollten. Damit aber die Maschine, welche Geld und Soldaten für seinen unersättlichen Ehrgeiz schaffen sollte, auch richtig arbeitete, war es notwendig, daß ihr Getriebe vereinfacht wurde. Dem stand aber die allzugroße Zersplitterung des Teiles von Deutschland, der unter seiner Botmäßigkeit stand, im Wege. Mit einer so großen Anzahl von Fürsten, Grafen und Herren ließ sich nicht arbeiten. Ihre Anzahl mußte daher möglichst verringert werden; was bei der großen „Heimramschung" von 1802 und 1803 vergessen war, konnte jetzt nachgeholt werden.

Zu „säkularisiren" gab es zwar nicht viel mehr, denn der einzige geistliche Fürst, der außer den Ritterorden das Jahr des Reichsdeputationshauptschlusses überdauert hatte, der Kurerzkanzler, sollte nach Napoleons Plane erhalten bleiben. Aber zu einer frischen, fröhlichen „Mediatisirung" war der Zeitpunkt offenbar höchst geeignet. Wozu gab es noch so viele kleine Reichsfürsten? Wozu waren die Grafenbänke da? Wozu gar die Ritterkurien? Die „Ausschlachtung" dieser Territorien war für die mächtigeren Mitstände jener dem Untergange bestimmten reichsunmittelbaren Herren offenbar ein recht gewinnbringendes Geschäft. Die Meute war bereit, die Hetze konnte beginnen, sobald der große Oberjägermeister in Paris nur das Zeichen gab. Daß es für diese ungeheure Beraubung von Reichsständen durch ihre Mitstände, eine Beraubung und Gewaltthat, dergleichen in den Annalen der Weltgeschichte nicht zu finden ist, auch noch nicht einmal den Vorwand eines wirklichen Rechtes gab, das machte dem Kaiser der Franzosen ebensowenig Bedenken wie seinen deutschen Vasallenfürsten. Napoleon war es ja schon lange gewohnt, Gewalt an die Stelle von Recht zu setzen, sich nur von der rohesten politischen Selbstsucht leiten zu lassen; jene Fürsten und nicht am wenigsten ihre Minister waren von dem „gott- und rechtlosen Souveränitätsschwindel" (um einen Ausdruck Bismarcks anzuwenden), von ihrer unersättlichen Ländergier derartig bethört und verblendet, daß sie alles Gefühl nicht nur für die nationale, sondern auch für ihre eigne fürstliche Ehre, jegliche Achtung für fremdes, wenn auch noch so wohlerworbenes Recht verloren hatten.

Diese „Verkoppelung“ in erweitertem Maßstabe war allerdings eine geschichtliche Notwendigkeit, und insofern braucht man darüber gerade nicht betrübt zu sein. Ja man hat oft gesagt, wenn auch mit etwas Ironie, aber doch auch mit viel Wahrheit: Wenn wir Deutschen dem Kaiser Napoleon überhaupt für irgend etwas zu danken haben, so ist es dafür, daß er uns wenigstens von den allerschlimmsten Auswüchsen einer über alle Maßen erbärmlichen Kleinstaaterei befreit hat, daß er wenigstens viele Hunderte von halb oder ganz erstorbenen Staatswesen, die am Mark der Nation zehrten, mit eiserner Hand von der Karte Deutschlands weggewischt hat. Das muß jedenfalls zugegeben werden: Wie es einer weniger rücksichtslosen Hand möglich gewesen wäre, jene confusio divinitus ordinata der deutschen Zersplitterung zu beseitigen, wenn nicht der unbeugsame Wille jenes Despoten erbarmungslos durchgegriffen hätte, ist gar nicht abzusehen.

Wenn man aber auf die Einzelheiten jenes Länderschachers eingeht, wenn man bedenkt, wie in jener Zeit die meisten Fürsten des Reiches, der hohe Adel deutscher Nation, nebst ihren betitelten und besternten Dienern in Paris nicht nur vor Ministern, sondern auch vor Kammerdienern sich demütigten, krochen, schmeichelten, leckten, bestachen, wie sie z. B. vor der Maitresse des Fürsten von Talleyrand „platt auf dem Bauche“ lagen, um den Lieblingsausdruck eines „berühmten“ Volksmannes der Neuzeit anzuwenden, kurz, wie sie sich „encanaillirten“ (ein deutsches Wort giebt es hierfür nicht), so kann das einem patriotischen und ehrliebenden Deutschen noch heute die Schamröte ins Gesicht treiben. Viel Schmach und Schande, Schimpf und Hohn ist zwar in jenem traurigen Zeitalter auf das duldende Haupt der Mutter Germania gehäuft worden, aber die bodenlose Schamlosigkeit und Gemeinheit, welche bei diesem an sich schon nicht sehr saubern Geschäfte zum großen Teile diejenigen bewiesen, welche beanspruchten, ihre edelsten Söhne zu sein, übertrifft alles.

Am 12. Juli 1806 legte Napoleon zu Paris den Gesandten einer Anzahl deutscher Staaten, mit denen vorher eine geheime Abmachung getroffen worden war, die Rheinbundsakte, die völlig fertig war, einfach zur Unterschrift vor, ohne sich auf weitere Verhandlungen einzulassen. Sechzehn deutsche Staaten unterzeichneten die Urkunde, und damit war die Stiftung des Rheinbundes vollzogen. Am 1. August desselben Jahres überreichten die Gesandten jener sechzehn Staaten dem Reichstage zu Regensburg eine gemeinsame Note, worin sie ihr Verfahren unter allerlei Vorwänden zu rechtfertigen suchten; namentlich wiesen sie darauf hin, daß das Reich schon lange kein einheitliches Ganze mehr gewesen, daß besonders seit 1795 Nord- und Süddeutschland fast ganz von einander getrennt gewesen seien. Kurz, es war der alte Vorwurf: Preußen hat durch den Sonderfrieden von Basel die Auflösung des Reiches, schließlich auch mittelbar die Gründung des Rheinbundes verschuldet. An demselben Tage überreichte der französische Gesandte ebenfalls eine diplomatische Note, in der ge-

radezu ausgesprochen wurde: Der Kaiser der Franzosen erkennt das Bestehen eines deutschen Reiches nicht mehr an, sondern nur noch die vollständige und unbeschränkte Souveränität sämtlicher Fürsten, deren Lande in dem vormaligen Reiche liegen. Am 6. August entsagte Franz II., der sich von da an Franz I., Kaiser von Österreich, nannte, der römischen Kaiserwürde förmlich und feierlich und legte freiwillig die mehr als tausend Jahre alte Krone Karls des Großen nieder. In der betreffenden Urkunde sprach der Kaiser aus, daß es fortan gänzlich unmöglich sei, die Pflichten des kaiserlichen Amtes länger zu erfüllen; daher sei er es seinen Grundsätzen und seiner Würde schuldig, auf eine Krone zu verzichten, welche nur so lange Wert gehabt habe, als er imstande gewesen sei, dem von Kurfürsten, Fürsten und Ständen ihm bezeugten Zutrauen zu entsprechen und den übernommenen Obliegenheiten ein Genüge zu leisten. Zugleich entband er alle Stände des Reiches ebenso wie dessen Angehörige von allen bisherigen Pflichten gegen das Reichsoberhaupt. Der Tag der Unterzeichnung dieser Urkunde, welche schon nicht mehr in der Reichskanzlei, sondern in der erbländischen ausgefertigt war, wird offiziell als der Sterbetag des heiligen römischen Reiches deutscher Nation gerechnet. Das Begräbnis der arg verstümmelten Leiche, um in dem Bilde fortzufahren, fand am 12. August statt. An diesem Tage wurde nämlich dem Rumpfe des alten Reichstages zu Regensburg amtlich jene Note des bisherigen „Römischen Kaisers“ mitgeteilt. Zugegen waren hierbei fast nur die Gesandten der Rheinbundsfürsten. „Die dem Reiche den letzten Gnadenstoß gegeben, waren auch so ziemlich die einzigen, welche seiner Bestattung beiwohnten,“ hat man mehrfach gesagt. Der Reichstag löste sich auf, desgleichen die Reichsgerichte, soweit sie bis dahin noch eine Art von Schattenleben geführt hatten.

Im Juli 1806 war der Rheinbund zwar gegründet worden. Sein weiterer Ausbau und seine Vollendung — soweit bei einer so vorübergehenden politischen Schöpfung überhaupt von Vollendung die Rede sein kann — erfolgte erst in den nächsten Jahren. Daher soll eine eingehendere Besprechung seiner Verfassung und seiner Einrichtungen dem folgenden Abschnitte vorbehalten bleiben.

Dagegen würde diese Darstellung der Auflösung des alten Reiches unvollständig sein, wenn wir nicht unsre Augen noch auf einen politischen Versuch (eine „Schöpfung“ kann man leider nicht sagen) lenken wollten, der zwar keinen praktischen Erfolg aufzuweisen hatte, dessen Kenntnis jedoch zu einem eingehenderen Verständnisse der ganzen politischen Entwicklung Deutschlands durchaus notwendig ist.

Von selber drängt sich uns die Frage auf: Geschah denn während der ganzen Zeit, wo jene gewaltigen, oben geschilderten Umwälzungen in West- und Süddeutschland vor sich gingen, jenseits der Demarkationslinie, die Norddeutschland umschloß und abschloß, gar nichts? Hat denn Preußen in jenem ganzen Zeitraume gar nichts gethan, um wenigstens sich selbst und die in seinem Macht-

kreise liegenden Mittel- und Kleinstaaten Norddeutschlands zu sichern, zu schützen und zu retten? Leider muß man darauf antworten: Gethan, d. h. durchgeführt und vollbracht, hat Preußen in dieser ganzen Zeit nichts, gar nichts. Versucht, geplant, gewollt hat es wohl mancherlei. Aber über schwächliche Anläufe, über lebensunfähige Pläne, die überdies stets an dem Fluche des „Zu spät“ krankten, ist die erbärmliche, zaudernde, unentschlossene Politik jener Zeit nicht hinausgekommen.

Preußen erstrebte allerdings die Stiftung eines norddeutschen Bundes unter seiner Führung, eines norddeutschen oder doch wenigstens eines preußischen Kaisertums.

Durch neuere Forschungen ist mit Sicherheit festgestellt worden, daß der Gedanke, Norddeutschland unter preußischer Führung in irgend welcher Form zu einigen, bereits in den Jahren 1800 und 1801 das preußische Ministerium beschäftigt hat, daß Denkschriften, die dahin zielten, nicht nur dem Kabinet, sondern auch dem Könige selbst vorgelegen haben. Außer andern Schriften, deren Verfasser bis jetzt nicht bekannt sind, sind jetzt zwei Denkschriften des Obersten von Massenbach, der später zu einer so traurigen Berühmtheit kam, veröffentlicht worden. Aber eben so wenig wie seine ausschlaggebenden Räte, konnte der König zu einem festen Entschlusse kommen. Durch die beliebte Politik des „Wartens auf ein événement“ wurde die Sache jahrelang verschleppt. 1804, als Napoleon die Annahme der Kaiserwürde beabsichtigte, stellte er an den König von Preußen geradezu den Antrag, gleichfalls diesen Titel anzunehmen, und zwar den eines Kaisers von Preußen. Im Zusammenhange hiermit steht, daß Österreich in jenem Jahre das gleiche that. Der König wies den Vorschlag zurück, hauptsächlich aus Rücksicht auf Österreich, das die deutsche Kaiserwürde noch nicht niedergelegt hatte. Am 22. Juli 1806 wiederholte der französische Gesandte in Berlin, Laforest, im Auftrage von Talleyrand diesen Antrag mit dem Zusatze, daß der Kaiser der Franzosen jede Anordnung, die Preußen für geeignet halten würde (norddeutsches Kaisertum, norddeutscher Bund), im voraus billige. Napoleon hatte hierbei nur das Ziel im Auge, daß Preußen den Rheinbund anerkennen sollte, und erreichte dies auch. Dann aber hintertrieb er durch geheime Beeinflussungen die Ausführung der preußischen Pläne in jeder Weise. Dieses mal fand nämlich sein Vorschlag bei dem Könige und seinem Kabinet geneigteres Ohr. Preußen begann mit Sachsen und Kurhessen, den beiden mächtigsten Ständen in Norddeutschland (Hannover war damals Preußen einverleibt) ernsthafte Verhandlungen. Ein endgiltiger Bundesentwurf unter dem Titel: „Vorläufige Grundzüge zu einer Konstitution für das nördliche Deutschland unter dem Namen des Nordischen Reichsbundes“ wurde Mitte August vorgelegt. Die wichtigsten Punkte waren: Der König von Preußen wird Kaiser von Norddeutschland, die Kurfürsten von Sachsen und Hessen nehmen den Königstitel an. Ebenso erhalten eine Reihe andrer Fürsten Standeserhöhungen.

Der Bund umfaßt drei Kreise: 1. den brandenburgischen, der Mecklenburg, Oldenburg, Schwedisch-Pommern, Holstein, Braunschweig und die Hansestädte einschließt, 2. den sächsischen, zu dem die sächsisch-thüringischen und die anhaltinischen Lande gehören, 3. den hessischen, wozu das Fürstentum Fulda gehört, während die Grafschaften Waldeck, Lippe-Detmold, Schaumburg, Schlitz, Pyrmont, Rietberg, Rheda zu Gunsten Hessens mediatisirt werden. Ebenso werden die Besitzungen der Reichsritterschaft mediatisirt. Die übrigen Bestimmungen über ein Bundesheer, Bundesgericht u. s. w. müssen hier übergangen werden. Wie üblich, führten die Verhandlungen zu keinem Ziele. Sachsen steckte sich hinter Hessen, und umgekehrt; die kleinsten Staaten machten Weiterungen; die Hansestädte wollten sogar einen eignen Hansebund gründen. Gewinnen wollte jeder, Opfer bringen niemand. Die Ränke Napoleons, daneben auch die Mißgunst Österreichs nährten die Mißhelligkeiten.

Kurz, man kann sagen: Hätte nicht Preußen ebenso zwingende Beweisgründe angewandt, wie Napoleon sie liebte, hätte es nicht an die ultima ratio regis appellirt, so wäre irgend etwas Ersprießliches für Preußen und Deutschland bei der ganzen Sache doch nicht herauskommen.

Die letzten zwecklosen Verhandlungen fanden im preußischen Hauptquartiere kurz vor dem Ausbruche des unheilvollen Krieges von 1806 statt. Dann verhallten die Stimmen der Diplomaten unter dem Donnergebrüll der ehernen Feuerschlünde; das Werk wurde begraben unter den Trümmern der zusammenbrechenden Monarchie Friedrichs des Großen. Es war das eingetreten, was ein Dichter in den Worten ausdrückt:

Und es klingt ein Lied von Jena, das tönt so trüb und schwer;
Wie dumpfes Totenläuten, so schallt das Lied daher:
Borussia stürzte zu Boden, voll Blut und totenstumm,
Und Friedrich der Große wandte in seinem Grabe sich um.



Viktor Hehns Gedanken über Goethe.



Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. Dieser Spruch hat nicht leicht anderswo mehr Geltung, als im Gebiete der ästhetischen Kritik. Viele beschäftigen sich mit ihr, sei es von Amts wegen als Lehrer und Professoren, sei es von Berufs wegen als Journalisten, sei es, weil so viele Menschen sich berechtigt glauben, von dem Eindruck, den eine Dichtung in ihnen hinterlassen hat, öffentlich Rechenschaft abzugeben. Viele beschäftigen sich insbesondre mit der kritischen Forschung

in dem weitläufigen Weinberge Goethes; kaum vergeht ein Monat, ohne daß nicht ein Brief von oder an Goethe gedruckt, ohne daß nicht eine neue Abhandlung über eine seiner Dichtungen veröffentlicht würde. Aber auserwählt sind wenige: wahrhaft bemerkenswertes bekommt man gar selten zu hören von allen denen, die über Goethe schreiben. Denn um über Kunst und Poesie und vollends über ihren Großmeister etwas Eigentümliches sagen zu können, muß man selbst im gewissen Grade ein Original sein, selbst eine starke Persönlichkeit, eine tiefe Natur, ein reicher Geist, es muß sich ein Original dem andern mit voller Brustseite gegenüberstellen können, und solcher Originale giebt es in der Menschenwelt gar wenige, jedenfalls weit weniger, als es Lehrämter für Kunst- und Literaturgeschichte an niedrigen und hohen Schulen giebt. Allein nur solch ein Original ist fruchtbar für die Entwicklung des literarischen Lebens. Manches künstlerische Lebensschicksal ist ja, wie uns alle Geschichte lehrt, von der zufälligen Anwesenheit eines solchen wahlverwandten kritischen Lesers oder Zuschauers in seiner Gegenwart bedingt gewesen. Und fruchtbar ist solch ein kritisches Original selbst — wie es ja in allen menschlichen Dingen zu gehen pflegt — in seiner Einseitigkeit, in seiner Leidenschaft, die sich an das starke Empfinden stets zu heften pflegt.

Solch ein Auserwählter, solch ein wahrhaft originaler Kritiker ist Viktor Hehn, dessen Gedanken über Goethe (Berlin, Gebrüder Bornträger, 1887) — schon der Titel ist mit dem ungewollten Zugeständnis der Subjektivität original kühn — zu den wertvollsten kritischen Werken gezählt werden müssen, welche die überreiche Goetheliteratur besitzt.

Viktor Hehn, der Verfasser der beiden eines großen Ansehens genießenden Bücher „Italien" und „Kulturpflanzen und Haustiere," ist ein Mann von ungewöhnlicher Bildung und außerordentlicher Belesenheit. Er kennt genau die alte Literatur der Griechen und Römer, er zitirt Homer und Hesiod und Solon und Vergil und Ovid und Tibull mit philologischer Gewandtheit. Er ist aber ebenso zu Hause im Parcival des Wolfram von Eschenbach, in den Tischreden Martin Luthers und in der ganzen Literatur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Hehn ist ein Kulturhistoriker ersten Ranges: die Entwicklung der Sitten in Haus, Hof und Stadt, den Zusammenhang zwischen der Volksbildung und ihren klimatisch-geographischen Bedingungen, die politische Geschichte Deutschlands und Europas — alles dies überschaut er mit klarer, tiefer Einsicht und weiß es aufs anziehendste und lehrreichste mitzuteilen. Allein er besitzt noch eine andre vornehme Eigenschaft, die in unserm scholastischen Zeitalter gar selten geworden ist: diesen kaum übersehbaren Reichtum empirischer Wissenschaft durchdringt und ordnet Hehn mit einer nicht minder bedeutenden philosophischen Kraft, und es verschlägt gar nichts, wenn er sich mit Nachdruck zu einer Philosophie bekennt, die heutzutage ganz außer Mode gekommen ist: zur Philosophie Hegels. Denn sein positiv wissenschaftlicher Geist läßt sich nicht oder we-

nigstens sehr selten zu unhaltbaren historischen Konstruktionen verleiten oder gar für die reiche Mannichfaltigkeit der sinnlichen Natur und Menschenwelt blenden, wie es vielen Hegelianern ergangen ist, die sich in ihren abstrakten Schemen wie das Tier auf grüner Haide trostlos drehten. Hehns Stärke ist gerade seine ungewöhnlich regsame Phantasie, sein hochentwickeltes poetisches Gefühl, welches ihn befähigt, den feinsten Gängen lyrischer Empfindung nachzuspüren, und ihn für den Genuß poetischer Schönheit stets empfänglich erhält. Und wie es bei jedem starken Geiste zu geschehen pflegt, hat sich auch Hehns poetisches Empfinden mit seinem philosophischem Denken zu einer einheitlichen Weltauschauung verschmolzen. Hehn ist ein Idealist seinem metaphysischem Bekenntnisse nach; die Poesie ist idealistisch ihrem Wesen nach. Der Metaphysiker aus der Wchule Schellings und Hegels ist von der Identität des Geistes und der Materie spekulativ überzeugt worden; der Dichter kennt von vornherein nur Geist oder vielmehr nur Seele, nur Gemüt, und wenn es notthut, beseelt er auch die Felsen — freilich nur in seinem Gedichte; in der nüchternen Prosa bleibt er sich der künstlerischen Umbildung bewußt. Darum ist es für den Idealisten Hehn bezeichnend, daß er eine anziehende Darstellung dieser dichterischen Anschauungsweise mit den Worten schließt: „So offenbart sich der innige Zusammenhang oder vielmehr die ewige Identität des Gedankens und des äußern unmittelbarn Daseins“ (S. 326). Mit seinem starken Gefühl für das wahrhaft Poetische verbindet sich in Hehn natürlicherweise auch ein starkes Gefühlsleben überhaupt. Er ist daher ein Meister im Charakterisiren von Persönlichkeiten, und so leidenschaftlich er sich zu seinem Goethe und seinem Hegel bekennt und sie begeistert preist, so künstlerisch präzis er jeden Menschen, der ihm gefällt, mit wenigen Strichen uns vorzustellen vermag, so offenherzig, so schneidig, so rücksichtslos ist er in seinem Haß, mit dem er unter Lebenden und Toten aus diesem und dem vergangnen Jahrhundert manchen beehrt. Aber gerade dieser energischen Persönlichkeit mit ihrem tiefen und starken Gefühl bedurfte es, um neue „Gedanken“ über Goethe zu schreiben. Untersuchungen über richtige Datirung von Gedichten, über druckfehlerfreie Texte, über Anlehnungen an ältere Dichter, über die verschiednen Entwicklungsstufen des Faust und dergleichen mehr (Aufgaben, die wir durchaus nicht geringschätzen wollen), werden auch von minder kraftvollen Persönlichkeiten besorgt. Hehn ist ein lebensvoller Mann und Schriftsteller, der nichts Scholastisches verträgt, der in die entferntesten Betrachtungen oft unvermutet eine Erinnerung an die „aktuellste“ Gegenwart hineinbringt, also stets seine Darstellung subjektiv färbt — ein Feuilletonist, wenn man will, aber ein Feuilletonist in dem Sinne und in dem Stile, wie man Schopenhauer einen solchen nannte. Gemeinsam ist beiden übrigens der Haß gegen die Zeitungsschreiber.

Eigentlich ist Viktor Hehn ein Romantiker (von der Schule der sogenannten ältern Romantik). Man kann den Kern seiner eignen wissenschaftlichen Anschauung nicht mit andern Worten besser kennzeichnen, als mit denjenigen,

die in seinem Buche das Wesen der Romantik zusammenfassen. Er sagt: „Die Romantik war ursprünglich aus dem Kampfe mit der Aufklärung hervorgegangen und hatte die Natur und das natürliche Werden und Wachsen gegen die Forderungen und toten Werke des bloßen Verstandes und der abstrakten Willensfreiheit gesetzt. Wenn die Aufklärung die Gesundheit des Publikums hauptsächlich vor Schwärmerei behüten wollte, so hatte die Romantik gelehrt, daß es ein Irrationales, Unmittelbares in Recht und Staat, in Kunst und Sprache, eine konkrete Wissenschaft und spekulative Logik, eine natürliche Mannichfaltigkeit der Menschen gebe, die durch keine Pädagogik oder legislative Fiktion aufzuheben sei“ (S. 153). In diesen Worten ist auch die wissenschaftliche Grundanschauung Hehns enthalten. Da er betont, daß die Romantik diese neue und, wie wir hinzufügen wollen, alle unsre Geisteswissenschaften heutzutage beherrschende Lehre nicht etwa durch Hamann und Herder, sondern durch das Studium der Goethischen Poesie allein gewonnen habe, so ist Hehns Betrachtung Goethes vornehmlich — wenigstens in diesem ersten, bisher erschienenen Teile seiner „Gedanken“ — von dem Hauptgedanken geleitet, darzustellen, wie sich in Goethes Werken diese geistige Welt als Natur vor das innere Auge stellt. Nicht Goethe den Künstler, wie vornehmlich Scherer, nicht Goethe den Denker im engern Sinne, wie beispielsweise Otto Harnack ihn geschaut haben, will Hehn erfassen, sondern Goethe, das originale poetische Genie mit seiner für seine Zeit fast unbegreiflichen neuen Art, die Welt anzuschauen; dies ist, wenn wir nicht irren, der gemeinsame Zweck aller Hehnschen Untersuchungen. Darum läßt sich Hehn nicht auf die Entwicklungsgeschichte Goethes ein, darum interessirt ihn auch nicht ein einzelnes Werk desselben genügend, um bloß darüber Untersuchungen anzustellen, darum darf er auch gleichsam aus dem Vollen schöpfen, Briefe, Dichtungen, Abhandlungen ohne Unterscheidung für seine Beweisführung herbeiziehen.

Immer ist es nur eine Frage, die beantwortet werden soll: Wie hat Goethe die Natur angeschaut? Nun trennt sich aber diese Frage notwendigerweise in die zwei Fragen: Wie war Goethe selbst als Natur beschaffen? und sodann: Was ist unter Natur alles zu begreifen?

Hehn faßt Geschichte, Tradition, Abstammung, Landschaft, Klima unter seinen Naturbegriff zusammen, und demnach untersucht er in der ersten Abhandlung „Südwest und Nordost“ die Stammeseigentümlichkeit der Deutschen in den verschiednen Teilen des Landes, um den Stamm der Franken, dem Goethe angehörte, näher zu charakterisiren. Er weist nach, daß ein großer Dichter in dem klimatisch rauhen und kulturgeschichtlich weit hinter dem Südwesten zurückstehenden Nordosten Deutschlands kaum hätte entstehen und gedeihen können. Anknüpfend daran schildert er Goethes Beziehungen zu der weinspendenden, lebensfreudigen Heimat am Rhein, seine Vorliebe für ein mildes Klima, seine schwere Eingewöhnung in das rauhere Thüringen, wo kein Wein mehr wächst, seine Freude am italienischen Himmel, seine Abhängigkeit vom Wetter über-

haupt, seine sehr spät erst erwachte Sympathie für Berlin, das er schon zur Zeit Friedrichs des Großen gesehen, seitdem aber nicht wieder besucht hatte, und dergleichen mehr. Dazwischen läßt es Hehn nicht an geistreichen Bemerkungen über den Einfluß fehlen, den Goethes Übersiedlung nach dem stammesfremden Weimar für sein ganzes Leben gewann; er wirft z. B. die Frage auf, was wohl aus Goethes Poesie und Person geworden wäre, wenn er Frankfurt nicht verlassen hätte, oder wenn er die Wahl zum Bürgermeister, die man ihm nach dem Tode seines Großvaters Textor 1790 angetragen hatte, angenommen hätte. „Im Elsaß (am Rheine also) war es gewesen, wo der junge Genius seine Flügel entfaltete," und bis ins höchste Alter blieb ihm eine sehnsuchtsvolle Erinnerung an diesen Stätten seiner Jugendjahre. Und ebenso war es Süddeutschland vorerst, in dem Goethe mehr Wiederhall als in Norddeutschland erweckte. Goethes Volksfiguren tragen alle den Charakter des katholischen Südens, selbst der Pfarrer in „Hermann und Dorothea" ist katholisch. So klar auch Hehn die Bedeutung des norddeutschen Volkes für die politische Entwicklung der Nation anerkennen und nachweisen mag, seine Sympathie schenkt er mit Goethe dem künstlerisch begabteren, sinnlicheren, naiveren Volke des Südens. Das Merkwürdige an dieser von weltgeschichtlichen Gesichtspunkten eingeleiteten ersten Abhandlung des Buches ist, daß wir durch sie ein Bild der ganzen Persönlichkeit Goethes von einer eindringlichen Kraft erhalten haben, wie kaum jemals bei einem andern Biographen, und doch hat Hehn scheinbar nichts andres gethan, als daß er gelegentliche Äußerungen Goethes über das Wetter und über das Land, in dem er sich gerade aufhielt, zusammenstellte! Wenn aber Hehn später einmal (S. 301) von Goethe sagt: „Er war ja mit seinem ganzen Dasein an das Schicksal des Planeten gebunden und gehörte ihm so innig an, wie alle übrigen Organismen, z. B. die Zugvögel, die im Frühling kommen und im Herbste fortziehen, oder die Bäume, die ihr Laub jetzt hervortreiben, jetzt abwerfen," so sind wir von der Wahrheit dieser tief das dichterische Wesen ergreifenden Charakteristik schon hier überzeugt worden. Hehn kommt eben durch seine Methode von allen Seiten zum Zentrum; immer steht uns der ganze Goethe in vielen seiner Beziehungen vor Augen, niemals in einer einzigen allein.

Die fünfte Abhandlung des Buches: „Naturphantasie" führt dieses Thema von Goethes Verhältnis zur Natur näher aus. Hehn reiht Goethes dichterische Aussprüche über den Tag, die Nacht, den Morgen und den Abend, über die Sonne, den Mond und die Sterne an einander und zeigt uns die Bedeutung, welche alle diese Himmelserscheinungen für sein Gemüt gewonnen haben. Goethe bezeichnete sich ja selbst als einen Sonnenanbeter, kein zweiter Lyriker hat den Zauber des Mondlichtes so schön verherrlicht wie er. Aber auch zu den einzelnen Jahreszeiten hatte seine Poesie ein inniges Verhältnis, und wie die Geschichte der Lyrik das Motiv des Eislaufs von der Ode Klopstocks „Der Züricher See" an verfolgt, so findet sie in Goethes Lyrik schon die Anfänge

der in unsrer Zeit so reich entwickelten Naturpoesie der schwäbischen Lyriker. Hehn läßt sich bei seinen Betrachtungen von dem Gedanken leiten, daß sich in Goethes Lyrik das Verhältnis zur Natur in gleicher Weise offenbare, wie in den uns bekannten ältesten Gedichten der Griechen. Durchaus nicht als bewußte Anlehnung an Homer, Hesiod u. a. will Hehn diese Übereinstimmung ansehen; vielmehr ist sie ihm ein neues Zeugnis für die durch alle geschichtliche Wandlung im Wesen sich gleich bleibende menschliche Natur. (In seiner „Psychologie der Lyrik" hat Karl du Prel denselben Gedanken verfolgt, nur in noch umfassenderem Sinne, und schließlich die Formel gewonnen: Die Lyrik ist eine „paläontologische" Weltanschauung — eine leicht irreführende Formel, weil sie das Gegenteil von dem sagt, was aus der Untersuchung hervorging.)

Am 23. August 1787 schrieb Goethe aus Italien die für die Entwicklung seines Geistes bedeutsamen Worte (die auch Scherer mit Nachdruck zitirt): „Die Gestalt dieser Welt vergeht, ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind, um so meinem Geiste die Ewigkeit zu schaffen." Damit hatte für Goethe eine neue künstlerische Periode, die der typischen Kunst, begonnen, welche in der „Natürlichen Tochter" ihren strengsten Ausdruck gefunden hat. Diese „bleibenden Verhältnisse," wie sie sich in der Phantasie Goethes gestaltet haben, aus seinen Dichtungen herauszuheben und den Nachweis zu führen, daß sie genau mit denjenigen Formen übereinstimmen, welche die empirische Forschung der Sittengeschichte aufdeckt, diese wahrhaft bedeutende Aufgabe lösen die zwei Abschnitte „Naturformen des Menschenlebens" und „Stände." „Derselbe Dichter — sagt Hehn —, der vor allem berufen schien, in lyrischem Gesange den Kämpfen des Bewußtseins und Einzeldaseins Ausdruck zu geben, derselbe zeigt uns auch in idealen Umrissen die beharrende Naturgestalt unsers Geschlechts, die substantiellen Lebensformen, in deren Schooße das Subjekt noch unerschlossen ruht. Diese Formen sind einfach und unmittelbar, ebenso heiter als ernst, weder komisch noch tragisch; sie verbinden das fernste Altertum mit der nächsten Gegenwart, ja sie sind der höhern Tierwelt mit der Menschenwelt gemeinsam" (S. 186). Der Begriff der naiven Poesie, welcher in der deutschen Ästhetik eine so wichtige Rolle spielte, nachdem er durch Schiller (der ihn ja seinerseits auch nur durch die Betrachtung Goethes gewann), eingeführt worden war, erhält durch diese Abhandlung Hehns eine kaum geahnte Vertiefung und geschichtlich konkrete Begründung. Auch Goethe hatte seine „sentimentale" Periode; das war die Zeit des Werther, des Faust, der Lyrik des „Wanderers," welche überall den Gegensatz von Kultur und Natur und die Sehnsucht nach jenem unwiederbringlichen Zustande beschränkten Daseins im Schooße der überkommenen Sitte aussprachen. Allein sein Entwicklungsgang führte ihn über diesen sentimentalen Zwiespalt hinaus, und er ergab sich sowohl persönlich, wie als Forscher und Künstler ganz dem Kultus der Natur. „Das Menschenleben als gesetzmäßig und unveränderlich, als durch natürliche Kräfte bewirkt zu betrachten, mußte dem Dichter nahe

liegen, der auch Naturforscher war und die Natur selbst in ihr unbewußtes Schaffen zu ergründen, ihrer durch geistige Teilnahme würdig zu werden sein Leben lang sich bestrebte" (S. 217). Und man muß die Größe seines Genius bewundern, der mit dem intuitiven Dichterblick alle jene Grundformen des menschlichen Daseins herausfand, welche die wissenschaftliche Forschung erst nach mühsamen vergleichenden Studien der Literatur und Kultur der verschiednen Zeiten und Völker und am Ende auch nicht anders feststellen kann. Dies also das Thema der zwei bedeutenden Abhandlungen Hehns. Die Periode der typischen Kunst fällt bei Goethe mit seiner Epik zusammen, und demnach sind es vornehmlich „Hermann und Dorothea," „Alexis und Dora," „Wilhelm Meister" u. a. m. aus den neunziger Jahren, die für Hehns Studien wichtig wurden. „Daher — bemerkt Hehn gelegentlich — die Einstimmung der in Rede stehenden Goethischen Schilderungen mit den Bildnissen des Epos und der Skulptur, daher die Anklänge, die beim Genuß derselben wie ein fernes, leises Echo aus dem Altertum zu uns herüberkommen." Denn diese typische Allgemeinheit der Figuren ist eine Eigentümlichkeit der Skulptur. Wie glücklich und wie tief Goethes Auge beobachtete, veranschaulicht er an einzelnen schönen Beispielen. So erscheint bei Goethe das junge Mädchen (Gretchen, Klärchen, die Spinnerin u. s. w.) gern an der Spindel; Hehn liefert dazu eine Geschichte des Weibes mit der Spindel in der Hand vom grauen Altertum bis zu Goethes Zeit; oder er verfolgt das Motiv der Mädchen am Brunnen von der biblischen Rebekka bis zu den Sittenrichterinnen am Brunnen im „Faust." Und so mit allen andern Motiven: dem Typus des Vaters, der Mutter, der Braut, des Richters, der Werbung, des Spießbürgers u. s. f. Zur rechten Charakteristik Goethischer Kunst wird Schillers „Lied von der Glocke" herangezogen, wie früher sein „Spaziergang." Die Abneigung Goethes gegen alle analytische Naturwissenschaft, gegen alle Mathematik und Mechanik, gegen Mikroskope und Fernröhre bringt Hehn mit diesem für das Organische, Allgemeine, Typische ausschließlich interessirten Geiste und dessen poetischer Anlage in natürlichen Zusammenhang. Das Kapitel über die Stände giebt Hehn nicht minder ergiebigen Anlaß, die von Wirklichkeit gesättigte Beobachtung Goethes zu beleuchten. Goethes Bürger lieben z. B. sich in sprichwörtlichen Wendungen zu äußern, ein eminent wahrer Charakterzug. Die Gretchentragödie ist nur in bürgerlicher Umgebung und Gesinnung möglich. Hehn skizzirt eine Geschichte des Nachbarnmotivs u. dergl. m. Dabei findet er passende Gelegenheit, Goethes bürgerlichen Ausgangspunkt, seinen ursprünglichen Haß des Adels, seinen Gegensatz zur weimarischen Hofgesellschaft in den ersten Jahren seines Aufenthalts, sodann sein allmähliches Hineinwachsen in die Form des adlichen Umganges unter der sanften Anleitung der Frau von Stein, seine schließliche Herrschaft über die zwingenden Formen und noch dergleichen mehr zur Sprache zu bringen. Goethe kam ja am Ende zu dem Standpunkte, dem Ottilie im Tage-

buch Ausdruck giebt: „Es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte.“ An die Charakteristik der Bauern, Bürger und Adlichen in Goethes Dichtung reiht Hehn die seines Verhältnisses zu den verschiedenen Nationalitäten der Franzosen, Polacken, Italiener u. s. w.

Aber merkwürdig bleibt doch eins. In allen diesen unvergleichlich schönen Untersuchungen, die man ob ihres Reichtums an Geist und Kenntnissen nicht genug bewundern kann, bricht von Zeit zu Zeit ein seltsamer Ton des Hasses der Gegenwart durch, die Hehn umgiebt, welcher uns bei ihm umsomehr überrascht, als gerade seine ganze Weltanschauung — die geschichtliche — ihn zu einer mild objektiven Stimmung führen müßte, welche ihn selbst den Absonderlichkeiten unsrer Zeit gegenüber auf einen ironisch kühlen Standpunkt stellen sollte. So schließt Hehn beispielsweise seine Skizze der Spindel mit folgendem elegischen Ausfall: „Auch dies ist jetzt vergangen: welches Mädchen sitzt noch am Spinnrocken? Eine noch abstraktere Mechanik, die Fabrik, durch Dampf getrieben, hat das Geschäft übernommen. So ist mit dem Weibe und seiner Spindel bei Homer kein Zusammenhang mehr. Auch die Guitarre mit der seidenen Schleife hängt dem Mädchen nicht mehr anmutig im Arme und begleitet sie in den Garten, in den Wald; sie sitzt am Klavier, einem häßlichen, unförmlichen Kasten, und kehrt uns den Rücken.“ (S. 212.) Kräftiger noch lautet die Klage über das Zeitalter der Eisenbahnen — „der Todfeindin heimatlicher und herzlicher Gefühle“ (!) — bei Gelegenheit der Charakteristik der sozialen Zustände zu Goethes Zeit (S. 250 ff.). Man braucht nicht gerade ein Lobredner unsrer Zeit zu sein, um nicht die romantische Schwärmerei Hehns für die Vergangenheit zu teilen: auch diese hatte ihre Schwächen, und es scheint uns vollends unhegelisch, also zu klagen. Allein wir würden diesen Punkt kaum berührt haben, wenn nicht gerade die leidenschaftliche Romantik Hehns uns die Freude an der umfänglichsten und auch bedeutendsten Abhandlung seines Buches einigermaßen getrübt hätte, deren Besprechung wir uns bisher aufgespart haben.

„Goethe und das Publikum. Eine Literaturgeschichte im Kleinen“ lautet der Titel dieser Abhandlung, und in seiner geistsprühenden knappen Weise führt Hehn alle Persönlichkeiten an uns vorüber, welche vom Auftreten Goethes mit seinem „Götz“ und „Werther“ bis herab auf die Erfindung der Goethephilologie sich irgendwie maßgebend über Goethe geäußert haben. Es ist ein ungemein interessantes Werk: kaleidoskopartig tritt meist in scharfer Beleuchtung eine Menge bedeutender Menschen vor unser Auge: Friedrich der Große, Klopstock, Lessing, Nicolai, Herder, Wieland, die Herzogin-Mutter, Karl August, die Herzogin Luise, Merck, Knebel, Schiller, die Brüder Schlegel, Novalis, Tieck, Karoline, Dorothea, Rahel, Gentz, sodann Heine, Börne, Schelling, Hegel, Görres, die Jungdeutschen, Gervinus, Vilmar, Vischer — und noch manche andre, die wir vielleicht übersehen haben. Hehn skizzirt die erste enthusiastische Aufnahme Goethes beim großen Publikum, jedoch auch die ablehnenden Gegenkritiken der Führer der Auf-

klärung; wir blicken in das Verhältnis zu Karl August, der im Grunde wenig Sinn für die Poesie Goethes hatte und seinen französischen Geschmack bis ans Ende (der Hund des Aubry!) beibehielt. Dann verschwindet Goethe nach dem ersten Lärm, den er mit seinen tragischen und satirischen Gedichten gemacht hatte, von der Tagesliteratur, die stillen Jahre in Weimar folgen; die Nation ist ausschließlich mit politischen Streitfragen beschäftigt. Frau von Stein treibt ihn leider auch nicht zu seinem eigentlichen Lebensberufe, Frauen wissen nicht die Zeit zu schätzen, wissenschaftliche Interessen, politische Thätigkeit nehmen Goethe ganz ein, bis er nach Italien geht. Die Erzeugnisse aber, die er von dorther mitbringt (Tasso, Iphigenie), finden in den Kreisen der Weimaraner kein Verständnis, keine Sympathie, bis die Bekanntschaft mit Schiller Goethe aus der Vereinsamung zieht und neue Schaffenslust in ihm erzeugt. Er beendet den ersten Teil seines Faust. Hehn findet dabei Gelegenheit, geistvoll und treffend über die Verschiedenheit des ursprünglich rein humoristisch geplanten Mephisto mit dem spätern, der den Geist der Verneinung vorstellt, zu sprechen. Der Xenienkampf macht endlich der herrschenden, altersschwachen Aufklärung ein Ende. Ein neues Geschlecht ist erstanden, das sich begeistert und mit Verständnis an Goethe anschließt: das Geschlecht der Romantiker und der Philosophen. A. W. Schlegel und der wahlverwandte Geist Schellings haben Goethe nach Schiller zuerst wieder verstanden. Um diese Zeit stand Goethes Ruhm am höchsten. Aber die Romantik schlägt in Mystik um, Goethe ist ihr bald zu modern, die Nazarener bekämpfen seinen lebensfrohen, hellenischen Genius. In Berlin bildet sich um die geistreichen Jüdinnen herum eine Goethegemeinde; ihrem vorurteilsfreieren Geiste war es beschieden, die Verehrung Goethes im frommen Norden Deutschlands einzuführen. Die jüngere Romantik aber findet sich mit Goethe widerwillig ab, ihr ist er einfach unbequem. Dann kommt die Zeit der Julirevolution: Börne mit seiner fanatischen Demokratie haßt Goethe als Aristokraten und gewinnt großen Anhang. Heines Verehrung Goethes erklärt Hehn für „heuchlerisch,“ obgleich er der einzige unter den Jungdeutschen war, der Goethes poetische Größe zu würdigen vermochte. Die andern Jungdeutschen standen in Abhängigkeit von Paris; W. Menzel lud Schmach auf sich durch seinen teutonischen Goethehaß; Gervinus bekundete sich als ein poesieloser Liberaler, der mit seiner Literaturgeschichte mehr Schaden als Heil gestiftet hat; von den in der Stille thätigen Germanisten und Schwaben spricht Hehn nicht. So kommt er zu dem Schlusse, daß niemals die Wertschätzung Goethes tiefer gestanden habe, als gerade an seinem hundertsten Geburtstage, 1849.

Wir wollen hier einen Augenblick verweilen. Die Urteile Hehns sind zweifellos in den meisten Fällen zutreffend. Allein wenn er vom Standpunkte seines romantischen Bekenntnisses den Rationalismus nicht genug verurteilen kann, so thut er jedenfalls Unrecht. Heutzutage noch im Tone der jungen Schlegel und Tieck über die Führer der Aufklärung, über Lessing und Nicolai zu sprechen, ist jedenfalls

veraltet. Den heftigen Widerspruch Lessings gegen den jungen Goethe stempelt Hehn geradezu zum sittlichen Verbrechen. Mit „Neid und Eifersucht“ erklärt er die Motive, welche Lessing gegen „Götz“ und „Werther“ in Harnisch brachten. „Außer Besitz gesetzt zu werden, gefällt niemand, und Lessings ungemeine Erbitterung, für die die andern allgemeinen Gründe nicht ganz ausreichen(?), erklärt sich so am einfachsten“ (S. 59). Und doch hat Hehn gerade am klarsten das absolut Neue an Goethes Wesen nachgewiesen, wofür dem Rationalisten, der eine zwecklose Schönheit gar nicht kannte, das Organ fehlen mußte. Wie konnte also Lessing etwas beneiden, das er gar nicht in seinem vollen Werte zu würdigen vermochte? Und ferner: hätte Goethe jemals so verehrungsvoll von Lessing gesprochen, wie er es in Wahrheit immer gethan hat, wenn er dessen Kritik als Neid empfunden hätte? Nein, hier spricht sich eine persönliche Abneigung gegen Lessing aus, ganz wie ihn die Romantiker gehaßt haben. Beweis dafür ist folgendes Urteil über Lessing: „Er bedurfte solcher Gegner [wie Klotz, Götz u. a.], um seine Kraft zu zeigen, und gewährte sich gern in paradoxer Sophistik den Genuß seiner Überlegenheit. . . . Wenn er sich gegen Jakobi als Spinozisten bekannte, so war auch dies wohl nur Geistesspiel — denn sonst wäre sein langer Umgang mit Moses Mendelssohn und den andern Freunden nur eine fortgesetzte Heuchelei gewesen.“ (S. 12.) Angenommen selbst, Lessing wäre von Kindesbeinen auf Spinozist gewesen — und die Wahrheit ist, daß er es erst in seinen spätesten Jahren wurde, die er fern von Berlin und auch etwas verschlossen gegen Mendelssohn zubrachte —, muß der Verkehr mit Männern, die sich zu einer andern Metaphysik oder gar zu einem andern Glauben bekennen, gleich als „Heuchelei“ gescholten werden? Sind menschlich warme Beziehungen ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der letzten philosophischen Überzeugungen nicht gestattet?

Von andern Urteilen, denen wir nicht beipflichten können, wollen wir nicht reden, sondern zum Schlusse noch Hehns Urteil über das Verhältnis unsrer eignen Zeit zu Goethe hervorheben. In der Aufzählung derjenigen, welche für das Verhältnis der Gegenwart zu Goethe von Wichtigkeit geworden sind, hat er Schopenhauer mit Stillschweigen übergangen. Wir persönlich sind ja durchaus nicht dessen Anhänger, aber ableugnen läßt sich sein Goethekultus auch nicht. Ebenso ungerecht erscheint uns das Übergehen Wilhelm Scherers, der jedenfalls viel dazu beigetragen hat, daß der Vorwurf Hehns gegen unsre Zeit: „Goethe steht in der Ferne, gleichsam am Rande des Horizonts, man läßt ihn gelten, ohne — wie vor einem halben Jahrhundert — sich für oder wider ihn zu erhitzen“ (S. 176) — nicht ernsthaft erhoben werden kann. Denn Thatsache ist es doch, daß Goethe heutzutage im Mittelpunkte der germanistischen Studien steht, und das ist mit ein Verdienst Scherers. Hehn will die Gegenwart, der er so heftig zürnt, nicht kennen; es macht den Eindruck, als ob er in einsamer Weltferne dahin lebte, den Träumen an eine verklärte Vergangenheit hingegeben, keinem andern Gott als Goethe dienend. Und dabei

scheint er seinen Kultus für ein ausschließliches Vorrecht bevorzugter Geister zu halten, und nicht zu ahnen, wie er den Dichter Goethe mit eben denselben Urteilen schädigt, die er über ihn als aristokratischen Genius fällt. So sagt er: „Von Goethes Dichtungen eignen sich nur wenige zum Jugendunterrichte, von Schiller alles oder fast alles“ (S. 168). Das geben wir nicht zu. Unsre Generation hat in der Schule Götz, Egmont, Tasso, Iphigenie, Werther, die italienische Reise, Hermann und Dorothea, Euphrosyne, die Balladen alle gelesen — dies genügt doch wohl für die erste Kenntnis Goethes. Und so macht Hehn der Gegenwart auch einen andern grundlosen Vorwurf. Er preist Vischer und seine Ästhetik, wie gebührlich, und sagt: „Vischers Ästhetik, begonnen noch vor dem Jahre 1848, in elf Jahren vollendet, liegt nun bald seit dreißig, ja in einzelnen Teilen seit bald vierzig Jahren dem Publikum vor, aber von einer zweiten Auflage ist bis jetzt nichts zu hören gewesen.“ Warum? Hehn sagt, sie hätte kein Publikum gefunden, so unsterblich sie auch sei. Die ganze literarische Welt weiß aber, daß Vischer selbst sich einer zweiten Auflage trotz vielfacher Anträge der Buchhändler widersetzte, und dies in seiner Selbstkritik der eignen Ästhetik ausführlich begründete.

Doch genug des Widerspruchs. Es war uns nicht darum zu thun, nach Art so vieler Kritiker in der Polemik gegen vereinzelte Irrtümer eines großen Gelehrten das eigne Licht glänzen zu lassen — über viele von Hehn berührte Erscheinungen und Persönlichkeiten ist ja die Diskussion überhaupt noch nicht geschlossen, hier dürfte noch jeder Gelehrte seine eigne Meinung haben —, sondern nur um den Beweis für die gleich im Eingange dieses Aufsatzes erwähnte Einseitigkeit Hehns. In Wahrheit aber fühlen wir uns mit der Grundlage seines kritischen Denkens vollkommen einverstanden.

Möge dem greisen Forscher die geistige Rüstigkeit bewahrt bleiben, auch den angekündigten zweiten Teil seiner „Gedanken über Goethe“ der Öffentlichkeit zu übergeben. Denn in der Zeit, wo endlich des Altmeisters Werke in würdigem Gewande der Nation übergeben werden, kann es keinen berufenern Führer zur Erkenntnis des Goethischen Wesens geben, als Viktor Hehn, der mit der Begeisterung für den Olympier auch die universale Bildung vereinigt, die Goethe, um ganz klar erfaßt zu werden, von seinem Dolmetsch fordert.

Wien. Moritz Necker.





Gevatter Tod.

Eine Weihnachtsgeschichte von L. Budde.

(Fortsetzung.)



Tippe schlief ein und erwachte und schlief wieder ein und erwachte abermals, und mit jedem male wurden seine Augen klarer, seine Wangen rosiger.

Also er wird doch wieder besser, der kleine Bursche, sagten die Leute im Dorfe. Wer hätte das geglaubt, aber so ein junges Leben ist ja zäh!

Der liebe Gott konnte nicht so hart gegen mich sein, dachte der alte Jens.

Und die Frau des Schulmeisters streichelte die Wangen des kleinen Tippe und sagte: Wie gut und lieb er aussieht! Der Tod konnte es doch nicht übers Herz bringen, ihn mitzunehmen, als es so weit war.

Jeder hatte seine eigne Erklärung, aber Tippe lag da und lächelte vor sich hin, denn er wußte es doch am allerbesten. Selbst in seinen Fieberträumen hatte er das große Geheimnis nicht vergessen, er hatte seine Augen nicht geschlossen, und deswegen konnte der Tod ihn ja nicht holen. Das Geheimnis hatte die Probe bestanden, und ein wonniges Gefühl der Sicherheit erfüllte ihn beim Gedanken daran.

Und dann kam ein Tag, an welchem Tippe in ein ganzes Bündel von Decken und Tüchern eingehüllt in dem alten Lehnstuhl am Fenster saß und sich darüber wunderte, daß er, statt richtig auf seinen Beinen zu gehen, so dahingetaumelt war und daß sein Kopf so lose saß, als müßte er ihm abfallen.

Aber das nächste mal ging es schon besser, und so ward er von Tag zu Tage immer sicherer, das taumlige Gefühl verlor sich mehr und mehr, bis der alte Jens eines Tages im Spätherbst seine dicke Pelzmütze tief über Tippes Ohren zog, ihm sein großes wollenes Tuch dreimal um seinen Hals schlang,

ihm sein Totengräberrock um die Schultern hängte und ihn bei der Hand nahm und im Triumph auf den Friedhof führte. Aber schon am folgenden Tage mußte der dicke Rock zu Hause bleiben, denn Tippe trat immer darauf, und es währte nicht lange, so erging es auch der Mütze und dem wollenen Tuch nicht besser. Und als der Winter kam, konnte Tippe mit dem Wind um die Wette übers Eis fliegen, auf dem Rücken des alten Jens über Stock und Stein reiten und Versteck mit ihm zwischen den Gräbern spielen, und das ging ganz so wie früher, oder doch wenigstens fast so, denn der alte Jens war ein wenig schwerfälliger geworden, und dann wurde ihm auch oft der Atem kurz. Aber was schadete das? Wenn nur Tippes Wangen blüthen und sein Lachen wieder so hell und klar klang wie früher; und das that es, als gäbe es weder Krankheit noch Tod.

Dachte er auch wohl noch hin und wieder einmal, wenn er in seinem Bettchen lag, an den Tod, so hatte er doch eine geheime Ahnung, daß der Tod lange nicht so schlimm sei, wie er aussah. Und dann brauchte er sich ja nicht vor ihm zu fürchten, er kannte ja das Geheimnis, und das konnte ihm den Tod drei Schritte vom Leibe halten, wenn es wirklich einmal so weit kommen sollte.

Darum schlief er auch sicher und unbekümmert ein und erwachte stets mit einem Lächeln. Aber der Kummer war nicht vergessen, er verbarg sich nur ganz still unter dem frischen Kindersinn, und der war auch die Ursache, daß, als der alte Tippe mehr und mehr wiederkehrte, sich etwas eigenartig Rührendes über ihn ausbreitete, sodaß ihm niemand widerstehen konnte.

Das war wohl auch der Grund, weswegen die Leute im Dorfe, als sie erst merkten, daß der Tod nicht Ernst gemacht hatte, fühlten, daß sie Tippe gegenüber eine Art von Verantwortlichkeit hätten und einmal vernünftig über sein Wohl und Wehe nachdenken müßten, da man dies von ihm selber ja noch nicht verlangen konnte. Sie meinten es wirklich gut mit ihm. Beim alten Jens konnte er nicht bleiben — das konnten sie doch nicht gut verantworten —, wohl hatten ihn die Jahre umgänglicher gemacht, aber er war auch schwächer und hinfälliger geworden, und jedenfalls, meinten sie, könne er die Erziehung des Knaben nicht übernehmen. Und damit mochten sie wohl Recht haben, denn der alte Jens hatte ja keine andre Erziehung als die, die ihm Tippe hatte zu Teil werden lassen, und die war natürlich nicht ausreichend, um nun Tippe seinerseits wieder damit zu versorgen.

So steckten sie denn die Köpfe zusammen und rechneten aus, was die Mutter dem Knaben hinterlassen haben könne, was er aus der Armenkasse zu beanspruchen habe, und was wohl aus dem Tode herauszuschlagen sei, aus dem alten Rumpelstück, wenn man das Bild verkaufe, statt es dort zum Spektakel und Unglück an der Wand hängen zu lassen. So rechneten sie alles zu Tippes Bestem aus, und als die Rechnung fertig war, wurde sie dem entfernten Verwandten eingeschickt, und der antwortete, daß die klugen Leute Recht hätten, daß

man aber vorsichtig zu Werke gehen müsse. Tippe könne am Ende noch den wunderlichen alten Mann beerben, jedenfalls müsse man ihm diese Aussicht nicht verderben, und deswegen solle man sich nicht übereilen, sondern erst einmal dem Alten auf den Zahn fühlen.

Das war nun ein guter und vernünftiger Rat. Als sie aber dem alten Jens auf den Zahn fühlen wollten, merkten sie bald, daß es noch lange nicht so weit sei mit ihm, wie sie geglaubt hatten, und die, welche dies heikle Amt übernommen hatten, zogen schnell ihre Fühlhörner wieder ein. So weit war man also gekommen, und dabei blieb es auch. Man tröstete sich damit, daß das Weihnachtsfest vor der Thür stehe, und da es so lange gegangen sei, würde die Sache wohl auch bis nach dem Feste Zeit haben.

Noch einmal hatte sich der alte Jens aufgerafft in seiner alten Kraft und ihnen gezeigt, daß er noch nicht verlernt hatte, um sich zu beißen, wenn es nötig war. Aber er sah gar nicht glücklich und stolz dabei aus. Jedesmal, wenn ihm Tippe jetzt seine klaren, spähenden Augen und den kindlich fragenden Mund zuwandte, flüsterte eine innere Stimme dem alten Jens zu, daß die Leute im Dorfe doch wohl Recht hatten. Da drinnen sproßte und keimte etwas, das der Luft und des Lichtes bedurfte, und davon war bei dem armen alten Jens nicht viel zu suchen, hatte er doch seine Thür so viele, viele Jahre sorgfältig davor verschlossen. Sollte er Tippe fortan entbehren? Sollte Tippe nicht mehr jubelnd an seiner Seite einherspringen, nicht mehr bei ihm spielen, sein altes Ohr nicht mehr durch den frischen, fröhlichen Klang seiner Simme erfreuen? Der alte Jens sollte abermals in die Schule gehen, aber noch nichts war ihm so schwer geworden. Er wand sich wie ein Wurm, um diesem Schrecklichen zu entgehen, aber es half ihm alles nichts.

Da kam eine Unruhe über ihn. Es war, als wolle er dem ganzen Dorfe und sich selber obendrein einreden, daß er im Grunde noch ein rühriger, alter Kerl sei, wenn er nur wolle! Aber so recht wollte es ihm nicht gelingen. Er mochte noch so viel aus- und einfahren, ohne Rast und Ruh, die kurzen, trippelnden Schritte wurden doch mit jedem Tage kürzer und langsamer. Er mochte die zitternden Hände noch so eifrig rühren, bald hier, bald dort, sie zitterten doch immer mehr und mehr, als müßten sie allen Ernstes daran denken, das Ganze aufzugeben und auszuruhen von ihrer Arbeit. Sein Gesicht schrumpfte immer mehr zusammen, als bereitete es sich allmählich darauf vor, ganz zu verschwinden, und seine Augen wurden immer kleiner und bekamen immer rötere Ränder, als sehnten sie sich darnach, sich zu schließen vor dem grellen Tageslicht. Ein kümmerlicher alter Mann war er geworden, das konnte er sich selber nicht mehr verbergen, das flüsterte ihm eine leise Stimme heimlich ins Ohr, und je unbekümmerter Tippe um ihn herumsprang, desto unbarmherziger redete die Stimme ihm zu.

Aber der Tod sah auf dies alles mit seinem wunderbaren Lächeln herab, von dem man nicht recht wußte, ob es spöttisch oder traurig war.

Der Mensch denkt, und Gott lenkt! sagte das Lächeln zu den klugen Leuten im Dorfe, wenn der eine oder der andre sich berufen fühlte, einen prüfenden Blick auf das Bild zu werfen und zu erwägen, wie viel wohl da heraus zu bringen sei, wenn es erst zu Geld gemacht würde. Aber die klugen Leute verstanden das Lächeln nicht.

Bei mir ist eitel Friede und Freude! sagte das Lächeln zu dem alten Jens, wenn seine Augen rastlos umherschweiften, als suchten sie Hilfe und Beistand. Und auch der alte Jens verstand das Lächeln nicht.

Aber auf Tippe sah der Gevatter Tod nur schweigend und lächelnd herab, denn Tippe bedurfte weder des Rates noch des Trostes. Ihm gehörte das Leben und das Glück, und das Glück ward immer strahlender, denn er kannte das Geheimnis, welches das Dunkel des Todes zerteilt.

Und nun kam der Weihnachtsabend.

Ist es schon so weit! sagten die Leute und waren ganz erstaunt, daß er wirklich schon da war, denn der Weihnachtsabend kommt immer zu früh, wie lange man sich auch vorher nach ihm gesehnt hat. Alle die, welche noch vor wenigen Tagen meinten, es sei noch Zeit genug, hatten jetzt alle Hände voll zu thun und wußten gar nicht, wie sie nur fertig werden sollten. Aber fertig wurden sie doch, und als die Dämmerung hereinbrach, wartete das ganze Dorf nur, daß die Glocke das Weihnachtsfest einläuten solle, um mit der Feier zu beginnen. Aber heute Abend ließ die Glocke auf sich warten, und das hatte seine guten Gründe.

Was mag nur dem alten Jens zugestoßen sein, daß er nicht läutet? fragte der Schulmeister. Nun vergißt er sich am Ende bald selber, denn das ist doch noch niemals geschehen, daß er seine Glocke vergessen hätte!

Du kannst glauben, vor lauter Freude vergißt er heute Abend sich selber, die Glocke wie alles andre, den kleinen Tippe ausgenommen! sagte die Frau des Schulmeisters lächelnd. Und das ist auch nicht zu verwundern, denn so viel Wesens hat man wohl noch an keinem Weihnachtsabend mit dem armen, alten Burschen gemacht. Ich komme eben daher und habe gerade die Lichter angezündet!

Dann wollen wir ihn sein Glück in Gottes Namen genießen lassen! Ich gönne ihm das ebenso sehr wie du, sagte der Schulmeister. Aber geläutet muß werden; da will ich nur gleich selber hingehen und es besorgen. Das soll mein Weihnachtsgeschenk für Tippe und den alten Jens sein.

Und so läutete die Glocke den Weihnachtsabend ein.

Tippe und der alte Jens wollten natürlich den Weihnachtsabend zusammen feiern.

Das wird ein trauriges Fest, das die beiden zusammen feiern, hatten die Leute im Dorfe gesagt; aber darin irrten sie sich denn doch.

Es gab weit und breit kein Kind, das sich so nach dem Weihnachtsabend

sehnte wie Tippe, und es gehörte die ganze Standhaftigkeit des kleinen Burschen dazu, um das große freudige Geheimnis, das er mit sich herum trug, nicht zu verraten. Alle die andern Kinder sollten nur einen Tannenbaum erhalten, Tippe dagegen wollte selber einen aufputzen und verschenken, und das war doch unendlich viel schöner!

Er hatte nun noch ein zweites Geheimnis, aber das hatte er nicht für sich allein; die Mutter des kleinen Knaben, die Frau des Schulmeisters, wußte darum, und das war folgendermaßen zugegangen.

Willst du am Weihnachtsabend zu uns kommen und mit meinem kleinen Jungen spielen, Tippe? hatte ihn die Frau des Schulmeisters gefragt, als sie ihm eines Tages auf der Straße begegnet war.

Wer soll denn aber mit dem alten Jens spielen? hatte Tippe erwiedert und sie dabei mit seinen großen Augen fragend angeschaut. Es lag fast ein Vorwurf darin.

Ja, aber mein kleiner Junge bekommt einen Tannenbaum! hatte die Mutter des Knaben entgegnet. Und dann hättet ihr beide euch zusammen darüber freuen können. Was meinst du dazu, Tippe?

Ja darauf hatte Tippe nichts zu antworten gewußt. Er war schweigend und nachdenklich seiner Wege gegangen. Denn im vorigen Jahre hatte er auch einen Tannenbaum gehabt — da hatte er ja auch noch eine Mutter gehabt —, und er konnte sich noch sehr wohl besinnen, wie herrlich das gewesen war.

Nun, Tippe? fragte die Mutter des Knaben, als sie ihm das nächste mal begegnete. Kommst du zu Weihnachten zu uns?

Nein! antwortete Tippe und sah sehr bestimmt dazu aus. Denn der alte Jens soll auch einen Tannenbaum haben.

Wirklich? fragte die Mutter des Knaben. Und wer will ihm denn den schenken?

Das will ich thun! antwortete Tippe, und sah dabei aus, als wenn er sich nicht wenig fühlte. Und der soll so schön werden! Und er soll sich so sehr darüber freuen! fügte er eifrig hinzu, als die Mutter des Knaben ihn lächelnd ansah. Dieser Beschreibung konnte sie nicht widerstehen — er hatte es ihr damit angethan.

Kann ich nicht auch dabei sein? bat sie.

Tippe überlegte einen Augenblick, dann erwiederte er sehr von oben herab: Ja, meinetwegen, das heißt, wenn du schweigen kannst. Denn es muß eine Überraschung für den alten Jens werden.

Ja, schweigen kann ich! sagte sie. Und das wird herrlich! Halte du nun aber auch deinen kleinen Mund, daß er nicht aus der Schule schwatzt.

Nun, davor brauchte ihr nicht bange zu sein. Tippe kniff den Mund fest zusammen und nickte mehrmals zum Zeichen, daß der Vertrag zwischen ihnen geschlossen sei. Und dann ging er mit einer so geheimnisvollen Miene von

dannen, daß jeder, der ihm begegnete, sehen konnte, daß er etwas auf dem Herzen habe, was sie nicht erfahren würden, und wenn sie ihn auch noch so viel darnach fragten. Aber in ihm kribbelte und krabbelte es und wollte gar zu gern heraus, und je länger es währte, desto schwerer wurde es ihm.

In diesem Jahre wird es wohl niemals heiliger Abend! sagte eine Stimme in seinem Innern, die ihm einreden wollte, daß zwei Tage niemals ein Ende nähmen. Denn es waren noch zwei Tage bis zum Weihnachtsabend. Und wenn es noch etwas länger gewährt hätte bis zum heiligen Abend, und wenn sich Tippe nicht mehrmals am Tage durch einen Besuch bei der Mutter des kleinen Knaben hätte stärken können, und wenn er seinem bedrängten Sinne nicht immer durch hochfliegendere Pläne Luft gemacht hätte, und wenn der alte Jens nicht gerade in den Tagen so merkwürdig still umhergegangen wäre, als träumte er einen trüben Traum und könnte weder hören noch sehen — ja wenn das alles nicht der Fall gewesen wäre, so wäre Tippe doch am Ende wohl mit seinem Geheimnis herausgeplatzt, denn er war zu glücklich darüber, sein Herz war so voll davon, daß ihm kaum Platz für andre Gedanken blieb.

Aber Tippe hielt reinen Mund, und der alte Jens merkte nichts. Der Friedhof hatte ihn wieder in seinem alten Zauberbann, und dort stand er, so lange der Tag währte, und schaufelte ein frisches Grab.

Es war das herrlichste Winterwetter. Der weiße Schnee hatte eine schimmernde Decke über die Felder und Wege ausgebreitet, der leichte Frost lag wie ein weicher Flaum auf den Büschen und Bäumen, und jeder kleine Zweig sah aus wie die schönste Federblume. Mitten im Teich hatten die Knaben ein großes Loch in das Eis gehauen — denn der Schnee lag zu hoch, um glitschen zu können, und etwas mußten sie doch zu thun haben — und jetzt hatte sich über dieser Öffnung eine dünne Eisschicht gebildet, die sich wie ein glitzernder Edelstein mitten in dem weißen Schnee ausnahm. Und über all dieser Schönheit glänzte und funkelte und strahlte es von allen Ecken und Kanten in der klaren Frostluft — das war die liebe Sonne, die ein großartiges Feuerwerk veranstaltete. Und das alles machte Tippes Sinn so frisch und so leicht, sein Auge glänzte um die Wette mit all der Pracht, und sein Herz schlug lauter vor Sehnsucht und freudiger Erwartung.

Aber der alte Totengräber hatte keine Freude daran. Er stand gebeugt da und schaufelte und grub und stöhnte dabei, daß man es weithin hören konnte. Es war auch ein schweres Stück Arbeit, denn die Erde war ganz hart gefroren. Aber helfen lassen wollte er sich auch nicht.

Dies Grab gehört mir! sagte er. Ich allein will es graben, und wenn es auch mein letztes werden sollte!

Und das hielt er auch. Als der heilige Abend kam, war das Grab fertig, trotz Winter und Frost, und es war geschmückt und verziert wie für eine Prinzessin, und diesmal war keine Gefahr da, daß die Prinzessin Launen bekommen

und wegbleiben könnte. Sie war ja nur eine alte Witwe, die seit vielen, vielen Jahren in der Ofenecke auf dem Altenteil gesessen hatte.

Und als der Mittag vor dem Weihnachtsabend kam, saß der alte Jens wieder daheim in seiner Stube bei Tippe, und plötzlich beugte er seinen Kopf herab und barg sein Antlitz in beiden Händen.

Weinst du, alter Jens? Das mußt du nicht thun! ertönte eine bittende Stimme neben ihm, nachdem er eine Weile so dagesessen hatte.

Der alte Jens nahm seine Hände vor dem Gesicht weg und schlang sie um Tippe, der vor ihm stand und ihn durch Thränen lächelnd ansah, denn er konnte nicht recht verstehen, wie jemand an einem solchen Tage betrübt sein konnte.

Du sollst dich ja freuen, alter Jens. Und du darfst nicht traurig sein! Sollst du jemand begraben, den du sehr lieb hast?

Ja was nützt das, wenn ich dir's erzähle, kleiner Tippe, du kannst es ja doch nicht verstehen! antwortete der alte Jens leise. Ja, ich habe ein Grab für sie gegraben, die mir das Liebste auf Erden gewesen ist!

War das deine Mutter? fragte Tippe leise und schmiegte sich fester an ihn.

Nein, kleiner Tippe! lautete die Antwort des Alten. Und der liebe Gott weiß, daß mir niemand in meinem ganzen Leben einen größeren Schmerz zugefügt hat als sie.

Bist du ihr denn böse, weil sie dir einen so großen Schmerz zugefügt hat? fragte Tippe wieder, und der alte Jens schüttelte wehmütig den Kopf, und Tippe fuhr fort: Warum bist du ihr denn nicht böse?

Das kommt alles durch den Tod, Tippe! antwortete der alte Jens mit denselben Worten, die er schon einmal gebraucht hatte. Es ist nun einmal so, daß man an einem Menschen, so lange er lebt, stets unendlich viel auszusetzen hat, ist er aber erst gestorben, dann kann man nichts Böses mehr an ihm entdecken. Der Tod ist ein guter Mann, der nimmt all das Schlechte fort und läßt nur das Gute zurück.

Tippe stand eine Weile regungslos da und dachte über das eben gehörte nach. Dann klärte sich sein kleines Gesicht plötzlich auf. Er legte seine Hand auf das Knie des alten Jens und sagte: Dann hat sie also Gott auf beide Augen geküßt, daß sie die Herrlichkeit des Himmels schauen kann. Das hat die Mutter mir selber erzählt. Und du brauchst nicht mehr traurig zu sein, du kannst mir glauben, heute Abend wirst du dich noch freuen! O, wie wirst du dich freuen!

Und Tippe preßte die Hände zusammen in seinem unaussprechlichen Glück, und der alte Jens sah ihn mit einem Blicke an, der förmlich strahlte. Und sicher hätte es schlimm ausgesehen um das Geheimnis, welches Tippe und die Mutter des Knaben mit einander hatten, wenn sich nicht in demselben Augenblick die Augen des alten Jens mit Thränen gefüllt hätten und es ihm ein-

gefallen wäre, daß noch eine Kleinigkeit an dem Grabe zu thun sei und daß er sich deswegen nur noch schnell einmal darnach umsehen wolle. Das rettete das Geheimnis, und nun war es sicher.

In der hintersten Stube, in der die Mutter und Tippe früher geschlafen hatten, herrschte, während der alte Jens seinen stillen Gang zu den Toten ging, reges Leben und Geschäftigkeit.

Die Mutter des Knaben kam in fliegender Eile gelaufen und sagte, daß sie sich die Zeit wirklich hätte abstehlen müssen, deswegen wollten sie sie nun auch gehörig ausnutzen. Einen reizenden kleinen Tannenbaum hatte sie schon im voraus aus dem Vorrat des alten Totengräbers ausgewählt. Er war eigentlich zum Schmuck der Gräber bestimmt, aber das schadete nichts; jetzt ward er in einen Kübel gesetzt und war nun der schönste kleine Weihnachtsbaum geworden. Und aus dem Korbe, den sie mitgebracht hatte, kamen Tüten und Lichter zum Vorschein, und Tippe half ihr, diese aufzuhängen. Wie das dem alten Jens schmecken sollte! Wie sich seine alten Augen darüber freuen würden!

Aber die Weihnachtsgeschenke lieferte Tippe selber: es waren seine eignen, die er im vorigen Jahre von der Mutter zu Weihnachten bekommen hatte. Er war ja ein ordentlicher kleiner Junge, der seine Sachen in Acht nahm, und deswegen hatte er jetzt auch etwas zu verschenken.

Was wohl der alte Jens sagen wird, wenn er all die Herrlichkeiten sieht! meinte der kleine Tippe, als sie fertig waren und er das Ganze voller Bewunderung betrachtete.

Ja, der wird sich freuen! erwiederte die Mutter des Knaben. Aber nun muß ich laufen, ich muß ja noch den Tannenbaum für meinen kleinen Jungen aufputzen! Aber sobald es dunkel wird, schleiche ich mich leise herüber; doch dann sehe ich dich nicht, denn es soll ja eine Überraschung werden und darum will ich dir nur gleich jetzt dein Weihnachtsgeschenk geben.

Aber der Tannenbaum und alles andre ist ja für den alten Jens! sagte Tippe sehr bestimmt. Ich selber will ja gar nichts haben.

Es ist auch nur das Geschenk einer Mutter für ihren kleinen Jungen. Sie hat mir gesagt, daß ich gegen dich sein sollte, wie ich möchte, daß eine Mutter gegen meinen kleinen Jungen wäre, wenn ich einmal gestorben wäre!

Und ehe er sich versah, hatte sie ihn in ihre Arme genommen und ihn geküßt, und dann war sie fort und Tippe stand allein da. Und nun war alles fertig, es brauchte nur noch dunkel zu werden, dann konnte es in seinem ganzen Glanze dastehen.

Ach, wenn es doch erst dunkel wäre! dachte Tippe. Aber noch war die Sonne draußen nicht untergegangen, und je mehr sie sich dem Horizonte näherte, desto heller fielen ihre Strahlen ins Zimmer, als würde es ihr schwer, sich von dem schönen Tannenbaume zu trennen. Auch dem kleinen Tippe wurde es sehr schwer, aber es mußte ja sein, denn der alte Jens konnte jeden Augen-

blick zurückkommen, und was wurde dann aus der Überraschung? So schlich er sich denn auf den Zehen hinaus, schloß die Thür sorgfältig hinter sich ab und setzte sich hin, um nachzudenken.

Und wie er so dasaß und an alle die Seligkeit dachte, die ihn erwartete, schwoll sein Herz vor Glück und Sehnsucht. Frohe Gedanken stiegen in ihm auf, lichte Bilder umgaukelten ihn, und seine Augen blickten lächelnd nach oben.

(Schluß folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Schwurgerichte und Preßvergehen. Nach Zeitungsmitteilungen hat die deutsch-freisinnige Partei im Reichstage einem alten Freunde wieder ans Tageslicht geholfen, den man längst tot wähnte: sie hat den Antrag gestellt, die Zuständigkeit der Schwurgerichte für alle politischen und sogenannten Preßvergehen einzuführen. Offenbar will sie damit einem tiefgefühlten Bedürfnis abhelfen, wenn auch nicht einem Bedürfnis des deutschen Volkes, so doch einem Parteibedürfnis, denn es ist die höchste Zeit, daß wieder einmal etwas für das „geknechtete" Volk geschieht, für das außer den Deutsch-Freisinnigen ja niemand sorgt. An der großen sozialpolitischen Gesetzgebung des Reiches, an der Fürsorge für Erwerbsunfähige braucht sich eine „freiheitliche" Partei nicht zu beteiligen, es genügt, wenn über Preßvergehen und politische Missethaten künftighin Geschworne, d. h. Leute, die von der ganzen Sache nichts verstehen, aburteilen. Dann wird das Volk „glücklich." Wenn jemand einem andern in einer Zeitung alle möglichen Verleumdungen nachredet und er kommt, falls ihn der Verleumdete belangt, nicht zur Aburteilung vor das Schwurgericht, dann ist das „Reaktion," kommt er aber vor die Geschwornen, so ist es „Freiheit." Dieselbe Partei, welche immer die Gleichheit vor dem Gesetz mit der großen Lärmtrommel verkündet, verlangt gesetzgeberische Ausnahmemaßregeln zu Gunsten der Presse.

Da ist denn doch zunächst die Frage aufzuwerfen: Was ist denn eigentlich das, was man gewöhnlich die Presse nennt? Es soll das rein thatsächliche Machtverhältnis bei der Beantwortung dieser Frage ganz außer Betracht bleiben, es soll lediglich die rechtliche Seite berührt werden. Zeitungen und Zeitschriften — mit andern Worten die Presse — sind periodisch erscheinende Druckschriften, die von Privatpersonen ins Leben gerufen sind, entweder lediglich zu dem Zwecke, um Geschäfte zu machen, Geld, Vermögen zu erwerben, oder zu dem Zwecke, gewissen ethischen, politischen oder wirtschaftlichen Ideen, welche eine Privatperson oder mehrere oder eine größere Anzahl Personen — eine Partei — aus irgend welchem Grunde hegt, Verbreitung zu schaffen und ihnen womöglich neue Anhänger zu gewinnen. In nicht seltenen Fällen sind beide Zwecke mit einander verbunden. Von den eigentlichen Amts- oder Gesetzesblättern abgesehen, die hier ganz außer Betracht bleiben können, sind es aber immer Privatpersonen, die hinter der Presse stehen, die sie offen oder versteckt leiten, ihr den Stoff liefern, sie mit Geld unterstützen

oder — viel öfter — aus ihr Geldgewinn ziehen. Wenn nun im deutschen Rechtsstaate die Gleichheit vor dem Gesetz ohne Ausnahme für jeden besteht, wenn weiter der Grundsatz besteht, daß niemand seinem ordentlichen Richter entzogen werden soll, mit welchem Rechte will man diese hinter der Presse stehenden Privatpersonen, im Falle sie strafbare Handlungen in der Presse verüben, anders behandeln, als die, die ohne dieses Werkzeug handeln?

Die Mehrheit des Reichstages hat bei der Beratung des deutschen Gerichtsverfassungsgesetzes im Jahre 1876 die richtige Antwort auf diese Frage gegeben. Sie hat, wenn auch nach heftigen Redekämpfen, zwar da, wo Schwurgerichte für Preßvergehen bereits bestanden, die „landesgesetzlichen Vorschriften über die Zuständigkeit der Schwurgerichte für die durch die Presse begangenen strafbaren Handlungen unberührt" gelassen, hat aber gleichzeitig der Landesgesetzgebung untersagt, von dem Zeitpunkte der Einführung des Gerichtsverfassungsgesetzes ab die Zuständigkeit der Schwurgerichte auf diese Handlungen zu erstrecken. Sie blieb also für einen kleinen Teil Deutschlands, für Baiern, Württemberg und Baden, bestehen. Interessant ist es, aus den damaligen Reden einzelnes herauszugreifen; es wird, da seitdem weder dafür noch dagegen neue Gesichtspunkte in dieser Frage sich zeigten, auch heute noch zutreffend sein. So äußerte sich der Abg. Dr. Gneist bei der zweiten Lesung des Gerichtsverfassungsgesetzes (Sitzung vom 22. November 1876), nachdem er sich als einen warmen Freund des Schwurgerichts vorgestellt und ausgeführt hatte, daß die Einsetzung der Schwurgerichte zur Aburteilung von Preßvergehen sich als die Schaffung von Ausnahmegerichten darstelle, wie folgt: „Liegt die Sache so, so muß ich sagen: das Geschwornengericht bedeutet nicht ein und dasselbe, sondern etwas wesentlich andres, wenn wir es einführen, als eine besondre Form des Gerichts für Preßvergehen oder für politische Vergehen. Der Richter ist als Mensch ein und dieselbe Person und doch ist er als Richter eine ganz andre Person, je nachdem Sie ihn als ständiges Mitglied in ein festes Kollegium setzen, in seinem festen Berufe, oder je nachdem Sie ihn auf die andre Seite hinsetzen in eine Kommission mit dem begrenzten Auftrage für bestimmte Dinge — als einen außerordentlichen Richter, als im „Ausnahmsgerichte." Dasselbe Verhältnis bildet sich dann im Geschwornengerichte. Es ist etwas ganz andres, ob Sie das Geschwornengericht als ein ständiges ordentliches Element der Justiz einführen, oder ob Sie es als ein besondres Gericht für gewisse Favoritsachen konstruiren wollen. Ich behaupte nach meiner Erfahrung: keiner der höhern, der letzten Zwecke des Schwurgerichts wird erreicht, so lange dies Bestreben dauert, die populäre Institution auf gewisse populäre, politisch interessante Gebiete zu beschränken. Diese Ausnahmestellung, die man vergeblich ableugnen möchte, halte ich zunächst für eine Gefahr für die Presse selber. Denn alle ausnahmsweisen Einrichtungen zu Gunsten der Presse schlagen unabänderlich um in Ausnahmseinrichtungen gegen die Presse. . . . Diese Erfahrung hat man nicht bloß in Frankreich, in Preußen, in Oesterreich gemacht, sondern in allen Staaten, welche ihre Geschicke selbständig bestimmen. Sodann erachte ich diese Ausnahmsstellung nachteilig für den Charakter der Jury selber. Man thut dem Institute keinen Dienst, wenn man durch die ausnahmsweise Festsetzung der Kompetenz der Geschwornen unmittelbar in ihnen den Glauben veranlaßt, sie hätten das Recht für jeden einzelnen Fall zu schaffen, sie hätten sich an kein Gesetz zu binden, sie hätten keiner richterlichen Anweisung, keiner Autorität zu folgen, als ihrer eignen, sie wären der souveräne Herr des Falls für das politisch interessante Sondergebiet. . . . Alle Ausnahmsgerichte unter jedem Titel sind behaftet mit schweren Gebrechen. Die

Gebrechen sind verschieden, je nachdem es Ausnahmsgerichte von Beamten oder solche von Laien sind. Aber in einem Punkte sind sie mit einem Gebrechen gleichmäßig behaftet: das ist der Fluch der Unfruchtbarkeit. Aus dem Ausnahmsgerichte entsteht nie ein weiteres Fortwachsen und Fortbilden eines Rechtsgedankens."

In derselben Sitzung führte der Abgeordnete von Treitschke aus, man sollte sich doch vor Augen halten, daß es zahllose durch die Presse begangene Vergehen gebe, die mit der politischen Freiheit nichts zu thun haben. Sollten unzählige Aeußerungen oder Aufreizungen zum Begehen gemeiner Verbrechen bloß deshalb, weil sie durch die Presse oder mittels der Presse begangen sind, vor die Geschwornen kommen, und mündliche Aeußerungen gleicher Art nicht? Darin liege doch kein Sinn. Er sehe nicht ein, warum ein Stand in dieser Weise privilegirt werden solle. Wir brauchten die freie Presse wie das tägliche Brot, aber wenn behauptet werde, daß diese Presse immer nur eine Macht des Lichts, der Wahrheit, der Freiheit und Volksbildung sei, so erlaube er sich, zu widersprechen. Es gebe ausgezeichnete Männer, die in der Presse ihre ehrliche, gewissenhafte Ueberzeugung vertreten, vielleicht einseitig, aber ehrenhaft eine aufrichtig gehegte Parteimeinung verteidigen. Aber es gebe auch zahllose politische Blätter, es gebe ganze Kategorien politischer Blätter, bei denen man lügen müßte, wenn man behaupten wolle, sie wirkten bildend auf das Volk. Es gebe politische Blätter, die geradezu vom Schmutze lebten, von Skandal und Erregung aller trüben und gemeinen Leidenschaften, ja Blätter, die den literarischen Straßenraub mehr oder minder verhüllt trieben. So stehe es und werde es bleiben. Es gebe wenige Stände, in denen verhältnismäßig eine so sehr gemischte Gesellschaft sich zusammenfinde, wie in dem Stande der Journalisten. Wo liege der Grund, dieser so gemischten Gesellschaft eine besondre Stellung außerhalb des gemeinen Rechts einzuräumen?

In der dritten Lesung des Gerichtsverfassungsgesetzes stimmte denn auch, wie schon hervorgehoben, die Mehrheit des Reichstages gegen die Ausdehnung der Zuständigkeit der Schwurgerichte auf die Aburteilung von Preßvergehen. Bei dieser Mehrheit befanden sich von bekannten Abgeordneten Dr. Bamberger, von Forckenbeck, Dr. Goldschmidt, Rickert u. a. Die Herren gehören jetzt der deutschfreisinnigen Partei an, also zu den Antragstellern. Unsers Wissens sind neue Gründe für die jetzt beliebte Ausdehnung der Schwurgerichte nicht aufgetaucht, es hat überhaupt kein Mensch seit Einführung der neuen Justizgesetze mehr an die Frage gedacht. Warum jetzt auf einmal der Antrag mit den Unterschriften damaliger Gegner? Es kann nur einen Grund dafür geben. Das deutsche Volk glaubt nicht mehr an den Beruf der deutschfreisinnigen Partei für wirtschaftliche und inner- und außerpolitische Fragen. Die wirtschaftliche Richtung der Reichspolitik hat Wohlstand im Reiche verbreitet, das muß auch der Gegner zugestehen, die Leitung der innern Reichsgeschäfte ist in allen, selbst den schwierigsten Lagen streng verfassungs- und gesetzmäßig gewesen. Ueber die Leitung der äußern Politik etwas zu sagen, ist überflüssig. Und so fängt denn das deutsche Volk an, zufrieden zu werden und sich von jenen Nörglern abzuwenden, welche die Zufriedenheit nicht brauchen können, weil es ihnen sonst an Gelegenheit fehlt, ihre Nörgeleien mit Erfolg an den Mann zu bringen. Da gräbt man denn alte „Ladenhüter" aus und will für diese Ausgrabung der erstaunten Nation gegenüber auch noch ein besondres Verdienst in Anspruch nehmen. Vielleicht hat man dabei auch noch einen weiteren Zweck. Die Einführung von Ausnahmegerichten für die Presse und die politischen Verbrechen und Vergehen ist nur durch die Behauptung zu begründen, daß die seitherigen mit der Aburteilung dieser Missethaten betrauten Gerichte, d. h. alle

vom Reichsgerichte bis zum Schöffengericht, dem ja auch durch Ueberweisung vonseiten der Strafkammern z. B. Beleidigungsstrafsachen gegen Preßerzeugnisse überwiesen werden können und thatsächlich nicht selten überwiesen werden, entweder ihrer Aufgabe nicht gewachsen seien oder ihre Pflicht nicht erfüllt hätten. Daß die deutschen Richter der Aufgabe nicht gewachsen seien, Preß- und politische Strafsachen abzuurteilen, wird selbst von der äußersten Linken nicht behauptet. Es bleibt also nur der Vorwurf der Nichterfüllung der Pflicht, d. h. im vorliegenden Falle wohl des Mangels an Unparteilichkeit. Nun ist es ja von jeher ein beliebtes Mittel der Oppositionsparteien gewesen, die sich ihrer ganzen Stellung nach nicht selten auf dem Gebiete der Gesetzeswidrigkeiten bewegen, dann, wenn einer ihrer Angehörigen wegen Gesetzesübertretung verurteilt worden ist, über Parteilichkeit des verurteilenden Gerichts zu klagen, aber in neuester Zeit sind von einer gewissen Seite diese Klagen in ein bestimmtes System gebracht worden. Man will vorsätzlich dem außerhalb der Juristenwelt stehenden Volke den Glauben beibringen, als seien unsre Richter den Einflüssen der Regierungen in einer ihre Pflicht verletzenden Weise zugänglich. Und das geschieht in einem Lande, dessen Rechtsprechung und Unabhängigkeit der Justiz mit größern Bürgschaften umgeben ist als irgendwo andres. Nicht die Richter sind für die allerdings nicht seltenen Verurteilungen in solchen Fällen verantwortlich zu machen, sondern die, welche die Strafthaten begehen und damit zeigen, daß sie die unter Mitwirkung des Volkes gegebenen Gesetze selbst nicht achten. Oder will man vielleicht das Schwurgericht in Frankfurt a. M. für den Tod Lieskes, das Reichsgericht für die Verurteilung Neves verantwortlich machen? Waren sie es nicht vielmehr selbst, die durch Verachtung unsrer Gesetze und offne Auflehnung dagegen die bekannten Folgen für sich herbeiführten? Aber man kann so leicht das Ansehen der Staatsgewalt untergraben, wenn man die Gerichte herabsetzt; es findet sich immer eine große Anzahl Menschen, die Unrecht erlitten zu haben glauben, und dann kann man von den Gerichten zu etwas anderm übergehen. Wir wiederholen, es liegt System in der Sache, und deshalb ist der deutschfreisinnige Antrag einer gewissen Beachtung, die er an sich nicht verdiente, wert, nicht der, die ihm die Partei schenkt, der er nur Mittel zum Zweck ist, sondern der, daß man daraus aufs neue Anlaß nimmt, die fortwährenden Hetzereien gegen unsre Gerichte und ihre Unparteilichkeit in ihrem wahren Lichte zu zeigen und ihre wahren Beweggründe aufzudecken.

Zur agrarischen Bewegung. Wer die „Sozialen Probleme" von Henry George gelesen und den Bestrebungen der deutschen Landliga aufmerksam gefolgt ist, wird gern von einem Gesetzentwurfe Kenntnis nehmen, den die französische radikale Partei unter Führung Clemenceaus in diesem Herbst aufgestellt hat. Der Pariser Correspondant vom 25. September 1887 berichtet darüber im wesentlichen folgendes.

Das Recht der gesetzlichen Erbfolge (ohne letztwillige Verfügung des Erblassers) soll für die Seitenlinie völlig aufgehoben werden. Der Staat tritt in Ermangelung von Vorfahren oder Nachkommen als Gesamterbe ein. Die Ländereien, die auf diese Weise in seine Hand gelangen, müssen in Loosen von fünf Hektaren gegen Meistgebot und fünfundzwanzig Jahreszahlungen veräußert werden, können auch nur durch „Bürger," welche noch nicht fünf Hektaren besitzen, erstanden werden und immer nur unter der Bedingung des „Rückenbesitzes." Sie können deshalb auch nicht verpachtet und immer nur unter den gleichen Bedingungen weiter verkauft werden. Gewerbliche Liegenschaften und Kapitalien gehen an Arbeitergenossenschaften über. Das Recht der letztwilligen Verfügung wird thatsächlich

dadurch unterdrückt, daß die Vermächtnis- und Schenknehmer bei Vermeidung des Verlustes die Erbstücke selbst in Besitz nehmen und bearbeiten müssen.

Die genannte Zeitschrift bemerkt dazu: Da sich nach Erfahrungssätzen der Familienbesitz nur durch Uebergang an Seitenlinien oder durch Testamentsverfügungen erhalten lasse, so würde mit Annahme obigen Gesetzentwurfes alles freie Eigentum aus Frankreich verschwunden sein, sobald nur eine gewisse Zeit abgelaufen sei. Dann würde der ganze Grund und Boden in lauter kleinbäuerliche Besitzungen zerschlagen sein, wie im zwölften Jahrhundert, nur daß dann der Staat die Grundherren von damals seinerseits einsetzte, eine Entwicklung, die also in ihrem eignen Ausgangspunkte wieder endete. Die radikale Partei beweise durch diesen Plan, daß sie mit aller Kraft dem Sozialismus zusteuere, und daß bei etwaigem parlamentarischen Uebergewicht derselben der „Staatssozialismus" unmittelbar ins Leben treten werde, und zwar mit Gesetzen, wie denen der „Kommune." Die Urheber jenes Entwurfes seien offenbar durch den jüngst in Preußen gemachten Versuch der Einrichtung von Rentengütern oder unteilbaren bäuerlichen Höfen beeinflußt, seien aber, aus Mangel an Verständnis für den (im guten Sinne) wahrhaft demokratischen Gedanken derselben oder, besser, für den der amerikanischen „Heimstätte," nur zu einer Nachäffung im Sinne Louis Blancs und Proudhons gelangt. Immerhin zeige aber auch dieser mißglückte Versuch von neuem, daß Erhaltung und Entwicklung des kleinen Grundbesitzes in Frankreich eine Lebensfrage sei, eine Aufgabe, der sich die konservative Partei (die das Blatt vertritt) durchaus unterziehen müsse.

Diese Betrachtungen sind auch für deutsche Verhältnisse lehrreich. Vor allem aber wird man mit Freuden wahrnehmen, daß bei uns schon thatkräftig Hand angelegt wird, wo andre Völker noch beraten und sich in unfruchtbaren Plänen ergehen, namentlich auch, abgesehen von den besondern Fragen des Grundbesitzes, seiner Verteilung und Vererbung, im Sinne des von so vielen Franzosen immer noch als Schreckgespenst angesehenen „Staatssozialismus." Wer von unsern sozialpolitischen Gesetzen zu jenen Ideen und denen von Henry George hinübersieht, wird die Empfindung haben, als schaue er von festem Grund und Boden in ein wogendes Nebelmeer.

Seemanns kunsthistorische Bilderbogen sind im Laufe der Jahre durch Ergänzungsbände allmählich zu einem so bedeutenden Umfange angeschwollen, daß sich für weitere Kreise nun doch wieder eine handliche Auswahl nötig gemacht hat. Diese liegt in der jetzt erschienenen „Handausgabe" vor, in der aus den Abbildungen der 468 Tafeln der großen Gesamtausgabe eine Auswahl getroffen worden ist, die nur 167 Tafeln füllt (Altertum 34 Tafeln — Mittelalter 36 Tafeln — Neuzeit 97 Tafeln). Diese Auswahl unterscheidet sich sehr wesentlich von dem frühern Grundstocke der großen Ausgabe, insofern zu ihr nun auch die Ergänzungshefte mit haben herangezogen werden können. Es giebt gegenwärtig in der ganzen Literatur wohl kein Werk, welches zu einem so billigen Preise einen solchen Reichtum kunstgeschichtlichen Anschauungsstoffes böte, wie diese Handausgabe der „kunsthistorischen Bilderbogen." Sie sollte in keinem gebildeten deutschen Hause fehlen.

Als Erläuterung dazu bringt die Verlagshandlung jetzt ein Textbuch: Grundzüge der Kunstgeschichte, von dem das erste Heft vorliegt: „Das Altertum," und die keinen geringeren zum Verfasser hat als Anton Springer. Ob dieses Textbuch ganz den Zweck erfüllen wird, den es erfüllen soll, ist uns etwas zweifel-

haft. Es ist gewiß hoch erfreulich, wenn der Großmeister unsrer Kunstwissenschaft sich herbeiläßt, den weitesten Kreisen gegenüber einmal selber das Wort zu nehmen. Man sollte meinen, daß es gar keinen bessern Lehrer des Volkes geben könnte als den, der so aus dem Vollen schöpft. Aber dabei entsteht doch eine Gefahr. Ein so bedeutender Fachmann wie Springer kann, er mag es vermeiden wollen oder nicht, nicht drei Zeilen schreiben, ohne immer etwas auch nach seinen Fachgenossen hinüberzublicken. Und wirklich wird an dem vorliegenden Textbuche die größte Freude der Archäolog von Fach haben. Er wird es bewundern, wie Springer auf den wenigen Seiten den gewaltigen Stoff zusammengedrängt hat, wie er oft durch eine Zeile oder ein Wort verrät, daß er auch in den neuesten Forschungen zu Hause ist, wie treffend er in zwei, drei Worten das Wesentliche eines Kunstwerkes zusammenfaßt, welche Fülle feiner und eigentümlicher Bemerkungen er ganz beiläufig einstreut, und wie geschickt er den kunstgeschichtlichen Faden mit der doch nur äußerlich sich weitertastenden Tafelerläuterung zu verschlingen weiß. Aber der Laie wird mit dem Buche wenig anfangen können. Ihm werden auf jeder Seite Dutzende von Fragen entstehen, auf die er keine Antwort erhält. Der Verfasser setzt viel zu viel voraus — z. B. in antiker Geographie, Mythologie, Geschichte 2c. —, was nicht vorausgesetzt werden kann, und er spricht infolge dessen sehr oft über die Köpfe hinweg. Auch der sprachliche Ausdruck hat unter dem unausgesetzten Bestreben, möglichst viel in möglichst wenig Zeilen zu sagen, möglichst viel beiläufig mit zu berühren und mit hereinzuziehen, gelitten. Die Grenzboten können wohl nicht in den Verdacht kommen, als ob sie einer seichten Popularisirerei das Wort reden wollten. Aber zwischen Popularisiren und Popularisiren ist ein Unterschied. Es giebt, gerade auch auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, Schmierer, die ohne Sachkenntnis und Urteil ein „populäres“ Werk nach dem andern zusammenschreiben. Es giebt aber doch auch tüchtige, urteilsfähige, geschmackvolle Schriftsteller, die, ohne sich gerade an selbständigen Forschungen zu beteiligen, doch ein gutes, zuverlässiges Buch schreiben und sich dabei durchaus auf den Standpunkt des belehrungsuchenden Laien versetzen würden. Einer von der letztern Art wäre zur Abfassung dieses Textbuches vielleicht geeigneter gewesen, als der namhafteste Fachmann.

Nochmals die Volksbühne. Von dem Verfasser des Lutherfestspieles, Herrn Dr. Hans Herrig, geht uns folgendes Schreiben zu (Friedenau, den 5. Dezember):

Mit großer Teilnahme habe ich in der letzten Nummer der Grenzboten den kleinen Aufsatz gelesen, in welchem Sie sich wiederum mit der Frage der „Volksbühne“ beschäftigen. Es ist durchaus richtig, daß, sobald etwas in Deutschland gefällt, die Gefahr eintritt, daß die Sache verflacht wird und der bloßen „Mache“ verfällt. Ja man hält dies wohl gar für notwendig, wie mir denn vielfach der Einwand entgegengehalten worden ist, woher denn die Stoffe für die Volksbühne kommen sollten — als ob es wünschenswert wäre, daß womöglich alle Monate ein paar Dutzend derartige Volksspiele erschienen!

Indessen es giebt auch noch eine andre Gefahr. Wenn der liebe Gott in Deutschland plötzlich eine neue Blume wachsen ließe, so würden ohne Frage die Botaniker kommen, sie ausreißen, auf das System hin prüfen und zu dem Ergebnis kommen, daß sie in die und die Klasse gehöre, also nichts neues sei, oder daß sie in keine Klasse passe, also nicht einmal als Unkraut gelten könne. Zeit, sich zu entwickeln und Samen anzusetzen, fände die arme Blume dabei nicht, in den Herbarien aber hätte man ein paar interessante trockne Blätter.

Ist es denn aber ein Unglück, wenn infolge der Teilnahme, die Devrients und mein Luther gefunden hat, auch andre Leute mit ihrem Luther kommen? Jedenfalls ist es ein Irrtum, wenn Sie meinen, die Erfahrung würde bestätigen, daß nur Städte für eine solche Aufführung sich eigneten, welche gewissermaßen persönliche Erinnerungen an Luther besäßen. Mir hat die Erfahrung das Gegenteil bestätigt. Görlitz hat gewiß keine unmittelbaren Erinnerungen an Luther, und doch war dort die Teilnahme so groß wie möglich. So könnte ich noch eine ganze Anzahl kleinerer Aufführungen nennen. Fraglicher ist es ja, ob auch andre Dichtungen für die „Volksbühne" ähnlichen Anklang finden werden. Da muß man sich nun schon gedulden, bis in Worms gespielt wird. Auch meine „Christnacht, ein Weihnachtsspiel für die Volksbühne," ist in dieser Beziehung noch nicht maßgebend, denn auch hier würde eine etwaige Teilnahme den religiösen Bedürfnissen zuzuschreiben sein. Gewiß ist eine Befriedigung derselben durch die Kunst im höchsten Grade erfreulich; überhaupt wird die Volksbühne niemals denkbar sein, wenn sie nicht sozusagen mit unserm Herzen, mit uns als Deutschen im Zusammenhange bleibt, aber sie wird doch noch weitere Prüfungen ablegen müssen, ob sie auf eignen Füßen stehen kann.

Die Frage „Bergan oder bergab?" scheint mir daher noch nicht recht zeitgemäß, so wichtig es ist, wenn jener „Verflachung" entgegengetreten wird, für welche Sie an der Nachahmung der Meininger auf unsern Theatern ein so treffendes Beispiel anführen. Auch möchte ich noch bitten, die überall auftauchenden „Volkstheater" nicht mit der „Volksbühne" zu verwechseln. Jene Theater nehmen sich ihren Zusatz in derselben Absicht, wie manche Kaufleute den Titel Hoflieferanten führen. Diese liefern so wenig dem Hofe, wie jene mit dem Volke in seiner edeln, idealen Bedeutung etwas zu thun haben.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

ergebenst

Dr. Hans Herrig.

Literatur.

Meine Erlebnisse. Von Ferdinand Arlt, weil. Prof. der Augenheilkunde in Wien. Mit zwei Porträts. Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1887.

In schlichter Weise schildert uns Arlt sein Leben. Als Kind eines Schmiedemeisters in dürftiger Gegend des südlichen Erzgebirges heranwachsend, war er nicht für das Studium bestimmt. Doch sein Onkel brauchte einen Knaben zur Hilfe im Meßnerdienst, und so kam Arlt aus dem Elternhause. Streng und mager ging es bei dem guten Onkel her. Eine Stieftante machte dem Knaben das Leben zur Qual. Es war daher eine Erlösung, als er das Gymnasium in Leitmeritz besuchen durfte. Durch Erteilung von Privatunterricht, immer mit Not kämpfend, gelang es ihm, sich durch das Gymnasium durchzuarbeiten und die Prager Hochschule zu beziehen. Anfangs wollte Arlt den priesterlichen Stand wählen, später aber entschloß er sich zum Studium der Medizin. Es ist bekannt, wie er sich dann zu einem der bedeutendsten Ophthalmologen entwickelt hat, zu einer Zierde der Prager und der Wiener Universität. Ueber seine letzten Lebensjahre berichtet O. Becker, ein Schüler und Freund des im März d. J. verstorbenen.

Aerzte, insbesondre die Freunde und Fachgenossen Arlts, werden an dieser Selbstbiographie ihre Freude haben.

Johannisfeuer. Eine Dichtung von Marie von Najmájer. Stuttgart, Adolf Bonz und Comp., 1888.

Es wäre ja sehr schön, wenn man zu den zwei reichbegabten dichtenden Marien der Gegenwart — zur Marie von Olfers und zur Marie von Ebner-Eschenbach — noch die dritte Dichterin Marie von Najmájer (wohl ein magyarisch verdorbenes Neumaier) gesellen könnte. Es wäre gar zu schön und — darum soll es nicht sein. Diese dritte Marie hat von der üppig sprudelnden Bildlichkeit und Poesie der Verse der Olfers nichts, aber auch gar nichts mitbekommen, und die vornehm künstlerische Gestaltungskraft der Ebner ist ihr ebenso fremd geblieben. Sie ist im metrischen Gewande ganz prosaisch; sie fühlt z. B. nicht, daß Fremdwörter auch bessere Verse verunstalten würden, als: „Genial ist auch Juana, schaffend nicht, doch im Charakter" (S. 23); sie fühlt auch nicht den Schwulst in ihrem Ausdruck, den der Vers gar nicht ertragen kann; sie bedenkt nicht, daß der Dichter seine Menschen nur durch ihre Handlungen (Gedanken können allerdings auch unter Umständen eine Thätigkeit ausmachen) charakterisiren soll, und nicht durch eine ausführliche Beschreibung ihrer Gliedmaßen, wie schon Lessing vor hundertundzwanzig Jahren im „Laokoon" gelehrt hat. Darum glauben wir nicht, daß diese sich übrigens breitspurig anlassende Dichtung viel Gunst bei den Lesern finden werde.

Kommet zu mir! Festgabe für christliche Familien. Zwölf Bilder aus dem Leben des Heilandes. Von Heinrich Hofmann, Prof. der königl. Akademie in Dresden. Breslau, C. T. Wiskott, 1887.

Dieses schöne Bilderwerk enthält zwölf vorzügliche Lichtdrucke nach Kreidezeichnungen. Es sind die tausendmal von Künstlern aller Zeiten und Völker dargestellten biblischen Szenen, die sich auch Hofmann wieder zur Darstellung gewählt hat: Mariä Verkündigung, die Weisen aus dem Morgenlande, die Flucht nach Aegypten, Jesus und die Samariterin, der Jüngling zu Nain, die Ehebrecherin, die Einsetzung des Abendmahls, Christus vor Pilatus, die Kreuzigung, die Grablegung, die Auferstehung und die Himmelfahrt. Aber auch er zeigt uns die unerschöpflichen und nie veraltenden Stoffe wieder in neuer Auffassung, und zwar ohne sich auf die Bahnen der Realisten oder „Naturalisten" vom modernsten Schnitt zu begeben. Heinrich Hofmann strebt nicht nach „archäologischer" Treue, er macht nicht, wie es jetzt gepriesen wird, aus Jesus einen kümmerlichen Dorfpastor, dem nur Barett und Bäffchen fehlen, und aus den Jüngern Jesu eine Anzahl schmutziger alter Trödeljuden, sondern er hängt noch an dem alten idealistischen und „akademischen" Irrtume, daß die Aufgabe der Kunst vor allem die sei, das Schöne darzustellen, und so bewegt sich denn freilich seine Auffassung der biblischen Gestalten in gewisser Beziehung in den hergebrachten Geleisen. Aber es giebt ja noch eine Anzahl von Menschen, die diesen Irrtum teilen, und so wird es auch Hofmanns Bildern nicht an andächtigen Beschauern fehlen. Seine Darstellungen sind erfüllt von echter Religiosität und atmen zwar keine erhabene, sondern eine milde, weiche, anmutige Schönheit, die aber doch nirgends ans Weichliche und Süßliche streift. In seiner vornehmen Ausstattung eignet sich dieser Cyklus vorzüglich zu einem Weihnachts-, Konfirmations- oder Hochzeitsgeschenk.

Berichtigung. Die am Schluß des Aufsatzes von W. Ruprecht in Nr. 49 der Grenzboten angeführten Worte sind irrtümlich Herrn Adolf Kröner in den Mund gelegt worden; der sie sprach, war Herr Wilhelm Spemann in Stuttgart.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die politische Lage am Jahresschlusse.

Es ist ein charakteristisches Zeichen für die äußere politische Lage Europas, daß dieser Bericht, welcher vierzehn Tage vor seiner Veröffentlichung geschrieben wird, möglicherweise zur Zeit seines Erscheinens überholt ist. Denn die Frage, ob Krieg oder Frieden, ist im wesentlichen abhängig von der „unchristlichen Neigung benachbarter Völker zum kriegerischen Überfall," wie es in der Thronrede des Kaisers heißt. Trotz aller Humanitätsideen, von welchen unsre Zeit überfließt, trotz aller Freunde des Friedens und ihrer Bestrebungen ist jene Neigung das unzerstörbare Merkmal unsrer Zeit geworden. Zwei mächtige Völker im Westen und im Osten des deutschen Reiches, so verschieden durch ihre Stammeseigentümlichkeiten, ihre Geschichte, ihre Gesittung und ihre Bildung, begegnen sich in dieser „unchristlichen Neigung" und bedrohen fortwährend den europäischen Frieden. Franzosen und Russen wollen erobern, wollen aus unerquicklichen innern Zuständen heraus sich retten, und glauben nur noch Abhilfe in der ultima ratio, den Kanonen, finden zu können. Es ist außerordentlich lehrreich, wie sich in dieser Beziehung die Maßlosigkeit der Republik mit der Starrheit des Selbstherrschertums begegnet. Die Franzosen haben es schon so oft erfahren, daß eine Änderung ihrer Verfassung nicht auch eine größere Zufriedenheit nach sich zieht. Die Republik, welche ihnen der deutsche Sieg in den Schoß warf, ist zum Tummelplatz der Parteien geworden, von denen jede nach dem Grundsatze: „Dem Sieger die Beute" die andre zu verdrängen sucht. Daher kommen die vielfachen Verschiebungen der Mehrheit des Parlaments, die vielfach wechselnden Ministerien und die dauernde Unstetigkeit der Verhältnisse. Der Schwerpunkt der Regierung gleitet immer mehr nach der abschüssigen linken

Seite; überall ist die Autorität erschüttert; ein unbändiges, an keine Zucht und Ordnung gewöhntes Geschlecht wird herangezogen, und die Schreier auf der Straße sind es, welche die gemäßigten und anständigen Elemente verdrängen. Die Grevysche Ministerkrisis hat ein trauriges Bild der Verhältnisse enthüllt; die herrschenden Klassen, angefressen von Gier nach Geld und Gut, um selbst das Amt in verbrecherischer Weise auszubeuten, das niedere Volk zuchtlos und zu Gewaltthätigkeiten geneigt. Man konnte zweifeln, ob die Wahl des Präsidenten der Republik ruhig vor sich gehen würde; daß es noch in letzter Stunde geschehen ist, muß dem glücklichen Umstande zugeschrieben werden, daß sich die Truppen in Paris als zuverlässig bewiesen, und daß der Straßenmeute willig ein Opfer gebracht wurde. Ohne das Wutgeschrei der Radikalen und ohne die Drohungen der Anarchisten würde Jules Ferry, der fähigste Mann der dritten Republik, gewählt worden sein. Soweit erstreckt sich schon der Einfluß des Pariser Straßenpöbels auf die Geschicke Frankreichs.

Daß diese Zustände ungünstig auf Handel und Industrie wirken, bedarf keiner Ausführung; die Militär- und Steuerlast wird unerschwinglich, und selbst der friedliebende Teil der Bevölkerung fürchtet schon nicht mehr in dem Maße den Krieg wie früher. Und dieser Teil fällt für die politische Entscheidung gar nicht ins Gewicht; denn Krieg mit Deutschland wollen die französischen Parteien sämtlich, Republikaner wie Monarchisten und Anarchisten. Soweit es sich um Rache für die erlittene Niederlage und um Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen handelt, hört in Frankreich jeder Parteiunterschied auf, und dieser — wenn auch nach falscher Richtung hinneigende — Patriotismus ist ein kräftiges Band, welches Frankreich zusammenhält und den Neid der Nachbarvölker wachzurufen geeignet ist. Der französische Legitimist, der sich kein Gewissen daraus machen würde, den Bürgerkrieg heraufzubeschwören — wenn Aussicht vorhanden wäre, die Republik zu vernichten —, er würde sich nicht einen Augenblick besinnen, sich unter die Fahne des verhaßten Generals Boulanger zu stellen. Der Anarchist, welcher täglich das Bürgertum bedroht und es durch die Aussicht auf gewaltsamen Umsturz einschüchtert, er schmäht Deutschland als den Nationalfeind. Während der deutsche Sozialdemokrat sich mit seiner vaterlandslosen Gesinnung brüstet, der Abgeordnete Bebel nicht ansteht, von der Tribüne des Reichstages herab alles zu thun, was dem deutschen Reiche auch dem Auslande gegenüber schaden kann, ruft der Pariser Sozialrevolutionäre: „Nieder mit Preußen, es lebe Rußland." Die Parteien wollen alle den Krieg und wollen Elsaß-Lothringen, auch die Opportunisten, welche den Frieden im Munde führen, wollen ihn; nur über die Frage des Beginnes besteht eine Verschiedenheit der Auffassung. Der rote Teil der Republikaner ist zu einem Losschlagen, schlimmstenfalls auch ohne Bündnis, geneigt, er hat größere Zuversicht in die Tüchtigkeit seiner republikanischen Generale und der Armee. Die gemäßigtere Richtung will ganz sicher gehen; sie will den Krieg, nur wenn über den für

Frankreich glücklichen Ausgang kein Zweifel besteht. Die Opportunisten wissen, daß ein glücklicher Krieg ihnen die Republik auf eine unabsehbare Zeit ausliefert, daß sie dann der Radikalen ebenso Meister werden wie der Monarchisten, sie wissen aber auch, daß eine Niederlage sie von der Bildfläche hinweg fegt — sei es mit Besen oder mit Guillotine —, gleichviel, ob die militärische Niederwerfung eine Wiedererrichtung der Monarchie oder der Kommune nach sich zieht. Je nachdem also in Frankreich ein radikales oder ein mehr opportunistisches Ministerium an der Spitze steht, ist ein Krieg mit uns in mehr oder weniger naher Aussicht. Die innern Verhältnisse Frankreichs lassen aber weder einen Schluß zu, welche Richtung zur Gewalt gelangen wird, noch geben sie die Sicherheit, ob sich diese Richtung lange an der Gewalt erhalten wird. Von französischer Seite ist die Bedrohung dauernd, und nur der wirkliche Ausbruch des Krieges ungewiß.

Was Rußland anlangt, so hat sich hier seit kurzer Zeit ein Wechsel vollzogen, an den auch heute noch viele nicht glauben wollen, weil sie vergeblich einen verständigen Grund dafür suchen. Denn die deutsch-russische Freundschaft, ein jahrhundertelanges Erbstück der beiden Völker, schien selbstverständlich; von Deutschland aus hat Rußland seine Zivilisation und seine Herrscher empfangen, mit Preußen hat es jahrelang denselben Feind bekämpft, dasselbe Waffenunglück ertragen und sich derselben Siege erfreut. Wirtschaftlich war der Verkehr der beiderseitigen Volksgenossen so innig, daß leider Rußland auch seine Finanznot mit deutschem Gelde beseitigte und seine Kriege mit deutschen Anlehen führte.

So ist es auch geblieben bis zum Tode des Zaren Alexander II. Erst von da an vollzieht sich ein Wandel, den man wegen des Zeitpunktes seines Beginnes auf den gegenwärtigen Zaren zurückführen zu müssen glaubt. Alexander III. gelangte in einem schweren Augenblicke zur Regierung; überall von gefährlichen Verschwörern umgeben und weder auf der Straße noch im Palast seines Lebens sicher, glaubte er eine Stütze des Thrones in dem Altrussentum zu finden. Dieses ist panslawistisch; ihm schwebt als höchstes Ideal ein großes Slawenreich vor, welches den Pontus Euxinus wie das Mittelmeer, den Ganges wie die Donau beherrscht. Gegenüber solchen Zielen sind Fragen der innern Politik gleichgiltig; der russische Bauer mit seinem phantastischen Hang zum Mystizismus ist den panslawistischen Gedanken zugänglich. Der russische Thron gewann zuerst durch diese Richtung eine neue Kraft, die es ihm möglich machte, fortzubestehen, aber er beschwor zugleich Geister mit herauf, deren Bundesgenossenschaft immer gefährlicher wird. Denn die panslawistische Bewegung ist nicht mehr rein, sie ist vielmehr durch nihilistische und revolutionäre Ziele beeinflußt. Der beste Beweis hierfür ist die Freundschaft zwischen den Führern des Panslawismus in St. Petersburg und den radikalen Häuptern in Paris. Die russische Aristokratie, welche das panslawistische Wappenschild trägt, ist durch und durch von revolutionären und demokratischen Gedanken zerfressen,

das russische Beamtentum, welches zum Kriege hetzt, thut dies im Interesse nihilistischer Grundsätze, zu denen es sich bekennt. Darf ein früherer Botschaftssekretär eine Geschichte Rußlands schreiben, in welcher das Herrschergeschlecht seines Ursprungs wegen als antinational bezeichnet wird, und darf ein russischer Unterrichtsminister ein solches Buch in Gymnasien und höhern Schulen einführen, so ist dies ein Merkzeichen für das Zusammenwirken der zerstörenden Kräfte an den höchsten Stellen. Diesem Zusammenwirken ist es gelungen, im Volke eine kriegerische Stimmung hervorzurufen, indem alle schlechten Eigenschaften des Menschen zum Haß gegen die Deutschen benutzt wurden. Denn vom Kriege hoffen die panslawistisch-nihilistischen Elemente nicht mehr in erster Linie die Ausbreitung des heiligen Rußlands, sondern die Revolution und die Verfassungsänderung. Man darf nun zwar nicht vergessen, daß der Kaiser noch die Macht in den Händen hat, aber er wird so stark von diesem kriegsbedürftigen Elemente umringt, daß er bald wird mit der Flut schwimmen müssen. So hängt es auch bei Rußland von ganz unberechenbaren Umständen ab, ob es zum Kriege gedrängt, oder der Frieden erhalten bleiben soll. Man braucht nicht notwendigerweise an ein französisch-russisches Bündnis zu denken, wenn es zum Kriege kommen soll. So weit wird sich Zar Alexander III. nie vergessen, um mit den französischen Radikalen Waffenbrüderschaft einzugehen. Aber so weit braucht die Freundschaft gar nicht zu reichen. Sind die Franzosen sicher, daß, wenn sie losschlagen, auch Rußland das Schwert aus der Scheide zieht, so beginnt der Krieg. Oder glaubt der Zar, daß, wenn er mit Österreich beschäftigt ist, Frankreich auf Deutschland losstürzen wird, dann ist wiederum auf den Beginn des Krieges zu rechnen. Wir müssen uns mit der betrübenden Thatsache zufrieden geben, daß wir zwei Nachbarn haben, welche die „unchristliche Neigung zu Überfällen" besitzen, und es ist gut, bei Zeiten mit dem Gedanken sich vertraut zu machen: Ἥξει δωρίακος πόλεμος.

Dieser „unchristlichen Neigung" gegenüber steht ein festes Friedensbündnis dreier achtunggebietenden Mächte. Was zur Zeit des deutschen Bundes ausgeschlossen war, daß Preußen für die nichtdeutschen Provinzen Österreichs eintreten würde, hat sich zur Zeit des deutschen Reiches verwirklicht. Der Bestand Österreichs ist für das europäische Gleichgewicht erforderlich, und deshalb muß Deutschland jeden Angriff auf Österreich-Ungarn als einen casus belli betrachten. Umgekehrt weiß die habsburgische Monarchie, daß die Niederwerfung des deutschen Reiches gleichbedeutend ist mit dem eigenen Zerfall und dem Verluste der besten Teile an Rußland. Ebenso ist Italien davon durchdrungen, daß ein übermächtiges Frankreich die Integrität des jungen Königreichs in Frage stellt und ein unbesiegbares Rußland das Mittelmeer zu einem russischen See macht. Alle drei Mächte haben ein dringendes Friedensbedürfnis, auch in Italien will der besonnene Politiker von dem Irredentismus nichts wissen,

sondern die innere und äußere Macht des Landes zur Sicherheit der schwer errungenen Einheit stärken. Die Siege Frankreichs hat Italien zu fürchten, von den Siegen Deutschlands hat es eine Vergrößerung seiner Grenzen und seines überseeischen Einflusses zu erwarten. Würde Besonnenheit die Welt regieren, so müßte das Bündnis der drei Mächte den Frieden für immer sichern. Allein die Weisheit, mit welcher die Welt behandelt wird, ist, wie schon Axel Oxenstierna meinte, nicht weit her, und bei einer „Neigung zu Überfällen" ist sie gewiß in nicht hohem Grade vorhanden. Mehr konnte der Reichskanzler nicht thun, als ein Friedensbündnis dreier Großmächte schaffen, dafür kann er nicht einstehen, daß auch die Gegner des Friedens sich durch dieses Bündnis vom Krieg abhalten lassen. Und diese Gegner sind recht zahlreich, dahin gehören die Dänen mit ihrem orleanistisch-welfischen Anhang, dahin gehören auch die Jesuiten, denen nach einem bekannten Ausspruch „nur die Revolution helfen kann," dahin gehören die Sozialdemokraten und sonstige Revolutionäre jeder Richtung. Dänemark hat zuerst die Spione gegen Deutschland großgezogen und im französischen Interesse verwendet; in Dänemark findet die welfische Propaganda ihre Unterstützung, die orleanistische Gegenrevolution eine Anlehnung, und die bekannten diplomatischen, zur Täuschung des Zaren bestimmten Fälschungen sollen zum Teil den Weg über Kopenhagen gefunden haben. Den Jesuiten mißfällt das Friedensbündnis, weil sie in starken Staaten nicht mehr zur Herrschaft gelangen können und das protestantische deutsche Reich das Haupthindernis derselben abgiebt. Deshalb sind jetzt die Jesuiten auf allen Seiten thätig, um die Volksmassen zu Kundgebungen für die weltliche Herrschaft des Papsttums zu erregen. Hierdurch glauben sie am besten das Bündnis zwischen Berlin, Wien und Rom erschüttern und Italien in die Arme Frankreichs, d. h. der Revolution, treiben zu können. Diese ist ihr Ziel, und dies Ziel zu erreichen, sind ihnen alle Mittel recht. Die Sozialdemokratie und der Anarchismus in ihren internationalen Verzweigungen haben nichts mehr als das monarchisch starke deutsche Bollwerk zu fürchten; ist dieses zertrümmert, dann wird die ganze Weltordnung nicht mehr lange widerstehen können.

Seit einigen Jahren ist die Kriegsgefahr chronisch geworden, und allmählich hat man sich bei uns an die Gefahr, wenn auch nicht an ihre Verwirklichung, gewöhnt. Jetzt aber hat sich der Zündstoff von allen Seiten gehäuft, immer näher rücken die explodirenden Kräfte, und es läßt sich nicht mehr übersehen, ob es gelingen wird, auch das kommende Jahr in den Segnungen des — wenn auch bedrohten — Friedens zu verleben. Man wird ihn so lange sicher haben, als man uns fürchtet, und deshalb ist es geboten, daß wir stets in voller Rüstung Wacht halten, und daß wir einig zusammenstehen in der Bekämpfung der äußern und innern Feinde des Reiches. Diese Kraft und Stärke ist es, welche uns die größte Zuversicht gewährt gegenüber allen schweren Wechselfällen, die über uns hereinbrechen mögen.

Eine schwere Prüfung bedroht uns überdies in der Krankheit des deutschen Kronprinzen, dessen Schicksal selbst bei den uns feindlichen Völkern das tiefste Mitgefühl erregt. Die Frage, ob der Kronprinz Friedrich Wilhelm zur Regierung kommen und bis zu einem hohen Alter die Geschicke des Reiches und Preußens zu leiten berufen sein wird, ist von hoher politischer Bedeutung. Nächst dem Kaiser ist der Kronprinz am meisten mit der Einigkeit Deutschlands verbunden; er hat sie auf den Schlachtfeldern erringen helfen, und unter seiner Führung haben die siegreichen Söhne aus allen Volksstämmen den gemeinschaftlichen Erbfeind niedergeworfen. Eine reiche Lebenserfahrung würde seiner Regierung eine sichere Grundlage geben, von der jeder Teil der Nation für sich nur Gutes erhoffen kann. Mit bangem Herzen blicken wir in das neue Jahr, denn auf die Frage, ob das Leben des Kronprinzen uns lange erhalten werden kann, giebt es keine sichere Antwort.

Aber bei aller Sorge und allem Zweifel ist doch kein Grund zum Verzagen; noch treibt der Hohenzollernstamm reiche Zweige, und der jugendlich frische und pflichteifrige Prinz Wilhelm giebt die Gewähr, daß er ein echter Sohn seiner Ahnen ist und ein kräftiger und gerechter Herrscher für sein Volk sein wird. Angesichts unsrer äußern Lage gilt es freilich, mehr denn je im Innern fest und einig zusammenzustehen. Wer es gut mit dem Vaterlande meint, der muß von einer Verfolgung einseitiger Interessen absehen. Jeder muß auch die Resignation üben, von Zielen und Mitteln abzulassen, welche uns nicht verbinden, sondern trennen. Gegenüber den von der Sozialdemokratie bearbeiteten Volksmassen gilt es, das gesamte Bürgertum einig zusammenzuhalten, alle Kräfte zu sammeln und alle Mittel auf die Abwehr der den Umsturz drohenden Gewalten zu verwenden.

Jede Richtung, welche sich von diesem gemeinsamen Wege trennt, muß vermieden werden, und es ist die Aufgabe aller Parteien, sich solcher Teile zu entledigen, welche sich von den gemeinsamen Zielen losmachen. Es ist für unser Staatsleben ein großer Gewinn, daß der Kulturkampf beendet ist, und daß nicht mehr religiöse Fragen dazu benutzt werden können, Zwietracht in das Volk zu tragen. Die religiöse Gesinnung im Volke ist eine große Macht und eine feste Grundlage, aber sie muß aus sich selbst heraus wachsen und nicht durch äußere Mittel oder in zelotischer Weise gefördert werden. Gerade der Protestantismus widerstrebt am meisten einem solchen Einfluß, gerade er will die religiöse Überzeugung rein erhalten und nicht mit politischen und sozialen Fragen verquickt sehen. Man hüte sich daher vor solcher Verquickung und begnüge sich das Bündnis der Parteien zu erhalten, welche sich frei von allen religiösen Trennungen zusammengefunden haben, um auf den politischen und wirtschaftlichen Gebieten die gemeinsamen Gegner zu bekämpfen. Jede Partei hat bei diesem Zusammenwirken Opfer zu bringen, aber aus diesen Opfern kann ein Band erwachsen, welches das Reich kräftigt und in jedem das freudige Ge-

fühl der Zusammengehörigkeit erweckt. Dann wird auch das deutsche Reich keine Feinde zu fürchten und zu bestehen haben, und ein späterer Weihnachtsgruß wird ihm nach außen und innen Frieden bringen.



Der Rheinbund.

Von R. Pape.



Rheinbund! Welch eine Flut trüber und beschämender Erinnerungen ruft der bloße Name in der Brust jedes patriotisch denkenden Deutschen wach! Von dem Reiche, das Jahrhunderte lang das mächtigste der Erde gewesen war, war amtlich nicht einmal der Name übrig geblieben. Was war aus der Nation geworden, die viele Menschenalter hindurch mit Stolz jenes Wort des Tacitus angeführt hatte: Nullos mortalium armis aut fide ante Germanos esse? Und mit berechtigtem Stolze; denn jenes Wort enthielt Wahrheit. Wo aber war damals deutsche Treue zu finden? Schmutzige Selbstsucht und schamlose Ländergier hatte jedes Gefühl für Treue und Redlichkeit überwuchert und erstickt. Was war aus dem trotzigen deutschen Mannesmute geworden? Bedientenhafte Kriecherei und Schmeichelei nach oben hin, gegen den Gewalthaber und seine Geschöpfe, Hochmut, Grobheit und Mißhandlung nach unten hin, gegen Schwächere, waren an die Stelle getreten. Die altdeutsche Waffentüchtigkeit war zwar noch nicht ausgestorben. Ihr hauptsächlich verdankte Napoleon einige seiner glänzendsten Siege. Aber im Dienste und Interesse eines fremden Despoten, im Kampfe gegen ihre Brüder und Landsleute, auf den dürren Hochebenen Kastiliens und auf den öden Schneefeldern Rußlands blutete und starb die waffenfähige Jugend Deutschlands wie vaterlandslose Soldknechte. Die Inschrift, die der Baiernkönig Ludwig I. auf das Denkmal der in Rußland umgekommenen 30 000 Baiern setzen ließ: „Auch sie starben für ihr Vaterland!“ ist leider nichts weniger als wahr. Aber wahr ist das bekannte Dichterwort: „Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz!“

Bei dem Napoleonischen Rheinbunde war weder der Name noch die Sache neu. Im August des Jahres 1658 hatte schon einmal eine Anzahl deutscher Fürsten unter demselben Namen und mit einem ganz ähnlichen Charakter einen Bund mit Frankreich gebildet. Damals schlossen die drei rheinischen Kurfürsten, Mainz, Trier und Köln, Pfalz-Neuburg, Pfalz-Zweibrücken (Karl X. Gustav

von Schweden), Münster, die drei Braunschweig und Hessen-Kassel den rheinischen Bund, angeblich „zu gegenseitiger Verteidigung und zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe im Reiche." Der Bund hatte eine Truppenmacht von 10000 Mann, zu der jeder Verbündete seinen Beitrag stellen mußte, Frankreich beispielsweise 2400 Mann. Ein Bundesrat sollte die gemeinsamen Angelegenheiten leiten u. s. w. Man sieht, es war ein Vorbild des Napoleonischen Rheinbundes im kleinen in bester Form. Eine nennenswerte politische Bedeutung hat dieser erste Rheinbund zwar niemals erlangt; das verhinderten politische und militärische Ereignisse, die man damals noch nicht voraussehen konnte. Aber als Vorbild des spätern Rheinbundes darf er nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Und welche Gefahr dieser Bund für das Bestehen des Reiches und seiner Glieder in sich barg, dafür dient das Zeugnis eines Zeitgenossen, der unzweifelhaft der berufenste Richter über die politischen Verhältnisse der damaligen Zeit war, nämlich keines geringeren als des Großen Kurfürsten. Gerade aus dieser Zeit stammt eine Denkschrift von Friedrich Wilhelm, die viel allgemeiner bekannt sein sollte, als sie es leider ist. Sie ist überschrieben: „An den ehrlichen Deutschen"; ihre wichtigsten Stellen mögen hier eine Stelle finden. „Dein edles Vaterland war leider im letzten Kriege unter dem Vorwande der Religion und Freiheit gar jämmerlich zugerichtet und an Mark und Bein derartig ausgesogen, daß von dem einst so herrlichen Körper schon nichts mehr übrig ist als das Skelett. Wem noch deutsches Blut im Herzen warm ist, muß darüber weinen. . . . Wir sind mit dem letzten Kriege schier Dienstknechte fremder Nationen geworden. Was sind Rhein, Weser, Elbe, Oderstrom anders als fremder Nationen Gefangene? Was ist unsre Religion und Freiheit mehr, als daß andre damit spielen? . . . Gedenke ein jeder, der kein schwedisches Brot essen will, was er für die Ehre des deutschen Namens zu thun habe, um sich gegen sein eignes Blut und sein einst vor allen Nationen berühmtes Vaterland nicht zu versündigen. Gedenke, daß du ein Deutscher bist!" So deutlich erkannte der große Mann, welche Gefahren das gesamte Deutschland bedrohten, wenn fremde Mächte unter dem Vorwande, die deutsche Freiheit und den evangelischen Glauben aufrecht zu erhalten, sich fortwährend in die innern Verhältnisse des Reiches mischten. Wenn er in diesem Aufrufe „An den ehrlichen Deutschen" mehr die von Schweden als die von Frankreich drohenden Gefahren hervorhebt, so wird das bei niemandem, der die politische Lage Brandenburgs in der damaligen Zeit kennt, Verwunderung erregen. Umsomehr Verwunderung muß es aber erregen, wenn man hört, daß später (im Januar 1664) der Große Kurfürst selbst diesem Rheinbunde beitrat, wenn auch nicht für lange Zeit, und wenn er auch völlig seine Selbständigkeit und damit die Selbständigkeit des Bundes wahrte. Die politische Zwangslage, welche den Kurfürsten zu diesem immerhin gefährlichen Schritte trieb, kann hier nicht näher erörtert werden. Es soll nur darauf hingewiesen werden, wie tief die treulose, undankbare Politik

des Kaisers den Fürsten gekränkt und erbittert haben muß, der sich stets als Vorkämpfer und Hort deutschen Wesens, deutscher Macht und Ehre erwiesen hat.

Außer dem eben kurz besprochenen Bunde, den Mazarin während der Minderjährigkeit seines Königs gestiftet und Ludwig XIV. zu seinem Nutzen ausgebeutet hatte, hatte es zwar keinen andern förmlichen Bund vor dem des Jahres 1806 gegeben; aber die sogenannten „Rheinbundsgelüste,“ d. h. die Bestrebungen einzelner deutschen Fürsten, sich durch Anlehnung an das Ausland, besonders Frankreich, von der lockern Abhängigkeit von Kaiser und Reich ganz loszumachen, durch Beraubung ihrer schwächern Mitstände ihre eigne Macht zu vergrößern und so vermeintlich den Glanz ihres Hauses zu erhöhen, machten sich bei den meisten deutschen Fürsten schon früher bemerkbar. Diese Bestrebungen, die als Vorbilder dienten, hatten daher manchen deutschen Fürsten die Rheinbundspolitik ganz geläufig gemacht, hatten aber namentlich Frankreich dazu aufgereizt, sich bei jeder Gelegenheit in die innern Verhältnisse Deutschlands zu mischen. Der erste deutsche Fürst, der auf solche Weise das vaterländische Interesse schädigte und die vaterländische Ehre mißachtete, war jener Albertiner Moritz von Sachsen, bei weitem der bedeutendste Mann seines ganzen Geschlechtes, hervorragend durch militärische und politische Talente, aber durch seine treulose Staatskunst schädlich dem Reiche, schädlich auch den wahren Interessen des Gesamthauses Wettin. Sein Bündnis mit Heinrich II. von Frankreich gegen Kaiser Karl V. kostete dem Reiche die drei lothringischen Bistümer, Metz, Toul und Verdun. Damit war die französische Gier nach deutschem Lande geweckt, und: L'appétit vient en mangeant, sagen sehr richtig unsre westlichen Nachbarn. Wenn Bernhard von Sachsen-Weimar, den man jedenfalls in militärischer Beziehung als den bedeutendsten Fürsten unter den Ernestinern bezeichnen kann, seinen schlachterprobten Degen und sein Heer in französischen Sold dahingab, so hat er dadurch das thätige Eingreifen Frankreichs in den dreißigjährigen Krieg, die Verlängerung jener nutzlosen Metzelei und Mordbrennerei, die den letzten Teil jenes unseligen Kampfes kennzeichnet, wenn auch nicht allein herbeigeführt oder gar veranlaßt und verschuldet, so doch vermittelt und erleichtert. Jedenfalls trifft ihn ein nicht geringer Teil der Schuld dafür, daß der südliche Teil des Elsaß, der Sundgau, im westfälischen Frieden an Frankreich fiel, und daß diese Macht im Verein mit Schweden die Bürgschaft dieses unheilvollen Vertrages übernahm. Wenn ein deutscher Bischof, Egon von Fürstenberg, nach dem geradezu unerhört rechtlosen Raube der Reichsstadt Straßburg den französischen Selbstherrscher mit den lästerlichen Worten empfing: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen,*)“ so konnte eine derartige Verleugnung

*) Im Latein der Vulgata und im französischen Texte ist allerdings der Sinn etwas abgeschwächt; das Wort „Heiland“ findet sich auch in der Ursprache nicht.

der eignen Nationalität die französischen Gewalthaber nur in dem Glauben bestärken, daß ihr Raubsystem Deutschland gegenüber völlig gerechtfertigt sei, da ja die Deutschen selbst sich darnach sehnten, an Frankreich zu kommen, ein Glaube, der ja bekanntlich noch heute in den meisten französischen Köpfen spukt. Das schlimmste Beispiel von allen deutschen Fürstengeschlechtern gab freilich das Haus Wittelsbach. Wenn im spanischen Erbfolgekriege z. B. zwei Mitglieder dieses Hauses, zwei Kurfürsten des Reiches, die von Baiern und von Köln, offen auf seiten Frankreichs gegen Kaiser und Reich kämpften, so wird dieses Vorgehen nur noch überboten durch die Staatskunst, welche die meisten Fürsten Süd- und Westdeutschlands unmittelbar vor und bei der Stiftung des Rheinbundes befolgten.

Man sieht aus diesem geschichtlichen Rückblicke, daß Napoleon bei seiner politischen Neuschöpfung nicht ganz originell war, sondern daß er einigermaßen nach Mustern arbeitete, wenn auch nicht nach berühmten. Hätte er als durchdringender Menschenkenner auch nicht die damaligen deutschen Fürsten und ihre Berater so gründlich gekannt, so konnte es ihm als gründlichen und scharfsinnigen Kenner der Geschichte nicht schwer werden, aus den oben berührten frühern Vorgängen zu schließen, was er von dem „Entgegenkommen" gewisser deutscher Fürsten und ihrer Beamten und Soldaten zu erwarten hatte.

Wir wenden uns nun dazu, den Rheinbund, seine Entstehung, seine Weiterentwicklung und Ausbildung und seine Verfassung etwas eingehender zu betrachten. Wir können uns dem nicht etwa mit der Bemerkung entziehen, daß dieser Bund ja doch nur ein kurzes, vorübergehendes Dasein geführt habe, daß er ebenso rasch, wie er entstanden, auch wieder verschwunden sei, daß es daher nicht der Mühe wert sei, sich genauer mit seinen Einrichtungen und seinem Wesen bekannt zu machen. Denn abgesehen von dem geschichtlichen Interesse, welches jede politische Erscheinung jenes für unser Volk und Land so trüben, aber auch so wichtigen Zeitraumes beanspruchen darf, ist die Kenntnis der Rheinbundsverfassung durchaus notwendig, um die gesamte politische Entwicklung und Gestaltung Deutschlands zu verstehen. Wer sich darüber ein selbständiges, richtiges, auf Thatsachen begründetes Urteil bilden will, muß durchaus diese politische Schöpfung kennen, welche das Bindeglied zwischen der alten Reichsverfassung und dem deutschen Bunde darstellt. Der bekannte Spruch: Natura non facit saltum läßt sich, richtig verstanden, auch auf die Geschichte anwenden. Und ein solcher geradezu unbegreiflicher Sprung läge vor, wenn zwischen der Verfassung des alten Reiches und der des deutschen Bundes der verbindende Übergang des Rheinbundes fehlte.

Die Vorgeschichte des Rheinbundes, soweit deren Kenntnis nach dem Plane dieser Aufsätze notwendig ist, ist bereits in einem frühern Abschnitte*) erzählt

*) S. Nr. 50 und 51 dieses Jahrganges der Grenzboten.

worden. Auch ist dort bereits erwähnt, daß die sogenannte Rheinbundsakte, bestehend aus vierzig Artikeln, am 12. Juli 1806 zu Paris den Gesandten von sechzehn deutschen Fürsten fix und fertig und ohne Gestattung weiterer Beratungen und Verhandlungen einfach zur Unterschrift vorgelegt und von diesen auch wirklich unterzeichnet wurde. Außer dieser Haupturkunde für das Staatsrecht des Rheinbundes rechnete man als amtliche Aktenstücke noch die Noten, welche der französische Gesandte und die Rheinbundsfürsten am 1. August 1806 dem Regensburger Reichstage überreichten. Einige Erlasse (lettres) von Napoleon an den Bund oder einzelne Bundesfürsten haben geringere Bedeutung. Bundesgesetze, obwohl angekündigt, sind niemals erschienen. Das alte Reichsstaatsrecht, mit Ausnahme einiger Bestimmungen des Reichsdeputationshauptschlusses, war ausdrücklich aufgehoben.

Nach den oben genannten Urkunden war der Rheinbund (la confédération du Rhin, confoedaratio Rhenana) die völkerrechtliche Vereinigung der Mehrzahl der deutschen Staaten unter Napoleons Protektorat. Sein Hauptzweck war die Erhaltung der innern und äußern Ruhe Deutschlands; sein besondrer Zweck die Befreiung von der Gewalt des Reichsoberhauptes, die Losreißung vom Reichskörper und das Kriegsbündnis zu Schutz und Trutz mit Frankreich. Die Rheinbundsakte sagt wörtlich: Art. 1: Les Etats . . . seront séparés à perpétuité du territoire de l'Empire germanique et reunis entr'eux par une confédération particulière sous le nom d'Etats confédérés du Rhin. Art. 35: Il y aura entre l'Empire français et les Etats confédérés du Rhin collectivement et séparément une alliance, en vertu de laquelle toute guerre continentale, que l'une des parties contractantes aurait à soutenir, deviendra immédiatement commune à toutes les autres.

Unter den sechzehn Fürsten, die sofort beitraten und die man daher als die „ursprünglichen" Mitglieder bezeichnete, sind die wichtigsten: die Könige von Baiern und Württemberg, der Kurfürst-Erzkanzler (Fürst-Primas), der Kurfürst von Baden, der Herzog von Cleve und Berg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die letztern drei unter dem Titel von Großherzögen. Später traten nach und nach noch dreiundzwanzig Fürsten dem Bunde bei, zuerst der Kurfürst (Großherzog) von Würzburg, noch bevor die Entscheidung bei Jena gefallen war; im Dezember 1806 im Posener Frieden der Kurfürst (König) von Sachsen; die meisten übrigen Kleinstaaten in den ersten Monaten des folgenden Jahres; ihre Beitrittserklärungen erfolgten zu Posen oder zu Warschau. Bald nach dem Tilsiter Frieden folgte das neugebackne Königreich Westfalen; im Jahre 1808 die Herzöge von Mecklenburg, und endlich als letzter der Herzog von Oldenburg. Von diesen neununddreißig Mitgliedern des Rheinbundes wurden jedoch später durch einen bekannten Willkürakt des Kaisers vier dem Grand Empire einverleibt, dessen Grenzen infolge davon bei Lübeck bis an die Ostsee reichten. Da außerdem die beiden nassauischen Linien als eine gezählt wurden, so bestand der Bund zuletzt

aus vierunddreißig Mitgliedern. Manche Staatsrechtslehrer zählen nur dreiunddreißig, doch würde es zu weit führen, auf solche Streitfragen einzugehen. Im allgemeinen soll hier nur bemerkt werden, daß der große Länderschacher, mit dem die Stiftung des Rheinbundes begann, während des ganzen Bestehens desselben mit ziemlich ungeschwächten Kräften fortgesetzt wurde. „Mediatisirt" wurde zwar nicht mehr, dafür nahm man jetzt „Rektifikationen" oder „Korrektionen" der Grenzen vor, man „organisirte," und wie die schönen Ausdrücke alle hießen. In so großartigem Maßstabe, wie der erhabene Protektor, der mit einem Federzuge, nach der gewöhnlichen Überlieferung durch eine Strich an einem Liniale auf der Karte, alles Land nordwestlich von der Linie von Wesel bis Lübeck an sich riß, konnten es freilich die kleinen Herren nicht treiben. Aber besonders Baiern, Württemberg und Baden leisteten das mögliche in dieser Beziehung; namentlich unter diesen drei Staaten gingen Land und Leute hin und her, so wie Rittergüter oder Bauernhöfe mit totem und „lebendem" Inventar von Hand zu Hand gehen. Einige Proben davon sollen später gegeben werden.

Von den in den Stürmen der Zeit souverän gebliebenen Fürsten und Staaten des ehemaligen deutschen Reiches sind es allein die folgenden, die niemals dem Rheinbunde angehört haben: Österreich und Preußen, so weit sie ihre Provinzen, die zum Reiche gehört hatten, noch besaßen, Dänemark wegen Holstein und Schweden wegen Schwedisch-Pommern. Wunderliche Gelehrte haben daher für sie den wunderlichen Namen „Die Bundesfreien" erfunden.

Der wirkliche und zwar ziemlich unbeschränkte Beherrscher dieses Bundes führte den bescheidnen Namen Protektor. Art. 12 der Rheinbundsakte sagt: Sa Majesté l'Empereur des Français sera proclamé Protecteur de la Confédération. Daß der schlaue Despot diesen so unverfänglich erscheinenden Namen wählte, ist nicht auffällig. Hatte er doch hierfür Anhalt genug in der Geschichte früherer Jahrhunderte: Richelieu und Mazarin, Ludwig XIV. und sogar Ludwig XV. mit dem Heere, das nach Roßbach zog, hatten ja immer nur „die deutsche Libertät schützen" wollen. Daß es aber zu der Zeit, ebenso wie in frühern Jahrhunderten, Millionen von Deutschen gab, die naiv genug waren, zu glauben, daß jener ausgeprägteste Egoist, von dem die Geschichte meldet, wirklich nur ihre Freiheiten (heutzutage würde man sagen „berechtigten Eigentümlichkeiten") schützen wollte, ist für einen politischen Kopf der Gegenwart schier unbegreiflich. Für diese trotzdem nicht hinwegzuleugnende Thatsache giebt es allerdings einen Grund, dem man nicht alle Berechtigung absprechen kann. In den kleinfürstlichen, gräflichen und ritterschaftlichen Gebieten waren die „Unterthanen" so herunterregiert worden, waren die Zustände so über alle Maßen unerträglich und erbärmlich, daß jeder Anschluß an ein größeres Ganze, an ein Gemeinwesen, das man wenigstens mit einigem Rechte als einen Staat bezeichnen konnte, schon an und für sich als eine Besserung, als ein politischer Fortschritt erschien. Die beiden Hauptgründe für diese Erscheinung sind jedoch

recht beschämender Natur. Einerseits war in der dumpfen Luft, in der bedrückenden Enge und Einseitigkeit einer jammervollen Kleinstaaterei, die in vielen Beziehungen geradezu verdummend wirkte, dem damals darin lebenden Geschlechte, mit einer fast verschwindend kleinen Zahl von Ausnahmen, jeglicher weitere Blick, jegliches eingehende Verständnis für die Vorgänge im Staats- und Völkerleben, jegliches politische Urteil fast ganz abhanden gekommen, obgleich oder vielleicht auch weil man damals so stolz darauf war, der „Nation der Dichter und Denker" anzugehören. Anderseits aber war ein überwiegend großer Teil unsers Volkes durch mehr als hundertundfünfzigjährige Mißregierung, durch fortwährende Mißhandlung und Unterdrückung zu einer so bedientenhaften Unterthänigkeit, zu einer so ersterbenden Devotion erzogen und gewöhnt worden, daß ein Gefühl für nationale Würde, Ehre und Größe, daß kräftige Selbstachtung und unerschrockener Mannesmut daneben überhaupt nicht aufkommen konnten. Waren sie es schon gewohnt, vor jedem Beamten, vor jedem Edelmanne, namentlich wenn er recht grob auftrat, sich bis auf den Boden zu beugen, so lagen sie jetzt vor den Souveränen von Napoleons Gnaden, erst recht vor dem großen Protektor selbst, „platt auf dem Bauche." Bezeichnend für den Souveränitätsschwindel der damaligen Zeit ist die folgende Anekdote, die Weber in seinem „Demokritos" aufbewahrt hat. Der Schulze eines ritterschaftlichen Dorfes, dessen bisheriger Landesherr zu den Mediatisirten gehörte, war für seinen neuen Fürsten in Eid und Pflicht genommen worden und hatte dabei eine Rede im Tone jener Zeit gehört. Bei seiner Heimkehr rief er stolz und triumphirend seiner Gattin zu: „Weib, freue dich! Ich bin jetzt nicht mehr ritterschaftlicher Schulze, ich bin souveräner Schulze geworden!"

Entsprechend dem einfachen Titel waren auch die verfassungsmäßigen Rechte des Protektors möglichst einfach und geringfügig, wenigstens dem Anscheine nach. Die Rheinbundsakte führt deren nur vier an, nämlich: 1. Das Recht, den Bundestag zusammenzuberufen; 2. das Recht der Initiative beim Bundestage, d. h. das Recht, die Gegenstände der Beratung durch den Fürst-Primas vorlegen zu lassen; 3. das Recht, diesen zu ernennen; 4. das Recht, Krieg und Frieden zu beschließen. Und wie bescheiden war der angebliche Nachfolger Karls des Großen in der Anwendung dieser Rechte! Von dem unter 1. genannten Rechte hat er niemals Gebrauch gemacht, denn thatsächlich ist der Bundestag des Rheinbundes niemals versammelt worden. Nr. 2 fiel damit von selbst weg. Sein drittes Recht übte er nur ein einziges mal aus; denn der erste Fürst-Primas, der sogenannte Kurfürst-Erzkanzler, war zugleich auch der letzte, und daß er mit den Arbeiten seines Berufes sehr belastet gewesen sei, findet sich nirgends verzeichnet; „überbürdet" war er gewiß nicht. Wenn also Napoleon in Bezug auf diese drei Punkte eine geradezu rührende Anspruchslosigkeit und Mäßigung bewies, so dürfen wir uns füglich nicht wundern, wenn er von dem Rechte unter 4. einen ziemlich ausgiebigen Gebrauch machte. Dieses Recht

stand zwar eigentlich nicht in Einklang mit dem oben angeführten Art. 33, wonach jeder Krieg, in den einer der verbündeten Staaten geriete, sofort allen gemeinsam werden sollte. Um solche Kleinigkeiten konnte sich der große Mann natürlich nicht kümmern. Art. 36 der Rheinbundsakte sagt ganz unbefangen: L'armement ne sera effectué qu'en conséquence d'une invitation adressée par S. M. l'Empereur et Roi à chacune des puissances alliées. Darnach lag die gesamte Militärmacht des Bundes schrankenlos und einseitig in der Hand des Kaisers, und von der Stiftung des Rheinbundes an, ja man kann sogar noch ein Jahr rückwärts greifen, von 1805 an, bis zur thatsächlichen Sprengung des Bundes auf den blutigen Gefilden um Leipzig wurden jahraus jahrein Tausende von der kaum erwachsenen männlichen Jugend jener deutschen Lande dem unersättlichen Ehrgeize des Korsen, dem Moloch der Gloire der Grande Nation geopfert. Bei Austerlitz und Jena, bei Eylau und Friedland, bei Aspern und Wagram, in Spanien und Rußland, bei Lützen, Bautzen, Großbeeren und Dennewitz floß das Blut jener rheinländischen Söldner in Strömen. Und wofür? Man weiß ja, wie Napoleon ihnen dankte. Bekannt ist sein Ausspruch gegenüber einem russischen General, der im Jahre 1812 mit ihm über einen Waffenstillstand verhandelte: Quand vous perdez cinq Russes, je ne perds que quatre cochons et un Français. Bekannt ist ferner, wie er nach der Schlacht von Dennewitz, in der gerade die deutschen Regimenter, Baiern, Württemberger und Sachsen, eine glänzende Tapferkeit gezeigt hatten, die letztern mit dem Vorwurfe der Feigheit brandmarkte und ihnen den Verlust der Schlacht schuldgab.

In Bezug auf die übrigen Einrichtungen des Rheinbundes können wir uns kurz fassen. Der Bundestag, der überhaupt nur auf dem Papiere stand, sollte seinen Sitz in Frankfurt a. M. haben und aus den Gesandten sämtlicher Bundesfürsten bestehen. Er zerfiel in zwei Kollegien, das der Könige, in dem die Könige und Großherzöge vertreten waren, und das Kollegium der Fürsten. Den Vorsitz im Bundestage führte der Fürst-Primas, der vom Protektor auf Lebenszeit ernannt wurde, und der der Vermittler zwischen der Versammlung und Napoleon war. Bei getrennter Beratung führte er den Vorsitz im Kollegium der Könige; dem der Fürsten saß der Herzog von Nassau vor. Über die Rechte des Bundestages finden sich zwar einige Bestimmungen, die jedoch nichts weniger als klar und deutlich sind. Angewandt worden sind sie nie. Besonders bezeichnend ist, daß der Bund über Krieg und Frieden nicht mitzureden hatte, sondern nur das Maß der Kriegshilfe zu bestimmen hatte. In Art. 39, § 2, heißt es: La diète déterminera, combien de quarts devront être rendus mobiles.

Andre organische Einrichtungen hat der Bund nie besessen. Von einem Bundesgerichte, von einer Instanz für Beschwerden der Unterthanen gegen ihre Regierungen vollends war niemals die Rede. Gut geordnet war nur das Heerwesen. Nach Art. 38 betrugen die Kontingente der sechzehn ursprünglichen Bundesmitglieder zusammen 63 000 Mann. Den später beitretenden Fürsten

wurde in den sogenannten Rezeptionsakten ihr Kontingent besonders zugeteilt. Durch Art. 37 übernahm Baiern noch besondre Kriegsleistungen. Im Jahre 1811 wurde die Streitmacht, die der Rheinbund für die Kriege seines Protektors zu stellen hatte, auf 119 180 Mann berechnet. Das Geld zur Unterhaltung dieser Truppen mußte beschafft werden, es mochte gehen, wie es wollte, dafür sorgte der Protektor schon. Woher die einzelnen Staaten es nahmen, das war ihre Sache, wie überhaupt auch in allen andern Angelegenheiten die Bundesfürsten thun und lassen konnten, was Willkür und Laune ihnen eingab. Daher faßt denn auch ein Spottvers der damaligen Zeit, der zwar auf poetischen Wert nicht viel Anspruch hat, aber kurz und wahr ist, das gesamte Staatsrecht des Rheinbundes in folgenden zwei Zeilen zusammen:

Gebt Geld und Soldaten, wie ihr sollt,
Thut übrigens zu Hause, was ihr wollt.

Man sieht, dieses Staatsrecht war höchst einfach, klar und faßlich. Mit „Reich und Kaiserprunk" war es gründlich zu Ende. Zwar machte Napoleon auch Ansprüche darauf, der Träger der alten Krone Karls des Großen zu sein, den er gern als: Notre très sublime prédécesseur à l'empire bezeichnete; zwar führte sein Sohn ebenso gut den Titel Roi de Rome, wie im alten Reiche der erwählte Nachfolger des Kaisers Römischer König hieß. Aber jene Ansprüche auf die occidentalische Kaiserwürde wurden in ganz andrer Weise begründet; mit dem Rheinbunde hatten sie nichts zu thun.

Ebenso war auch mit allen Einrichtungen, Behörden, Gerichten u. s. w. des heiligen Reiches ziemlich gründlich tabula rasa gemacht, sodaß kaum noch eine Spur davon zu finden war. Einige alte Schulden aus dem letzten Reichskriege waren allerdings übrig geblieben und beschäftigten später noch den deutschen Bundestag. Alles, was sonst für das Reich charakteristisch gewesen war, war in die Rumpelkammer geworfen worden, und bei dem mangelnden geschichtlichen Sinne des damaligen Geschlechts gab es überhaupt nur wenige, welche es für der Mühe wert hielten, sich damit bekannt zu machen. An den alten Reichstag erinnerte höchstens die Einteilung des Bundestages in die beiden Kollegien, das der Könige und das der Fürsten. Der Kurerzkanzler sollte die beiden Ämter des vormaligen kaiserlichen Prinzipalkommissarius und des Direktorialgesandten in sich vereinigen. Von irgend welcher thatsächlichen Bedeutung war das jedoch nicht. Aber trotzdem daß eigentlich alles fehlte, was sonst das Wesen eines Bundesstaates ausmacht, trotz dieser großen Einfachheit, vielleicht auch gerade wegen ihr, arbeitete die Maschine vorzüglich. Der Protektor, der „große Alliirte," erreichte ohne Mühe von seinen schwächeren Verbündeten alles, während die vormaligen Kaiser, trotz des altüberlieferten Nimbus, der ihr Haupt und ihre Krone umstrahlte, eigentlich nie etwas erreichten.

Es lohnt der Mühe, dieser eigentümlichen und auffallenden Erscheinung einige Worte zu widmen und sich die Frage vorzulegen, wie es möglich war,

daß eine solche politische Schöpfung wie der Rheinbund überhaupt lebenskräftig war und sich so lange hielt, wie er sich thatsächlich gehalten hat. Guter Wille war es sicher nicht allein oder auch nur wesentlich, weder bei den Regierten noch bei den Regenten, was diese so lange der unverschleierten Selbstsuchts- und Eroberungspolitik des fremden Gewaltherrn dienstbar machte. Freilich war die Zahl der Männer, welche Gefühl genug für vaterländische Ehre hatten, um aus diesem Grunde die Rheinbundsschmach zu verabscheuen, welche hochherzig genug waren, wie jener edle Buchhändler Palm von Nürnberg oder wie jener mißgeleite Pfarrerssohn Staps, lieber den patriotischen Märtyrertod zu erleiden, als sich vor dem Tyrannen und seinen Schergen zu beugen, nur sehr gering. Auch der politische Fortschritt, der unbestreitbar mit der Abschaffung einer Menge von verrotteten und unerträglichen Einrichtungen verbunden war, und der unzweifelhaft von weiten Kreisen mit Freuden begrüßt wurde, erklärt noch lange nicht, wie es möglich war, daß die Bevölkerung so viele Jahre hindurch die ungeheuern Opfer brachte, die ihr zugemutet wurden. Denn ungeheuer waren diese Opfer, und die innern Zustände jener Lande nichts weniger als glänzend, trotz aller Deklamationen von Volksbeglückung und Aufklärung. Der Steuerdruck war so ungeheuer, daß er z. B. in Preußen in den Zeiten seiner tiefsten Not auch nicht schlimmer gewesen ist; und noch schlimmer war die regelmäßige Blutsteuer, welche alljährlich in Gestalt der Konskription Tausende von Jünglingen, von denen verhältnismäßig nur wenige wiederkehrten, für des Protektors Kriege erforderte. Wenn auch anfänglich Ländergier und der Souveränitätskitzel und Dünkel die Fürsten auf Napoleons Seite führte, so sollte man doch meinen, vielen unter ihnen müßte schließlich bei den damals herrschenden Zuständen angst und bange geworden sein. Bekannt ist z. B. der Ausspruch des persönlich gutmütigen und liebenswürdigen Max von Baiern: „Wenn das so weiter geht, kommt bald der Zeitpunkt, wo ich den Schlüssel unter die Hausthür legen und auch fortgehen muß.“ Wenn aber trotzdem jene Fürsten und ihre Unterthanen so lange dem Rheinbunde treu blieben und alljährlich so ungeheure Opfer brachten, die sie dem rechtmäßigen Reichsoberhaupte stets verweigert hatten und stets verweigert haben würden, so muß dabei ein andrer Beweggrund vorgelegen haben. Und das ist auch unzweifelhaft der Fall, wie dem Auge des vorurteilsfrei blickenden Geschichtsforschers nicht verborgen bleiben kann. Was den Partikularismus und die widerstreitenden Interessen deutscher Mittel- und Kleinstaaten zur Einheit gebracht hat, das war weniger der gute Wille bei den Fürsten dieser Staaten, als auf Seiten Napoleons die nackte, rohe Gewalt, bei der höchstens die eiserne Hand des Imperators zu Zeiten mit einem Sammethandschuh überzogen war, und auf Seiten seiner Vasallen die reine Angst, bei einigen vielleicht vermischt mit aufrichtiger Bewunderung für das gewaltige Genie des großen Mannes. Napoleon würde ohne die allergeringste Rücksicht jeglichen seiner sogenannten Verbündeten entsetzt und in das politische Nichts geschleudert haben, der es gewagt

hätte, ihm durch Widerstand unbequem zu werden, oder dessen Beseitigung die wirklichen oder vermeintlichen Interessen des neuen Weltreiches und seines Beherrschers verlangten. Daß er so handelte, dafür giebt den besten Beweis jene oben schon erwähnte Annexion von ganz Nordwestdeutschland. So lange er die Macht hatte, so zu handeln, konnten sich also seine „Alliirten" niemals von der heimlichen Angst los machen, daß ihre meist ziemlich wackligen Throne und ihre Kronen von Flittergold durch den Machtspruch desjenigen, der sie verliehen hatte, ihnen auch ebenso rasch genommen werden könnten, daß einmal plötzlich über Nacht ihre neuen „Reiche" von der Landkarte verschwinden könnten. Diese Angst trieb sie an, bei der Sache des Imperators auszuhalten, als seine Willkürherrschaft schon ganz unerträglich geworden war, und als sie für ihre Selbstsucht nicht das geringste mehr zu hoffen hatten. Solange diese Angst vor der Übermacht des Gewaltigen und Gewaltthätigen nicht von ihnen wich, wichen auch sie nicht von ihrem Protektor; als aber der Glaube an seine Unüberwindlichkeit zu wanken anfing, da geriet auch sofort der ganze Rheinbund ins Wanken.

Nach dem grausigen Untergange der großen Armee in Rußland, nach der heimlichen Flucht Napoleons durch Deutschland nach Paris wäre es ein leichtes gewesen, den ganzen Rheinbund zu sprengen, und kaum einer seiner Fürsten würde sich geweigert haben, auf die Seite der Verbündeten zu treten, wenn man nur schnell und thatkräftig gehandelt und die richtigen Mittel angewandt hätte, d. h. wenn man auf die Drohungen sofort die That hätte folgen lassen und nötigenfalls sogleich und rücksichtslos Gewalt gebraucht hätte. Doch ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, warum die ersten Monate des großen Jahres 1813 so nutzlos vergeudet wurden. Thatsache ist, daß Napoleon, dessen organisatorisches und militärisches Genie sich niemals großartiger entfaltete, als damals, die Zeit fand, neue Heere auf die Beine zu bringen, neue gewaltige Truppenmassen über den Rhein zu führen und die Gefilde Deutschlands mit ihnen zu überschwemmen. Die einzigen Fürsten, welche trotzdem sich sofort vom Rheinbunde lossagten und offen auf die Seite der Verbündeten traten, waren die Herzöge von Mecklenburg. Noch einmal, wenn auch zögernd und widerstrebend, gehorchten dagegen die sämtlichen übrigen Rheinbundsfürsten den Befehlen des großen Alliirten und stellten ihre Kontingente in seinen Dienst. Die Württemberger, Badener, Hessen-Darmstädter u. s. w. sammelten sich bei Würzburg, die Baiern bei Bamberg, die Westfalen bei Kassel. Um ihrer recht sicher zu sein, wurden sie den französischen Armeekorps der Marschälle Ney und Oudinot (3. und 12. Korps) zugeteilt. Unklar und unbestimmt war nur die Stellung Sachsens, ein Umstand, der sich leicht aus der geographischen Lage des Landes erklärt. Der König Friedrich August hatte bekanntlich beim Herannahen der Verbündeten mit seinen Schätzen sein Land verlassen, begleitet und beschützt von zwei Reiterregimentern. Der übrige Teil des Heeres stand in der starken und

wichtigen Festung Torgau eingeschlossen. Der Versuch des kühnen Generals von Thielmann, die Sachsen zu den Verbündeten hinüberzuführen, mißlang. Inzwischen aber erstrahlte der Stern des Kaisers in neuem Glanze. Bei Groß-Görschen war der Sieg seinen goldnen Adlern mit den Blitzstrahlen treu geblieben. Das berauschende: Vive l'Empereur! der siegreichen Truppen übertönte und erstickte jeden Widerspruch, jedes Bedenken. Das Prestige war wieder hergestellt. Der König von Sachsen kehrte zurück; sein Heer schloß sich bedingungslos wieder den Franzosen an; Torgau vervollständigte die mächtige Stellung Napoleons an der Elbe; der Rheinbund erschien wieder ebenso unerschütterlich wie das Grand Empire. Noch in vielen Schlachten verspritzten die Rheinbundstruppen ihr Blut für ihren Protektor.

Derjenige Staat, der zuerst auf die Seite des Reichs- und Landesfeindes getreten war, der bei weitem die meisten Vorteile aus dieser Verbindung gezogen hatte, war auch der erste, der sich von dem Rheinbunde lossagte, sich den Verbündeten anschloß und noch einige Tage vor der entscheidenden Leipziger Schlacht (schon am 14. Oktober 1813) an Frankreich den Krieg erklärte: Baiern. Zwar soll nicht verschwiegen werden, daß diesem Lande die furchtbarsten Opfer zugemutet worden waren; man denke nur an die 30 000 Landeskinder, die der russische Feldzug verschlungen hatte! Aber auf diese Politik Napoleon gegenüber paßt doch nur das Sprichwort: Die Ratten verlassen das sinkende Schiff. Und schwer genug wurde dieser Entschluß dem König Max und seinem Minister Montgelas. Dafür waren sie auch sehr vorsichtig: in Sachsen unter Napoleons Fahnen stand nur ein kleiner Teil des bairischen Heeres; die Hauptmacht hatte man unter allerlei Vorwänden im Lande zurückgehalten. Im Vertrage von Ried (8. Oktober 1813) hatte sich Baiern außerdem nicht nur seine volle Souveränität, sondern auch gleichwertige Entschädigung für jegliche Abtretung zusichern lassen. Endlich wurde auch die Brücke zu einer Wiederanknüpfung mit Frankreich offen gehalten. Sagte doch Montgelas noch beim Abschiede zu dem französischen Gesandten: „Ist die Ruhe einmal wieder hergestellt, so seien Sie von einem fest überzeugt: daß Baiern Frankreich stets nötig hat!“ Wenn Napoleon bitter über Baierns Undankbarkeit klagte, so war dies von seinem Standpunkte aus gewiß nicht ungerechtfertigt.

Das war der erste Riß, der durch den Rheinbund ging, le commencement de la fin, um auf diese französische Schöpfung das bekannte Wort Talleyrands anzuwenden. Hatte der Rheinbund nur ein kurzes Leben gehabt, so hatte er auch, ungleich dem alten Reiche, nur einen kurzen Todeskampf. Schon vier Tage nach der bairischen Kriegserklärung, am 18. Oktober ruhmreichen Angedenkens, gingen die Reste der sächsischen Truppen und einige Württemberger in offner Feldschlacht mit fliegenden Fahnen zu den Verbündeten über. Unmittelbar nach der Schlacht brach die erbärmliche Herrlichkeit und Majestät des Königs Jerôme zusammen; die willkürlich und unnatürlich zusammengewürfelten Bestandteile

seines sogenannten Königreichs Westfalen flogen auseinander und kehrten größtenteils unter ihre alte Herrschaft zurück. Der Rheinbund war thatsächlich zu Ende. Förmlich aufgelöst worden ist er niemals. Als Todestag dieser politischen Mißgeburt rechnet man am besten den 18. Oktober 1813; der Tod erfolgte unter dem Gebrüll der Geschütze der Völkerschlacht, welche die Macht des Korsen in Deutschland brach; zu weitern Formalitäten, wie sie sonst bei „anständigen Leichen" üblich sind, fand man keine Zeit. Man hatte zu viel zu thun, die Wunden zu heilen, die der heilige Krieg geschlagen, möglichst viele von den Opfern zu retten, welche die Befreiung des rechtsrheinischen Deutschlands bereits erfordert hatte; man hatte zu viel zu thun mit der Vorbereitung auf die zahllosen Opfer, welche noch gebracht werden mußten, bis der Dränger und Treiber, der ewige Friedensstörer gestürzt war. Wer konnte an so etwas denken, so lange das blutige Würfelspiel des Krieges noch fortdauerte? Und noch lange, schwere Monate dauerte es, bis zum letzten male in diesem Kriege die preußischen Flügelhörner am Fuße des Montmartre das Signal bliesen: „Das Ganze avanciren!", bis die preußischen Bataillone, unter denen sich auch die jugendlichen Prinzen Friedrich Wilhelm und Wilhelm befanden, dort beim Sturme auf den Montmartre und auf La Villette den schönen Vers bewahrheiteten:

In Siegesjubel, in Todesqual
Bleibt „Avanciren" das Preußen-Signal,

bis die siegreichen Fahnen mit dem schwarzen Adler über der bezwungenen Hauptstadt Frankreichs wehten, bis Friedrich Wilhelm und Alexander mit ihren Garden über den Eintrachtsplatz reiten und in den elyseischen Feldern ihre Helden mustern konnten.



Geschichten aus Korfu.



Vor drei Jahren erschien von Hans Hoffmann eine Sammlung Novellen: „Im Lande der Phäaken," die von allen Seiten als eine der vornehmsten Erscheinungen der neuesten Literatur anerkannt wurde. Kürzlich ist ein zweiter Band in derselben Landschaft spielender Novellen: Neue Korfu-Geschichten (Berlin, Gebrüder Paetel, 1887) erschienen,*) die sich jenen ältern würdig anreihen und

*) Warum nicht Geschichten aus Korfu? Die Zusammensetzung Korfugeschichten ist genau so garstig wie die jetzt beliebten Wörter: Goethebiographie, Pilotyschüler, Weimarloose, Italienreisende u. ähnl.

die den Kreis der Motive zu schließen scheinen, welche der Dichter seinem realistisch-romantischen Phäakenlande abzugewinnen imstande war. Die neuesten, vorläufig in Zeitschriften veröffentlichten Dichtungen Hoffmanns führen uns schon in eine andre Natur und zu einem andern Volke, sie geben damit auch Zeugnis von der Vielseitigkeit seiner poetischen Begabung.

Hans Hoffmann ist in Wahrheit eine künstlerische Natur von der Zehe bis zum Scheitel, an der man seine reine Freude haben kann. Schon sein äußeres Auftreten ist edel: man kennt von ihm nur seine Werke, diese sollen für ihn sprechen, er selbst hält sich bescheiden im Hintergrunde. Er strebt nicht nach dem künstlichen Ruhme, den befreundete Zeitungsredakteure schaffen können, er gehört keiner literarischen Zunft an und hat sich gerade dadurch eine stille Gemeinde von Liebhabern seiner Novellen geschaffen, die zwar langsam, aber umso wirksamer ihre weiteren Kreise in der Gunst der Nation ziehen. Nur aus den Widmungen seiner Bücher erkennt man, wo er seine Freunde sucht; den „Hexenprediger" (zweifellos seine beste Dichtung) hat er seiner lieben Braut, die inzwischen seine Gattin geworden ist, gewidmet, die „Phäaken" gleich dem Meister Gottfried Keller, und den neuesten Band dem Ästhetiker Vischer, der leider nur das Erscheinen des Buches nicht mehr erleben sollte.

Allen wahrhaft dichterischen Naturen ist es eigentümlich, daß sich in der Wahl, die sie aus dem Reichtume der Welt und der menschlichen Charaktere für die Darstellung in ihren Gedichten treffen, ein ihnen zumeist unbewußter Zusammenhang bemerkbar macht. Es ist in ihnen unbewußt eine Idee thätig — es pflegen mehrere solcher Ideen zusammenzuwirken —, welche die mannichfaltigen Bilder und Motive zu einem auf sich selbst beruhenden geistigen Organismus vereinigt. Das sind ihre Lieblingsmotive, Zustände oder Figuren, die unter den verschiednen Verkleidungen, in allen möglichen Veränderungen doch immer ihre innere Verwandtschaft verraten. Hat man jene Hauptideen erfaßt, so findet man das ganze Schaffen eines solchen Dichters merkwürdig klar und folgerichtig; man begreift, warum er gerade diese und keine andern Motive dichterisch ausgestaltete; es ist, als wenn man die Natur in ihm, wie sie selbstschöpferisch sich offenbart, belauscht hätte. Wie diese Beobachtung nur bei wahrhaft künstlerischen Persönlichkeiten möglich ist und umso schwieriger zu machen ist, je reicher, je großartiger und wandelbarer eine Persönlichkeit ist, so ist anderseits auch die Möglichkeit einer solchen Beobachtung eine Gewähr dafür, daß der betreffende Dichter wirklich original-schöpferisch ist, womit über das Maß und den Wert seiner Originalität allerdings noch kein Urteil gefällt ist (was sehr oft von den Kritikern übersehen wird).

Bei Hans Hoffmann ist eine solche Beobachtung für jeden aufmerksamen Leser leicht zu machen; sie ist aber deswegen von besondrer Wichtigkeit, weil es oberflächliche Leser und leider auch Rezensenten seiner Novellen giebt, die, schnell fertig mit dem Urteil, ihn schon deswegen als einen Nachahmer Gottfried Kellers

bezeichnen, weil sich in der Tonart seiner Ironie und in seiner vortrefflichen Prosa die Verwandtschaft mit dem Staatsschreiber von Zürich offenbart. Daß Hans Hoffmann die „Sieben Legenden“ und die „Leute von Seldwyla“ mit Nutzen gelesen hat, bestreitet er selbst nicht, er hat es vielmehr durch die „ehrfurchtsvolle“ Widmung an Keller offen bekannt; allein er hat auch ein Recht darauf, sich als ein Original, wenn auch immer in seinen wahren und nicht parteiisch verkannten Grenzen gewürdigt zu sehen.

Auf ein solches Urphänomen in der Natur Hans Hoffmanns führt die erste Novelle des neuen Bandes: „Die Weinprobe,“ sofern man nur zum Vergleich die den ersten Band seiner Novellen „Unter blauem Himmel“ eröffnende Skizze „Der faule Beppo“ heranzieht. Das heitere Thema der „Weinprobe“ ist wieder die lasterhaft-göttliche Faulheit. Der venezianische Prälat Marsilio ist gleich ein Typus derselben. „Es ist keineswegs vernünftig — pflegte er zu sagen —, daß jedermann sich mit schwerer Arbeit abmühe und seine Kraft verzehre; denn jegliche Arbeit ist nicht um ihrer selbst willen gut und löblich, sondern um eines Zieles willen; wenn aber jedermann arbeitete und niemand wäre, der die Früchte dieser Arbeit genösse, so ginge sie ihres Zieles verlustig und wäre nichts als ein leeres Spiel, gleich dem Treiben der Kinder, die sich jagen und abhetzen, ohne zu wissen warum, bloß um des Hetzens und Jagens willen.“ Marsilio ist das Muster einer kontemplativ genußfrohen Natur: vornehm, reich gebildet, guten Herzens, aber auch ein wenig eitel und für Schmeichelei sehr empfänglich, zumal wenn sie seinem (chimärischen) Fleiße gilt. Diese Art Trägheit ist aber nirgends so sehr zu Hause als gerade bei dem phäakischen Völklein auf Korfu, dem auch er entstammt. Schon die Natur des Eilandes befördert diese bequeme Sinnesart; sie sorgt in reicher Fülle für die Bedürfnisse der Menschen; sie ist so üppig fruchtbar, daß die Korfioten sich nicht die Mühe zu geben brauchen, sorgfältig den Boden zu pflügen; die Ölbäume schütteln sie gemütlich zur Erntezeit, daß die reifen Oliven herabfallen; als lächerlicher Geizhals, als ein Esel geradezu erscheint ihnen derjenige, der sich die Arbeit aufladt, den Baum zu erklettern, um die letzten Ölfrüchte aus den Zweigen zu klopfen. Und noch von andrer Seite scheint die Natur der Trägheit der Korfioten Vorschub zu leisten: Korfu ist als Landschaft gar so schön! Im Grase unter dem Schatten der Ölbäume hingestreckt zu liegen, das Bild der üppigen Landschaft im goldigen Sonnenscheine in sich aufzusaugen, ist ein herrlicher Genuß. Ein Narr, der dies nicht thut, jede reichere Seele muß sich dem Zauber dieser Herrlichkeit willenlos hingeben. Dies also ist das Thema der Novelle, welches mit reicher Kunst und köstlicher Grazie in einer heitern Handlung ausgetragen wird. Gleich einer wohlabgestuften Tonleiter ordnen sich die Gestalten um die Trägheit und ihr Gegenteil als den idealen Mittelpunkt der Geschichte. Das ganze Dorf Gasturi auf Korfu wird durch den Besuch des Prälaten Marsilio in Bewegung gebracht. Er will ein herrlich schönes Mädchen

(seine eigne natürliche Tochter) mit guter Aussteuer demjenigen zum Manne geben, welcher im nächsten Herbst mit dem besten Weine aufwarten kann. Die Aussicht auf diese gute Partie spornt die bis dahin trägen Jünglinge Gasturis zur fleißigsten Thätigkeit an, und der Humor der Geschichte liegt darin, daß der kostbare Preis dieses Wettarbeitens das verkörperte Ideal süßer, träumerischer Trägheit selbst ist. Merkwürdigerweise versinkt gerade jetzt der wegen seines unerhörten Fleißes viel verspottete und deswegen auch ganz vereinsamte Artemisios in jene thatenlose Trägheit, die er bisher an seinen Landsleuten verachtete. Was ist der Grund dieser seltsamen Veränderung in Artemisios? Verschmäht er, der die besten Aussichten auf Gewinn hatte, die schöne und reiche Braut? Die schöne Marsilia ist selbst am meisten über diesen unbegreiflichen Umschlag verwundert, ja in ihrer verletzten Eitelkeit ist sie geradezu erzürnt über den „Gaidari," den Lastesel Artemisios. Die Wahrheit aber ist, daß der fabelhaft fleißige Mann nun etwas kennen gelernt hat, was ihn mit einem innigeren Glück erfüllt, als die frühere ruhelose Geschäftigkeit, daß er verliebt ist, verliebt in dieselbe Marsilia, um die sich das ganze Dorf bewirbt, daß aber ihn die Liebe — die wahre Leidenschaft — ganz verwandelt hat. Artemisios hatte vorher Marsilia, die er schon wegen ihres Rufes mißachtete, absichtlich nie sehen wollen. Der erste Anblick ihrer Schönheit jedoch hatte ihn berauscht: „Es war ihm zu Mute, als sei eine zweite Sonne am Himmel aufgegangen, welche die altgewohnte Begleiterin seiner Tagesmühen an Glanz und Wärme noch um ein Erhebliches übertreffe. Und auch noch in einem besondern Betracht glich das neue Gestirn der Sonne: wie man in diese nicht voll hineinsehen kann, ohne lange Zeit nachher noch ihr Abbild im Auge zu tragen, für andre Gegenstände aber geblendet zu sein, so sah dieser einzig das Bild des schönen Mädchens überall vor sich herschweben; für alle die nützlichen Dinge aber, auf die er sonst geachtet, schien er blind geworden zu sein." Die Handlung gestaltet sich nun weiter so, daß Marsilia selbst den Weinberg des in träge Verliebtheit und Schwärmerei versunkenen Artemisios hinter seinem Rücken bestellt, sodaß schließlich doch der Würdigste, eben der fleißige Artemisios, die Braut heimführt. Der Gedanke des Dichters ist klar der: es giebt zwei Arten von Trägheit. Die gemeine Faulheit, welche sich alle Früchte gemütlich in den Schoß fallen läßt, dabei aber den geschwätzigen Müßiggang liebt und ihn nur dann mit der Thätigkeit vertauscht, wenn ein sinnlich greifbarer und gemein nützlicher Lohn in Aussicht steht. Dagegen kennt der Dichter noch eine andre, edlere Art von Trägheit, welche die höchste Wirksamkeit in sich birgt, und welche der Prälat im Gespräch mit dem Gaidari also preist: „Allein die Mitte zwischen Schlaf und Wachen, nämlich das Träumen, ist ein anmutiger Zeitvertreib." — „Ich kenne keine Träume (erwiedert der Gaidari vor seiner Verliebtheit, die ihn eines bessern belehren sollte), und wünsche sie nicht zu kennen; denn sie sind nutzlos und etwas Unwirkliches." — „Dann freilich magst du auch kaum verstehen, wie man

sogar auch im vollen Wachen und freiwillig sich die süßesten Träume vorgaukeln, wie man ruhend sich so herrliche Bilder vor die Seele zaubern kann, daß sie trotz ihrer luftigen Unwirklichkeit doch dem, welcher sie erzeugt, ein köstlicheres Glück gewähren als alle leibhaften Genüsse, die er mit seinen Händen greift! Nur ein andres Glück noch ist jenem gleich oder ähnlich, ob es schon ebenfalls nur halb etwas Wirkliches zu nennen ist, nämlich das sinnende Entzücken an den schönen Dingen der Welt um uns her, die uns zwar nach unserm Vorteil nichts angehen, aber doch unser Auge erfreuen, sei es nun der leuchtende Himmel oder das Meer oder ein Berg oder ein Baum oder ein Gemälde, das dieses alles nachahmt, oder auch ein lebendiges schönes Menschenbild."

Man sieht, jene süße Trägheit, die Hoffmann hier (und so häufig auch in den andern Novellen) mit anmutvoller Heiterkeit schildert, fällt ihm zusammen mit dem Genuß der Schönheit überhaupt. Und was liegt näher, als anzunehmen, daß der Dichter bei diesem Motive von persönlichen Erlebnissen ausgegangen sei? Ist er nicht schon seinem dichterischen Naturell gemäß dieser nach außen hin träge scheinenden Kontemplation selbst am meisten zugeneigt? Und hat er nicht selbst oft genug den Schein wider sich gehabt, mit den gemein faulen Leuten vorwurfsvoll verwechselt zu werden? Hat ihn nicht dieser Hang zur sich selbst genießenden Träumerei in Streit mit den Forderungen der prosaischen Lebensnot gebracht? Und haben ihn nicht die Erfahrungen, welche er so sammeln mußte, veranlaßt, so eindringlich als möglich über diese Dinge nachzudenken? Dieses Nachdenken führte ihn zur klärenden Erkenntnis, zur gerechten Beurteilung sowohl seiner selbst, als auch des allgemeinen Treibens der Menschen, und so ist ihm aus seinem ureignen Wesen der Stoff zu seinen Geschichten erwachsen. Darin liegt seine wahre Originalität, und begreift man diese, so findet man auch den wesentlichen Unterschied zwischen dem Seldwyla Gottfried Kellers und dem Phäakenlande Hans Hoffmanns bald heraus. Die Phäaken sind durchaus nicht satirische Bilder. Hoffmanns Schilderungen von Land und Leuten sind von überraschender Treue. Sein dichterisches Gemüt hat sich von der korfiotischen Wirklichkeit so ganz befriedigt gefühlt, es lag eine solche Wahlverwandtschaft zwischen dem Dichter, dessen Wiege an der Ostsee stand, und dem lustigen griechisch-italienisch-slawischen Völklein auf Korfu, daß seine Phantasie mit Naturnotwendigkeit sich auf dem schönen Eilande einnisten mußte. Darum auch der tiefpoetische Charakter dieser Novellen, die gleich fest auf dem wirklichen Boden verharren, wie sie, von gesunder Sittlichkeit getragen, ins Reich der Ideen hineinragen.

Die Schönheit nun, welche für Hoffmann von ihrer subjektiv-psychologischen und sittlichen Seite ein so fruchtbares Motiv wurde, verfolgt er auch in ihrer objektiven Erscheinung und deren Wirkungen. Die tragische Geschichte des „blinden Mönches" von Paläostakrizza ist offenbar auf diesem Gedankengange erstanden. Es ist die Tragödie des übertriebenen und krankhaften Schönheitskultus, so

recht aus dem Geiste des Zeitalters der Renaissance herausgeschaffen, jener Zeit, die sich an der neu entdeckten Herrlichkeit der antiken Kunst bis zum Übermaß berauschte. Das Krankhafte an diesem Motiv und das historisch Bedingte in seiner Wahrheit dürfte nur manchem diese erschütternde Novelle verleiden.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir bemerken, daß Hans Hoffmann die Geschichte als dichterischen Stoff in wahrhaft genialer Weise verwertet. Sie ist ihm nichts weniger als äußerer Dekorationsapparat; sie ist ihm auch nicht das aller Welt offenstehende Sammelbecken interessanter Anekdoten, Persönlichkeiten oder Ereignisse. Seine Fabeln sind in allen Fällen frei erfunden, aber er stellt sie immer in eine Zeit hinein, deren allgemeiner Geist für die Wahrscheinlichkeit der Vorgänge und der Charaktere spricht. Es hat alles eine harmonische, tiefdurchdachte Einheit in seinen Novellen, und dabei kommt ihm die glückliche geographische Lage Korfus zu statten, welche jederzeit den Ausblick auf die großen Strömungen der europäischen Kultur gestattet. Am liebsten wählt er die Zeit der Renaissance, aber die „Neraide“ spielt zur Zeit des griechischen Befreiungskrieges in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts, der „Erzengel Michael“ zur Zeit Lionardos da Vinci, „Photinissa“ gegen den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts, wo die venezianische Republik, der Korfu politisch angehörte, ohnmächtig dahinsiechte, „Perikles, der Sohn des Xanthippos“, gar in der Gegenwart; in dem neuen Bande hingegen spielen alle fünf Erzählungen in den Zeiten vor, während und nach der Renaissance. Dabei bricht die Erinnerung an Vater Homer, an den listenreichen, erfinderischen Odysseus und seine treue Penelope, an die keusche Königstochter Nausikaa, an den guten Alkinoos und seine lebensfreudigen Phäaken auf der seligen Insel Scheria, einem goldigen Sonnenstrahle gleich, immer wieder hervor. Man möchte sie als die Grundfarbe des ganzen historischen Kolorits bezeichnen.

Die Schönheit als elementarische Naturgewalt im Bunde mit der Sinnlichkeit hat Hoffmann in der kühnsten seiner Novellen, in der Tragödie „Die Gekreuzigten“ zum Vorwurf genommen. Der Sinn seines Unternehmens, der allerdings verwegen genug ist, ist allein der, körperliche Weibesschönheit und erwachende Sinnlichkeit mit reinen poetischen Mitteln und mit der Keuschheit des strengsten sittlichen Gefühls darzustellen; allein man hat dem Dichter Unrecht gethan, wenn man ihm in prüder Kurzsichtigkeit Neigung für geschlechtliche Motive zum Vorwurf machte. Wäre er, der sich auf künstlerische Form so meisterlich versteht, sonst mit solchem Nachdruck bemüht gewesen, die Schönheit und fleckenlose Unschuld seiner Alexandra hervorzuheben? Wie er im „Mönch“ die Tragik des übertriebenen Schönheitskultus vorzuführen suchte, so reizte es ihn, in den „Gekreuzigten“ den äußersten, den asketischen Spiritualismus des mittelalterlichen Christentums im Widerstreit mit der naiven, gesunden Menschennatur darzustellen, welche die Rechte der Sinnlichkeit geltend macht. Der Priester

Arsenios hat sich in zelotischer Frömmigkeit geschworen, sein junges Eheweib drei Jahre lang nach dem kirchlichen Trauungsakte nicht zu berühren. Kann er solch einen Schwur halten? Er vermag es nur durch fortwährende Kasteiung und durch seine dämonische Willensstärke. Sein jungfräuliches Weib aber ahnt das Unrecht, welches ihr Mann durch seinen Zelotismus an ihr begeht. Sie weiß allerdings nichts weiter davon; aber sie entdeckt an sich selbst die holde Leibesschönheit und begreift nicht, wie ihr Mann sie verachten kann. Da tritt in ihr Dasein ein schöner Jüngling. Seine glühenden Blicke verfolgen sie überallhin. Sie fühlt es, dieser Mensch schaut sie ganz anders an als ihr Mann, dieser Arsenios erkennt ihre Schönheit, wie sie selbst sich in unbelauschter Nachteinsamkeit beim Scheine des Mondlichtes im stillen Wasserspiegel gesehen hat. Sie fühlt ihre Ohnmacht jenen verlangenden Blicken gegenüber, und in der Not ihres einfältigen Herzens beichtet sie dem Gatten ihre Bedrängnis. Nun erwacht freilich in diesem Priester die Liebe zu seinem Weibe, aber mächtiger noch in ihm ist der Dämon der Rachsucht. In seinem Fanatismus hält er sich an das Bibelwort: „Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen.“ In teuflischer Weise rächt er sich, indem er das schöne Weib und ihren doch nur intellektuellen Verführer ans Kreuz schlägt. Dann geht er hin, übergiebt sich dem Gerichte, das ihn als Lästerer des sterbenden Heilands auf dem Scheiterhaufen enden läßt. Vom Standpunkte des sittlichen Empfindens kann man gegen diese düster herbe Geschichte gewiß keine Bedenken erheben. Allein trotz aller Kunst in der Zeichnung des jungen, seine eigne Schönheit zufällig entdeckenden Weibes, welches dann instinktiv die Macht ihres schönen Körpers spielen läßt und sich so unselig das Schicksal bereitet, kann man sich nicht für die Erzählung erwärmen. Sie will uns nur als eine abstrakte Gedankendichtung erscheinen, sie beruht auf unwahrscheinlichen Voraussetzungen, der Ausgang ist peinigend, Alexandra ist nicht tragisch, denn die Moral des Priesters ist nicht die unsrige.

Aber das bisher verfolgte Grundmotiv der Schönheit erschöpft den dichterischen Originalcharakter Hans Hoffmanns noch nicht. Es ist noch ein zweites, nicht minder tief in seiner Persönlichkeit begründetes zu beobachten, das, mit dem ersteren vereinigt, ganz eigenartige poetische Schöpfungen hervorgerufen hat. Auch diesmal greifen wir auf die erste Novellensammlung Hoffmanns: „Unter blauem Himmel“ vom Jahre 1881 zurück. Dort ist eine rührende Geschichte: „Der blinde Checco“ erzählt. Für uns ist an dieser Geschichte von Bedeutung, daß Hoffmann mit ergreifender Kraft die Heilung des Knaben von seiner Blindheit schildert, und unvergeßlich sind uns die wenigen Seiten, auf welchen der Übergang Checcos aus der Nacht der Blindheit in die helle Erkenntnis dargestellt wird. Dieses Motiv ist typisch für viele Erfindungen Hoffmanns geworden, nur daß an Stelle körperlicher Blindheit ein dunkler geistiger Zustand tritt, der dann einer plötzlichen Helle weicht. Dieser Gegensatz

aber ist sein Liebling, und man geht gewiß nicht irre, wenn man auch dies auf ein im Leben des Dichters bedeutsames Ereignis zurückführt. Man sieht auch ferner den Zusammenhang mit jenem ersten Motiv der trägen Traumhaftigkeit. Diese ist eben nicht immer träge. Energische Charaktere handeln auch in dunkeln Instinkten.

Auf die Gestaltung solcher leidenschaftlichen Traummenschen versteht sich Hoffmann vortrefflich. Der blinde Mönch, der nicht Herr über seine Gesichte werden kann, ist solch ein Traumwandler und Wolkengänger; Photinissa ist geradezu ekstatisch hellseherisch, in ihr wirkt der Glaube wahrhafte Wunder am lichten Tage. Beide gehen tragisch unter. Das Traumleben ist das Thema der stimmungsvoll erschütternden Novelle: „Die Neraide," in der mit großer Kunst an die Reste alten Heidenglaubens im korfiotischen Volke und an die zu süße Träumen einladende Natur des Landes angeknüpft wird. Der Mönch und Photinissa bezahlen es mit dem Leben, daß ihnen geistig der Staar gestochen wird. Die Neraide führt ein gebrochenes Dasein, seitdem sie sich mit Gewalt dem kurzen, berauschenden Liebestraume entrissen hat. Heiterer und versöhnlicher führt der Dichter das Erwachen aus dem Traumleben mangelhafter Einsicht in den „Vier Büßerinnen" durch. Auch diese anmutvollen Geschöpfe sind mit der betäubenden Mystik der katholischen Kirche, wie Photinissa, von Nonnen erzogen worden. Auch sie hassen weltliche Lebensfreude und wollen die Sünden des Vaters durch ein gottgeweihtes Leben sühnen. Allein das Schicksal hat es anders bestimmt: durch die Macht der Schönheit, durch die Kunst der Dichtung, zumal Ariostos, werden sie stufenweise aus ihren Träumen geweckt und der Gesellschaft wiedergegeben. Schade nur, daß Hoffmann sich in dieser Novelle eines allzu symbolisirenden und abkürzenden Verfahrens bedient; nach dem schönen Eingange entläßt er den Leser zwar geistreich angeregt, aber poetisch unbefriedigt. Den Weg der Erweckung aus traumhafter Verliebtheit in eine klar bewußte macht auch die schöne heilige Anastasia von Gasturi (im „Perikles") durch: sie liebte mit aufrichtiger Frömmigkeit das Bild eines heiligen Johannes, der ihr photographirt einmal in die Hände fiel, bis sie die merkwürdige Erfahrung macht, daß dieser heilige Johannes kein andrer als der Schlingel Perikles ist, der dem Photographen Modell gesessen hat. Und gar die kindliche Puppenfreundin Zosima (im „Antikenkabinet") macht, um zur rechten Erkenntnis über den Wert der Männer zu kommen, einen ganzen Erziehungskursus der sinnigsten und zugleich unterhaltendsten Art durch.

Das künstlerische Denken bewegt sich seiner Natur nach in Kontrasten. Auf diesem Wege ist die Gruppe jener in vielen Novellen Hoffmanns erscheinenden gewitzigten Jungen entstanden, die gar nichts Träumerisches an sich haben, sondern der Naivität der andern mit der berechnenden Schlauheit weltkluger Menschen gegenüberstehen: so Manuel im „Erzengel Michael." Perikles in der gleichnamigen Novelle ist der entzückendste dieser Schlingel. Sie alle

haben ihr unsterbliches Vorbild in dem erfinderischen Besieger Trojas, dem vielgereisten, verschlagenen Dulder Odysseus.

Dies wäre in seinen Grundzügen der Charakter der „Korfu-Geschichten" Hans Hoffmanns. Seinem berühmten Namensvetter Callot-Hoffmann steht er als der schönheitstrunkne, von geklärter und vornehmer Lebensanschauung erfüllte Künstler dem in düsterer, oft genug fratzenhafter Phantasie schwelgenden Romantiker gegenüber. Zu wünschen blieb nur, daß es dem lebenden Hoffmann gelänge, in einem umfangreicheren poetischen Werke zu zeigen, daß seine Kräfte im Wachsen sind, und daß sein poetischer Atem auch länger dauern kann, als es die kurze Novelle fordert.



Mit der Diogeneslaterne.

Satirische Streifzüge von Albert Gehrke.



4. Im Philosophenmantel.

Antiphon und Mikrophon.


reund, reiche mir, die Ohren zu verschließen,
Das Antiphon;
Bei den Trompetenstößen der Reklame
Das Antiphon;
Bei dem Triumphgeschrei der Mammonsdiener
Das Antiphon.

Doch wo das Elend schüchtern Hilfe fleht,
Die Wahrheit um Erhörung betteln geht,
Ein Herz, das liebt, verschämt sein Leid gesteht,
Kein Antiphon —
Ein Mikrophon.

Der Nervus rerum.

Bellona bringen wir die Ovation,
So blüht Avancement und Dotation.

Frau Themis sind die Augen zwar verbunden,
Doch hat sie stets auch so das Geld gefunden.

Was Wissenschaft erforschet, stolz und hehr,
Der Kluge nützt es und wird Millionär.

Die Hippokrene, meint man heut, soll fließen,
In jenem Lande, wo Tantiemen sprießen.

Die Liebe in das Herz der Jungfrau strahlt,
Wenn sie des Freiers Bild auf Goldgrund malt.

Der Gott entfloh und die Propheten schweigen —
Nur um das goldne Kalb tanzt man den Reigen.

Das probate Mittel.

Fleh im Klagelaut der Bitte,
Starren Sinn erweichst du nicht.
Rede wie mit Engelzungen,
Thoren überzeugst du nicht.
Brauche Zornes Donnerstimmen,
Selbst den Schwachen zwingst du nicht.

Niemals wirst du Menschen meistern,
Nie ein kluger Anwalt sein,
Mengst du nicht in jede Dosis
Als Bedarf für Groß und Klein
Nie zu grobe, oft zu feine,
Stets willkommne Schmeichelein.

An die Dialektiker.

Mit schönem Ideal das Herz erfüllen,
Ist edler Rede Saat,
Mit klugem Wort der Schlechten Spott enthüllen,
Ist Ruhm der Mannesthat.
Ihr aber schärft das Wort zur Dolchesspitze,
Die Logik schlagt ihr tot mit einem Witze;
Ihr baut dem Götzen Eitelkeit das Haus
Und treibt die Wahrheit mit der Lüge aus.

Verschiedene Wirkungen.

Wenn ein Liebestraum das Herz umspielt,
Wird der trockenste Pedant zum Dichter;
Wenn der Neid nach einem Opfer zielt,
Wird der stumpfste Geist ein Splitterrichter;

Auch der Träge kommt zu einem Witz,
Macht die Bosheit seine Zunge spitz.
Doch erfüllt dich Tugend mit Ekstase,
Dann langweilst du, und dein Wort wird Phrase.

Klage und Antwort.

Erzählt' ich davon, daß ein Glück mir erschienen,
Kaum hörte man zu mit verdrießlichen Mienen.

Und schilderte ich als Verliebter mein Sehnen,
Man scheute sich nicht, mir ins Antlitz zu gähnen.

Mein Projekt, wie die Stände im Volk zu versöhnen,
Erkühnt man sich, eh man es kennt, zu verhöhnen.

Der Teufel mag da um die Menschen sich scheeren,
Die boshaften, stumpfen erfreun und belehren. —

Ei Freund, wer sein Glück liebt auszuposaunen,
Will im Neide andrer sich selbst anstaunen.

Soll deine Liebesgeschichte ergötzen,
Mag erst ein Dichter in Verse sie setzen.

Doch kannst du den Frieden im Innern uns bringen,
So rede, sonst sollen dich Prügel zwingen.

Utopia.

Erzählen will ich, was ich sah
Im Wunderland Utopia.
Nach kurzer Stunden Arbeitslust
Lockt hier Musik zu Spiel und Reigen;
Sorgloser Zukunft froh bewußt,
Darf Herz sich frei zum Herzen neigen.
Es steht das Tischleindeckdich da
Im Wunderland Utopia. —

Ei sprich, wie kommt man in das Land,
Wo Menschentum sein Eden fand? —
Du kommst hinein, wenn dir es lieb,
Daß deines Nachbarn Gut sich mehre,
Du zuläßt, daß ein Tagedieb
Von deinem Schweiße sich ernähre.
Bist so, wenn das von dir geschah,
Willkommen in Utopia. —

O weh, in dieser argen Welt
Ist jedermann auf sich gestellt.
Zur Eigenliebe zwingt ein Muß,
Denn läßt man schlaff die Kräfte sinken,
Der andre stößt uns in den Fluß,
Und wer nicht schwimmt, wird hier ertrinken.
Ein Dichter wohl im Traume sah
Das Wunderland Utopia.

Was aus einem werden kann.

Vor Jahren nannten sie dich deutschen Michel,
Der immer schläfrig ist.
Heut fürchten sie dich wie den Riesen Oger,
Der kleine Kinder frißt.

Die Toten reiten schnell.

Er galt als klassisch. Jede Dichtergabe
Von ihm war Geistesthat dem Publikum.
Wer kennt ihn heut? Auf längst zerfallnem Grabe
Ist lesbar kaum sein Epitaphium.
Vielleicht daß ein Plagiator noch vermessen
Den Nachlaß plündert, den die Welt vergessen.
Die Toten reiten schnell.

Auf seiner Farm am Mississippistrande
Begrüßt des neuen Reiches Herrlichkeit
Der einst verstoßne Sohn. Dem deutschen Lande
War seiner Jugend Einheitstraum geweiht.
O gönnt dem Träumer nach erfüllten Lenzen
Ein Eichenblatt von unsern Ruhmeskränzen!
Die Toten reiten schnell.

Mein Liebchen, schwöre nicht beim Glanz der Sonnen,
Daß unvergänglich so dein Lieben glüht.
Die Rose welkt, doch sprießen neue Wonnen,
Wenn sie als Remontante frisch erblüht.
Wer leben soll, darf hoffen, lieben, lachen —
Man kann sich auch Ruinen wohnlich machen.
Die Toten reiten schnell.

Physikalische Geschichtsbetrachtung.

Fordre keine Gegenliebe
Im politischen Getriebe;
Wie die Welt gelangt zum Ziele,
Lerne aus dem Billardspiele.

Stoß muß hier mit Stoße ringen,
Um den Kugellauf zu zwingen,
So sind auch die Weltgeschäfte
Parallelogramm der Kräfte;
Zukunft, X die Unbekannte,
Geht hervor als Resultante.

Pessimismus.

Bitter ist der Wahrheit Kern!
Durch die Blätter der Geschichte
Rauscht das Ruhmeslied der Völker,
Die gefolgt sind ihrem Stern.
Doch ein Stimmchen mischt sich leise
Als ein Mißton in die Weise:
Fällt die Hülle, kommt zu Tage
Häßlich nackt die Magenfrage.

Vom ewigen Frieden.

Wann ist dieser Welt beschieden
Friede ewig ungetrübt?
Wenn der Philosoph die Weisheit,
Die er predigt, selber übt;
Wenn der Nachbar zu dem Hausbau
Seines Nachbarn Steine trägt,
Wenn ein jeder Ehrabschneider
Erst vor seiner Thüre fegt;
Wenn die Frau mit Gründen streitet,
Nie das letzte Wort verficht;
Wenn die Jungen, statt zu raufen,
Klagen vor dem Schiedsgericht.
Eh das alles nicht geschah,
Ist kein ew'ger Friede da.

Ahasver.

Wann raste ich, der Ruhelose,
Von langen Wanderns langem Leid?
Des Heilands Marterstunde lastet
Auf mir als Fluch der Ewigkeit.
Ich sah der Völker Ruhm verglühen,
Auf Trümmern neue Welten blühen,
Ich sah im Werden und Veralten
Der Sünde wechselnde Gestalten.
Und immer eilt Natur,
Zu nie erfüllten Zwecken,
Aus Staube wieder Staub
Die Menschensaat zu wecken.

Despotenreiche gingen unter,
Die Freiheit rief man auf den Thron.
Und aus dem Joche hob den Nacken
Der Mensch gewordne Erdensohn.
Doch Freiheit soll auch Gleichheit bringen,
Mit Brand und Morden sie erzwingen.
Die Tyrannei kommt ungeladen,
Wird souverän von Volkes Gnaden.
Und immer eilt Natur,
Zu nie erfüllten Zwecken,
Aus Staube wieder Staub
Die Menschensaat zu wecken.

Mit Spießen, Schwertern, Feuerschlünden
Tobt ruhelos der Völkerkrieg.
Wann feiert im Verbrüdrungsfeste
Die Menschheit ihren schönsten Sieg?
Noch sammelt Ruhmsucht Lorberkränze,
Erweitert sie des Landes Grenze;
Nach tausend Jahren heischt der Magen,
Den letzten Wilden tot zu schlagen.
Und immer eilt Natur,
Zu nie erfüllten Zwecken
Aus Staube wieder Staub
Die Menschensaat zu wecken.

Der Heiland, einst von mir gelästert,
Gebot euch: Thut, wie Liebe lehrt!
Was sah ich? Scheiterhaufen flammten,
Und mit dem Kreuze ging das Schwert.
Weh! Wandern muß ich, bis auf Erden
Die Lehren Jesu Wahrheit werden,
Und schau' im Neuen und im Alten
Der Sünde wechselnde Gestalten.
Doch immer eilt Natur,
Zu nie erfüllten Zwecken
Aus Staube wieder Staub
Die Menschensaat zu wecken.

Ein Traum.

Mich dünkte jüngst im Traum,
Mir wachse Zaubermacht.
Viel Volk stand um mich her
Mit hungerbleichen Wangen.
Ich schwang den Stab, und sieh!
Von tausend Bäumen lacht
Ein obstbeschwerter Herbst.
Nun eilt man zuzulangen.
Da sprach es hinter mir: Den Dank begehre nicht,
Die sauern Früchte wirft man dir ins Angesicht.

Wohin mein Fuß mich trug,
Dort sproßten Blumen auf;
Frau Nachtigall sang süß
In meinem Liebesgarten.
Froh nahte Paar auf Paar.
Man haschte sich im Lauf,
Man lugte aus dem Busch,
Um Küsse zu erwarten.
Und wieder scholl es her: Weh jedem Liebesschwur,
Da sie sich Selbstzweck ist, betrügt uns die Natur.

Auch sprudelte ein Quell
In meinem Wunderhain.
Es war des Wissens Born,
Den alte Sagen nennen.
Sein Rauschen machte kund
Der Dinge ew'ges Sein,
Ein Trunk gab Weihekraft
Zu ernstem Selbsterkennen.
Jetzt sprach es noch einmal: Du läßest Wahrheit schaun
Und wandelst Menschenglück in Tod und Nacht und Graun.

Wer bist du? rief ich nun,
Gesell, der stets verneint,
Der bitter höhnend warnt,
Die Menschheit zu beglücken!
Ich sah ergrimmt mich um.
Da schaut ich meinen Feind
Und sah — o Gott, so schwer
Vermag der Alp zu drücken —
Sah vor mir einen Kerl, sokratisch seltsamlich,
Kurz, stämmig, Trotz im Blick: es war mein eignes Ich.





Gevatter Tod.

Eine Weihnachtsgeschichte von L. Budde.

(Schluß.)

ber was war denn das? Da stand der Tod und sah auf Tippes Glückseligkeit herab mit einem Blick, der ihn schaudern machte, der alle die frohen Gedanken auf einmal verscheuchte. So hatte ihn der Tod noch niemals angeschaut, und es war ihm, als stünde sein Herz einen Augenblick stille, er mußte seine Augen schließen, um seinem Blicke nicht zu begegnen. Da fiel ihm aber plötzlich sein großes Geheimnis ein, und durch die hervorquellenden Thränen hindurch glänzten seine Augen.

Und ich mache meine Augen doch nicht zu, es nützt dir alles nichts! sagte er und sah den Tod mutig an. Und es war, als würde das strenge Antlitz des Todes immer milder, je länger er zu ihm hinauf starrte, der schreckliche Blick verlor sich mehr und mehr, bis schließlich die Augen des Todes nur kummervoll auf Tippe herabsahen. Und nun fürchtete sich Tippe nicht mehr vor ihm. Er mußte an alles denken, was ihm die Mutter an jenem Abend erzählt hatte, als sie im Mondschein weinte: daß Gott die Augen der Toten küsse, und daß der Tod dann ein herrlicher Engel Gottes werde. Er dachte an die Erklärung des alten Jens, daß der Tod daran schuld sei, daß die Mutter des kleinen Knaben so gut gegen ihn sei, und daß der Tod alles Schlechte fortnehme, sodaß man den Toten nicht mehr zürnen könne.

Ja aber es war doch der Tod gewesen, der ihm die Mutter genommen hatte, sodaß er sie nie wieder sehen sollte. Und während er darüber nachdachte, legte sich ein Nebel zwischen ihn und den Tod, und in diesem Nebel wurden die Augen des Todes größer und größer, und es glänzte darin, sodaß es Tippe fast bemerkte. Da aber erglühten seine Wangen, ihm schwoll der Mut in der

Brust, und eine unbezwingliche Lust überkam ihn, dem Tode wie sich selber zu zeigen, daß er sich nicht fürchtete.

Ich kann dir gerade in deine großen Augen sehen! sagte er, stand auf und ging auf ihn zu.

Und die großen Augen starrten Tippe an, und Tippe starrte die großen Augen an und näherte sich ihnen mehr und mehr, und keiner von beiden wollte nachgeben. Mitten unter dem alten Bilde stand ein Tisch, und schon stand Tippe auf dem Tische, und der Gevatter Tod und er sahen einander zum erstenmale tief in die Augen. Jetzt war die Zeit gekommen, daß sie einander kennen lernen sollten.

Aber wunderbar! Als sie erst einmal angefangen hatten, konnten sie nicht wieder aufhören. Tippe blieb stehen und schaute und schaute, und seine Augen wurden immer heller und klarer dabei. Hinter ihm ward die Thür geöffnet, aber er merkte es nicht.

Was machst du denn da, Tippe? fragte die Stimme des alten Jens.

Alter Jens! rief er, ohne sich jedoch stören zu lassen. Dort sitzen zwei Engel in den Augen des Todes, die sehen mich so freundlich an!

Was redest du da, kleiner Tippe? fragte der alte Jens und trat näher.

Die haben die Vorhänge weggezogen und nun kann ich weit hinein sehen — o so weit! Und da kommen und gehen so viele Gesichter! Und alle Menschen, die ihre Augen zugemacht haben, bilden nun zwei große Flügel, die hoch hinauffliegen in die Luft!

Einen Augenblick blieb er regungslos stehen und schaute und schaute.

Mutter! Mutter! rief er dann plötzlich. Bist du da? Mutter, sieh mich doch noch einmal an, geh nicht fort, ach bitte, geh nicht fort!

Das klang so flehend, und ein so rührender Kummer lag in Tippes kleinem Gesicht, und die Thränen liefen über seine Wangen, sodaß dem alten Jens ganz eigen dabei zu Mute ward.

Sie war da, alter Jens! Aber warum wollte sie nicht bleiben? fragte Tippe mit seiner klagenden Stimme. Versuche du es doch einmal, vielleicht kannst du sie wiederfinden!

Und leise stieg er herab, und dann blickte der alte Jens voll stummer Verwunderung in die Augen des Todes. Und der Tod macht keinen Unterschied, er entschleierte dem matten Blicke des alten Jens dieselben Wunder, die er vorher Tippes klaren Kinderaugen entfaltet hatte.

Aus den Augen des Todes sahen zwei lächelnde Engelsköpfe hervor, und die schauten ihn so mild und freundlich an, als wollten sie eine Freudenbotschaft verkünden und als sehnten sie sich darnach, sie ihm zu überbringen. Je länger er dortstand, desto freundlicher blickten sie ihn an, und am Ende verstand er ihr Lächeln. Sie hatten die großen, dunkeln Vorhänge weggezogen, die bis dahin die Augen des Todes verhüllt hatten, und hinter den Augenhöhlen wölbte

sich viel Raum, der tiefer und tiefer ward, je länger man hineinstarrte, bis es schließlich schien, als grenze er an die Unendlichkeit. Und es sah aus, als erglänzte aus der tiefsten Tiefe, dort, wohin das Auge nicht mehr reichen konnte, ein gedämpftes Licht, das wechselnd und geheimnisvoll war wie der Sternenschimmer in der Nacht. Ein Antlitz nach dem andern tauchte in diesem Lichte auf und verschwand wieder, ohne daß man es hätte halten können. Dem alten Jens wollte es scheinen, daß Gesichter, die er einst gekannt und über die er selber den Grabeshügel gewölbt hatte, vor ihm aufstiegen und ihm zulächelten; aber ehe er sich noch richtig darauf besinnen konnte, waren sie auch schon wieder fort. Und als seine Augen auf die bleichen Scharen fielen, die der Gestalt des Todes folgten, da bildeten sie zwei mächtige, weiße Flügel, die zum Himmel aufflogen.

Hast du sie gesehen? fragte Tippe eifrig.

Gewiß habe ich sie gesehen! antwortete der alte Jens, aber es klang, als wären seine Gedanken weit, weit fort. Es war mir, als stünde sie da vor mir, eben so jung, so sanft und gut, wie ich sie in meiner Jugendzeit gesehen habe, vor langen, langen Jahren! Ach ja! Nun ist sie tot und hin! Und der alte Jens trocknete seine Augen, starrte gedankenvoll vor sich hin und fuhr fort: Es war mir, als winkte sie mir, ihr zu folgen! Nun ja, wer weiß, es mag wohl auch bald an der Zeit sein, daß der Tod mich haben will!

Tippe hatte dagestanden und ihn verwundert angesehen, denn er hatte ein Gefühl, als spräche der alte Jens gar nicht mit ihm. Bei den letzten Worten aber überkam ihn eine unsägliche Angst, die legte sich auf sein Herz, und er fühlte, daß das Geheimnis jetzt heraus müsse, damit es nicht auch für den alten Jens zu spät käme. Darum setzte er sich auf seinen Schoß, schmiegte sich fest an ihn und flüsterte: Halte deine Augen offen, wenn der Tod kommt, dann hat er keine Macht über dich!

Ja, das war Tippes Geheimnis, das sich endlich Luft machte, und er hatte guten Grund, daran zu glauben. Hatte es ihn doch festgehalten, als der Tod schon die Arme nach ihm ausstreckte, an ihm war die Strenge des Todes gescheitert, es hatte ihn an die Hand genommen und ihn das tiefste Geheimnis des Todes schauen und erkennen lassen — er hatte den Schatz gefunden, den der Gevatter Tod in sich barg!

Aber das alles verstand der alte Jens nicht. Er schüttelte nur seinen Kopf und dachte, daß es etwas gäbe, was tausendmal härter sei als der Tod, nämlich den kleinen Knaben hergeben zu müssen, den er in seinen Armen hielt. Und als Tippe aufschaute, um zu sehen, ob das Geheimnis seine Wirkung ausübe, da sah er, daß der alte Mann ganz bleich geworden war. Ob er träumte, weil er die begraben sollte, die ihm das Liebste auf Erden geworden war? Tippe wußte es nicht, aber ein inneres Gefühl trieb ihn, sein Haupt an die Brust des alten Jens zu legen und ganz still dazusitzen.

Es wurde Abend. Die Dämmerung senkte sich allmählich herab, und noch immer saß der alte Jens still und unbeweglich da. In seiner Seele kämpfte er einen Kampf mit der letzten Lektion, die er lernen sollte, die war so schwer, daß er fast darüber verzweifelte. Aber Tippe war ja noch bei ihm und half ihm, wie er zu thun pflegte. Er saß auf seinem Knie, sein Haupt ruhte an seiner Brust, dort träumte er seine eignen kindlichen Träume und lehrte ihn dabei Stück für Stück die schwere Lektion. Und dies geschah nicht minder eindringlich und wohlredend, weil Tippe selber nichts davon ahnte. Es kam kein Wort über seine Lippen, und doch war es dem alten Jens, als redete die kleine schweigsame Gestalt mit ihm und sagte: Es ist ein hochheiliger Abend, und ich sitze hier und lausche. Aber wo ist jemand, der mir erzählen könnte, was man an einem solchen Abend einem so kleinem Kinde wie mir erzählen muß?

Nein, hier ist niemand, der dir das erzählen könnte, kleiner Tippe, antwortete es im Herzen des alten Jens. Wie könnte das auch so ein armer, alter Kerl wie ich! Ich muß ja selber noch so vieles lernen!

Hier sitze ich Abend für Abend und träume, und da ist so mancherlei, was ich gern wissen möchte, fuhr die kleine Gestalt fort. Aber wie soll ich das nur erfahren?

Du armes Kind! lautete die Antwort im Herzen des alten Jens. Ich verstehe es auch nicht besser als du; ich habe es auch bis jetzt selber nicht gewußt, wie armselig es mit mir bestellt ist.

Und es war ihm, als erwiederte der Kleine: Es ist heiliger Abend! Da freut sich Groß und Klein! Selbst das ärmste Kind hat jemand, der ihm heute eine Freude bereitet. Wer aber denkt daran, mir eine Freude zu machen? Und wer soll mich hegen und pflegen, und wer soll alles das für mich thun, dessen ein so kleines Kind bedarf, denn ich bin ja doch nur ein kleines Kind!

Ach du lieber Gott, vergieb mir meine Schuld! flehte es in dem Herzen des alten Jens. Es war eine Sünde, daß ich den kleinen Tippe bei mir behalten wollte, ich bin ja ein armer, hilfloser Mann! Aber ich meinte es ja nicht böse, und ich will ja auch alles wieder gut machen, soweit es in meinen Kräften steht!

Der alte Jens richtete plötzlich seine zusammengesunkene Gestalt auf, schlang seine beiden Arme um den kleinen Burschen, der auf seinen Knieen saß, und sagte mit lauter, sicherer Stimme: Der liebe Gott beschütze dich, Tippe! Er segne dich für alle die Freude, die du einem armen, alten Manne bereitet hast, aber jetzt muß es vorbei sein damit!

Und damit war es vorbei. Die Schule war aus, der alte Jens hatte den letzten, schwersten Kampf gekämpft, er hatte seine Lektion begriffen. Tippe hatte ihn die schwerste Kunst gelehrt, die Kunst, das, was man lieb hat, mehr zu lieben als sich selbst. Und nun war die Zeit der Erholung und des Ge-

nießens auch für den alten Jens gekommen. Es war, als fiele eine schwere Last von seinem Herzen, und eine nie gekannte Seligkeit erfüllte seine Brust.

Aber was war das? Es war allmählich finster um sie her geworden, aber aus der Hinterstube fiel durch die geborstene Thür plötzlich ein heller Lichtschimmer in das Dunkel, das sie umgab. Er hörte leise Fußtritte, die sich zu entfernen schienen, dann wurde eine Thür schnell ins Schloß geworfen. Aber ehe Jens noch Zeit hatte, sich darüber zu verwundern, hatte eine weiche Hand sich in die seine gelegt und ihn mit sich fortgezogen. Die Thür flog auf, und der Glanz des Weihnachtsbaumes strömte ihm blendend entgegen.

Das alles ist dein, alter Jens! rief Tippe und klatschte freudestrahlend in seine Hände. Aber ehe du daran pflücken darfst, mußt du erst mit mir um den Baum herumgehen und singen!

Und nun nahm Tippe das alte Kind bei der Hand, ging mit ihm um den Baum herum und sang mit heller, klarer Stimme, bis der alte Jens mit einfiel, erst schwach und zitternd, dann lauter und lauter, immer sicherer werdend:

Ein Stern mit Wunderpracht,
O seht, ist aufgegangen!
Verschwunden ist die Nacht,
Die schwer uns hielt umfangen.
Hosianna in der Höh!

Ein König Einzug hält,
Das will der Stern verkünden,
Ein Retter dieser Welt,
Ein Heiland unsrer Sünden.
Hosianna in der Höh!

Geringer Herberg Dach
Hat Jesum aufgenommen,
Ein Kindlein arm und schwach
Ist er zu uns gekommen.
Hosianna in der Höh!

Ach Herr, durch meine Schuld
Hast du dein Reich verloren,
Für mich hast voll Geduld
Solch niedrig Loos erkoren!
Hosianna in der Höh!

Da liegt mein Jesulein
Auf hartem Stroh, doch fließet
Um ihn ein lichter Schein,
Den jener Stern ergießet.
Hosianna in der Höh!

Und Engel dienend stehn
Um ihn an seiner Krippen,
Die neigen sich gar schön,
Hold tönt's von ihren Lippen
Hosianna in der Höh!

Und Engel halten Wacht
Ums niedre Haus, die singen,
Daß durch die heil'ge Nacht
Es zieht mit süßem Klingen
Hosianna in der Höh!

Und aufwärts dringt der Schall,
Empor zum Sternenkreise
Des Himmels Chöre all
Einstimmen in die Weise
Hosianna in der Höh!

Den Gesang hatte die Mutter ihrem Tippe und dem alten Jens im vorigen Jahre gelehrt, und Tippe und die Mutter des kleinen Knaben hatten ihn fleißig geübt, während sie den Tannenbaum aufputzten. Und klang er auch nur schwach und lallend, so paßte er doch wunderbar gut zu dem Lobliede, mit dem die Engel an jenem Abend ausflogen, und weder Tippes dünnes Stimmchen, noch die gebrochenen Töne des alten Jens verletzten die Ohren der himmlischen Heerscharen.

Einen solchen Weihnachtsbaum wie diesen und eine solche Weihnachtsfreude wie die, welche jetzt das Herz des kleinen Tippe erfüllte, gab es an jenem Abend nirgends in der weiten Welt.

Aber Tippe! Aber Tippe! Was ist das nur alles! fragte der alte Jens einmal über das andre und sah ganz verwirrt dazu aus.

Es ist dein, alter Jens, alles, alles gehört dir! sagte Tippe wieder und wieder mit strahlenden Augen. Komm doch nur und pflück dir etwas ab, es gehört dir ja ganz allein!

Solche Tüten wuchsen sonst nicht an den Bäumen, das wußte Tippe wohl, denn er hatte selber von jeder genascht, um sich davon zu überzeugen. Und die Geschenke! Ja, die waren wie für diesen Zweck gemacht. Da war eine Schachtel mit Bäumen und Klötzen, mit denen man einen Friedhof und eine Kirche aufbauen konnte — so recht passend für die Neigungen eines alten Totengräbers. „Dem artigen Kinde!" stand auf dem Deckel zu lesen. Das hatte die Mutter ihrem Tippe erklärt, und war denn der alte Jens nicht ein artiges Kind gewesen? Ja, er war artiger und artiger geworden, je älter er ward, und das war ja gerade das Schöne bei der Sache.

„Für ein Kind, das in der Schule fleißig gewesen ist!" stand mit großen, goldnen Buchstaben auf einem wunderschönen Bilderbuche. Und war denn der alte Jens nicht fleißig und treulich zur Schule gegangen? Ja, wahrhaftig! das war der Fall gewesen, und er hatte sich die Lehren derselben alle angeeignet, die schweren wie die leichten. Niemand hatte das Geschenk mehr verdient, als gerade er. Aber er wußte es selber nicht, und nun stand er da wie aus den Wolken gefallen und starrte die ganze Herrlichkeit an.

Freust du dich auch recht, alter Jens? fragte Tippe und streckte ihm die Arme voller Glückseligkeit entgegen.

Da schloß ihn der alte Jens in seine Arme und beugte das graue Haupt auf seine Locken herab, während ihm heiße Thränen aus den Augen strömten. Und Weihnachtsfreude war ebensowohl in den Thränen des alten Jens wie in Tippes Glückseligkeit, und die Wände des alten Hauses strahlten sie zurück, und aus dem dunkeln Zimmer, zu dem die Thür geöffnet war, schaute der Tod mit seinem Lächeln zu ihnen herüber.

Und da mußte gerade die alte Glocke, die so viele Jahre hindurch die bittern Gedanken des alten Jens über das Dorf hin hatte erschallen lassen, jetzt auch mit einstimmen und seine Weihnachtsfreude einläuten! Sie brach ihr Schweigen, und tief und ernst wie immer schallten ihre Töne in die Stille des Abends hinaus, aber es lag heute ein eigenartiger Jubel in dem Liede, das der alte Jens ihr gelehrt hatte:

Kling klang!
Der Tag ist verglommen.
Kling klang!
Der Tod wird kommen.

Entsetzt fuhr der alte Jens auf, er blickte um sich, als wüßte er nicht recht, ob er wache oder träume. Hatte denn die Glocke plötzlich Macht bekommen, ihre Zunge selber zu bewegen, oder war es ein Zauber, der sie gerührt hatte? Und welche Macht der Welt hatte ihn dazu gebracht, die Glocke, wie die Kirche, das ganze Dorf und sich selber zu vergessen, ihn, der doch stets auf seinem Platze gewesen war, so sicher wie der Tod?

Nur einen Augenblick durchkreisten die Gedanken in wildem Taumel sein Gehirn, dann wandte er dem hellen Glanze des Weihnachtsbaumes den Rücken, sprang durch das dunkle Zimmer, so schnell ihn seine alten Beine tragen wollten, und war mit einem Satze zum Hause hinaus.

Erst Tippe! rief der Kleine, der wohl wußte, um was es sich handelte. Er hielt gerade ein paar brennende Wachslichter in der Hand und freute sich an der hellen Flamme. Aber ohne sich zu besinnen, warf er sie zur Erde und eilte davon. Und plötzlich flackerte, flammte und leuchtete es in dem dunkeln Zimmer, und bei dem unsichern Scheine trat die Gestalt des Todes hervor, immer größer, immer deutlicher werdend. Es war, als hätte er plötzlich Leben und Bewegung angenommen und stiege nun aus dem Bilde heraus, um den Eilenden zu folgen. Aber niemand sah es.

Beim schwachen Lichte der Sterne arbeitete sich der alte Jens keuchend und stöhnend über die weiße Schneefläche dahin, aber die behenden Beinchen des kleinen Tippe überholten ihn bald.

Hurrah! Erst Tippe! rief er noch einmal, er war ja daran gewöhnt, dem Alten den Weg zu zeigen.

Da knackte es in dem dünnen Eise, das sich über dem Loch gebildet hatte, welches die Knaben gehauen hatten — es lag wie ein glänzender Edelstein mitten in dem weißen Schnee. Ein plätscherndes, gurgelndes Geräusch ward hörbar, und dann war der kleine Tippe verschwunden. In einem einzigen Augenblicke war das alles geschehen, keine Klage, kein Laut war über seine Lippen gekommen. Aber hinter ihm ertönte ein heller Schrei, wie von einer Stimme, die lange heiser gewesen ist und die nun plötzlich in wilder Verzweiflung bricht.

Tippe! rief die Stimme des alten Jens zum letztenmale mit markerschütterndem Klang in den stillen Abend hinaus, sodaß es weithin schallte, dann stürzte er vorwärts.

Und noch einmal knackte und krachte das dünne Eis; wie ein leiser Seufzer entstieg es der wogenden Masse und lief unter dem Eise hin wie ein ersterbender Ton, und dann war auch der alte Jens verschwunden.

Aber Tippe hörte es nicht und merkte es auch nicht, er ging ein in eine neue Welt, er wußte selber nicht wie. Weit hinab in die dunkle, kalte Tiefe schoß er gleich einem Pfeil. Das Eis legte seine Hand auf ihn, das strömende Wasser schloß die Thür hinter ihm ab, und wunderbare, wirre Töne klangen in seine Ohren, sausten und brausten an ihm vorüber. Einen Augenblick war

es ihm, als wenn er darin verschwinden müsse. Ein Schauer durchzitterte ihn vom Scheitel bis zur Sohle, er hatte ein Gefühl, als wenn sich eine erstickende Macht auf seinen Kopf und sein Herz lege und ihn zwinge, die Augen zu schließen.

Wo war er, und wohin ging er? War das der Tod, der die Arme nach ihm ausstreckte und ihm die Hand auf die Augen legte, um ihn zu fangen? Gleich einer stillen, feierlichen Verwunderung ging dieser Gedanke durch seinen Sinn, aber es mischte sich keine Angst hinein. Das große Geheimnis tauchte in seiner Erinnerung auf, seine Augen öffneten sich von selber, und er starrte vor sich hin. Die Wasser wichen zur Seite, durch die Finsternis dämmerte ein schwacher Lichtschein, und nun erblickte Tippe die großen, schwarzen Augen, die er so gut kannte, und die breiten Backenknochen und die schimmernd weißen Zähne, und das alles kam langsam auf ihn zu, immer näher und näher.

Du bist der Tod! sagte Tippe. Ich weiß es wohl, aber ich mache meine Augen nicht zu!

Seine Lippen bewegten sich nicht dabei, die Worte kamen selber aus seinem Innern, sie umtönten ihn, ohne daß er es selbst wußte, woher sie kamen, so glockenrein, so silberhell, und ihm wurde ganz leicht ums Herz dabei. Und das Antlitz des Todes nickte ihm zu, und wie er so dastand und es unverwandt anstarrte, nahmen die hohlen Wangen Farbe und Fülle an, das spöttische Lächeln mit all seinem heimlichen Grausen schmolz, und die großen, schrecklichen Augen erhielten Glanz und Milde, und in goldigen Wogen umflutete ihn das immer heller werdende Licht.

Da stand ein Saal, hoch und weit, mit krystallnen Wänden. Perlen tröpfelten mit klingendem Fall von der Decke herab auf den Boden, Melodien strömten in schmelzenden Tönen aus allen Ecken und Winkeln, und mitten im Saale stand der Gevatter Tod als herrlicher Engel und wandte Tippe sein himmlisches Antlitz zu, sodaß diesem heiße Thränen aus den Augen stürzten und tausendfarbige Strahlen davor flammten.

Ich bin der Tod! sagte der Engel so mild und liebreich. Ich habe dich geliebt, Tippe, seit du ein winzig kleiner Knabe warst, und ich habe den Weg für deinen Fuß geebnet und dir die Herzen der Menschen zugewandt. Ich flüsterte dir das Geheimnis in deinen Kindessinn. Das war mein Patengeschenk für dich! Das lehrte dich, die Augen offen zu halten, sodaß sich der Zauber löste und dein Herz nicht bebte, als ich meine Hand auf dich legte. Schau auf, mein kleiner Tippe, ich liebe dich auch noch jetzt, und ich schenke dir die ewige Freude!

Der Gevatter Tod winkte mit seiner Hand, und die Wände des Saales teilten sich, und bis weit hinaus in die Ferne breitete sich ein Land aus voller Licht und Herrlichkeit, sodaß Tippes Augen den Glanz kaum ertragen konnten. Aber er kannte das Land — es war ja dasselbe Land, welches im Nebel da-

gelegen hatte, als er in die Augen des Todes geschaut hatte. Jetzt schien die Klarheit des Himmels darauf, und ein Ausdruck unaussprechlicher Glückseligkeit lag über der ganzen Schaar ausgebreitet, die von dem Flügel getragen dahinschwebte.

Mutter! rief Tippe wie damals. Ich sehe dich im Licht! O Vater — ich kenne dich. Du breitest die Arme nach mir aus. Nimm mich mit, nimm mich mit! Ach, nimm mich doch mit!

Aber was für eine Stimme war das, die jetzt dicht hinter ihm ertönte?

Warte doch einen Augenblick, kleiner Tippe! Warte doch! flehte sie. Du hast mich bis hierher mitgenommen, du mußt mich nun auch weiter führen!

Und der Gevatter Tod nickte mit seinem milden Lächeln, und Tippe nahm den alten Jens bei der Hand und führte ihn vorwärts.

Da erglänzte ein Stern in der Höhe, und es erklang ein Loblied im Himmel. Es war, als wären Tippes Augen geblendet, als sauste es vor seinen Ohren, aber es war ihm, als stünde der Weihnachtsbaum des Himmels vor ihm, und das Christkind selber mit dem hellen Glorienschein um die Stirn und der göttlichen Liebe in den Augen und alle die himmlischen Heerscharen umstünden den Baum und sängen: Hosianna in der Höhe!

Als er aber seine Augen aufhob, um in das milde Antlitz Gottes zu schauen, da strömte ein blendender Glanz auf ihn herab. Ein Beben durchzuckte ihn, seine Augen schlossen sich von selber, und der Gevatter Tod hob ihn auf seine starken Schwingen. Die ewige Liebe nahm den kleinen Tippe zu sich, Gott küßte ihn auf die Augen, und mit diesem Kuß war Tippe der Erde entrückt, flog er hinein in den Himmel, und den alten Jens nahm er im Fluge mit sich! —

Aber in dem kleinen Dorfe auf der Erde waren nur wenige Minuten vergangen, die alte Kirchenglocke hatte die beiden schon eingeläutet in die ewige Weihnachtsfreude des Himmels. Da schwieg sie plötzlich, als hätte sie ihr Werk vollendet und wollte nun ruhen nach der Arbeit und still darüber nachsinnen. Und Bewegung und Verwirrung kam in das Dorf.

Der gelle Schrei war darüber hingegangen und hatte die Bewohner aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, wie sehr sie auch im Genusse ihrer Weihnachtsfreuden vertieft waren. Er war wie eine unheilverkündende Botschaft an ihre Ohren gedrungen und hatte ihre Herzen mit Entsetzen erfüllt, und jetzt strömten sie von allen Seiten herbei. Und draußen auf dem Teiche stand der Schulmeister mit seiner Laterne — er hatte die Glocke im Stich gelassen und war heraus geeilt.

Dort muß jemand ertrunken sein! sagte er. Es ist ein Loch im Eise, und was schwimmt denn da?

Das ist die Mütze des alten Jens! rief einer.

Und das Tuch des kleinen Tippe! Ich kenne es! fiel die Frau des Schulmeisters ein, denn auch sie war hierher geeilt. Herr du mein Gott! liegt der

da unten in der kalten, schwarzen Tiefe? Niemand konnte ihn ansehen, ohne ihn lieb zu gewinnen, und noch vor wenigen Stunden war er so froh und so glücklich! Armer, kleiner Tippe!

Und dann gab ihm die Mutter des kleinen Knaben den letzten Rest ihres Weihnachtsgeschenkes. Sie neigte ihr Haupt und weinte über ihn, wie sie wünschte, daß eine andre Mutter über ihren kleinen Jungen weinte, wenn sie tot gewesen und davon gegangen wäre. Es ist herrlich, zu den ewigen Freuden des Himmels einzugehen, aber Thränen müssen auf das Grab fallen. Dann sprossen die Blumen darauf, und die Erinnerung grünt zum Segen für die Hinterbliebenen!

Wie sich das aber alles zugetragen hatte? Darüber nachzudenken, war keine Zeit an jenem Abend, denn plötzlich, wie sie noch alle so dastanden, schlugen die hellen Flammen aus dem Hause des alten Jens. Auch das hatte sein Tagewerk vollendet, und wieder erklangen die Töne der Glocke und läuteten auch das zur Ruhe — es lag in Schutt und Asche, ehe der Weihnachtsabend zu Ende ging.

Und alle die Berechnungen, welche die klugen Leute des Dorfes gemacht und deren Früchte sie herbeigesehnt hatten, wurden damit zu Staub und Asche. Niemand erfuhr jemals, wie viel der alte Jens zusammengespart hatte, und niemand erfuhr, was aus dem Tode herauszuschlagen gewesen wäre, wenn man das Bild an den rechten Mann gebracht hätte. Das lag alles unter der Asche des alten Hauses begraben, und das war im Grunde sehr ärgerlich. Aber ein Trost war doch dabei.

Es ist nur gut, daß wir auf diese Weise den Tod losgeworden sind, sagten sie. Denn man mag sagen, was man will, es ist niemals gut, so etwas stets vor Augen zu haben und es Tag für Tag anzustarren — das haben wir ja immer gesagt, und nun haben wir den Beweis.

Ob sie nun aber auch ganz sicher waren, daß er nicht, ehe sie sichs versahen, wieder mitten unter ihnen stehen würde, das ist freilich eine andre Frage, denn der Gevatter Tod hat eine eigne Weise, stets dort aufzutauchen, wo man ihn am wenigsten erwartet. Eins steht fest: Abend für Abend ließ die Glocke ihren Gesang ertönen, den der alte Jens sie gelehrt hatte:

Kling klang!
Der Tag ist verglommen.
Kling klang!
Der Tod wird kommen.



Literatur.

Die Schulgesetzgebung des Herzogs August des Jüngern von Braunschweig-Wolfenbüttel. Von Prof. Fr. Koldewey, Direktor des Realgymnasiums in Braunschweig. 1887.

Diese gelehrte schulgeschichtliche Abhandlung, welche zur Jubelfeier der Göttinger Universität erschienen ist, wird der Hauptsache nach den Fachzeitschriften zu überlassen sein. Der Verfasser aber hat sein Thema so geschickt bearbeitet, daß auch ein gewöhnlicher Leser ihm gern folgen wird. Er führt uns in die Nachwirkungen des dreißigjährigen Krieges, wie sie auf dem Schulgebiete hervortreten, um von 1646 an die bessernde Thätigkeit des Herzogs August darzustellen, die nicht ohne Einfluß des von Calixt in Helmstedt gepflegten mildern Luthertums bleiben konnte. Schon 1647 wird die allgemeine Schulpflicht festgesetzt. Die „Schulordnung" vom Jahre 1651 sollte das ganze Schulwesen regeln. Für die untersten Schulen ist der Religion, als dem Mittelpunkte des ganzen Unterrichts, die größte Beachtung zugewandt. Die mittlern Schulen, in mäßiger Zahl vorhanden, sollten auch Latein, Griechisch, Rechnen und Musik nach ihren Anfängen treiben, um so auf die „großen Schulen" vorzubereiten, die in der Art unsrer Gymnasien gedacht waren. Das Lateinische blieb die Hauptsache, das Griechische trat zurück, nur leichtere Schriftsteller wurden gelesen, zum Teil sehr wenig geeignete, von Homer nur einige Abschnitte, Plato, Demosthenes und Sophokles gar nicht, auch nicht das Neue Testament. Für die Aufsicht über die höhern Schulen war ein besondrer (reisender) Generalinspektor vorhanden, damals ein seltener Posten.

Der Verfasser bespricht auch die „Klosterordnung" von 1655. Die in diesen (evangelischen) Klöstern verbliebenen, in Verfall geratenen Schulen sollten nunmehr gewöhnliche Elementarschulen werden. Aber dies wurde nicht ausgeführt, jene Klosterschulen (drei bis vier) blieben Lateinschulen, bez. Alumnate, wiewohl auch sie nicht recht zur Blüte kamen, ja nach und nach ganz verschwanden.



Zur Beachtung.

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 1. Vierteljahr ihres 47. Jahrganges, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten um schleunige Erneuerung des Abonnements.

Leipzig, im Dezember 1887. **Die Verlagshandlung.**

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.


Princeton University Library
32101 064095399

